Hyperion

oder

der Eremit in Griechenland

von

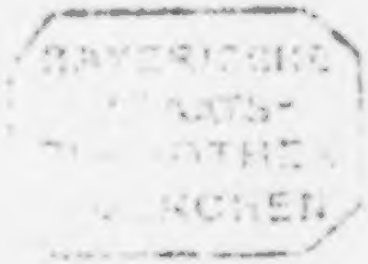
Friederich Hölderlin.

Erster Band.

Zweyte Auflage.

Stuttgart und Tübingen.
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
1822.

Non coerceri maximo, contineri minimo, divinum est.



Vorrede.

Ich verspräche gerne diesem Buche die Liebe der Deutschen. Aber ich fürchte, die einen werden es lesen, wie ein Compendium, und um das fabula docet sich zu sehr bekümmern, indeß die andern gar zu leicht es nehmen, und beide Theile verstehen es nicht.

Wer bloß an meiner Pflanze riecht, der kennt sie nicht, und wer sie pflükt, bloß, um daran zu lernen, kennt sie auch nicht.

Die Auflösung der Dissonanzen in einen gewissen Charakter ist weder für das bloße Nachdenken, noch für die leere Lust.

Der Schauplaz, wo sich das Folgende zutrug, ist nicht neu, und ich gestehe, daß ich einmal kindisch genug war, in dieser Rükſicht eine Veränderung mit dem Buche zu versuchen,

aber ich überzeugte mich, daß er der einzig Angemeſſene für Hyperions elegiſchen Charakter wäre, und ſchämte mich, daß mich das wahrſcheinliche Urtheil des Publikums ſo übertrieben geſchmeidig gemacht.

Ich bedaure, daß für jetzt die Beurtheilung des Plans noch nicht jedem möglich iſt. Aber der zweite Band ſoll ſo ſchnell, wie möglich folgen.

Erstes Buch.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Hyperion an Bellarmin.

Der liebe Vaterlandsboden giebt mir wieder Freude und Leid.

Ich bin jetzt alle Morgen auf den Höhn des Korinthischen Isthmus, und, wie die Biene unter Blumen, fliegt meine Seele oft hin und her zwischen den Meeren, die zur Rechten und zur Linken meinen glühenden Bergen die Füße kühlen.

Besonders der Eine der beiden Meerbusen hätte mich freuen sollen, wär' ich ein Jahrtausend früher hier gestanden.

Wie ein siegender Halbgott, wallte da zwischen der herrlichen Wildniß des Helikon und Parnaß, wo das Morgenroth um hundert überschneite Gipfel spielt, und zwischen der paradiesischen Ebene von Sycion der glänzende Meerbusen herein, gegen die Stadt der Freude, das jugendliche Korinth, und schüttete den erbeuteten Reichthum aller Zonen vor seiner Lieblingin aus.

Aber was soll mir das? Das Geschrei des Jakals, der unter den Steinhaufen des Alterthums sein wildes Grablied singt, schrekt ja aus meinen Träumen mich auf.

Wohl dem Manne, dem ein blühend Vaterland das Herz erfreut und stärkt! Mir ist, als würd' ich in den Sumpf geworfen, als schlüge man den Sargdekel über mir zu, wenn einer an das meinige mich mahnt, und wenn mich einer einen Griechen nennt, so wird mir immer, als schnürt' er mit dem Halsband eines Hundes mir die Kehle zu.

Und siehe, mein Bellarmin! wenn manchmal mir so ein Wort entfuhr, wohl auch im Zorne mir eine Thräne in's Auge trat, so kamen dann die weisen Herren, die unter euch Deutschen so gerne spuken, die Elenden, denen ein leidend Gemüth so gerade recht ist, ihre Sprüche an zu bringen, die thaten dann sich gütlich, ließen sich beigehn, mir zu sagen: klage nicht, handle!

O hätt' ich doch nie gehandelt! um wie manche Hoffnung wär' ich reicher! —

Ja, vergiß nur, daß es Menschen giebt, darbendes, angefochtenes, tausendfach geärgertes Herz! und kehre wieder dahin, wo du ausgingst,

in die Arme der Natur, der wandellosen, stillen und schönen.

Hyperion an Bellarmin.

Ich habe nichts, wovon ich sagen möchte, es sey mein eigen.

Fern und todt sind meine Geliebten, und ich vernehme durch keine Stimme von ihnen nichts mehr.

Mein Geschäft auf Erden ist aus. Ich bin voll Willens an die Arbeit gegangen, habe geblutet darüber, und die Welt um keinen Pfenning reicher gemacht.

Ruhmlos und einsam kehr' ich zurük und wandre durch mein Vaterland, das, wie ein Todtengarten, weit umher liegt, und mich erwartet vielleicht das Messer des Jägers, der uns Griechen, wie das Wild des Waldes, sich zur Lust hält.

Aber du scheinst noch, Sonne des Himmels! Du grünst noch, heilige Erde! Noch rauschen die Ströme in's Meer, und schattige Bäume säuseln im Mittag. Der Wonnegesang des Frühlings singt meine sterblichen Gedanken in Schlaf. Die

Fülle der allebendigen Welt ernährt und sättiget mit Trunkenheit mein darbend Wesen.

O selige Natur! Ich weiß nicht, wie mir geschiehet, wenn ich mein Auge erhebe vor deiner Schöne, aber alle Lust des Himmels ist in den Thränen, die ich weine vor dir, der Geliebte vor der Geliebten.

Mein ganzes Wesen verstummt und lauscht, wenn die zarte Welle der Lust mir um die Brust spielt. Verloren in's weite Blau, blik' ich oft hinauf an den Aether und hinein in's heilige Meer, und mir ist, als öffnet' ein verwandter Geist mir die Arme, als löst'e der Schmerz der Einsamkeit sich auf in's Leben der Gottheit.

Eines zu seyn mit Allem, das ist Leben der Gottheit, das ist der Himmel des Menschen.

Eines zu seyn mit Allem, was lebt, in seliger Selbstvergessenheit wieder zu kehren in's All der Natur, das der Gipfel der Gedanken und Freuden, das ist die heilige Bergeshöhe, der Ort der ewigen Ruhe, wo der Mittag seine Schwüle und der Donner seine Stimme verliert und das kochende Meer der Woge des Kornfelds gleicht.

Eines zu seyn mit Allem, was lebt! Mit diesem Worte legt die Tugend den zürnenden Har-

nisch, der Geist des Menschen den Zepter weg, und alle Gedanken schwinden vor dem Bilde der ewig einigen Welt, wie die Regeln des ringenden Künstlers vor seiner Urania, und das eherne Schiksal entsagt der Herrschaft, und aus dem Bunde der Wesen schwindet der Tod, und Unzertrennlichkeit und ewige Jugend beseliget, verschönert die Welt.

Auf dieser Höhe steh' ich oft, mein Bellarmin! Aber ein Moment des Besinnens wirft mich herab. Ich denke nach und finde mich, wie ich zuvor war, allein, mit allen Schmerzen der Sterblichkeit, und meines Herzens Asyl, die ewig einige Welt, ist hin; die Natur verschließt die Arme, und ich stehe, wie ein Fremdling, vor ihr, und verstehe sie nicht.

Ach! wär' ich nie in eure Schulen gegangen. Die Wissenschaft, der ich in den Schacht hinunter folgte, von der ich, jugendlich thöricht, die Bestätigung meiner reinen Freude erwartete, die hat mir alles verdorben.

Ich bin bei euch so recht vernünftig geworden, habe gründlich mich unterscheiden gelernt von dem, was mich umgiebt, bin nun vereinzelt in der schönen Welt, bin so ausgeworfen aus dem Garten

der Natur, wo ich wuchs und blühte, und vertrolne an der Mittagssonne.

O ein Gott ist der Mensch, wenn er träumte ein Bettler, wenn er nachdenkt, und wenn die Begeisterung hin ist, steht er da, wie ein mißrathener Sohn, der der Vater aus dem Hause stieß, und betrachtet die ärmlichen Pfenninge, die ihm das Mitleid auf den Weg gab.

Hyperion an Bellarmin.

Ich danke Dir, daß Du mich bittest, Dir von mir zu erzählen, daß Du die vorigen Zeiten mir in's Gedächtniß bringst.

Das trieb mich auch nach Griechenland zurük, daß ich den Spielen meiner Jugend näher leben wollte.

Wie der Arbeiter in den erquikenden Schlaf, sinkt oft mein angefochtenes Wesen in die Arme der unschuldigen Vergangenheit.

Ruhe der Kindheit! himmlische Ruhe! wie oft sieh' ich stille vor dir in liebender Betrachtung, und möchte dich denken! Aber wir haben ja nur Begriffe von dem, was einmal schlecht gewesen

und wieder gut gemacht ist; von Kindheit, Unschuld haben wir keine Begriffe.

Da ich noch ein stilles Kind war und von dem allen, was uns umgiebt, nichts wußte, war ich da nicht mehr, als jetzt, nach all den Mühen des Herzens und all dem Sinnen und Ringen?

Ja! ein göttlich Wesen ist das Kind, so lang es nicht in die Chamäleonsfarbe der Menschen getaucht ist.

Es ist ganz, was es ist, und darum ist es so schön.

Der Zwang des Gesetzes und des Schikſals betastet es nicht; im Kind' ist Freiheit allein.

In ihm ist Frieden; es ist noch mit sich selber nicht zerfallen. Reichthum ist in ihm; es kennt sein Herz, die Dürftigkeit des Lebens nicht. Es ist unsterblich, denn es weiß vom Tode nichts.

Aber das können die Menschen nicht leiden. Das Göttliche muß werden, wie ihrer einer, muß erfahren, daß sie auch da sind, und eh' es die Natur aus seinem Paradiese treibt, so schmeicheln und schleppen die Menschen es heraus, auf das

Feld des Fluchs, daß es, wie sie, im Schweiße des Angesichts sich abarbeite.

Aber schön ist auch die Zeit des Erwachens, wenn man nur zur Unzeit uns nicht wekt.

O es sind heilige Tage, wo unser Herz zum erstenmale die Schwingen übt, wo wir, voll schnellen feurigen Wachsthums dastehn in der herrlichen Welt, wie die junge Pflanze, wenn sie der Morgensonne sich aufschließt, und die kleinen Arme dem unendlichen Himmel entgegenstrekt.

Wie es mich umher trieb an den Bergen und am Meeresufer! ach wie ich oft da saß mit klopfendem Herzen, auf den Höhen von Tina, und den Falken und Kranichen nach sah, und den kühnen fröhlichen Schiffen, wenn sie hinunter schwanden am Horizont! Dort hinunter! dacht' ich, dort wanderst du auch einmal hinunter, und mir war, wie einem Schmachtenden, der in's kühlende Bad sich stürzt und die schäumenden Wasser über die Stirne sich schüttet.

Seufzend kehrt' ich dann nach meinem Hause wieder um. Wenn nur die Schülerjahre erst vorüber wären, dacht' ich oft.

Guter Junge! sie sind noch lange nicht vorüber.

Daß der Mensch in seiner Jugend das Ziel so nahe glaubt! Es ist die schönste aller Täuschungen, womit die Natur der Schwachheit unsers Wesens aufhilft.

Und wenn ich oft da lag unter den Blumen und am zärtlichen Frühlingslichte mich sonnte, und hinauf sah in's heitre Blau, das die warme Erde umfing, wenn ich unter den Ulmen und Weiden, im Schooße des Berges saß, nach einem erquikkenden Regen, wenn die Zweige noch bebten von den Berührungen des Himmels, und über dem tröpfelnden Walde sich goldne Wolken bewegten, oder wenn der Abendstern voll friedlichen Geistes herauf kam mit den alten Jünglingen, den übrigen Helden des Himmels, und ich so sah, wie das Leben in ihnen in ewiger müheloser Ordnung durch den Aether sich fort bewegte, und die Ruhe der Welt mich umgab und erfreute, daß ich aufmerkte und lauschte, ohne zu wissen, wie mir geschah — hast du mich lieb, guter Vater im Himmel! fragt' ich dann leise, und fühlte seine Antwort so sicher und selig am Herzen.

O du, zu dem ich rief, als wärst du über den Sternen, den ich Schöpfer des Himmels nannte und der Erde, freundlich Idol meiner Kindheit, du

wirſt nicht zürnen, daß ich deiner vergaß! — Warum iſt die Welt nicht dürftig genug, um auſſer ihr noch Einen zu ſuchen?*)

O wenn ſie eines Vaters Tochter iſt, die herrliche Natur, iſt das Herz der Tochter nicht ſein Herz? Ihr Innerſtes, iſt's nicht Er? Aber hab' ich's denn? kenn' ich es denn?

Es iſt, als ſäh' ich, aber dann erſchrek' ich wieder, als wär' es meine eigne Geſtalt, was ich geſehn, es iſt, als fühlt' ich ihn, den Geiſt der Welt, aber ich erwache und meine, ich habe meine eignen Finger gehalten.

Hyperion an Bellarmin.

Weißt du, wie Plato und ſeine Stella ſich liebten?

So liebt' ich, ſo war ich geliebt. O ich war ein glüklicher Knabe!

---

*) Es iſt wohl nicht nöthig, zu erinnern, daß derlei Aeuſſerungen als bloße Phänomene des menſchlichen Gemüths von Rechts wegen niemand ſcandaliſiren ſollten.

Es ist erfreulich, wenn Gleiches sich zu Gleichem gesellt, aber es ist göttlich, wenn ein großer Mensch die Kleineren zu sich aufzieht.

Ein freundlich Wort aus eines tapfern Mannes Herzen, ein Lächeln, worinn die verzehrende Herrlichkeit des Geistes sich verbirgt, ist wenig und viel, wie ein zauberisch Loosungswort, das Tod und Leben in seiner einfältigen Sylbe verbirgt, ist, wie ein geistig Wasser, das aus der Tiefe der Berge quillt, und die geheime Kraft der Erde uns mittheilt in seinem krystallenen Tropfen.

Wie hass' ich dagegen alle die Barbaren, die sich einbilden, sie seyen weise, weil sie kein Herz mehr haben, alle die rohen Unholde, die tausendfältig die jugendliche Schönheit tödten und zerstören, mit ihrer kleinen unvernünftigen Mannszucht!

Guter Gott! Da will die Eule die jungen Adler aus dem Neste jagen, will ihnen den Weg zur Sonne zeigen!

Verzeih mir, Geist meines Adamas! daß ich dieser gedenke vor dir. Das ist der Gewinn, den uns Erfahrung giebt, daß wir nichts Treffliches uns denken, ohne sein ungestaltes Gegentheil.

O daß nur du mir ewig gegenwärtig wärest, mit allem, was dir verwandt ist, traurender Halbgott, den ich meyne! Wen du umgiebst, mit deiner Ruhe und Stärke, Ringer und Kämpfer, wem du begegnest mit deiner Liebe und Weisheit, der fliehe, oder werde, wie du! Unedles und Schwaches besteht nicht neben dir.

Wie oft warst du mir nahe, da du längst mir ferne warst, verklärtest mich mit deinem Lichte, und wärmtest mich, daß mein erstarrtes Herz sich wieder bewegte, wie der verhärtete Quell, wenn der Strahl des Himmels ihn berührt! Zu den Sternen hätt' ich dann fliehn mögen mit meiner Seligkeit, damit sie mir nicht entwürdigt würde von dem, was mich umgab.

Ich war aufgewachsen, wie eine Rebe ohne Stab, und die wilden Ranken breiteten richtungslos über dem Boden sich aus. Du weißt ja, wie so manche edle Kraft bei uns zu Grunde geht, weil sie nicht genützt wird. Ich schweifte umher, wie ein Irrlicht, griff alles an, wurde von allem ergriffen, aber auch nur für den Moment, und die unbehülflichen Kräfte matteten vergebens sich ab. Ich fühlte, daß mir's überall fehlte, und konnte doch mein Ziel nicht finden. So fand er mich.

Er hatt' an seinem Stoffe, der sogenannten kultivirten Welt, lange genug Geduld und Kunst geübt, aber sein Stoff war Stein und Holz gewesen und geblieben, nahm wohl zur Noth die edle Menschenform von aussen an, aber um dies war's meinem Adamas nicht zu thun; er wollte Menschen, und, um diese zu schaffen, hatt' er seine Kunst zu arm gefunden. Sie waren einmal da gewesen, die er suchte, die zu schaffen, seine Kunst zu arm war, das erkannt' er deutlich. Wo sie da gewesen, wußt' er auch. Da wollt' er hin und unter dem Schutt nach ihrem Genius fragen, mit diesem sich die einsamen Tage zu verkürzen. Er kam nach Griechenland. So fand ich ihn.

Noch seh' ich ihn vor mich treten in lächelnder Betrachtung, noch hör' ich seinen Gruß und seine Fragen.

Wie vor einer Pflanze, wenn ihr Friede den strebenden Geist besänftigt, und die einfältige Genügsamkeit wiederkehrt in die Seele — so stand er vor mir.

Und ich, war ich nicht der Nachhall seiner stillen Begeisterung? wiederholten sich nicht die Melodien seines Wesens? Was ich sah, ward ich, und es war Göttliches, was ich sah.

Wie unvermögend ist doch der gutwilligste Fleiß der Menschen gegen die Allmacht der ungetheilten Begeisterung.

Sie weilt nicht auf der Oberfläche, faßt nicht da und dort uns an, braucht keiner Zeit und keines Mittels; Gebot und Zwang und Ueberredung braucht sie nicht; auf allen Seiten, in allen Tiefen und Höhen ergreift sie im Augenblik uns, und wandelt, ehe sie da ist für uns, ehe wir fragen, wie uns geschiehet, durch und durch in ihre Schönheit, ihre Seligkeit uns um.

Wohl dem, wenn auf diesem Wege ein edler Geist in früher Jugend begegnete!

O es sind goldne unvergeßliche Tage, voll von den Freuden der Liebe und süßer Beschäftigung!

Bald führte mein Adamas in die Heroenwelt des Plutarch, bald in das Zauberland der griechischen Götter mich ein, bald ordnet' und beruhigt' er mit Zahl und Maas das jugendliche Treiben, bald stieg er auf die Berge mit mir; des Tags, um die Blumen der Heide und des Walds und die wilden Moose des Felsen, des Nachts, um über uns die heiligen Sterne zu schauen, und nach menschlicher Weise zu verstehen.

Es ist ein köstlich Wohlgefühl in uns, wenn so das Innere an seinem Stoffe sich stärkt, sich unterscheidet und getreuer anknüpft und unser Geist allmählig waffenfähig wird.

Aber dreifach fühlt' ich ihn und mich, wenn wir, wie Manen aus vergangner Zeit, mit Stolz und Freude, mit Zürnen und Trauern an den Athos hinauf und von da hinüber schifften in den Hellespont und dann hinab an die Ufer von Rhodus und die Bergschlünde von Tänarum, durch die stillen Inseln alle, wenn da die Sehnsucht über die Küsten hinein uns trieb, in's düstre Herz des alten Peloponnes, an die einsamen Gestade des Eurotas; ach! die ausgestorbnen Thale von Elis und Nemea und Olympia, wenn wir da, an eine Tempelsäule des vergeßnen Jupiters gelehnt, umfangen von Lorbeerrosen und Immergrün, in's wilde Flußbeet sahn, und das Leben des Frühlings und die ewig jugendliche Sonne uns mahnte, daß auch der Mensch einst da war, und nun dahin ist, daß des Menschen herrliche Natur jetzt kaum noch da ist, wie das Bruchstük eines Tempels, oder im Gedächtniß, wie ein Todtenbild: — da saß ich traurig spielend neben ihm, und pflükte das Moos von eines Halbgotts Piedestal, grub eine marmorne Heldenschulter aus dem Schutt, und schnitt den Dornbusch

und das Heidekraut von den halb begrabnen Architraven, indeß mein Adamas die Landschaft zeichnete, wie sie freundlich tröstend den Ruin umgab: den Waizenhügel, die Oliven, die Ziegenheerde, die am Felsen des Gebirgs hing; den Ulmenwald, der von den Gipfeln in das Thal sich stürzte; und die Lacerte spielte zu unsern Füßen, und die Fliegen umsummten uns in der Stille des Mittags — Lieber Bellarmin! ich hätte Lust, so pünktlich Dir, wie Nestor, zu erzählen; ich ziehe durch die Vergangenheit, wie ein Aehrenleser über die Stoppeläker, wenn der Herr des Lands geerndtet hat; da liest man jeden Strohhalm auf. Und wie ich neben ihm stand auf den Höhen von Delos, wie das ein Tag war, der mir graute, da ich mit ihm an der Granitwand des Cynthus die alten Marmortreppen hinauf stieg. Hier wohnte der Sonnengott einst, unter den himmlischen Festen, wo ihn wie goldnes Gewölk, das versammelte Griechenland umglänzte. In Fluthen der Freude und Begeisterung warfen hier, wie Achill in den Styx, die griechischen Jünglinge sich, und gingen unüberwindlich, wie der Halbgott, hervor. In den Hainen, in den Tempeln erwachten und tönten in einander ihre Seelen, und treu bewahrte jeder die entzükenden Akorde.

Aber was sprech' ich davon? Als hätten wir

noch eine Ahnung jener Tage! Ach! es kann ja nicht einmal ein schöner Traum gedeihen unter dem Fluche, der über uns lastet. Wie ein heulender Nordwind, fährt die Gegenwart über die Blüthen unsers Geistes und versengt sie im Entstehen. Und doch war es ein goldner Tag, der auf dem Cynthus mich umfing! Es dämmerte noch, da wir schon oben waren. Jetzt kam er herauf in seiner ewigen Jugend, der alte Sonnengott, zufrieden und mühelos, wie immer, flog der unsterbliche Titan mit seinen tausend eignen Freuden herauf, und lächelt' herab auf sein verödet Land, auf seine Tempel, seine Säulen, die das Schiksal vor ihn hingeworfen hatte, wie die dürren Rosenblätter, die im Vorübergehen ein Kind gedankenlos vom Strauche riß, und auf die Erde säete.

Sey, wie dieser! rief mir Adamas zu, ergriff mich bei der Hand und hielt sie dem Gott entgegen, und mir war, als trügen uns die Morgenwinde mit sich fort, und brächten uns in's Geleite des heiligen Wesens, das nun hinaufstieg auf den Gipfel des Himmels, freundlich und groß, und wunderbar mit seiner Kraft und seinem Geist die Welt und uns erfüllte.

Noch trauert und frohlokt mein Innerstes über jedes Wort, das mir damals Adamas sagte, und

ich begreife meine Bedürftigkeit nicht, wenn oft mir wird, wie damals ihm seyn mußte. Was ist Verlust, wenn so der Mensch in seiner eigenen Welt sich findet? In uns ist alles. Was kümmerts dann den Menschen, wenn ein Haar von seinem Haupte fällt? Was ringt er so nach Knechtschaft, da er ein Gott seyn könnte! Du wirst einsam seyn, mein Liebling! sagte mir damals Adamas auch, du wirst seyn wie der Kranich, den seine Brüder zurückliessen in rauher Jahrzeit, indeß sie den Frühling suchen im feryen Lande.

Und das ist's, Lieber! Das macht uns arm bei allem Reichthum, daß wir nicht allein seyn können, daß die Liebe in uns, so lange wir leben, nicht erstirbt. Gieb mir meinen Adamas wieder, und komm mit allen, die mir angehören, daß die alte schöne Welt sich unter uns erneure, daß wir uns versammeln und vereinen in den Armen unserer Gottheit, der Natur: und siehe! so weiß ich nichts von Nothdurft.

Aber sage nur niemand, daß uns das Schikſal trenne! Wir sind's, wir! wir haben unsre Lust daran, uns in die Nacht des Unbekannten, in die kalte Fremde irgend einer andern Welt zu stürzen, und, wär' es möglich, wir verließen der Sonne

Gebiet und ſtürmten über des Irrſterns Gränzen hinaus. Ach! für des Menſchen wilde Bruſt iſt keine Heimat möglich; und wie der Sonne Strahl die Pflanzen der Erde, die er entfaltete, wieder verſengt, ſo tödtet der Menſch die ſüſſen Blumen, die an ſeiner Bruſt gedieben, die Freuden der Verwandtſchaft und der Liebe.

Es iſt, als zürnt' ich meinem Adamas, daß er mich verließ, aber ich zürn' ihm nicht. O er wollte ja wieder kommen!

In der Tiefe von Aſien ſoll ein Volk von ſeltener Trefflichkeit verborgen ſeyn; dahin trieb ihn ſeine Hoffnung weiter.

Bis Scio begleitet' ich ihn. Es waren bittre Tage. Ich habe den Schmerz ertragen gelernt, aber für ſolch' ein Scheiden hab' ich keine Kraft in mir.

Mit jedem Augenblike, der uns der letzten Stunde näher brachte, wurd' es ſichtbarer wie dieſer Menſch verwebt war in mein Weſen. Wie ein Sterbender den fliehenden Othem, hielt ihn meine Seele.

Am Grabe Homers brachten wir noch einige Tage zu, und Scio wurde mir die heiligſte unter den Inſeln.

Endlich riſſen wir uns los. Mein Herz hatte ſich müde gerungen. Ich war ruhiger im lezten Augenblike. Auf den Knieen lag ich vor ihm, umſchloß ihn zum leztenmale mit dieſen Armen; gieb mir einen Segen, mein Vater! rief ich leiſe zu ihm hinauf, und er lächelte groß, und ſeine Stirne breitete vor den Sternen des Morgens ſich aus, und ſein Auge durchdrang die Räume des Himmels — Bewahrt ihn mir, rief er, ihr Geiſter beſſerer Zeit! und zieht zu eurer Unſterblichkeit ihn auf, und all' ihr freundlichen Kräfte des Himmels und der Erde, ſeyd mit ihm!

Es iſt ein Gott in uns, ſetzt' er ruhiger hinzu, der lenkt, wie Waſſerbäche, das Schikſal, und alle Dinge ſind ſein Element. Der ſey vor allem mit Dir!

So ſchieden wir. Leb wohl, mein Bellarmin!

Hyperion an Bellarmin.

Wohin könnt' ich mir entfliehen, hätt' ich nicht die lieben Tage meiner Jugend?

Wie ein Geiſt, der keine Ruhe am Acheron findet, kehr' ich zurük in die verlaſſnen Gegenden meines Lebens. Alles altert und verjüngt ſich wieder. Warum ſind wir ausgenommen vom ſchönen Kreislauf der Natur? Oder gilt er auch für uns?

Ich wollt' es glauben, wenn Eines nicht in uns wäre, das ungeheure Streben, Alles zu ſeyn, das, wie der Titan des Aetna, herauf zürnt aus den Tiefen unſers Weſens.

Und doch, wer wollt' es nicht lieber in ſich fühlen, wie ein ſiedend Oel, als ſich geſtehn, er ſey für die Geißel und für's Joch geboren? Ein tobend Schlachtroß oder eine Mähre, die das Ohr hängt, was iſt edler?

Lieber! es war eine Zeit, da auch meine Bruſt an großen Hoffnungen ſich ſonnte, da auch mir die Freude der Unſterblichkeit in allen Pulſen ſchlug, da ich wandelt' unter herrlichen Entwürfen, wie

in weiter Wäldernacht, da ich glüklich, wie die Fiſche des Oceans, in meiner uferloſen Zukunft weiter, ewig weiter drang.

Wie muthig, ſelige Natur! entſprang der Jüngling deiner Wiege! wie freut' er ſich in ſeiner unverſuchten Rüſtung! Sein Bogen war geſpannt und ſeine Pfeile rauſchten im Köcher, und die unſterblichen, die hohen Geiſter des Alterthums führten ihn an, und ſein Adamas war mitten unter ihnen.

Wo ich ging und ſtand, geleiteten mich die herrlichen Geſtalten; wie Flammen, verloren ſich in meinem Sinne die Thaten aller Zeiten in einander, und wie in Ein frohlokend Gewitter die Rieſenbilder, die Wolken des Himmels ſich vereinen, ſo vereinten ſich, ſo wurden Ein unendlicher Sieg in mir die hundertfältigen Siege der Olympiaden.

Wer hält das aus, wen reißt die ſchreckende Herrlichkeit des Alterthums nicht um, wie ein Orkan die jungen Wälder umreißt, wenn ſie ihn ergreift, wie mich, und wenn, wie mir, das Element ihm fehlt, worinn er ſich ein ſtärkend Selbſtgefühl erbeuten könnte?

O mir, mir beugte die Größe der Alten, wie ein Sturm, das Haupt, mir raffte sie die Blüthe vom Gesichte, und oftmals lag ich, wo kein Auge mich bemerkte, unter tausend Thränen da, wie eine gestürzte Tanne, die am Bache liegt und ihre welke Krone in die Fluth verbirgt. Wie gerne hätt' ich einen Augenblik aus eines großen Mannes Leben mit Blut erkauft!

Aber was half mir das? Es wollte ja mich niemand.

O es ist jämmerlich, so sich vernichtet zu sehn; und wem dies unverständlich ist, der frage nicht danach, und danke der Natur, die ihn zur Freude, wie die Schmetterlinge, schuf, und geh' und sprech' in seinem Leben nimmermehr von Schmerz und Unglük.

Ich liebte meine Heroen, wie eine Fliege das Licht; ich suchte ihre gefährliche Nähe und floh und suchte sie wieder.

Wie ein blutender Hirsch in den Strom stürzt' ich oft mitten hinein in den Wirbel der Freud, die brennende Brust zu kühlen und die tobenden Herr-

lichen Träume von Ruhm und Größe weg zu baden, aber was half das?

Und wenn mich oft um Mitternacht das heiße Herz in den Garten hinunter trieb unter die thauigen Bäume, und der Wiegengesang des Quells, und die liebliche Luft und das Mondlicht meinen Sinn besänftigte, und so frei und friedlich über mir die silbernen Gewölke sich regten, und aus der Ferne mir die verhallende Stimme der Meeresfluth tönte, wie freundlich spielten da mit meinem Herzen all' die großen Phantome seiner Liebe!

Lebt wohl, ihr Himmlischen! sprach ich oft im Geiste, wenn über mir die Melodie des Morgenlichts mit leisem Laute begann, ihr herrlichen Todten lebt wohl! ich möcht' euch folgen, möchte von mir schütteln, was mein Jahrhundert mir gab, und aufbrechen in's freiere Schattenreich!

Aber ich schmachte an der Kette und haſche mit bitterer Freude die kümmerliche Schale, die meinem Durste gereicht wird.

Hyperion an Bellarmin.

Meine Insel war mir zu enge geworden, seit Adamas fort war. Ich hatte Jahre schon in Tina Langeweile. Ich wollt' in die Welt.

Geh vorerst nach Smyrna, sagte mein Vater, lerne da die Künste der See und des Kriegs, lerne die Sprache gebildeter Völker und ihre Verfassungen und Meinungen und Sitten und Gebräuche, prüfe alles und wähle das Beste! — Dann kann es meinetwegen weiter gehn.

Lern' auch ein wenig Geduld! setzte die Mutter hinzu, und ich nahm's mit Dank an.

Es ist entzückend, den ersten Schritt aus der Schranke der Jugend zu thun, es ist, als dächt' ich meines Geburtstags, wenn ich meiner Abreise von Tina gedenke. Es war eine neue Sonne über mir, und Land und See und Luft genoß ich wie zum erstenmale.

Die lebendige Thätigkeit, womit ich nun in Smyrna meine Bildung besorgte, und der eilende Fortschritt besänftigten mein Herz nicht wenig. Auch manches seligen Feierabends erinnere ich mich aus dieser Zeit. Wie oft ging ich unter den im-

iner grünen Bäumen am Geſtade des Meles, an der Geburtsſtätte meines Homer, und ſammelt' Opferblumen und warf ſie in den heiligen Strom! Zur nahen Grotte trat ich dann in meinen friedlichen Träumen, da hätte der Alte, ſagen ſie, ſeine Iliade geſungen. Ich fand ihn. Jeder Laut in mir verſtummte vor ſeiner Gegenwart. Ich ſchlug ſein göttlich Gedicht mir auf, und es war, als hätt' ich es nie gekannt, ſo ganz anders wurd' es jetzt lebendig in mir.

Auch denk' ich gerne meiner Wanderung durch die Gegenden von Smyrna. Es iſt ein herrlich Land, und ich habe tauſendmal mir Flügel gewünſcht, um des Jahres Einmal nach Kleinaſien zu fliegen.

Aus der Ebne von Sardes kam ich durch die Felſenwände des Imolus herauf.

Ich hatt' am Fuße des Berges übernachtet in einer freundlichen Hütte, unter Myrthen, unter den Düften des Ladanſtrauchs, wo in der goldnen Fluth des Pactolus die Schwäne mir zur Seite ſpielten, wo ein alter Tempel der Cybele aus den Ulmen hervor, wie ein ſchüchterner Geiſt, in's helle Mondlicht blikte. Fünf liebliche Säulen trauerten über dem Schutt, und ein königlich Portal lag niedergeſtürzt zu ihren Füßen.

Durch tauſend blühende Gebüſche wuchs mein Pfad nun aufwärts. Vom ſchroffen Abhang neigten liſpelnde Bäume ſich, und übergoßen mit ihren zarten Flocken mein Haupt. Ich war des Morgens ausgegangen. Um Mittag war ich auf der Höhe des Gebirgs. Ich ſtand, ſah fröhlich vor mich hin, genoß der reineren Lüfte des Himmels. Es waren ſelige Stunden.

Wie ein Meer, lag das Land, wovon ich herauf kam, vor mir da, jugendlich, voll lebendiger Freude; es war ein himmliſch unendlich Farbenſpiel, womit der Frühling mein Herz begrüßte, und wie die Sonne des Himmels ſich wieder fand im tauſendfachen Wechſel des Lichts, das ihr die Erde zurük gab, ſo erkannte mein Geiſt ſich in der Fülle des Lebens, die ihn umfing, von allen Seiten ihn überfiel.

Zur Linken ſtürzt' und jauchzte, wie ein Rieſe, der Strom in die Wälder hinab, vom Marmerfelſen, der über mir hing, wo der Adler ſpielte mit ſeinen Jungen, wo die Schneegipfel hinauf in den blauen Aether glänzten; rechts wälzten Wetterwolken ſich her über den Wäldern des Sipylus; ich fühlte nicht den Sturm, der ſie trug, ich fühlte nur ein Lüftchen in den Locken, aber ihren Donner hört'

ich, wie man die Stimme der Zukunft hört, und ihre Flammen sah ich, wie das ferne Licht der geahneten Gottheit. Ich wandte mich südwärts und ging weiter. Da lag es offen vor mir, das ganze paradiesische Land, das der Cayster durchströmt, durch so manchen reitzenden Umweg, als könnt' er nicht lange genug verweilen in all' dem Reichthum und der Lieblichkeit, die ihn umgiebt. Wie die Zephyre, irrte mein Geist von Schönheit zu Schönheit selig umher, vom fremden friedlichen Dörfchen, das tief unten am Berge lag, bis hinein, wo die Gebirgskette des Messogis dämmert.

Ich kam nach Smyrna zurük, wie ein Trunkener vom Gastmahl. Mein Herz war des Wohlgefälligen zu voll, um nicht von seinem Ueberfluße der Sterblichkeit zu leihen. Ich hatte zu glüklich in mich die Schönheit der Natur erbeutet, um nicht die Lücken des Menschenlebens damit aus zu füllen. Mein dürftig Smyrna kleidete sich in die Farben meiner Begeisterung, und stand, wie eine Braut, da. Die geselligen Städter zogen mich an. Der Widersinn in ihren Sitten vergnügte mich, wie eine Kinderposse, und weil ich von Natur hinaus war über all' die eingeführten Formen und Bräuche, pielt' ich mit allen, und legte sie an und zog sie aus, wie Fastnachtskleider.

Was aber eigentlich mir die schale Kost des gewöhnlichen Umgangs würzte, das waren die guten Gesichter und Gestalten, die noch hie und da die mitleidige Natur, wie Sterne, in unsere Verfinsterung sendet.

Wie hatt' ich meine herzliche Freude daran! wie glaubig deutet' ich diese freundlichen Hieroglyphen! Aber es ging mir fast damit, wie ehemals mit den Birken im Frühlinge. Ich hatte von dem Safte dieser Bäume gehört, und dachte Wunder, was ein köstlich Getränk die lieblichen Stämme geben müßten. Aber es war nicht Kraft und Geist genug darinnen.

Ach! und wie heillos war das übrige alles, was ich hört' und sah.

Es war mir wirklich hie und da, als hätte sich die Menschennatur in die Mannigfaltigkeiten des Thierreichs aufgelöst, wenn ich umher ging unter diesen Gebildeten. Wie überall so waren auch hier die Männer besonders verwahrlost und verwest.

Gewisse Thiere heulen, wenn sie Musik anhören. Meine besser gezogenen Leute hingegen lach-

ten, wenn von Geistesschönheit die Rede war und von Tugend des Herzens. Die Wölfe geben davon, wenn einer Feuer schlägt. Sahn jene Menschen einen Funken Vernunft, so kehrten sie, wie Diebe, den Rüken.

Sprach ich einmal auch vom alten Griechenland ein warmes Wort, so gähnten sie, und meynten, man hätte doch auch zu leben in der jetzigen Zeit; und es wäre der gute Geschmak noch immer nicht verloren gegangen, fiel ein anderer bedeutend ein.

Dies zeigte sich dann auch. Der eine witzelte, wie ein Bootsknecht, der andere blies die Backen auf und predigte Sentenzen.

Es gebärdet' auch wohl einer sich aufgeklärt, machte dem Himmel ein Schnippchen und rief: um die Vögel auf dem Dache hab' er nie sich bekümmert, die Vögel in der Hand, die seyen ihm lieber! Doch wenn man ihm vom Tode sprach, so legt' er straks die Hände zusammen, und kam so nach und nach im Gespräche darauf, wie es gefährlich sey, daß unsere Priester nichts mehr gelten.

Die Einzigen, deren zuweilen ich mich bediente, waren die Erzähler, die lebendigen Namenregister von fremden Städten und Ländern, die reden-

den Bilderkaſten, wo man Potentaten auf Roſſen und Kirchthürme und Märkte ſeh'n kann.

Ich war es endlich müde, mich weg zu werfen, Trauben zu ſuchen in der Wüſte und Blumen über dem Eisfeld.

Ich lebte nun entſchiedner allein, und der ſanfte Geiſt meiner Jugend war faſt ganz aus meiner Seele verſchwunden. Die Unheilbarkeit des Jahrhunderts war mir aus ſo manchem, was ich erzähle und nicht erzähle, ſichtbar geworden, und der ſchöne Troſt, in Einer Seele meine Welt zu finden, mein Geſchlecht in einem freundlichen Bilde zu umarmen, auch der gebrach mir.

Lieber! was wäre das Leben ohne Hoffnung? Ein Funke, der aus der Kohle ſpringt und verliſcht, und wie man bei trüber Jahrszeit einen Windſtoß hört, der einen Augenblik ſauſt und dann verhallt, ſo wär' es mit uns?

Auch die Schwalbe ſucht ein freundlicher Land im Winter, es läuft das Wild umher in der Hitze des Tags und ſeine Augen ſuchen den Quell. Wer ſagt dem Kinde, daß die Mutter ihre Bruſt ihm nicht verſage? Und ſiehe! es ſucht ſie doch.

Es lebte Nichts, wenn es nicht hoffte. Mein Herz verſchloß jetzt ſeine Schätze, aber nur, um ſie für eine beſſere Zeit zu ſparen, für das Einzige, Heilige, Treue, das gewiß, in irgend einer Periode des Daſeyns, meiner dürſtenden Seele begegnen ſollte.

Wie ſelig hing ich oft an ihm, wenn es, in Stunden des Ahnens, leiſe, wie das Mondlicht, um die beſänftigte Stirne mir ſpielte? Schon damals kannt' ich dich, ſchon damals blikteſt du, wie ein Genius, aus Wolken mich an, du, die mir einſt, im Frieden der Schönheit aus der trüben Woge der Welt ſtieg! Da kämpfte, da glüht' es nimmer, dies Herz.

Wie in ſchweigender Luft ſich eine Lilie wiegt, ſo regte ſich in ſeinem Elemente, in den entzükenden Träumen von ihr, mein Weſen.

Hyperion an Bellarmin.

Smyrna war mir nun verleidet. Ueberhaupt war mein Herz allmählig müder geworden. Zuweilen konnte wohl der Wunſch in mir auffahren, um die Welt zu wandern, oder in den erſten beſten Krieg zu gehn, oder meinen Adamas

auf zu ſuchen und in ſeinem Feuer meinen Mißmuth auszubrennen; aber dabei blieb es, und mein unbedeutend welkes Leben wollte nimmer ſich erfriſchen.

Der Sommer war nun bald zu Ende; ich fühlte ſchon die düſtern Regentage und das Pfeifen der Winde und Toſen der Wetterbäche zum voraus, und die Natur, die, wie ein ſchäumender Springquell, empor gedrungen war in allen Pflanzen und Bäumen, ſtand jetzt ſchon da vor meinem verdüſterten Sinne, ſchwindend und verſchloſſen und in ſich gekehrt, wie ich ſelber.

Ich wollte noch mit mir nehmen, was ich konnte, von all' dem fliehenden Leben, alles, was ich draußen lieb gewonnen hatte, wollt' ich noch herein retten in mich, denn ich wuſte wohl, daß mich das wieder kehrende Jahr nicht wieder finden würde unter dieſen Bäumen und Augen, und ſo ging und ritt ich jetzt mehr, als gewöhnlich, herum im ganzen Bezirke.

Was aber mich beſonders hinaus trieb, war das geheime Verlangen, einen Menſchen zu ſehn, der ſeit einiger Zeit vor dem Thore unter den Bäumen, wo ich vorbei kam, mir alle Tage begegnet war.

Wie ein junger Titan, schritt der herrliche Fremdling unter dem Zwergengeschlechte daher, das mit freudiger Scheue an seiner Schöne sich weidete, seine Höhe maß und seine Stärke, und an dem glühenden verbrannten Römerkopfe, wie an verbotner Frucht mit verstohlnem Blicke sich labte, und es war jedesmal ein herrlicher Moment, wenn das Auge dieses Menschen, für dessen Blick der freie Aether zu enge schien, so mit abgelegtem Stolze sucht' und strebte, bis es sich in meinem Auge fühlte und wir erröthend uns einander nach sahn und vorüber gingen.

Einst war ich tief in die Wälder des Mimes hinein geritten und kehrt' erst spät Abends zurük. Ich war abgestiegen, und führte mein Pferd einen steilen wüsten Pfad über Baumwurzeln und Steine hinunter, und, wie ich so durch die Sträuche mich wand, in die Höhle hinunter, die nun vor mir sich öffnete, fielen plözlich ein paar Karabornische Räuber über mich her, und ich hatte Mühe, für den ersten Moment die zwei gezückten Säbel abzuhalten; aber sie waren schon von anderer Arbeit müde, und so half ich doch mir durch. Ich setzte mich ruhig wieder aufs Pferd und ritt hinab.

Am Fuße des Berges that mitten unter den Wäldern und aufgehäuften Felsen sich eine kleine

Wieſe vor mir auf. Es wurde hell. Der Mond war eben aufgegangen über den finſtern Bäumen. In einiger Entfernung ſah ich Roſſe auf dem Boden ausgeſtreckt und Männer neben ihnen im Graſe.

Wer ſeyd ihr? rief ich.

Das iſt Hyperion! rief eine Heldenſtimme, freudig überraſcht. Du kennſt mich, fuhr die Stimme fort; ich begegne dir alle Tage unter den Bäumen am Thore.

Mein Roß flog, wie ein Pfeil, ihm zu. Das Mondlicht ſchien ihm hell ins Geſicht. Ich kannt' ihn; ich ſprang herab.

Guten Abend! rief der liebe Müſſige, ſah mit zärtlich wildem Blicke mich an und drückte mit ſeiner nervigen Fauſt die meine, daß mein Innerſtes den Sinn davon empfand.

O nun war mein unbedeutend Leben am Ende!

Alabanda, ſo hieß der Fremde, ſagte mir nun, daß er mit ſeinem Diener von Räubern wäre überfallen worden, daß die beiden, auf die ich ſtieß, wären fortgeſchickt worden von ihm, daß er den

Weg aus dem Walde verloren gehabt und darum wäre genöthigt gewesen, auf der Stelle zu bleiben, bis ich gekommen. Ich habe einen Freund dabei verloren, setzt' er hinzu, und wies sein todtes Roß mir.

Ich gab das meine seinem Diener, und wir gingen zu Fuße weiter.

Es geschah uns recht, begann ich, indeß wir Arm in Arm zusammen aus dem Walde gingen; warum zögerten wir auch so lange und gingen uns vorüber, bis der Unfall uns zusammen brachte.

Ich muß denn doch Dir sagen, erwiedert' Alabanda, daß Du der Schuldigere, der Kältere bist. Ich bin Dir heute nachgeritten.

Herrlicher! rief ich, siehe nur zu! an Liebe sollst Du doch mich nimmer übertreffen.

Wir wurden immer inniger und freudiger zusammen.

Wir kamen nahe bei der Stadt an einem wohlgebauten Khan vorbei, das unter plätschernden Brunnen ruhte und unter Fruchtbäumen und duftenden Wiesen.

Wir beſchloſſen, da zu übernachten. Wir ſaſſen noch lange zuſammen bei offnen Fenſtern. Hohe geiſtige Stille umfing uns. Erd' und Meer war ſelig verſtummt, wie die Sterne, die über uns hingen. Kaum, daß ein Lüftchen von der See her uns in's Zimmer flog und zart mit unſerm Lichte ſpielte, oder daß von ferner Muſik die gewaltigern Töne zu uns drangen, indeß die Donnerwolke ſich wiegt' im Bette des Aethers, und hin und wieder durch die Stille fernher tönte, wie ein ſchlafender Rieſe, wenn er ſtärker atmet in ſeinen furchtbaren Träumen.

Unſre Seelen mußten um ſo ſtärker ſich nähern, weil ſie wider Willen waren verſchloſſen geweſen. Wir begegneten einander, wie zwei Bäche, die vom Berge rollen, und die Laſt von Erde und Stein und faulem Holz und das ganze träge Chaos, das ſie aufhält, von ſich ſchleudern, um den Weg ſich zu einander zu bahnen, und durch zu brechen bis dahin, wo ſie nun ergreifend und ergriffen mit gleicher Kraft, vereint in Einen majeſtätiſchen Strom, die Wanderung in's weite Meer beginnen.

Er, vom Schikſal und der Barbarei der Menſchen heraus, vom eignen Hauſe unter Fremden

hin und her gejagt, von früher Jugend an erbittert und verwildert, und doch auch das innere Herz voll Liebe, voll Verlangens, aus der innern rauhen Hülse durchzudringen in ein freundlich Element; ich, von allem schon so innigst abgeschieden, so mit ganzer Seele fremd und einsam unter den Menschen, so lächerlich begleitet von dem Schellenklange der Welt in meines Herzens liebsten Melodien; ich, die Antipathie aller Blinden und Lahmen, und doch mir selbst zu blind und lahm, doch mir selbst so herzlich überlästig in allem, was von ferne verwandt war mit den Klugen und Vernünftlern, den Barbaren und den Witzlingen — und so voll Hoffnung, so voll einziger Erwartung eines schönern Lebens —

Mußten so in freudig stürmischer Eile nicht die beiden Jünglinge sich umfassen?

O du, mein Freund und Kampfgenosse, mein Alabanda, wo bist du? Ich glaube fast, du bist in's unbekannte Land hinüber gegangen, zur Ruhe, bist wieder geworden, wie einst, da wir noch Kinder waren.

Zuweilen, wenn ein Gewitter über mir hinzieht, und seine göttlichen Kräfte unter die Wälder austheilt und die Saaten, oder wenn die Wo-

gen der Meeresfluth unter ſich ſpielen, oder ein Chor von Adlern um die Bergzipfel, wo ich wandre, ſich ſchwingt, kann mein Herz ſich regen, als wäre mein Alabanda nicht fern; aber ſichtbarer, gegenwärtiger, unverkennbarer lebt er in mir, ganz, wie er einſt daſtand, ein feurig ſtrenger furchtbarer Kläger, wenn er die Sünden des Jahrhunderts nannte. Wie erwachte da in ſeinen Tiefen mein Geiſt, wie rollten mir die Donnerworte der unerbittlichen Gerechtigkeit über die Zunge! Wie Boten der Nemeſis, durchwanderten unſre Gedanken die Erde, und reinigten ſie, bis keine Spur von allem Fluche da war.

Auch die Vergangenheit riefen wir vor unſern Richterſtuhl, das ſtolze Rom erſchreckte uns nicht mit ſeiner Herrlichkeit, Athen beſtach uns nicht mit ſeiner jugendlichen Blüthe.

Wie Stürme, wenn ſie frohlockend, unaufhörlich fort durch Wälder über Berge fahren, ſo drangen unſre Seelen in koloſſaliſchen Entwürfen hinaus; nicht, als hätten wir, unmännlich, unſre Welt, wie durch ein Zauberwort, geſchaffen, und kindiſch unerfahren keinen Widerſtand berechnet; dazu war Alabanda zu verſtändig und zu tapfer. Aber oft iſt auch die müheloſe Begeiſterung kriegeriſch und klug.

Ein Tag iſt mir beſonders gegenwärtig.

Wir waren zuſammen aufs Feld gegangen, ſaßen vertraulich umſchlungen im Dunkel des immergrünen Lorbeers, und ſahn zuſammen in unſern Plato, wo er ſo wunderbar erhaben vom Altern und Verjüngen ſpricht, und ruhten hin und wieder aus auf der ſtummen entblätterten Landſchaft, wo der Himmel ſchöner, als je, mit Wolken und Sonnenſchein um die herbſtlich ſchlafenden Bäume ſpielte.

Wir ſprachen darauf manches vom jetzigen Griechenland, beide mit blutendem Herzen, denn der entwürdigte Boden war auch Alabanda's Vaterland.

Alabanda war wirklich ungewöhnlich bewegt.

Wenn ich ein Kind anſehe, rief dieſer Menſch, und denke, wie ſchmählich und verderbend das Joch iſt, das es tragen wird, und daß es darben wird, wie wir, daß es Menſchen ſuchen wird, wie wir, fragen wird, wie wir, nach Schönem und Wahrem, daß es unfruchtbar vergehen wird, weil es allein ſeyn wird, wie wir, daß es — o nehmt doch eure Söhne aus der Wiege, und werft ſie in den Strom, um wenigſtens vor eurer Schande ſie zu retten!

Gewiß, Alabanda! sagt' ich, gewiß es wird anders.

Wodurch? erwiedert' er; die Helden haben ihren Ruhm, die Weisen ihre Lehrlinge verloren. Große Thaten, wenn sie nicht ein edel Volk vernimmt, sind mehr nicht als ein gewaltiger Schlag vor eine dumpfe Stirne, und hohe Worte, wenn sie nicht in hohem Herzen wieder tönen, sind, wie ein sterbend Blatt, das in den Koth herunter rauscht. Was willst Du nun?

Ich will, sagt' ich, die Schaufel nehmen und den Koth in eine Grube werfen. Ein Volk, wo Geist und Größe keinen Geist und keine Größe mehr erzeugt, hat nichts mehr gemein, mit andern, die noch Menschen sind, hat keine Rechte mehr, und es ist ein leeres Possenspiel, ein Aberglauben, wenn man solche willenlose Leichname noch ehren will, als wär' ein Römerherz in ihnen. Weg mit ihnen! Er darf nicht stehen, wo er steht, der dürre faule Baum, er stiehlt ja Licht und Luft dem jungen Leben, das für eine neue Welt heran reift.

Alabanda flog auf mich zu, umschlang mich, und seine Küsse gingen mir in die Seele. Waffenbruder! rief er, lieber Waffenbruder! o nun hab' ich hundert Arme!

Das ist endlich einmal meine Melodie, fuhr er fort, mit einer Stimme, die, wie ein Schlachtruf, mir das Herz bewegte, mehr braucht's nicht! Du hast ein herrlich Wort gesprochen, Hyperion! Was? vom Wurme soll der Gott abhängen? Der Gott in uns, dem die Unendlichkeit zur Bahn sich öffnet, soll stehn und harren, bis der Wurm ihm aus dem Wege geht? Nein! nein! Man frägt nicht, ob ihr wollt! Ihr wollt ja nie, ihr Knechte und Barbaren! Euch will man auch nicht bessern, denn es ist umsonst! man will nur dafür sorgen, daß ihr dem Siegeslauf der Menschheit aus dem Wege geht. O! zünde mir einer die Fakel an, daß ich das Unkraut von der Heide brenne! die Mine bereite mir einer, daß ich die trägen Klötze aus der Erde sprenge!

Wo möglich, lehnt man sanft sie auf die Seite, fiel ich ein.

Alabanda schwieg eine Weile.

Ich habe meine Lust an der Zukunft, begann er endlich wieder, und faßte feurig meine beiden Hände. Gott sey Dank! ich werde kein gemeines Ende nehmen. Glüklich seyn, heißt schläfrig seyn im Munde der Knechte. Glüklich seyn! mir ist, als hätt' ich Brei und laues Wasser auf der

Zunge, wenn ihr mir sprecht von glücklich seyn. So albern und so heillos ist das alles, wofür ihr hingebt eure Lorbeerkronen, eure Unsterblichkeit.

O heiliges Licht, das ruhelos, in seinem ungeheuren Reiche wirksam, dort oben über uns wandelt, und seine Seele auch mir mittheilt, in den Strahlen, die ich trinke, dein Glük sey meines!

Von ihren Thaten nähren die Söhne der Sonne sich; sie leben vom Sieg; mit eignem Geist ermuntern sie sich, und ihre Kraft ist ihre Freude. —

Der Geist dieses Menschen faßte einen oft an, daß man sich hätte schämen mögen, so federleicht hinweg gerissen fühlte man sich.

O Himmel und Erde! rief ich, das ist Freude! — Das sind andre Zeiten, das ist kein Ton aus meinem kindischen Jahrhundert, das ist nicht der Boden, wo das Herz des Menschen unter seines Treibers Peitsche keucht. — Ja! ja! bei deiner herrlichen Seele, Mensch! Du wirst mit mir das Vaterland erretten.

Das will ich, rief er, oder untergehn.

Von dieſem Tag an wurden wir uns immer heiliger und lieber. Tiefer unbeſchreiblicher Ernſt war unter uns gekommen. Aber wir waren nur um ſo ſeliger zuſammen. Nur in den ewigen Grundtönen ſeines Weſens lebte jeder, und ſchmuklos ſchritten wir fort von einer großen Harmonie zur andern. Voll herrlicher Strenge und Kühnheit war unſer gemeinſames Leben.

Wie biſt Du denn ſo wortarm geworden? fragte mich einmal Alabanda mit Lächeln. In den heißen Zonen, ſagt' ich, näher der Sonne, ſingen ja auch die Vögel nicht.

Aber es geht alles auf und unter in der Welt, und es hält der Menſch mit aller ſeiner Rieſenkraft nichts feſt. Ich ſah' einmal ein Kind die Hand ausſtreken, um das Mondlicht zu haſchen; aber das Licht ging ruhig weiter ſeine Bahn. So ſtehn wir da, und ringen, das wandelnde Schikſal anzuhalten.

O wer ihm nur ſo ſtill und ſinnend, wie dem Gange der Sterne, zuſehn könnte!

Je glüklicher Du biſt, um ſo weniger koſtet es, Dich zu Grunde zu richten, und die ſeligen Tage, wie Alabanda und ich ſie lebten, ſind wie

eine jähe Felsenspitze, wo dein Reisegefährte nur Dich an zu rühren braucht, um unabsehlich, über die schneidenden Zacken hinab, Dich in die dämmernde Tiefe zu stürzen.

Wir hatten eine herrliche Fahrt nach Chios gemacht, hatten tausend Freude an uns gehabt. Wie Lüftchen über die Meeresfläche, walteten über uns die freundlichen Zauber der Natur. Mit freudigem Staunen sah einer den andern, ohne ein Wort zu sprechen, aber das Auge sagte, so hab' ich Dich nie gesehen! So verherrlicht waren wir von den Kräften der Erde und des Himmels.

Wir hatten dann auch mit heitrem Feuer uns über manches gestritten, während der Fahrt; ich hatte, wie sonst, auch diesmal wieder meines Herzens Freude daran gehabt, diesem Geist auf seiner kühnen Irrbahn zu zusehn, wo er so regellos, so in ungebundner Fröhlichkeit, und doch meist so sicher seinen Weg verfolgte.

Wir eilten, wie wir ausgestiegen waren, allein zu seyn.

Du kannst niemand überzeugen, sagt' ich jetzt mit inniger Liebe, Du überredest, Du bestichst die Menschen, ehe Du anfängst; man kann nicht zweifeln, wenn Du sprichst, und wer nicht zweifelt, wird nicht überzeugt.

Stolzer Schmeichler, rief er dafür, Du lügst! aber gerade recht, daß Du mich mahnst! nur zu oft hast Du schon mich unvernünftig gemacht! Um alle Kronen möcht' ich von Dir mich nicht befreien, aber es ängstiget denn doch mich oft, daß Du mir so unentbehrlich sern sollst, daß ich so gefesselt bin an Dich; und sieh, fuhr er fort, daß du ganz mich hast, sollst Du auch alles von mir wissen! wir dachten bisher unter all' der Herrlichkeit und Freude nicht daran, uns nach Vergangenem umzusehn.

Er erzählte mir nun sein Schiksal; mir war dabei, als säh' ich einen jungen Herkules mit der Megära im Kampfe.

Wirst Du mir jetzt verzeihen, schloß er die Erzählung seines Ungemachs, wirst du jetzt ruhiger seyn, wenn ich oft rauh bin und anstößig und unverträglich?

O stille, stille! rief ich innigst bewegt; aber daß Du noch da bist, daß Du dich erhieltest für mich!

Ja wohl! für dich! rief er, und es freut mich herzlich, daß ich Dir denn doch genießbare Kost bin. Und schmek' ich auch, wie ein Holzapfel, Dir zuweilen, so keltre mich so lange, bis ich trinkbar bin.

Laß mich! laß mich! rief ich; ich sträubte mich umsonst; der Mensch machte mich zum Kinde, ich verbargs ihm auch nicht; er sah meine Thränen, und weh ihm, wenn er sie nicht sehen durfte!

Wir schwelgen, begann nun Alabanda wieder, wir tödten im Rausche die Zeit.

Wir haben unsre Bräutigamstage zusammen, rief ich erheitert, da darf es wohl noch lauten, als wäre man in Arkadien. — Aber auf unser vorig Gespräch zu kommen!

Du räumst dem Staate denn doch zu viel Gewalt ein. Er darf nicht fordern, was er nicht erzwingen kann. Was aber die Liebe giebt und der Geist, das läßt sich nicht erzwingen. Das laß' er unangetastet, oder man nehme sein Gesetz und schlag' es an den Pranger! Beim Himmel! der weiß nicht, was er sündigt, der den Staat zur Sittenschule machen will. Immerhin hat das den Staat zur Hölle gemacht, daß ihn der Mensch zu seinem Himmel machen wollte.

Die rauhe Hülse um den Kern des Lebens und nichts weiter ist der Staat. Er ist die Mauer um den Garten menschlicher Früchte und Blumen.

Aber was hilft die Mauer um den Garten, wo der Boden dürre liegt? Da hilft der Regen vom Himmel allein.

O Regen vom Himmel! o Begeisterung! Du wirst den Frühling der Völker uns wieder bringen. Dich kann der Staat nicht her gebieten. Aber er störe dich nicht, so wirst du kommen, kommen wirst du, mit deinen allmächtigen Wonnen, in goldne Wolken wirst du uns hüllen und empor uns tragen über die Sterblichkeit, und wir werden staunen und fragen, ob wir es noch seyen, wir, die Dürftigen, die wir die Sterne fragten, ob dort uns ein Frühling blühe — frägst du mich, wann dies seyn wird? Dann, wann die Lieblingin der Zeit, die jüngste, schönste Tochter der Zeit, die neue Kirche, hervorgehn wird aus diesen beflekten veraltenden Formen, wann das erwachte Gefühl des Göttlichen dem Menschen seine Gottheit, und seiner Brust die schöne Jugend wieder bringen wird, wann — ich kann sie nicht verkünden, denn ich ahne sie kaum, aber sie kömmt gewiß, gewiß. Der Tod ist ein Bote des Lebens, und daß wir jetzt schlafen in unsern Krankenhäusern, dies zeugt vom nahen gesunden Erwachen. Dann, dann erst sind wir, dann ist das Element der Geister gesunden!

Alabanda schwieg, und sah eine Weile erstaunt mich an. Ich war hingerissen von unendlichen Hoffnungen; Götterkräfte trugen, wie ein Wölkchen, mich fort —

Komm! rief ich, und faßt' Alabanda bei'm Gewande, komm, wer hält es länger aus im Kerker, der uns umnachtet?

Wohin, mein Schwärmer, erwiedert' Alabanda troken, und ein Schatte von Spott schien über sein Gesicht zu gleiten.

Ich war, wie aus den Wolken gefallen. Geh! sagt' ich, Du bist ein kleiner Mensch!

In demselben Augenblike traten etliche Fremden in's Zimmer, auffallende Gestalten, meist hager und blaß, so viel ich im Mondlicht sehen konnte, ruhig, aber in ihren Mienen war etwas, das in die Seele ging, wie ein Schwert, und es war, als stünde man vor der Allwissenheit; man hätte gezweifelt, ob dies die Aussenseite wäre von bedürftigen Naturen, hätte nicht hie und da der getödtete Affekt seine Spuren zurükgelassen.

Besonders einer fiel mir auf. Die Stille seiner Züge war die Stille eines Schlachtfelds. Grimm und Liebe hatt' in diesem Menschen gerast, und der Verstand leuchtete über den Trüm-

mern des Gemüths, wie das Auge eines Habichts, der auf zerstörten Palläſten ſitzt. Tiefe Verachtung war auf ſeinen Lippen. Man ahnete, daß dieſer Menſch mit keiner unbedeutenden Abſicht ſich befaſſe.

Ein anderer mochte ſeine Ruhe mehr einer natürlichen Herzenshärte danken. Man fand an ihm faſt keine Spur einer Gewaltſamkeit, von Selbſtmacht oder Schikſal verübt.

Ein dritter mochte ſeine Kälte mehr mit der Kraft der Ueberzeugung dem Leben abgedrungen haben, und wohl noch oft im Kampfe mit ſich ſtehen, denn es war ein geheimer Widerſpruch in ſeinem Weſen, und es ſchien mir, als müßt' er ſich bewachen. Er ſprach am wenigſten.

Alabanda ſprang auf, wie gebogner Stahl, bei ihrem Eintritt.

Wir ſuchten Dich, rief einer von ihnen.

Ihr würdet mich finden, ſagt' er lachend, wenn ich in den Mittelpunkt der Erde mich verbärge. Sie ſind meine Freunde, ſetzt' er hinzu, indeß er zu mir ſich wandte.

Sie ſchienen mich ziemlich ſcharf in's Auge zu faſſen.

Das ist auch einer von denen, die es gerne besser haben möchten in der Welt, rief Alabanda nach einer Weile, und wies auf mich.

Das ist dein Ernst? fragt' einer mich von den Dreien.

Es ist kein Scherz, die Welt zu bessern, sagt' ich.

Du hast viel mit einem Worte gesagt! rief wieder einer von ihnen. Du bist unser Mann! ein andrer.

Ihr denkt auch so? fragt' ich.

Frage, was wir thun! war die Antwort.

„Und wenn ich fragte?"

So würden wir Dir sagen, daß wir da sind, aufzuräumen auf Erden, daß wir die Steine vom Acker lesen, und die harten Erdenklöse mit dem Karst zerschlagen, und Furchen graben mit dem Pflug, und das Unkraut an der Wurzel fassen, an der Wurzel es durchschneiden, sammt der Wurzel es ausreißen, daß es verdorre im Sonnenbrande.

Nicht, daß wir erndten möchten, fiel ein andrer ein; uns kömmt der Lohn zu spät; uns reift die Erndte nicht mehr.

Wir sind am Abend unsrer Tage. Wir irrten oft, wir hofften viel und thaten wenig. Wir wagten lieber, als wir uns besannen. Wir waren gerne bald am Ende und trauten auf das Glük. Wir sprachen viel von Freude und Schmerz, und liebten, haßten beide. Wir spielten mit dem Schiksal und es that mit uns ein Gleiches. Vom Bettelstabe bis zur Krone warf es uns auf und ab. Es schwang uns, wie man ein glühend Rauchfaß schwingt, und wir glühten, bis die Kohle zu Asche ward. Wir haben aufgehört von Glük und Mißgeschik zu sprechen. Wir sind empor gewachsen über die Mitte des Lebens, wo es grünt und warm ist. Aber es ist nicht das Schlimmste, was die Jugend überlebt. Aus heißem Metalle wird das kalte Schwert geschmiedet. Auch sagt man, auf verbrannten abgestorbenen Vulkanen gedeihe kein schlechter Most.

Wir sagen das nicht um unsertwillen, rief ein anderer jetzt etwas rascher, wir sagen es um euertwillen! Wir betteln um das Herz des Menschen nicht. Denn wir bedürfen seines Herzens, seines Willens nicht. Denn er ist in keinem Falle wider uns, denn es ist alles für uns, und die Thoren und die Klugen und die Einfältigen und die Weisen und alle Laster und alle Tugenden der Roh-

heit und der Bildung ſtehen, ohne gedungen zu ſeyn, in unſrem Dienſt, und helfen blindlings mit zu unſrem Ziel — nur wünſchten wir, es hätte jemand den Genuß davon, drum ſuchen wir unter den tauſend blinden Gehülfen die beſten uns aus, um ſie zu ſehenden Gehülfen zu machen — will aber niemand wohnen, wo wir bauten, unſre Schuld und unſer Schaden iſt es nicht. Wir thaten, was das unſre war. Will niemand ſammeln, wo wir pflügten, wer verargt es uns? Wer flucht dem Baume, wenn ſein Apfel in den Sumpf fällt? Ich hab's mir oft geſagt, du opferſt der Verweſung, und ich endete mein Tagwerk doch.

Das ſind Betrüger! riefen alle Sinne meinem empfindlichen Sinne zu. Mir war, wie einem, der im Rauch erſticken will, und Thüren und Fenſter einſtößt, um ſich hinauszuhelfen, ſo dürſtet' ich nach Luft und Freiheit.

Sie ſahn auch bald, wie unheimlich mir zu Muthe war, und brachen ab. Der Tag graute ſchon, da ich aus dem Khan trat, wo wir waren beiſammen geweſen. Ich fühlte das Wehen der Morgenluft, wie Balſam an einer brennenden Wunde.

Ich war durch Alabanda's Spott ſchon zu ſehr gereitzt, um nicht durch ſeine räthſelhafte Bekanntſchaft vollends irre zu werden an ihm.

Er iſt ſchlecht, rief ich, ja, er iſt ſchlecht. Er heuchelt gränzenlos Vertrauen und lebt mit ſolchen — und verbirgt es dir.

Mir war, wie einer Braut, wenn ſie erfährt, daß ihr Geliebter insgeheim mit einer Dirne lebe.

O es war der Schmerz nicht, den man hegen mag, den man am Herzen trägt, wie ein Kind, und in Schlummer ſingt mit Tönen der Nachtigall!

Wie eine ergrimmte Schlange, wenn ſie unerbittlich herauf fährt an den Knieen und Lenden, und alle Glieder umklammert, und nun in die Bruſt die giftigen Zähne ſchlägt, und nun in den Naken, ſo war mein Schmerz, ſo faßt' er mich in ſeine fürchterliche Umarmung. Ich nahm mein höchſtes Herz zu Hülfe, und rang nach großen Gedanken, um noch ſtille zu halten, es gelang mir auch auf wenige Augenblike, aber nun war ich auch zum Zorne geſtärkt, nun tödtet' ich auch, wie eingelegtes Feuer, jeden Funken der Liebe in mir.

Er muß ja, dacht' ich, das ſind ja ſeine Menſchen, er muß verſchworen ſeyn mit dieſen,

gegen dich! Was wollt' er auch von dir? Was konnt' er suchen bei dir, dem Schwärmer? O wär' er seiner Wege gegangen! Aber sie haben ihren eigenen Gelust, sich an ihr Gegentheil zu machen! so ein fremdes Thier im Stalle zu haben, läßt ihnen gar gut! —

Und doch war ich unaussprechlich glüklich gewesen mit ihm, war so oft untergegangen in seinen Umarmungen, um aus ihnen zu erwachen mit Unüberwindlichkeit in der Brust, wurde so oft gehärtet und geläutert in seinem Feuer, wie Stahl!

Da ich einst in heitrer Mitternacht die Dioskuren ihm wies, und Alabanda die Hand aufs Herz mir legt' und sagte: das sind nur Sterne, Hyperion, nur Buchstaben, womit der Name der Heldenbrüder am Himmel geschrieben ist; in uns sind sie! lebendig und wahr, mit ihrem Muth und ihrer göttlichen Liebe, und Du, Du bist der Göttersohn, und theilst mit deinem sterblichen Kastor deine Unsterblichkeit! —

Da ich die Wälder des Ida mit ihm durchstreifte, und wir herunter kamen in's Thal, um da die schweigenden Grabhügel nach ihren Todten zu fragen, und ich zu Alabanda sagte, daß unter den Grabhügeln einer vielleicht dem Geist Achills

und seines Geliebten angehöre, und Alabanda mir vertraute, wie er oft ein Kind sey, und sich denke, daß wir einst in Einem Schlachtthal fallen und zusammen ruhen werden unter Einem Baum — wer hätte damals das gedacht?

Ich sann mit aller Kraft des Geistes, die mir übrig war, ich klagt' ihn an, vertheidigt' ihn, und klagt' ihn wieder um so bittrer an; ich widerstrebte meinem Sinne, wollte mich erheitern, und verfinsterte mich nur ganz dadurch.

Ach! mein Auge war ja von so manchem Faustschlag wund gewesen, fing ja kaum zu heilen an, wie sollt' es jetzt gesundere Blike thun?

Alabanda besuchte mich den andern Tag. Mein Herz kochte, wie er herein trat, aber ich hielt mich, so sehr sein Stolz und seine Ruhe mich aufregt' und erhitzte.

Die Luft ist herrlich, sagt' er endlich, und der Abend wird sehr schön seyn; laß uns zusammen auf die Akropolis gehn!

Ich nahm es an. Wir sprachen lange kein Wort. Was willst Du? fragt' ich endlich.

Das kannst Du fragen? erwiederte der wilde Mensch mit einer Wehmuth, die mir durch die Seele ging. Ich war betroffen, verwirrt.

Was ſoll ich von dir denken? fing ich endlich wieder an.

Das, was ich bin! erwiedert' er gelaſſen.

Du brauchſt Entſchuldigung, ſagt' ich mit veränderter Stimme, und ſah mit Stolz ihn an, entſchuldige Dich! reinige Dich!

Das war zuviel für ihn.

Wie kommt es denn, rief er entrüſtet, daß dieſer Menſch mich beugen ſoll, wie's ihm gefällt? — Es iſt auch wahr, ich war zu früh entlaſſen aus der Schule, ich hatte alle Ketten geſchleift und alle zerriſſen, nur Eine fehlte noch, nur Eine war noch zu zerbrechen, ich war noch nicht gezüchtiget von einem Grillenfänger — murre nur! ich habe lange genug geſchwiegen!

O Alabanda! Alabanda! rief ich.

Schweig', erwiedert' er, und brauche meinen Namen nicht zum Dolche gegen mich!

Nun brach auch mir der Unmuth vollends los. Wir ruhten nicht, bis eine Rückkehr faſt unmöglich war. Wir zerſtörten mit Gewalt den Garten unſrer Liebe. Wir ſtanden oft und ſchwiegen, und wären uns ſo gerne, ſo mit tauſend Freuden um

den Hals gefallen, aber der unſelige Stolz erſtikte jeden Laut der Liebe, der vom Herzen aufſtieg.

Leb wohl! rief ich endlich, und ſtürzte fort. Unwillkührlich mußt' ich mich umſehn, unwillkührlich war mir Alabanda gefolgt.

Nicht wahr, Alabanda, rief ich ihm zu, das iſt ein ſonderbarer Bettler? ſeinen letzten Pfenning wirft er in den Sumpf!

Wenn's das iſt, mag er auch verhungern, rief er, und ging.

Ich wankte ſinnlos weiter, ſtand nun am Meer' und ſah die Wellen an — ach! da hinunter ſtrebte mein Herz, da hinunter, und meine Arme flogen der freien Fluth entgegen; aber bald kam, wie vom Himmel, ein ſanfterer Geiſt über mich, und ordnete mein unbändig leidend Gemüth mit ſeinem ruhigen Stabe; ich überdachte ſtiller mein Schikſal, meinen Glauben an die Welt, meine troſtloſen Erfahrungen, ich betrachtete den Menſchen, wie ich ihn empfunden und erkannt von früher Jugend an, in mannigfaltigen Erziehungen, fand überall dumpfen oder ſchreienden Mißlaut, nur in kindlicher einfältiger Beſchränkung fand ich noch die reinen Melodien — es iſt beſſer, ſagt' ich mir, zur Biene zu wer-

den, und sein Haus zu bauen in Unschuld, als zu herrschen mit den Herren der Welt, und wie mit Wölfen, zu heulen mit ihnen, als Völker zu meistern, und an dem unreinen Stoffe sich die Hände zu befleken; ich wollte nach Tina zurük, um meinen Gärten und Feldern zu leben.

Lächle nur! Mir war es sehr Ernst. Bestehet ja das Leben der Welt im Wechsel des Entfaltens und Verschliessens, in Ausflug und in Rükkehr zu sich selbst, warum nicht auch das Herz des Menschen?

Freilich ging die neue Lehre mir hart ein, freilich schied ich ungern von dem stolzen Irrthum meiner Jugend — wer reißt auch gerne die Flügel sich aus? — aber es mußte ja so seyn!

Ich setzt' es durch. Ich war nun wirklich eingeschifft. Ein frischer Berawind trieb mich aus dem Hafen von Smyrna. Mit einer wunderbaren Ruhe, recht, wie ein Kind, das nichts vom nächsten Augenblike weiß, lag ich so da auf meinem Schiffe, und sah die Bäume und Moskeen dieser Stadt an, meine grünen Gänge an dem Ufer, meinen Fußsteig zur Akropolis hinauf, das sah ich an, und ließ es weiter gehn und immer weiter; wie ich aber nun auf's hohe Meer hinaus

kam, und alles nach und nach hinab sank, wie ein Sarg in's Grab, da mit einmal war es auch, als wäre mein Herz gebrochen — o Himmel! schrie ich, und alles Leben in mir erwacht', und rang, die fliehende Gegenwart zu halten, aber sie war dahin, dahin!

Wie ein Nebel, lag das himmlische Land vor mir, wo ich, wie ein Reh auf freier Weide, weit und breit die Thäler und die Höhen hatte durchstreift, und das Echo meines Herzens zu den Quellen und Strömen, in die Fernen und die Tiefen der Erde gebracht.

Dort hinein auf den Tmolus war ich gegangen in einsamer Unschuld; dort hinab, wo Ephesus einst stand in seiner glüklichen Jugend und Teos und Milet, dort hinauf in's heilige trauernde Troas war ich mit Alabanda gewandert, mit Alabanda, und, wie ein Gott, hatt' ich geherrscht über ihn und wie ein Kind, zärtlich und gläubig, hatt' ich seinem Auge gedient, mit Seelenfreude, mit innigem frohlokendem Genusse seines Wesens, immer glüklich, wenn ich seinem Rosse den Zaum hielt, oder wenn ich, über mich selbst erhoben, in herrlichen Entschlüssen, in kühnen Gedanken, im Feuer der Rede seiner Seele begegnete!

Und nun war es dahin gekommen, nun war ich nichts mehr, war so heillos um alles gebracht, war zum ärmsten unter den Menschen geworden, und wußte selbst nicht, wie?

O ewiges Irrsal! dacht' ich bei mir, wann reißt der Mensch aus deinen Ketten sich los?

Wir sprechen von unsrem Herzen, unsern Planen, als wären sie unser, und es ist doch eine fremde Gewalt, die uns herum wirft und in's Grab legt, wie es ihr gefällt, und von der wir nicht wissen, von wannen sie kommt, noch wohin sie geht.

Wir wollen wachsen da hinauf, und dort hinaus die Aeste und die Zweige breiten, und Boden und Wetter bringt uns doch, wohin es geht, und wenn der Blitz auf deine Krone fällt, und bis zur Wurzel dich hinunter spaltet, armer Baum! was geht es dich an?

So dacht' ich. Aergerst du dich daran, mein Bellarmin! Du wirst noch andere Dinge hören.

Das eben, Lieber! ist das Traurige, daß unser Geist so gerne die Gestalt des irren Herzens annimmt, so gerne die vorüber fliehende Trauer festhält, daß der Gedanke, der die Schmer-

zen heilen ſollte, ſelber krank wird, daß der Gärtner an den Roſenſträuchen, die er pflanzen ſollte, ſich die Hand ſo oft zerreißt, o! das hat manchen zum Thoren gemacht vor andern, die er ſonſt, wie ein Orpheus, hätte beherrſcht, das hat ſo oft die edelſte Natur zum Spott gemacht vor Menſchen, wie man ſie auf jeder Straße findet, das iſt die Klippe für die Lieblinge des Himmels, daß ihre Liebe mächtig iſt und zart, wie ihr Geiſt, daß ihres Herzens Wogen ſtärker oft und ſchneller ſich regen, wie der Trident, womit der Meergott ſie beherrſcht, und darum, mein Lieber! überhebe ja ſich keiner.

Hyperion an Bellarmin.

Kannſt Du es hören, wirſt Du es begreifen, wenn ich dir von meiner langen kranken Trauer ſage?

Nimm mich, wie ich mich gebe, und denke, daß es beſſer iſt zu ſterben, weil man lebte, als zu leben, weil man nie gelebt! Neide die Leidensfreien nicht, die Götzen von Holz, denen nichts mangelt, weil ihre Seele ſo arm iſt, die nichts fragen nach Regen und Sonnenſchein, weil ſie nichts haben, was der Pflege bedürfte.

Ja! ja! es ist recht sehr leicht, glücklich, ruhig zu seyn mit seichtem Herzen und eingeschränktem Geiste. Gönnen kann man's euch; wer ereifert sich denn, daß die bretterne Scheibe nicht wehklagt, wenn der Pfeil sie trift, und daß der hohle Topf so dumpf klingt, wenn ihn einer an die Wand wirft?

Nur müßt ihr euch bescheiden, lieben Leute, müßt ja in aller Stille euch wundern, wenn ihr nicht begreift, daß andre nicht auch so glücklich, auch so selbstgenügsam sind, müßt ja euch hüten, eure Weisheit zum Gesetz zu machen, denn das wäre der Welt Ende, wenn man euch gehorchte.

Ich lebte nun sehr still, sehr anspruchslos in Tina. Ich ließ auch wirklich die Erscheinungen der Welt vorüber ziehn wie Nebel im Herbste, lachte manchmal auch mit nassen Augen über mein Herz, wenn es hinzu flog, um zu naschen, wie der Vogel nach der gemahlten Traube, und blieb still und freundlich dabei.

Ich ließ nun jedem gerne seine Meinung, seine Unart. Ich war bekehrt, ich wollte niemand mehr bekehren, nur war mir traurig, wenn ich sah, daß die Menschen glaubten, ich lasse darum ihr Possenspiel unangetastet, weil ich es so hoch

und theuer achte, wie sie. Ich mochte nicht gerade ihrer Albernheit mich unterwerfen, doch sucht' ich sie zu schonen, wo ich konnte. Das ist ja ihre Freude, dacht' ich, davon leben sie ja!

Oft ließ ich sogar mir gefallen, mitzumachen, und wenn ich noch so seelenlos, so ohne eignen Trieb dabei war, das merkte keiner, da vermißte keiner nichts, und hätt' ich gesagt, sie möchten mirs verzeihen, so wären sie dagestanden und hätten sich verwundert und gefragt: was hast du denn uns gethan? Die Nachsichtigen!

Oft, wenn ich des Morgens da stand unter meinem Fenster und der geschäftige Tag mir entgegen kam, konnt' auch ich mich augenbliklich vergessen, konnte mich umsehn, als möcht' ich etwas vornehmen, woran mein Wesen seine Lust noch hätte, wie ehmals, aber da schalt ich mich, da besann ich mich, wie einer, dem ein Laut aus seiner Muttersprache entfährt, in einem Lande, wo sie nicht verstanden wird — wohin, mein Herz? sagt' ich verständig zu mir selber und gehorchte mir.

Was ist's denn, daß der Mensch so viel will? fragt' ich oft; was soll denn die Unendlichkeit in seiner Brust? Unendlichkeit? wo ist sie denn? wer hat sie denn vernommen? Mehr will er, als er kann! das möchte wahr seyn! O! das hast du

oft genug erfahren. Das iſt auch nöthig, wie es iſt. Das giebt das ſüße, ſchwärmeriſche Gefühl der Kraft, daß ſie nicht ausſtrömt, wie ſie will, das eben macht die ſchönen Träume von Unſterblichkeit und all' die holden und die koloſſaliſchen Phantome, die den Menſchen tauſendfach entzüken, das ſchafft dem Menſchen ſein Elyſium und ſeine Götter, daß ſeines Lebens Linie nicht gerad ausgeht, daß er nicht hinfährt, wie ein Pfeil, und eine fremde Macht dem Fliehenden in den Weg ſich wirft.

Des Herzens Woge ſchäumte nicht ſo ſchön empor, und würde Geiſt, wenn nicht der alte ſtumme Fels, das Schikſal, ihr entgegen ſtände.

Aber dennoch ſtirbt der Trieb in unſrer Bruſt, und mit ihm unſre Götter und ihr Himmel.

Das Feuer geht empor in freudigen Geſtalten, aus der dunkeln Wiege, wo es ſchlief, und ſeine Flamme ſteigt und fällt, und bricht ſich und umſchlingt ſich freudig wieder, bis ihr Stoff verzehrt iſt, nun raucht und ringt ſie und erliſcht; was übrig iſt, iſt Aſche.

So geht's mit uns. Das iſt der Inbegriff von allem, was in ſchrekend reizenden Myſterien die Weiſen uns erzählen.

Und du? was frägst du dich? Daß so zuweilen etwas in dir auffährt, und, wie der Mund des Sterbenden, dein Herz in Einem Augenblike so gewaltsam dir sich öffnet und verschließt, das gerade ist das böse Zeichen.

Sey nur still, und laß es seinen Gang gehn! künstle nicht! versuche kindisch nicht, um eine Elle länger dich zu machen! — Es ist, als wolltest du noch eine Sonne schaffen, und neue Zöglinge für sie, ein Erdenrund und einen Mond erzeugen.

So träumt' ich hin. Geduldig nahm ich nach und nach von allem Abschied. — O ihr Genossen meiner Zeit! fragt eure Aerzte nicht und nicht die Priester, wenn ihr innerlich vergeht!

Ihr habt den Glauben an alles Große verloren; so müßt, so müßt ihr hin, wenn dieser Glaube nicht wiederkehrt, wie ein Komet aus fremden Himmeln.

Hyperion an Bellarmin.

Es gibt ein Vergessen alles Daseyns, ein Verstummen unsers Wesens, wo uns ist, als hätten wir alles gefunden.

Es gibt ein Verstummen, ein Vergessen al-

les Daſeyns, wo uns iſt, als hätten wir alles verloren, eine Nacht unſrer Seele, wo kein Schimmer eines Sterns, wo nicht einmal ein faules Holz uns leuchtet.

Ich war nun ruhig geworden. Nun trieb mich nichts mehr auf um Mitternacht. Nun ſengt' ich mich in meiner eigenen Flamme nicht mehr.

Ich ſah nun ſtill und einſam vor mich hin, und ſchweift' in die Vergangenheit und in die Zukunft mit dem Auge nicht. Nun drängte Fernes und Nahes ſich in meinem Sinne nicht mehr; die Menſchen, wenn ſie mich nicht zwangen, ſie zu ſehen, ſah ich nicht.

Sonſt lag oft, wie das ewig leere Faß der Danaiden, vor meinem Sinne dies Jahrhundert, und mit verſchwenderiſcher Liebe goß meine Seele ſich aus, die Lüken auszufüllen; nun ſah ich keine Lüke mehr, nun drükte mich des Lebens Langeweile nicht mehr.

Nun ſprach ich nimmer zu der Blume, du biſt meine Schweſter! und zu den Quellen, wir ſind Eines Geſchlechts! ich gab nun treulich, wie ein Echo, jedem Dinge ſeinen Namen.

Wie ein Strom an dürren Ufern, wo kein

Weidenblatt im Waſſer ſich ſpiegelt, lief unverſchönert vorüber an mir die Welt.

Hyperion an Bellarmin.

Es kann nichts wachſen und nichts ſo tief vergehen, wie der Menſch. Mit der Nacht des Abgrunds vergleicht er oft ſein Leiden und mit dem Aether ſeine Seligkeit, und wie wenig iſt dadurch geſagt?

Aber ſchöner iſt nichts, als wenn es ſo nach langem Tode wieder in ihm dämmert, und der Schmerz, wie ein Bruder, der fernher dämmernden Freude entgegen geht.

O es war ein himmliſch Ahnen, womit ich jetzt den kommenden Frühling wieder begrüßte! Wie fernher in ſchweigender Luft, wenn alles ſchläft, das Saitenſpiel der Geliebten, ſo umtönten ſeine leiſen Melodien mir die Bruſt; wie von Elyſium herüber, vernahm ich ſeine Zukunft, wenn die todten Zweige ſich regten und ein lindes Wehen meine Wange berührte.

Holder Himmel Joniens! ſo hatt' ich nie an dir gehangen, aber ſo ähnlich war dir auch nie mein Herz geweſen, wie damals, in ſeinen heitern zärtlichen Spielen. —

Wer sehnt sich nicht nach Freuden der Liebe und großen Thaten, wenn im Auge des Himmels und im Busen der Erde der Frühling wiederkehrt?

Ich erhob mich, wie vom Krankenbette, leise und langsam, aber von geheimen Hoffnungen zitterte mir die Brust so selig, daß ich darüber vergaß, zu fragen, was dies zu bedeuten habe.

Schönere Träume umfingen mich jetzt im Schlafe, und wenn ich erwachte, waren sie mir im Herzen, wie die Spur eines Kusses auf der Wange der Geliebten. O das Morgenlicht und ich, wir gingen nun uns entgegen, wie versöhnte Freunde, wenn sie noch etwas fremde thun, und doch den nahen unendlichen Augenblik des Umarmens schon in der Seele tragen.

Es that nun wirklich einmal wieder mein Auge sich auf, freilich, nicht mehr, wie sonst, gerüstet und erfüllt mit eigner Kraft, es war bittender geworden, es fleht' um Leben, aber es war mir im Innersten doch, als könnt' es wieder werden mit mir, wie sonst, und besser.

Ich sah die Menschen wieder an, als sollt' auch ich wirken und mich freuen unter ihnen. Ich schloß mich wirklich herzlich überall an.

Himmel! wie war das eine Schadenfreude, daß der ſtolze Sonderling nun Einmal war, wie ihrer einer, geworden! wie hatten ſie ihren Scherz daran, daß den Hirſch des Waldes der Hunger trieb, in ihren Hühnerhof zu laufen! —

Ach! meinen Adamas ſucht' ich, meinen Alabanda aber es erſchien mir keiner.

Endlich ſchrieb ich auch nach Smyrna, und es war, als ſammelt' alle Zärtlichkeit und alle Macht des Menſchen in Einen Moment ſich, da ich ſchrieb; ſo ſchrieb ich dreimal, aber keine Antwort, ich flehte, drohte, mahnt' an alle Stunden der Liebe und der Kühnheit, aber keine Antwort von dem Unvergeßlichen, bis in den Tod geliebten — Alabanda! rief ich, o mein Alabanda! du haſt den Stab gebrochen über mir. Du hielteſt mich noch aufrecht, warſt die letzte Hoffnung meiner Jugend! Nun will ich nichts mehr! nun iſts heilig und gewiß!

Wir bedauern die Todten, als fühlten ſie den Tod, und die Todten haben doch Frieden. Aber das, das iſt der Schmerz, dem keiner gleichkömmt, das iſt unaufhörliches Gefühl der gänzlichen Zernichtung, wenn unſer Leben ſeine Bedeutung ſo verliert, wenn ſo das Herz ſich ſagt, du

mußt hinunter und nichts bleibt übrig von dir; keine Blume hast du gepflanzt, keine Hütte gebaut, nur daß du sagen könntest: ich lasse eine Spur zurück auf Erden. Ach! und die Seele kann immer so voll Sehnens seyn, bei dem, daß sie so nuzlos ist!

Ich suchte immer etwas, aber ich wagte das Auge nicht aufzuschlagen vor den Menschen. Ich hatte Stunden, wo ich das Lachen eines Kindes fürchtete.

Dabei war ich meist sehr still und geduldig, hatte oft auch einen wunderbaren Aberglauben an die Heilkraft mancher Dinge; von einer Taube, die ich kaufte, von einer Kahnfahrt, von einem Thale, das die Berge mir verbargen, konnt' ich Trost erwarten.

Genug! genug! wär' ich mit Themistocles aufgewachsen, hätt' ich unter den Scipionen gelebt, meine Seele hätte sich wahrlich nie von dieser Seite kennen gelernt.

Hyperion an Bellarmin.

Zuweilen regte noch sich eine Geisteskraft in mir. Aber freilich nur zerstörend!

Was ist der Mensch? konnt' ich beginnen; wie kommt es, daß so etwas in der Welt ist, das, wie ein Chaos, gährt, oder modert, wie ein fauler

Baum, und nie zu einer Reife gedeiht? Wie duldet dieſen Heerling die Natur bei ihren ſüßen Trauben?

Zu den Pflanzen ſpricht er, ich war auch einmal, wie ihr! und zu den reinen Sternen, ich will werden, wie ihr, in einer andern Welt! inzwiſchen bricht er auseinander und treibt hin und wieder ſeine Künſte mit ſich ſelbſt, als könnt' er, wenn es einmal ſich aufgelöst, Lebendiges zuſammenſetzen, wie ein Mauerwerk; aber es macht ihn auch nicht irre, wenn nichts gebeſſert wird durch all ſein Thun; es bleibt doch immerhin ein Kunſtſtük, was er treibt.

O ihr Armen, die ihr das fühlt, die ihr auch nicht ſprechen mögt von menſchlicher Beſtimmung, die ihr auch ſo durch und durch ergriffen ſeyd vom Nichts, das über uns waltet, ſo gründlich einſeht, daß wir geboren werden für Nichts, daß wir lieben ein Nichts, glauben an's Nichts, uns abarbeiten für Nichts, um mälig überzugehen in's Nichts — was kann ich dafür, daß euch die Knie brechen, wenn ihr's ernſtlich bedenkt? Bin ich doch auch ſchon manchmal hingeſunken in dieſen Gedanken, und habe gerufen, was legſt du die Axt mir an die Wurzel, grauſamer Geiſt? und bin noch da.

O einſt, ihr finſtern Brüder! war es anders. Da war es über uns ſo ſchön, ſo ſchön und froh vor uns; auch dieſe Herzen wallten über vor den fernen ſeligen Phantomen, und kühn froblok-kend drangen auch unſere Geiſter aufwärts und durchbrachen die Schranke, und wie ſie ſich umſahn, wehe, da war es eine unendliche Leere.

O! auf die Knie kann ich mich werfen und meine Hände ringen und flehen, ich weiß nicht wen? um andere Gedanken. Aber ich überwältige ſie nicht, die ſchreiende Wahrheit. Hab' ich mich nicht zwiefach überzeugt? Wenn ich hinſehe in's Leben, was iſt das letzte von allem? Nichts. Wenn ich aufſteige im Geiſte, was iſt das Höchſte von allem? Nichts.

Aber ſtille, mein Herz! Es iſt ja deine letzte Kraft, die du verſchwendeſt! deine letzte Kraft? und du, du willſt den Himmel ſtürmen? wo ſind denn deine hundert Arme, Titan, wo dein Pelion und Oſſa, deine Treppe zu des Göttervaters Burg hinauf, damit du hinauf ſteigſt und den Gott und ſeinen Göttertiſch und all' die unſterblichen Gipfel des Olymps herab wirſt und den Sterblichen predigeſt: bleibt unten, Kinder des Augenbliks! ſtrebt nicht in dieſe Höhen herauf, denn es iſt nichts hier oben.

Das kannſt du laſſen, zu ſehn, was über andere waltet. Dir gilt deine neue Lehre. Ueber dir und vor dir iſt es freilich leer und öde, weil es in dir leer und öd' iſt.

Freilich, wenn ihr reicher ſeyd, als ich, ihr andern, könntet ihr doch wohl auch ein wenig helfen.

Wenn euer Garten ſo voll Blumen iſt, warum erfreut ihr Othem mich nicht auch? — Wenn ihr ſo voll der Gottheit ſeyd, ſo reicht ſie mir zu trinken. An Feſten darbt ja Niemand, auch der ärmſte nicht. Aber Einer nur hat ſeine Feſte unter euch; das iſt der Tod.

Noth und Angſt und Nacht ſind eure Herren. Die ſondern euch, die treiben euch mit Schlägen aneinander. Den Hunger nennt ihr Liebe, und wo ihr nichts mehr ſeht, da wohnen eure Götter. Götter und Liebe?

O die Poëten haben recht, es iſt nichts ſo klein und wenig, woran man ſich nicht begeiſtern könnte.

So dacht' ich. Wie das alles in mich kam, begreif' ich noch nicht.

Zweites Buch.

Hyperion an Bellarmin.

Ich lebe jetzt auf der Insel des Ajax, der theuern Salamis.

Ich liebe dies Griechenland überall. Es trägt die Farbe meines Herzens. Wohin man siehet, liegt eine Freude begraben.

Und doch ist so viel Liebliches und Großes auch um einen.

Auf dem Vorgebirge hab' ich mir eine Hütte gebaut von Mastixzweigen, und Moos und Bäume herum gepflanzt und Thymian und allerlei Sträuche.

Da hab' ich meine liebsten Stunden, da sitz' ich Abende lang und sehe nach Attika hinüber, bis endlich mein Herz zu hoch mir klopft; dann nehm' ich mein Werkzeug, gehe hinab an die Bucht und fange mir Fische.

Oder les' ich auch auf meiner Höhe droben vom alten herrlichen Seekrieg, der an Salamis einst im wilden klug beherrschten Getümmel vertobte, und freue des Geistes mich, der das wütende

Chaos von Freunden und Feinden lenken konnte und zähmen, wie ein Reuter das Roß, und schäme mich innigst meiner eigenen Kriegsgeschichte.

Oder schau' ich auf's Meer hinaus und überdenke mein Leben, sein Steigen und Sinken; seine Seligkeit und seine Trauer und meine Vergangenheit lautet mir oft, wie ein Saitenspiel, wo der Meister alle Töne durchläuft, und Streit und Einklang mit verborgener Ordnung untereinander wirft.

Heut ist's dreifach schön hier oben. Zwei freundliche Regentage haben die Luft und die lebensmüde Erde gekühlt.

Der Boden ist grüner geworden, offner das Feld. Unendlich steht, mit der freudigen Kornblume gemischt, der goldene Waizen da, und licht und heiter steigen tausend hoffnungsvolle Gipfel aus der Tiefe des Hains. Zart und groß durchirret den Raum jede Linie der Fernen; wie Stufen gehn die Berge bis zur Sonne unaufhörlich hinter einander hinauf. Der ganze Himmel ist rein. Das weiße Licht ist nur über den Aether gehaucht, und, wie ein silbern Wölkchen, wallt der schüchterne Mond am hellen Tage vorüber.

Hyperion an Bellarmin.

Mir iſt lange nicht geweſen, wie jetzt.

Wie Jupiters Adler dem Geſange der Muſen, lauſch' ich dem wunderbaren unendlichen Wohllaut in mir. Unangefochten an Sinn und Seele, ſtark und fröhlich, mit lächelndem Ernſte, ſpiel' ich im Geiſte mit dem Schikſal und den drei Schweſtern, den heiligen Parzen. Voll göttlicher Jugend frohlokt mein ganzes Weſen über ſich ſelbſt, über Alles. Wie der Sternenhimmel, bin ich ſtill und bewegt.

Ich habe lange gewartet auf ſolche Feſtzeit, um Dir einmal wieder zu ſchreiben. Nun bin ich ſtark genug; nun laß mich Dir erzählen.

Mitten in meinen finſtern Tagen lud ein Bekannter von Kalaurea herüber mich ein. Ich ſollt' in ſeine Gebirge kommen, ſchrieb er mir; man lebe hier freier als ſonſt wo, und auch da blüheten, mitten unter den Fichtenwäldern und reißenden Waſſern Limonienhaine und Palmen und liebliche Kräuter und Myrten und die heilige Rebe. Einen Garten hab' er hoch am Gebirge gebaut und ein Haus; dem beſchatteten dichte Bäume den Rüken, und kühlende Lüfte umſpielten es leiſe in den brennenden Sommertagen; wie ein Vogel

vom Gipfel der Ceder, blikte man in die Tiefen hinab, zu den Dörfern und grünen Hügeln, und zufriedenen Heerden der Insel, die alle, wie Kinder, umher lägen um den herrlichen Berg und sich nährten von seinen schäumenden Bächen.

Das wekte mich denn doch ein wenig. Es war ein heiterer blauer Apriltag, an dem ich hinüberschiffte. Das Meer war ungewöhnlich schön und rein, und leicht die Luft, wie in höheren Regionen. Man ließ im schwebenden Schiffe die Erde hinter sich liegen, wie eine köstliche Speise, wenn der heilige Wein gereicht wird.

Dem Einflusse des Meers und der Luft wiederstrebt der finstere Sinn umsonst. Ich gab mich hin, fragte nichts nach mir und andern, suchte nichts, sann auf nichts, ließ vom Boote mich halb in Schlummer wiegen, und bildete mir ein, ich liege in Charons Nachen. O es ist süß, so aus der Schaale der Vergessenheit zu trinken.

Mein fröhlicher Schiffer hätte gerne mit mir gesprochen, aber ich war sehr einsylbig.

Er deutete mit dem Finger und wies mir rechts und links das blaue Eiland, aber ich sah

nicht lange hin, und war im nächsten Augenblike wieder in meinen eignen lieben Träumen.

Endlich, da er mir die stillen Gipfel in der Ferne wies und sagte, daß wir bald in Kalaurea wären, merkt' ich mehr auf, und mein ganzes Wesen öffnete sich der wunderbaren Gewalt, die auf Einmal süß und still und unerklärlich mit mir spielte. Mit großem Auge, staunend und freudig sah' ich hinaus in die Geheimnisse der Ferne, leicht zitterte mein Herz, und die Hand entwichte mir und faßte freundlich hastig meinen Schiffer an — so? rief ich, das ist Kalaurea? Und wie er mich drum ansah, wußt' ich selbst nicht, was ich aus mir machen sollte.

Ich grüßte meinen Freund mit wunderbarer Zärtlichkeit. Voll süßer Unruhe war all mein Wesen.

Den Nachmittag wollt' ich gleich einen Theil der Insel durchstreifen. Die Wälder und geheimen Thale reitzten mich unbeschreiblich, und der freundliche Tag lokte alles hinaus.

Es war so sichtbar, wie alles Lebendige mehr, denn tägliche Speise, begehrt, wie auch der Vogel sein Fest hat und das Thier.

Es war entzükend anzusehn! Wie, wenn die Mutter schmeichelnd frägt, wo um sie her ihr Lieb-

ſtes ſey, und alle Kinder in den Schoos ihr ſtürzen, und das Kleinſte noch die Arme aus der Wiege ſtrekt, ſo flog und ſprang und ſtrebte jedes Leben in die göttliche Luft hinaus, und Käfer und Schwalben und Tauben und Störche tummelten ſich in frohlokender Verwirrung unter einander in den Tiefen und Höhn, und was die Erde feſthielt, dem ward zum Fluge der Schritt, über die Gräben brauste das Roß und über die Zäune das Reh, und aus dem Meergrund kamen die Fiſche herauf und hüpften über die Fläche. Allen drang die mütterliche Luft an's Herz, und hob ſie und zog ſie zu ſich.

Und die Menſchen gingen aus ihren Thüren heraus, und fühlten wunderbar das geiſtige Weben, wie es leiſe die zarten Haare über der Stirne bewegte, wie es den Lichtſtrahl kühlte, und lösten freundlich ihre Gewänder, um es aufzunehmen an ihre Bruſt, athmeten ſüßer, berührten zärtlicher das leichte klare ſchmeichelnde Meer, in dem ſie lebten und webten.

O Schweſter des Geiſtes, der feurig mächtig in uns waltet und lebt, heilige Luft! wie ſchön iſt's, daß du, wohin ich wandre, mich geleiteſt, Allgegenwärtige, Unſterbliche!

Mit den Kindern ſpielte das hohe Element am ſchönſten.

Das ſummte friedlich vor ſich hin, dem ſchlüpft' ein taktlos Liedchen aus den Lippen, dem ein Frohlokken aus offner Kehle; das ſtrekte ſich, das ſprang in die Höhe; ein andres ſchienderte vertieft umher.

Und all dies war die Sprache Eines Wohlſeyns, alles Eine Antwort auf die Liebkoſungen der entzückenden Lüfte.

Ich war voll unbeſchreiblichen Sehnens und Friedens. Eine fremde Macht beherrſchte mich. Freundlicher Geiſt, ſagt' ich bei mir ſelber, wohin rufeſt du mich? nach Elyſium oder wohin?

Ich ging in einem Walde, am rieſelnden Waſſer hinauf, wo es über Felſen heruntertröpfelte, wo es harmlos über die Kieſeln glitt; und mälig verengte ſich und ward zum Bogengange das Thal, und einſam ſpielte das Mittagslicht im ſchweigenden Dunkel —

Hier — ich möchte ſprechen können, mein Bellarmin! möchte gerne mit Ruhe Dir ſchreiben!

Sprechen? o ich bin ein Laie in der Freude, ich will ſprechen!

Wohnt doch die Stille im Lande der Seligen, und über den Sternen vergißt das Herz seine Noth und seine Sprache.

Ich hab' es heilig bewahrt! wie ein Palladium, hab' ich es in mir getragen, das Göttliche, das mir erschien! und wenn hinfort mich das Schikſal ergreift und von einem Abgrund in den andern mich wirft, und alle Kräfte ertränkt in mir und alle Gedanken, so soll dies Einzige doch mich selber überleben in mir, und leuchten in mir und herrschen, in ewiger, unzerstörbarer Klarheit! —

So lagst du hingegossen, süßes Leben, so bliktest du auf, erhubst dich, standst nun da, in schlanker Fülle, göttlich ruhig, und das himmlische Gesicht noch voll des heitern Entzückens, worinn ich dich störte!

O wer in die Stille dieses Auges gesehn, wem diese süßen Lippen sich aufgeschlossen, wovon mag der noch sprechen?

Friede der Schönheit! göttlicher Friede! wer einmal an dir das tobende Leben und den zweifelnden Geist besänftigt, wie kann dem anderes helfen?

Ich kann nicht sprechen von ihr, aber es giebt ja Stunden, wo das Beste und Schönste,

wie in Wolken, erscheint, und der Himmel der Vollendung vor der ahnenden Liebe sich öffnet; da, Bellarmin! da denke ihres Wesens, da beuge die Knie mit mir, und denke meiner Seligkeit! aber vergiß nicht, daß ich hatte, was Du ahnest, daß ich mit diesen Augen sah, was nur, wie in Wolken, Dir erscheint.

Daß die Menschen manchmal sagen möchten: sie freueten sich! O glaubt, ihr habt von Freude noch nichts geahnet! Euch ist der Schatten ihres Schattens noch nicht erschienen! O geht, und sprecht vom blauen Aether nicht, ihr Blinden!

Daß man werden kann, wie die Kinder, daß noch die goldne Zeit der Unschuld wiederkehrt, die Zeit des Friedens und der Freiheit, daß doch Eine Freude ist, Eine Ruhestätte auf Erden!

Ist der Mensch nicht veraltet, verwelkt, ist er nicht, wie ein abgefallen Blatt, das seinen Stamm nicht wieder findet und nun umher gescheucht wird von den Winden, bis es der Sand begräbt?

Und dennoch kehrt sein Frühling wieder!

Weint nicht, wenn das Trefflichſte verblüht! bald wird es ſich verjüngen! Trauert nicht, wenn eures Herzens Melodie verſtummt! bald findet eine Hand ſich wieder, es zu ſtimmen!

Wie war denn ich? war ich nicht wie ein zerriſſen Saitenſpiel? Ein wenig tönt' ich noch, aber es waren Todestöne. Ich hatte mir ein düſter Schwanenlied geſungen! Einen Sterbekranz hätt' ich gern mir gewunden, aber ich hatte nur Winterblumen.

Und wo war ſie denn nun, die Todtenſtille, die Nacht und Oede meines Lebens? die ganze dürftige Sterblichkeit?

Freilich iſt das Leben arm und einſam. Wir wohnen hier unten, wie der Diamant im Schacht. Wir fragen umſonſt, wie wir herab gekommen, um wieder den Weg hinauf zu finden.

Wir ſind, wie Feuer, das im dürren Aſte oder im Kieſel ſchläft; und ringen und ſuchen in jedem Moment das Ende der engen Gefangenſchaft. Aber ſie kommen, ſie wägen Aeonen des Kampfes auf, die Augenblike der Befreiung, wo das Göttliche den Kerker ſprengt, wo die Flamme vom Holze ſich löst und ſiegend emporwallt über der

Aſche, ha! wo uns iſt, als kehrte der entſ ſelte Geiſt, vergeſſen der Leiden, der Knechtsgeſtalt, im Triumphe zurük in die Hallen der Sonne.

Hyperion an Bellarmin.

Ich war einſt glüklich, Bellarmin! Bin ich es nicht noch? Wär' ich es nicht, wenn auch der heilige Moment, wo ich zum erſtenmale ſie ſah, der letzte wäre geweſen?

Ich hab' es Einmal geſehn, das Einzige, das meine Seele ſuchte, und die Vollendung, die wir über die Sterne hinauf entfernen, die wir hinausſchieben bis an's Ende der Zeit, die hab' ich gegenwärtig gefühlt. Es war da, das Höchſte, in dieſem Kreiſe der Menſchennatur und der Dinge war es da!

Ich frage nicht mehr, wo es ſey; es war in der Welt, es kann wiederkehren in ihr, es iſt jezt nur verborgner in ihr. Ich frage nicht mehr, was es ſey; ich hab' es geſehn, ich hab' es kennen gelernt.

O ihr, die ihr das Höchſte und Beſte ſucht, in der Tiefe des Wiſſens, im Getümmel des Handelns, im Dunkel der Vergangenheit, im Labyrinthe der Zukunft, in den Gräbern oder über den

Sternen! wißt ihr seinen Namen? den Namen deß, das Eins ist und Alles?

Sein Name ist Schönheit.

Wußtet ihr, was ihr wolltet? Noch weiß ich es nicht, doch ahn' ich es, der neuen Gottheit neues Reich, und eil' ihm zu und ergreife die andern und führe sie mit mir, wie der Strom die Ströme in den Ocean.

Und du, du hast mir den Weg gewiesen! Mit dir begann ich. Sie sind der Worte nicht werth, die Tage, da ich noch dich nicht kannte —

O Diotima, Diotima, himmlisches Wesen!

Hyperion an Bellarmin.

Laß uns vergessen, daß es eine Zeit giebt und zähle die Lebenstage nicht!

Was sind Jahrhunderte gegen den Augenblik, wo zwey Wesen so sich ahnen und nahn?

Noch seh' ich den Abend, an dem Notara zum erstenmale zu ihr in's Haus mich brachte.

Sie wohnte nur einige hundert Schritte von uns am Fuße des Bergs.

Ihre Mutter war ein denkend zärtlich Wesen, ein schlichter fröhlicher Junge der Bruder, und

beide geſtanden herzlich in allem Thun und Laſſen, daß Diotima die Königin des Hauſes war.

Ach! es war alles geheiliget und verſchönert durch ihre Gegenwart. Wohin ich ſah, was ich berührte, ihr Fußteppich, ihr Polſter, ihr Tiſchchen, alles war in geheimem Bunde mit ihr. Und da ſie zum erſtenmale mit Namen mich rief, da ſie ſelbſt ſo nahe mir kam, daß ihr unſchuldiger Othem mein lauſchend Weſen berührte! —

Wir ſprachen ſehr wenig zuſammen. Man ſchämt ſich ſeiner Sprache. Zum Tone möchte man werden und ſich vereinen in Einen Himmelsgeſang.

Wovon auch ſollten wir ſprechen? Wir ſahn nur uns. Von uns zu ſprechen, ſcheuten wir uns.

Vom Leben der Erde ſprachen wir endlich.

So feurig und kindlich iſt ihr noch keine Hymne geſungen worden.

Es that uns wohl, den Ueberfluß unſers Herzens der guten Mutter in den Schoos zu ſtreuen. Wir fühlten uns dadurch erleichtert, wie die Bäume, wenn ihnen der Sommerwind die frucht-

baren Aeste schüttelt, und ihre süßen Aepfel in das Gras gießt.

Wir nannten die Erde eine der Blumen des Himmels, und den Himmel nannten wir den unendlichen Garten des Lebens. Wie die Rosen sich mit goldnen Stäubchen erfreuen, sagten wir, so erfreue das heldenmüthige Sonnenlicht mit seinen Strahlen die Erde; sie sey ein herrlich lebend Wesen, sagten wir, gleich göttlich, wenn ihr zürnend Feuer oder mildes klares Wasser aus dem Herzen quille, immer glüklich, wenn sie von Thautropfen sich nähre, oder von Gewitterwolken, die sie sich zum Genusse bereite mit Hülfe des Himmels, die immer treuer liebende Hälfte des Sonnengotts, ursprünglich vielleicht inniger mit ihm vereint, dann aber durch ein allwaltend Schiksal geschieden von ihm, damit sie ihn suche, sich nähere, sich entferne und unter Lust und Trauer zur höchsten Schönheit reife.

So sprachen wir. Ich gebe Dir den Innhalt, den Geist davon. Aber was ist er ohne das Leben?

Es dämmerte, und wir mußten gehen. Gute Nacht, ihr Engelsaugen! dacht' ich im Herzen, und erscheine du bald mir wieder, schöner göttlicher Geist, mit deiner Ruhe und Fülle!

Hyperion an Bellarmin.

Ein paar Tage drauf kamen sie herauf zu uns. Wir gingen zusammen im Garten herum. Diotima und ich geriethen voraus, vertieft, mir traten oft Thränen der Wonne in's Auge, über das Heilige, das so anspruchlos zur Seite mir ging.

Vorn am Rande des Berggipfels standen wir nun, und sahn hinaus, in den unendlichen Osten.

Diotima's Auge öffnete sich weit, und leise, wie eine Knospe sich aufschließt, schloß das liebe Gesichtchen vor den Lüften des Himmels sich auf, ward lauter Sprache und Seele, und, als begänne sie den Flug in die Wolken, stand sanft empor gestrekt die ganze Gestalt, in leichter Majestät, und berührte kaum mit den Füßen die Erde.

O unter den Armen hätt' ich sie fassen mögen, wie der Adler seinen Ganymed, und hinfliegen mit ihr über das Meer und seine Inseln.

Nun trat sie weiter vor, und sah die schroffe Felsenwand hinab. Sie hatte ihre Lust daran, die schröckende Tiefe zu messen, und sich hinab zu

verlieren in die Nacht der Wälder, die unten aus Felsenstücken und schäumenden Wetterbächen herauf die lichten Gipfel strekten.

Das Geländer, worauf sie sich stüzte, war etwas niedrig. So durft' ich es ein wenig halten, das Reizende, indeß es so sich vorwärts beugte. Ach! heiße zitternde Wonne durchlief mein Wesen und Taumel und Toben war in allen Sinnen, und die Hände brannten mir, wie Kohlen, da ich sie berührte.

Und dann die Herzenslust, so traulich neben ihr zu stehn, und die zärtlich kindische Sorge, daß sie fallen möchte, und die Freude an der Begeisterung des herrlichen Mädchens!

Was ist alles, was in Jahrtausenden die Menschen thaten und dachten, gegen Einen Augenblik der Liebe? Es ist aber auch das Gelungenste, Göttlichschönste in der Natur! dahin führen alle Stuffen auf der Schwelle des Lebens. Daher kommen wir, dahin gehn wir.

Hyperion an Bellarmin.

Nur ihren Gesang sollt' ich vergessen, nur diese Seelentöne sollten nimmer wiederkehren in meinen unaufhörlichen Träumen.

Man kennt den ſtolzhinſchiffenden Schwan nicht, wenn er ſchlummernd am Ufer ſizt.

Nur, wenn ſie ſang, erkannte man die liebende Schweigende, die ſo ungern ſich zur Sprache verſtand.

Da, da ging erſt die himmliſche Ungefällige in ihrer Majeſtät und Lieblichkeit hervor; da weht' es oft ſo bittend und ſo ſchmeichelnd, oft, wie ein Göttergebot, von den zarten blühenden Lippen. Und wie das Herz ſich regt' in dieſer göttlichen Stimme, wie alle Größe und Demuth, alle Luſt und alle Trauer des Lebens verſchönert im Adel dieſer Töne erſchienen!

Wie im Fluge die Schwalbe die Bienen haſcht, ergriff ſie immer uns alle.

Es kam nicht Luſt und nicht Bewunderung, es kam der Friede des Himmels unter uns.

Tauſendmal hab' ich es ihr und mir geſagt: das Schönſte iſt auch das Heiligſte. Und ſo war alles an ihr. Wie ihr Geſang, ſo auch ihr Leben.

Hyperion an Bellarmin.

Unter den Blumen war ihr Herz zu Hauſe, als wär' es eine von ihnen.

Sie nannte ſie alle mit Namen, ſchuf ihnen aus Liebe neue, ſchönere, und wußte genau die fröhlichſte Lebenszeit von jeder.

Wie eine Schweſter, wenn aus jeder Ele ein Geliebtes ihr entgegenkömmt, und jedes gerne zuerſt gegrüßt ſeyn möchte, ſo war das ſtille Weſen mit Aug' und Hand beſchäftigt, ſeelig zerſtreut, wenn auf der Wieſe wir giengen, oder im Walde.

Und das war ſo ganz nicht angenommen, angebildet, das war ſo mit ihr aufgewachſen.

Es iſt doch ewig gewiß und zeigt ſich überall; je unſchuldiger, ſchöner eine Seele, deſto vertrauter wird ſie mit den andern Glüklichen leben, die man ſeelenlos nennt.

Hyperion an Bellarmin.

Tauſendmal hab' ich in meiner Herzensfreude gelacht über die Menſchen, die ſich einbilden, ein erhabner Geiſt könne unmöglich wiſſen, wie man ein Gemüße bereitet. Diotima konnte wohl zur rechten Zeit recht herzlich von dem Feuerheerde ſprechen, und es iſt gewiß nichts edler, als ein edles Mädchen, das die allwohlthätige Flamme beſorgt, und, ähnlich der Natur, die herzerfreuende Speiſe bereitet.

Hyperion an Bellarmin.

Was iſt alles künſtliche Wiſſen in der Welt, was iſt die ganze ſtolze Mündigkeit der menſchlichen Gedanken gegen die ungeſuchten Töne dieſes Geiſtes, der nicht wußte, was er wußte, was er war?

Wer will die Traube nicht lieber voll und friſch, ſo wie ſie aus der Wurzel quoll, als die getrokneten gepflükten Beere, die der Kaufmann in die Kiſte preßt und in die Welt ſchikt? Was iſt die Weisheit eines Buchs gegen die Weisheit eines Engels?

Sie ſchien immer ſo wenig zu ſagen, und ſagte ſo viel.

Ich geleitete ſie einſt in ſpäter Dämmerung nach Hauſe; wie Träume, beſchlichen thauende Wölkchen die Wieſe, wie lauſchende Genien ſahen die ſeeligen Sterne durch die Zweige.

Man hörte ſelten ein „wie ſchön!“ aus ihrem Munde, wenn ſchon das fromme Herz kein liſpelnd Blatt, kein Rieſeln einer Quelle unbehorcht ließ.

Dießmal ſprach ſie es denn doch mir aus — wie ſchön!

Es ist wohl uns zuliebe so! sagt' ich, ungefähr, wie Kinder etwas sagen, weder im Scherze noch im Ernste.

Ich kann mir denken, was du sagst, erwiederte sie; ich denke mir die Welt am liebsten, wie ein häuslich Leben, wo jedes, ohne gerade dran zu denken, sich in's andre schikt, und wo man sich einander zum Gefallen und zur Freude lebt, weil es eben so vom Herzen kömmt.

Froher erhabner Glaube! rief ich.

Sie schwieg eine Weile.

Auch wir sind also Kinder des Hauses, begann ich endlich wieder, „sind es und werden es seyn."

Werden ewig es seyn, erwiederte sie.

Werden wir das? fragt' ich.

Ich vertraue, fuhr sie fort, hierinnen der Natur, so wie ich täglich ihr vertraue.

O ich hätte mögen Diotima seyn, da sie dieß sagte! Aber Du weißt nicht, was sie sagte, mein Bellarmin! Du hast es nicht gesehn und nicht gehört.

Du hast Recht, rief ich ihr zu; die ewige, ewige Schönheit, die Natur leidet keinen Verlust

in sich, so wie sie keinen Zusaz leidet. Ihr Schmuk ist morgen anders, als er heute war; aber unser Bestes, uns, uns kann sie nicht entbehren und Dich am wenigsten. Wir glauben, daß wir ewig sind, denn unsere Seele fühlt die Schönheit der Natur. Sie ist ein Stükwerk, ist die Göttliche, die Vollendete nicht, wenn jemals Du in ihr vermißt wirst. Sie verdient Dein Herz nicht, wenn sie erröthen muß vor Deinen Hoffnungen.

Hyperion an Bellarmin.

So bedürfnißlos, so göttlichgenügsam hab ich nichts gekannt.

Wie die Woge des Oceans das Gestade seeliger Inseln, so umfluthete mein ruheloses Herz den Frieden des himmlischen Mädchens.

Ich hatt' ihr nichts zu geben, als ein Gemüth voll wilder Widersprüche, voll blutender Erinnerungen, nichts hatt' ich ihr zu geben, als meine gränzenlose Liebe mit ihren tausend Sorgen, ihren tausend tobenden Hoffnungen; sie aber stand vor mir in wandelloser Schönheit, mühelos, in lächelnder Vollendung da, und alles Sehnen, alles Träumen der Sterblichkeit, ach! alles, was in goldnen Morgenstunden von höhern Regionen der Genius

weissagt, es war alles in dieser Einen stillen Seele erfüllt.

Man sagt sonst, über den Sternen verhalle der Kampf, und künftig erst, verspricht man uns, wenn unsre Hefe gesunken sey, verwandle sich in edlen Freudenwein das gährende Leben; die Herzensruhe der Seeligen sucht man sonst auf dieser Erde nirgends mehr. Ich weiß es anders. Ich bin den nähern Weg gekommen. Ich stand vor ihr, und hört' und sah den Frieden des Himmels, und mitten im seufzenden Chaos erschien mir Urania.

Wie oft hab' ich meine Klagen vor diesem Bilde gestillt! wie oft hat sich das übermüthige Leben und der strebende Geist besänftigt, wenn ich, in seelige Betrachtungen versunken, ihr in's Herz sah, wie man in die Quelle siehet, wenn sie still erbebt von den Berührungen des Himmels, der in Silbertropfen auf sie niederträufelt!

Sie war mein Lethe, diese Seele, mein heiliger Lethe, woraus ich die Vergessenheit des Daseyns trank, daß ich vor ihr stand, wie ein Unsterblicher, und freudig mich schalt, und wie nach schweren Träumen lächeln mußte über alle Ketten, die mich gedrükt.

O ich wär' ein glüklicher, ein treflicher Menſch geworden mit ihr!

Mit ihr! aber das iſt mißlungen, und nun irr' ich herum in dem, was vor und in mir iſt, und drüber hinaus, und weiß nicht, was ich machen ſoll aus mir und andern Dingen.

Meine Seele iſt, wie ein Fiſch aus ihrem Elemente auf den Uferſand geworfen, und windet ſich und wirft ſich umher, bis ſie vertrolnet in der Hitze des Tages.

Ach! gäb' es nur noch etwas in der Welt für mich zu thun! gäb' es eine Arbeit, einen Krieg für mich, das ſollte mich erquiken!

Knäblein, die man von der Mutterbruſt geriſſen und in die Wüſte geworfen, hat einſt, ſo ſagt man, eine Wölfin geſäugt.

Mein Herz iſt nicht ſo glüklich.

Hyperion an Bellarmin.

Ich kann nur hie und da ein Wörtchen von ihr ſprechen. Ich muß vergeſſen, was ſie ganz iſt, wenn ich von ihr ſprechen ſoll. Ich muß mich täuſchen, als hätte ſie vor alten Zeiten gelebt, als wüßt' ich durch Erzählung einiges von ihr, wenn

ihr lebendig Bild mich nicht ergreiffen soll, daß ich vergehe im Entzüken und im Schmerz, wenn ich den Tod der Freude über sie und den Tod der Trauer um sie nicht sterben soll.

Hyperion an Bellarmin.

Es ist umsonst; ich kanns mir nicht verbergen. Wohin ich auch entfliehe mit meinen Gedanken, in die Himmel hinauf und in den Abgrund, zum Anfang und an's Ende der Zeiten, selbst wenn ich ihm, der meine lezte Zuflucht war, der sonst noch jede Sorge in mir verzehrte, der alle Lust und allen Schmerz des Lebens sonst mit der Feuerflamme, worinn er sich offenbarte, in mir versengte, selbst wenn ich ihm mich in die Arme werfe, dem herrlichen geheimen Geiste der Welt, in seine Tiefe mich tauche, wie in den bodenlosen Ocean hinab, auch da, auch da finden die süßen Schreken mich auf, die süßen verwirrenden tödtenden Schreken, daß Diotima's Grab mir nah ist.

Hörst Du? hörst Du? Diotima's Grab!

Mein Herz war doch so stille geworden, und meine Liebe war begraben mit der Todten, die ich liebte.

Du weißt, mein Bellarmin! ich schrieb

Dir lange nicht von ihr, und da ich schrieb, so schrieb ich Dir gelassen, wie ich meine.

Was ist's denn nun?

Ich gehe ans Ufer hinaus und sehe nach Kalaurea, wo sie ruhet, hinüber, das ist's.

O daß ja keiner den Kahn mir leihe, daß ja sich keiner erbarme und mir sein Ruder biete und mir hinüberhelfe zu ihr!

Daß ja das gute Meer nicht ruhig bleibe, damit ich nicht ein Holz mir zimmre und hinüberschwimme zu ihr.

Aber in die tobende See will ich mich werfen, und ihre Woge bieten, daß sie an Diotima's Gestade mich wirft! —

Lieber Bruder! ich tröste mein Herz mit allerlei Phantasien, ich reiche mir manchen Schlaftrank; und es wäre wohl größer, sich zu befreien auf immer, als sich zu behelfen mit Palliativen; aber wem geht's nicht so? Ich bin denn doch damit zufrieden.

Zufrieden? ach das wäre gut! da wäre ja geholfen, wo kein Gott nicht helfen kann.

Nun! nun! ich habe, was ich konnte, gethan! Ich fodre von dem Schikjal meine Seele.

Hyperion an Bellarmin.

War sie nicht mein, ihr Schwestern des Schicksals, war sie nicht mein? Die reinen Quellen forder' ich auf zu Zeugen, und die unschuldigen Bäume, die uns belauschten, und das Tageslicht und den Aether! war sie nicht mein? vereint mit mir in allen Tönen des Lebens?

Wo ist das Wesen, das, wie meines, sie erkannte? in welchem Spiegel sammelten sich, so wie in mir, die Stralen dieses Lichts? erschrak sie freudig nicht vor ihrer eignen Herrlichkeit, da sie zuerst in meiner Freude sich gewahr ward? Ach! wo ist das Herz, das so, wie meines, überall ihr nah war, so, wie meines, sie erfüllte und von ihr erfüllt war, das so einzig da war, ihres zu umfangen, wie die Wimper für das Auge da ist.

Wir waren Eine Blume nur, und unsre Seelen lebten in einander, wie die Blume, wenn sie liebt, und ihre zarten Freuden im verschloßnen Kelche verbirgt.

Und doch, doch wurde sie, wie eine angemaaßte Krone, von mir gerissen und in den Staub gelegt?

Hyperion an Bellarmin.

Eh' es eines von uns beeden wußte, gehörten wir uns an.

Wenn ich so, mit allen Huldigungen des Herzens, seelig überwunden, vor ihr stand, und schwieg, und all' mein Leben sich hingab in den Strahlen des Auges, das sie nur sah, nur sie umfaßte, und sie dann wieder zärtlich zweifelnd mich betrachtete, und nicht wußte, wo ich war mit meinen Gedanken, wenn ich oft, begraben in Lust und Schönheit, bei einem reizenden Geschäfte sie belauschte, und um die leiseste Bewegung, wie die Biene um die schwanken Zweige, meine Seele schweift' und flog, und wenn sie dann in friedlichen Gedanken gegen mich sich wandt', und, überrascht von meiner Freude, meine Freude sich verbergen mußt, und bei der lieben Arbeit ihre Ruhe wieder sucht und fand —

Wenn sie, wunderbar allwissend, jeden Wohlklang, jeden Mißlaut in der Tiefe meines Wesens, im Momente, da er begann, noch eh' ich selbst ihn wahrnahm, mir enthüllte, wenn sie jeden Schatten eines Wölkchens auf der Stirne, jeden Schatten einer Wehmuth, eines Stolzes auf der Lippe, jeden Funken mir im Auge sah, wenn

ſie die Ebb' und Fluth des Herzens mir behorcht' und ſorgſam trübe Stunden ahnete, indeß mein Geiſt zu unenthaltſam, zu verſchwenderiſch im üppigen Geſpräche ſich verzehrte, wenn das liebe Weſen, treuer, wie ein Spiegel, jeden Wechſel meiner Wange mir verrieth, und oft in freundlichen Bekümmerniſſen über mein unſtet Weſen mich ermahnt, und ſtrafte, wie ein theures Kind —

Ach! da du einſt, Unſchuldige, an den Fingern die Treppen zähltеſt, von unſrem Berge herab zu deinem Hauſe, da du deine Spaziergänge mir wieſeſt, die Plätze, wo du ſonſt geſeſſen, und mir erzähltеſt, wie die Zeit dir da vergangen, und mir am Ende ſagteſt, es ſey dir jetzt, als wär' ich auch von jeher da geweſen —

Gehörten wir da nicht längſt uns an?

Hyperion an Bellarmin.

Ich baue meinem Herzen ein Grab, damit es ruhen möge; ich ſpinne mich ein, weil überall es Winter iſt; in ſeeligen Erinnerungen hüll' ich vor dem Sturme mich ein.

Wir ſaſſen einſt mit Notara — ſo hieß der Freund, bei dem ich lebte — und einigen andern, die auch, wie wir, zu den Sonderlingen in Kalau-

rea gehörten, in Diotima's Garten, unter blühenden Mandelbäumen, und sprachen unter andrem über die Freundschaft.

Ich hatte wenig mitgesprochen, ich hütete mich seit einiger Zeit, viel Worte zu machen von Dingen, die das Herz zunächst angehn, meine Diotima hatte mich so einsylbig gemacht —

Da Harmodius und Aristogiton lebten rief endlich einer, da war noch Freundschaft in der Welt. Das freute mich zu sehr, als daß ich hätte schweigen mögen.

Man sollte Dir eine Krone flechten um dieses Wortes willen! rief ich ihm zu; hast Du denn wirklich eine Ahnung davon, hast Du ein Gleichniß für die Freundschaft des Aristogiton und Harmodius? Verzeih mir! Aber bei'm Aether! man muß Aristogiton seyn, um nachzufühlen, wie Aristogiton liebte, und die Blitze durfte wohl der Mann nicht fürchten, der geliebt seyn wollte mit Harmodius Liebe, denn es täuscht mich alles, wenn der furchtbare Jüngling nicht mit Mirons Strenge liebte. Wenige sind in solcher Probe bestanden, und es ist nicht leichter, eines Halbgotts Freund zu seyn, als an der Götter Tische, wie Tantalus, zu sitzen. Aber es ist auch nichts herr-

licheres auf Erden, als wenn ein ſtolzes Paar, wie dieſe, ſo ſich unterthan iſt.

Das iſt auch meine Hoffnung, meine Luſt in einſamen Stunden, daß ſolche große Töne und größere einſt wiederkehren müßen in der Symphonie des Weltlaufs. Die Liebe gebahr Jahrtauſende voll lebendiger Menſchen; die Freundſchaft wird ſie wiedergebähren. Von Kinderarmonie ſind einſt die Völker ausgegangen, die Harmonie der Geiſter wird der Anfang einer neuen Weltgeſchichte ſeyn. Von Pflanzenglük begannen die Menſchen und wuchſen auf, und wuchſen, bis ſie reiften; von nun an gährten ſie unaufhörlich fort, von innen und auſſen, bis jezt das Menſchengeſchlecht, unendlich aufgelöst, wie ein Chaos daliegt, daß alle, die noch fühlen und ſehen, Schwindel ergreift; aber die Schönheit flüchtet aus dem Leben der Menſchen ſich herauf in den Geiſt; Ideal wird was Natur war, und wenn von unten gleich der Baum verdorrt iſt und verwittert, ein friſcher Gipfel iſt noch hervorgegangen aus ihm, und grünt im Sonnenglanze, wie einſt der Stamm in den Tagen der Jugend; Ideal iſt, was Natur war. Daran, an dieſem Ideale, dieſer verjüngten Gottheit, erkennen die Wenigen ſich und Eins ſind ſie, denn es iſt Eines in ihnen, und von die-

ſen', dieſen beginnt das zweyte Lebensalter der Welt — ich habe genug geſagt, um klar zu machen, was ich denke.

Da hätteſt Du Diotima ſehen ſollen, wie ſie aufſprang und die beeden Hände mir reichte und rief: ich hab' es verſtanden, Lieber, ganz verſtanden, ſo viel es ſagt.

Die Liebe gebahr die Welt, die Freundſchaft wird ſie wieder gebären.

O dann, ihr künftigen, ihr neuen Dioskuren, dann weilt ein wenig, wenn ihr vorüberkömmt, da, wo Hyperion ſchläft, weilt ahnend über des vergeſſnen Mannes Aſche, und ſprecht: er wäre, wie unſer einer, wär' er jetzt da.

Das hab' ich gehört, mein Bellarmin! das hab' ich erfahren, und gehe nicht willig in den Tod.

Ja! ja! ich bin vorausbezahlt, ich habe gelebt. Mehr Freude konnt' ein Gott ertragen, aber ich nicht.

Hyperion an Bellarmin.

Frägſt Du, wie mir geweſen ſey um dieſe Zeit? Wie einem, der alles verloren hat, um alles zu gewinnen.

Oft kam Ich freilich von Diotima's Bäumen, wie ein Siegestrunkner, oft mußt' ich eilends weg von ihr, um keinen meiner Gedanken zu verrathen; so tobte die Freude in mir, und der Stolz, der allbegeisternde Glaube, von Diotima geliebt zu seyn.

Dann sucht' ich die höchsten Berge mir auf und ihre Lüfte, und wie ein Adler, dem der blutende Fittig geheilt ist, regte mein Geist sich im Freien, und dehnt', als wäre sie sein, über die sichtbare Welt sich aus; wunderbar! es war mir oft, als läuterten sich und schmelzten die Dinge der Erde, wie Gold, in meinem Feuer zusammen, und ein Göttliches würde aus ihnen und mir, so tobte in mir die Freude; und wie ich die Kinder aufhub und an mein schlagendes Herz sie drükte, wie ich die Pflanzen grüßte und die Bäume! Einen Zauber hätt' ich mir wünschen mögen, die scheuen Hirsche und all' die wilden Vögel des Walds, wie ein häuslich Völkchen, um meine freigebigen Hände zu versammeln, so seelig thöricht liebt' ich alles!

Aber nicht lange, so war das alles, wie ein Licht, in mir erloschen, und stumm und traurig, wie ein Schatte, saß ich da und suchte das entschwundne Leben. Klagen mocht' ich nicht und

trösten macht' ich mich auch nicht. Die Hoffnung warf ich weg, wie ein Lahmer, dem die Krüke verleidet ist; des Weinens schämt' ich mich; ich schämte mich des Daseyns überhaupt. Aber endlich brach denn doch der Stolz in Thränen aus, und das Leiden, das ich gerne verläugnet hätte, wurde mir lieb, und ich legt' es, wie ein Kind, mir an die Brust.

Nein, rief mein Herz, nein, meine Diotima! es schmerzt nicht. Bewahre du dir deinen Frieden und laß mich meinen Gang gehn. Laß dich in deiner Ruhe nicht stören, holder Stern! wenn unter dir es gährt und trüb ist.

O laß dir deine Rose nicht bleichen, seelige Götterjugend! Laß in den Kümmernissen der Erde deine Schöne nicht altern. Das ist ja meine Freude, süßes Leben! daß du in dir den sorgenfreien Himmel trägst. Du sollst nicht dürftig werden, nein, nein! du sollst in dir die Armuth der Liebe nicht sehn.

Und wenn ich dann wieder zu ihr hinabging — ich hätte das Lüftchen fragen mögen und dem Zuge der Wolken es ansehn, wie es mit mir seyn werde in einer Stunde! und wie es mich freute, wenn irgend ein freundlich Gesicht mir auf dem

Wege begegnete, und nur nicht gar zu troken ſein „ſchönen Tag!“ mir zurief!

Wenn ein kleines Mädchen aus dem Walde kam und einen Erdbeerſtrauß mir zum Verkaufe reichte, mit einer Miene, als wollte ſie ihn ſchenken, oder wenn ein Bauer, wo ich vorübergieng, auf ſeinem Kirſchbaum ſaß und pflükte, und aus den Zweigen herab mir rief, ob ich nicht eine Handvoll koſten möchte; das waren gute Zeichen für das abergläubiſche Herz!

Stand vollends gegen den Weg her, wo ich herabkam, von Diotima's Fenſtern eines offen, wie konnte das ſo wohlthun!

Sie hatte vielleicht nicht lange zuvor herausgeſehn.

Und nun ſtand ich vor ihr, athemlos und wankend, und drükte die verſchlungnen Arme gegen mein Herz, ſein Zittern nicht zu fühlen, und, wie der Schwimmer aus reißenden Waſſern hervor, rang und ſtrebte mein Geiſt, nicht unterzugehn in der unendlichen Liebe.

Wovon ſprechen wir doch geſchwind? konnt' ich rufen, man hat oft ſeine Mühe, man kann den Stoff nicht finden, die Gedanken daran feſtzuhalten.

Reißen sie wieder aus in die Luft? erwiederte meine Diotima. Du mußt ihnen Blei an die Flügel binden, oder ich will sie an einen Faden knüpfen, wie der Knabe den fliegenden Drachen, daß sie uns nicht entgehn.

Das liebe Mädchen suchte sich und mir durch einen Scherz zu helfen, aber es war wenig damit gethan.

Ja! ja! rief ich, wie Du willst, wie Du es für gut hältst — soll ich vorlesen? Deine Laute ist wohl noch gestimmt von gestern — vorzulesen hab' ich auch gerade nichts —

Du hast schon mehr, als einmal, sagte sie, versprochen, mir zu erzählen, wie Du gelebt hast, ehe wir uns kannten, möchtest Du jetzt nicht?

Das ist wahr, erwiedert' ich; mein Herz warf sich gerne auf das, und ich erzählt' ihr nun, wie Dir, von Adamas und meinen einsamen Tagen in Smyrna, von Alabanda und wie ich getrennt wurde von ihm, und von der unbegreiflichen Krankheit meines Wesens, eh' ich nach Kalaurea herüberkam — nun weißt Du alles, sagt' ich zu ihr gelassen, da ich zu Ende war, nun wirst Du weniger dich an mir stoßen; nun wirst Du sagen,

sezt sich lächelnd hinzu: spottet dieses Vulkans nicht, wenn er hinkt, denn ihn haben zweimal die Götter vom Himmel auf die Erde geworfen.

Stille, rief sie mit erstikter Stimme, und verbarg ihre Thränen in's Tuch, o stille, und scherze über dein Schikſal, über dein Herz nicht! denn ich versteh' es und besser, als Du.

Lieber — lieber Hyperion! Dir iſt wohl schwer zu helfen.

Weißt Du denn, fuhr sie mit erhöhter Stimme fort, weißt Du denn, woran Du darbeſt, was Dir einzig fehlt, was Du, wie Alpheus seine Arethusa, ſuchſt, um was Du trauerteſt in aller deiner Trauer? Es iſt nicht erſt ſeit Jahren hingeſchieden, man kann ſo genau nicht ſagen, wann es da war, wann es weggieng, aber es war, es iſt, in Dir iſt's! Es iſt eine beſſere Zeit, die ſuchſt Du, eine ſchönere Welt. Nur dieſe Welt umarmteſt Du in deinen Freunden, Du warſt mit ihnen dieſe Welt.

In Adamas war ſie Dir aufgegangen; ſie war auch hingegangen mit ihm. In Alabanda erſchien Dir ihr Licht zum zweitenmale, aber brennender und heißer, und darum war es auch wie

Mitternacht, vor deiner Seele, da er für Dich dahin war.

Siehest Du nun auch, warum der kleinste Zweifel über Alabanda zur Verzweiflung werden mußt' in Dir? warum Du ihn verstießest, weil er nur nicht gar ein Gott war?

Du wolltest keine Menschen, glaube mir, Du wolltest eine Welt. Den Verlust von allen goldenen Jahrhunderten, so wie Du sie, zusammengedrängt in Einen glüklichen Moment, empfandest, den Geist von allen Geistern bessrer Zeit, die Kraft von allen Kräften der Heroen, die sollte Dir ein Einzelner, ein Mensch ersezen! — Siehest Du nun, wie arm, wie reich Du bist? warum Du so stolz seyn mußt und auch so niedergeschlagen? warum so schröklich Freude und Leid Dir wechselt?

Darum, weil Du alles hast und nichts, weil das Phantom der goldenen Tage, die da kommen sollen, Dir gehört, und doch nicht da ist, weil Du ein Bürger bist in den Regionen der Gerechtigkeit und Schönheit, ein Gott bist unter Göttern in den schönen Träumen, die am Tage Dich beschleichen, und wenn Du aufwachst, auf neu griechischem Boden stehst.

Zweimal, sagtest Du? o Du wirst in Einem Tage siebzigmal vom Himmel auf die Erde gewor-

fen. Soll ich Dir es ſagen? Ich fürchte für Dich, Du hältſt das Schikſal dieſer Zeiten ſchwerlich aus. Du wirſt noch mancherlei verſuchen, wirſt —

O Gott! und Deine lezte Zufluchtsſtätte wird ein Grab ſeyn.

Nein, Diotima, rief ich, nein, bei'm Himmel, nein! So lange noch Eine Melodie mir tönt, ſo ſcheu' ich nicht die Todtenſtille der Wildniß unter den Sternen; ſo lange die Sonne nur ſcheint und Diotima, ſo giebt es keine Nacht für mich.

Laß allen Tugenden die Sterbegloke läuten! ich höre ja Dich, Dich, deines Herzens Lied, du Liebe! und finde unſterblich Leben, indeſſen alles verliſcht und welkt.

O Hyperion, rief ſie, wie ſprichſt Du?

„Ich ſpreche, wie ich muß. Ich kann nicht, kann nicht länger all' die Seeligkeit und Furcht und Sorge bergen — Diotima! — Ja Du weißt es, mußt es wiſſen, haſt längſt es geſehen, daß ich untergehe, wenn Du nicht die Hand mir reichſt."

Sie war betroffen, verwirrt.

Und an mir, rief ſie, an mir will ſich Hyperion halten? ja, ich wünſch' es, jezt zum erſten-

male wünsch' ich, mehr zu seyn, denn nur ein sterblich Mädchen. Aber ich bin Dir, was ich seyn kann.

O so bist Du ja mir Alles, rief ich!

„Alles? böser Heuchler! und die Menschheit, die Du doch am Ende einzig liebst?"

Die Menschheit? sagt' ich; ich wollte, die Menschheit machte Diotima zum Loosungswort und mahlt' in ihre Paniere dein Bild, und spräche: heute soll das Göttliche siegen! Engel des Himmels! das müßt' ein Tag seyn!

Geh, rief sie, geh, und zeige dem Himmel deine Verklärung! mir darf sie nicht so nahe seyn.

Nicht wahr, Du gehest, lieber Hyperion?

Ich gehorchte. Wer hätte da nicht gehorcht? Ich ging. So war ich noch niemals von ihr gegangen. O Belkarmin! das war Freude, Stille des Lebens, Götterruhe, himmlische, wunderbare, unverkennbare Freude.

Worte sind hier umsonst, und wer nach einem Gleichniß von ihr fragt, der hat sie nie erfahren. Das Einzige, was eine solche Freude auszudrüken vermochte, war Diotima's Gesang, wenn er, in goldner Mitte, zwischen Höhe und Tiefe schwebte.

O ihr Uferweiden, des Lethe! ihr abendröthlichen Pfade in Elysiums Wäldern! ihr Lilien an den Bächen des Thals! ihr Rosenkränze des Hügels! Ich glaub' an euch, in dieser freundlichen Stunde, und spreche zu meinem Herzen: dort findest du sie wieder, und alle Freude, die du verlorst.

Hyperion an Bellarmin.

Ich will Dir immer mehr von meiner Seligkeit erzählen.

Ich will die Brust an den Freuden der Vergangenheit versuchen, bis sie, wie Stahl wird, ich will mich üben an ihnen, bis ich unüberwindlich bin.

Ha! fallen sie doch, wie ein Schwerdtschlag, oft mir auf die Seele, aber ich spiele mit dem Schwerdte, bis ich es gewohnt bin, ich halte die Hand in's Feuer, bis ich es ertrage, wie Wasser.

Ich will nicht zagen; ja! ich will stark seyn! ich will mir nichts verhehlen, will von allen Seligkeiten mir die seligste aus dem Grabe beschwören.

Es ist unglaublich, daß der Mensch sich vor dem Schönsten fürchten soll; aber es ist so.

O bin ich doch hundertmal vor diesen Augenblikken, dieser tödtenden Wonne meiner Erinnerungen geflohen und habe mein Auge hinweg gewandt, wie ein Kind vor Blitzen! und dennoch wächst im üppigen Garten der Welt nichts lieblichers, wie meine Freuden, dennoch gedeiht im Himmel und auf Erden nichts edleres, wie meine Freuden.

Aber nur Dir, mein Bellarmin, nur einer reinen freien Seele, wie die Deine ist, erzähl' ich's. So freigebig, wie die Sonne mit ihren Strahlen, will ich nicht seyn; meine Perlen will ich vor die alberne Menge nicht werfen.

Ich kannte, seit dem letzten Seelengespräche, mit jedem Tage mich weniger. Ich fühlt', es war ein heilig Geheimniß zwischen mir und Diotima.

Ich staunte, träumte. Als wär' um Mitternacht ein seliger Geist mir erschienen und hätte mich erkoren, mit ihm umzugehn, so war es mir in der Seele.

O es ist ein seltsames Gemische von Seligkeit und Schwermuth, wenn es so sich offenbart, daß wir auf immer heraus sind aus dem gewöhnlichen Daseyn.

Es war mir ſeitdem nicht mehr gelungen, Diotima allein zu ſehn. Immer mußt' ein Dritter uns ſtören, trennen, und die Welt lag zwiſchen ihr und mir, wie eine unendliche Leere. Sechs todesbange Tage gingen ſo vorüber, ohne daß ich etwas wußte von Diotima. Es war, als lähmten die andern, die um uns waren, mir die Sinne, als tödteten ſie mein ganzes äußeres Leben, damit auf keinem Wege die verſchloſſene Seele ſich hinüber helfen möchte zu ihr.

Wollt' ich mit dem Auge ſie ſuchen, ſo wurd' es Nacht vor mir, wollt' ich mich mit einem Wörtchen an ſie wenden, ſo erſtikt' es in der Kehle.

Ach! mir wollte das heilige namenloſe Verlangen oft die Bruſt zerreiſſen, und die mächtige Liebe zürnt' oft, wie ein gefangener Titan, in mir. So tief, ſo innigſt unverſöhnlich hatte mein Geiſt noch nie ſich gegen die Ketten geſträubt, die das Schikſal ihm geſchmiedet, gegen das eiſerne unerbittliche Geſetz, geſchieden zu ſeyn, nicht Eine Seele zu ſeyn mit ſeiner liebenswürdigen Hälfte.

Die ſternenhelle Nacht war nun mein Element geworden. Dann, wann es ſtille war, wie in den Tiefen der Erde, wo geheimnißvoll

das Gold wächst, dann hob das schönere Leben meiner Liebe sich an.

Da übte das Herz sein Recht, zu dichten, aus. Da sagt' es mir, wie Hyperions Geist im Vorelysium mit seiner holden Diotima gespielt, eh' er herab gekommen zur Erde, in göttlicher Kindheit bei dem Wohlgetöne des Quells, und unter Zweigen, wie wir die Zweige der Erde sehn, wenn sie verschönert aus dem güldenen Strome blinken.

Und, wie die Vergangenheit, öffnete sich die Pforte der Zukunft in mir.

Da flogen wir, Diotima und ich, da wanderten wir, wie Schwalben, von einem Frühling der Welt zum andern, durch der Sonne weites Gebiet und drüber hinaus, zu den andern Inseln des Himmels, an des Sirius goldne Küsten, in die Geisterthale des Arctur. —

O es ist doch wohl wünschenswerth, so aus Einem Kelche mit der Geliebten die Wonne der Welt zu trinken!

Berauscht vom seligen Wiegenliede, das ich mir sang, schlief ich ein, mitten unter den herrlichen Phantomen.

Wie aber am Strahle des Morgenlichts das Leben der Erde sich wieder entzündete, sah ich empor und suchte die Träume der Nacht. Sie

waren, wie die schönen Sterne, verschwunden, und nur die Wonne der Wehmuth zeugt' in meiner Seele von ihnen.

Ich trauerte; aber ich glaube, daß man unter den Seligen auch so trauert. Sie war die Botin der Freude, diese Trauer, sie war die grauende Dämmerung, woran die unzähligen Rosen des Morgenroths sprossen. —

Der glühende Sommertag hatte jetzt alles in die dunkeln Schatten gescheucht. Auch um Diotima's Haus war alles still und leer, und die neidischen Vorhänge standen mir an allen Fenstern im Wege.

Ich lebt' in Gedanken an sie. Wo bist du, dacht' ich, wo findet mein einsamer Geist dich, süsses Mädchen? Siehest du vor dich hin und sinnest? Hast du die Arbeit auf die Seite gelegt und stützest den Arm aufs Knie und auf das Händchen das Haupt und giebst den lieblichen Gedanken dich hin?

Daß ja nichts meine Friedliche störe, wenn sie mit süßen Phantasien ihr Herz erfrischt, daß ja nichts diese Traube betaste und den erquikenden Thau von den zarten Beeren ihr streife!

So träumt' ich. Aber indeß die Gedanken zwischen den Wänden des Hauses nach ihr späh-

ten; suchten die Füße sie anderswo, und eh' ich es gewahr ward, ging ich unter den Bogengängen des heiligen Walds, hinter Diotima's Garten, wo ich sie zum erstenmale hatte gesehn. Was war das? Ich war ja indessen so oft mit diesen Bäumen umgegangen, war vertrauter mit ihnen, ruhiger unter ihnen geworden; jetzt ergriff mich eine Gewalt, als trät' ich in Dianens Schatten, um zu sterben vor der gegenwärtigen Gottheit.

Indessen ging ich weiter. Mit jedem Schritte wurd' es wunderbarer in mir. Ich hätte fliegen mögen, so trieb mein Herz mich vorwärts; aber es war, als hätt' ich Blei an den Sohlen. Die Seele war voraus geeilt, und hatte die irrdischen Glieder verlassen. Ich hörte nicht mehr und vor dem Auge dämmerten und schwankten alle Gestalten. Der Geist war schon bei Diotima; im Morgenlichte spielte der Gipfel des Baums, indeß die untern Zweige noch die kalte Dämmerung fühlten.

Ach! mein Hyperion! rief jetzt mir eine Stimme entgegen; ich stürzt' hinzu; „meine Diotima! o meine Diotima!" weiter hatt' ich kein Wort und keinen Othem, kein Bewußtseyn.

Schwinde, schwinde, sterbliches Leben, dürftig Geschäft, wo der einsame Geist die Pfennige, die er gesammelt, hin und her betrachtet und zählt! wir sind zur Freude der Gottheit alle berufen!

Es ist hier eine Lüke in meinem Daseyn. Ich starb, und wie ich erwachte, lag ich am Herzen des himmlischen Mädchens.

O Leben der Liebe! wie warst du an ihr aufgegangen in voller holdseliger Blüthe! wie in leichten Schlummer gesungen von seligen Genien, lag das reitzende Köpfchen mir auf der Schulter, lächelte süßen Frieden, und schlug sein ätherisch Auge nach mir auf in fröhlichem unerfahrenem Staunen, als blikt' es eben jetzt zum erstenmale in die Welt.

Lange standen wir so in holder selbstvergessener Betrachtung, und keines wußte, wie ihm geschah, bis endlich der Freude zu viel in mir sich häufte und in Thränen und Lauten des Entzükens auch meine verlorne Sprache wieder begann, und meine stille Begeisterte vollends wieder in's Daseyn wekte.

Endlich sahn wir uns auch wieder um.

O meine alten freundlichen Bäume! rief Diotima, als hätte sie sie in langer Zeit nicht gesehn, und das Andenken an ihre vorigen ein-

ſamen Tage ſpielt' um ihre Freuden, lieblich, wie die Schatten um den jungfräulichen Schnee, wenn er erröthet und glüht' im freudigen Abendglanze.

Engel des Himmels! rief ich, wer kann Dich faſſen? wer kann ſagen, er habe ganz Dich begriffen?

Wunderſt Du dich, erwiederte ſie, daß ich ſo ſehr Dir gut bin? Lieber! ſtolzer Beſchauer! Bin ich denn auch von denen, die nicht glauben können an Dich. hab' ich denn nicht Dich ergründet, hab' ich den Genius nicht in ſeinen Wolken erkannt? Verhülle Dich nur und ſich Dich ſelbſt nicht; ich will Dich hervorbeſchwören, ich will —

Aber er iſt ja da, er iſt hervorgegangen, wie ein Stern; er hat die Hülle durchbrochen und ſteht, wie ein Frühling, da; wie ein Kriſtallquell aus der düſtern Grotte, iſt er hervorgegangen; das iſt der finſtre Hyperion nicht, das iſt die wilde Trauer nicht mehr — o mein, mein herrlicher Junge!

Das alles war mir, wie ein Traum. Konnt' ich glauben an dies Wunder der Liebe? konnt' ich? mich hätte die Freude getödtet.

Göttliche! rief ich, ſprichſt Du mit mir? kannſt Du ſo dich verläugnen, ſelige Selbſtgenügſame! kannſt Du ſo dich freuen an mir? O ich ſeh' es nun, ich weiß nun, was ich oft geahnet, der Menſch iſt ein Gewand, das oft ein Gott ſich umwirft, ein Kelch, in den der Himmel ſeinen Nektar gießt, um ſeinen Kindern vom Beſten zu koſten zu geben. —

Ja, ja! fiel ſie ſchwärmeriſch lächelnd mir ein, Dein Namensbruder, der herrliche Hyperion des Himmels iſt in Dir.

Laß mich, rief ich, laß mich Dein ſeyn laß mich mein vergeſſen, laß alles Leben in mir und allen Geiſt nur Dir zufliegen; nur Dir, in ſeliger endloſer Betrachtung! O Diotima! ſo ſtand ich ſonſt auch vor dem dämmernden Götterbilde, das meine Liebe ſich ſchuf, vor dem Idole meiner einſamen Träume; ich nährt' es traulich; mit meinem Leben belebt' ich es, mit den Hoffnungen meines Herzens erfriſcht', erwärmt' ich es, aber es gab mir nichts, als was ich gegeben, und wenn ich verarmt war, ließ es mich arm; und nun! nun hab' ich im Arme Dich, und fühle den Othem deiner Bruſt und fühle dein Aug' in meinem Auge, die ſchöne Gegenwart rinnt mir in alle Sinnen herein, und ich halt' es aus, ich habe das Herrlichſte ſo und bebe nicht mehr — ja! ich bin

wirklich nicht, der ich sonst war, Diotima! ich bin Deines gleichen geworden, und Göttliches spielt mit Göttlichem jetzt, wie Kinder unter sich spielen. —

Aber etwas stiller mußt Du mir werden, sagte sie.

Du hast auch recht, du Liebenswürdige! rief ich freudig, sonst erscheinen mir ja die Grazien nicht; sonst seh' ich ja im Meere der Schönheit seine leisen lieblichen Bewegungen nicht. O ich will es noch lernen, nichts an Dir zu übersehen. Gieb mir nur Zeit!

Schmeichler! rief sie, aber für heute sind wir zu Ende, lieber Schmeichler! die goldne Abendwolke hat mich gemahnt. O traure nicht! Erhalte Dir und mir die reine Freude! Laß sie nachtönen in Dir, bis Morgen, und tödte sie nicht durch Mismuth! — die Blumen des Herzens wollen freundliche Pflege. Ihre Wurzel ist überall, aber sie selbst gedeihn in heitrer Witterung nur. Leb wohl, Hyperion!

Sie machte sich los. Mein ganzes Wesen flammt' in mir auf, wie sie so vor mir hinwegschwand in ihrer glühenden Schönheit.

O du! — rief ich und stürzt' ihr nach, und gab meine Seele in ihre Hand in unendlichen Küssen.

Gott! rief sie, wie wird das künftig werden!

Das traf mich. Verzeih, Himmlische! sagt' ich; ich gehe. Gute Nacht, Diotima! denke noch mein ein wenig!

Das will ich, rief sie, gute Nacht!

Und nun kein Wort mehr, Bellarmin! Es wäre zu viel für mein geduldiges Herz. Ich bin erschüttert, wie ich fühle. Aber ich will hinaus gehn unter die Pflanzen und Bäume, und unter sie hin mich legen und beten, daß die Natur zu solcher Ruhe mich bringe.

Hyperion an Bellarmin.

Unsere Seelen lebten nun immer freier und schöner zusammen, und alles in und um uns vereinigte sich zu goldenem Frieden. Es schien, als wäre die alte Welt gestorben und eine neue begönne mit uns, so geistig und kräftig und liebend und leicht war alles geworden, und wir und alle Wesen schwebten, selig vereint, wie ein Chor von tausend unzertrennlichen Tönen, durch den unendlichen Aether.

Unsre Gespräche gleiteten weg, wie ein himmelblau Gewässer, woraus der Goldsand hin und wieder blinkt, und unsre Stille war, wie die Stille der Beragipfel, wo in herrlich einsamer Höhe, hoch über dem Raume der Gewitter,

nur die göttliche Luft noch in den Locken des kühnen Wanderers rauscht.

Und die wunderbare heilige Trauer, wann die Stunde der Trennung in unsre Begeisterung tönte, wenn ich oft rief: nun sind wir wieder sterblich, Diotima! und sie mir sagte: Sterblichkeit ist Schein, ist, wie die Farben, die vor unserm Auge zittern, wenn es lange in die Sonne sieht!

Ach! und alle die holdseligen Spiele der Liebe! die Schmeichelreden, die Besorgnisse, die Empfindlichkeiten, die Strenge und Nachsicht.

Und die Allwissenheit, womit wir uns durchschauten, und der unendliche Glaube, womit wir uns verherrlichten!

Ja! eine Sonne ist der Mensch, allsehend, allverklärend, wenn er liebt, und liebt er nicht, so ist er eine dunkle Wohnung, wo ein rauchend Lämpchen brennt.

Ich sollte schweigen, sollte vergessen und schweigen.

Aber die reizende Flamme versucht mich, bis ich mich ganz in sie stürze, und, wie die Fliege, vergehe.

Mitten in all dem seligen unverhaltnen Geben und Nehmen fühlt' ich einmal, daß Diotima stiller wurde und immer stiller.

Ich fragt' und flehte; aber das ſchien nur mehr ſie zu entfernen, endlich flehte ſie, ich möchte nicht mehr fragen, möchte gehn, und wenn ich wiederkäme, von etwas anderm ſprechen. Das gab auch mir ein ſchmerzliches Verſtummen, worein ich ſelbſt mich nicht zu finden wußte.

Mir war, als hätt' ein unbegreiflich plözlich Schikſal unſrer Liebe den Tod geſchworen, und alles Leben war hin, außer mir und allem.

Ich ſchämte mich freilich deß; ich wußte gewiß, das Ungefähr beherrſche Diotima's Herz nicht. Aber wunderbar blieb ſie mir immer, und mein verwöhnter, untröſtlicher Sinn wollt' immer offenbare gegenwärtige Liebe; verſchloſſne Schäze waren verlorne Schäze für ihn. Ach! ich hatt' im Gläke die Hoffnung verlernt, ich war noch damals, wie die ungeduldigen Kinder, die um den Apfel am Baume weinen, als wär' er gar nicht da, wenn er ihnen den Mund nicht küßt. Ich hatte keine Ruhe, ich flehte wieder, mit Ungeſtüm und Demuth, zärtlich und zürnend, mit ihrer ganzen allmächtigen, beſcheidnen Beredſamkeit rüſtete die Liebe mich aus und nun — o meine Diotima! nun hatt' ich es, das reizende Bekenntniß,

nun hab' ich und halt' es, bis auch mich, mit allem, was an mir iſt, in die alte Heimath, in den Schoos der Natur die Woge der Liebe zurük bringt.

Die Unſchuldige! noch kannte ſie die mächtige Fülle ihres Herzens nicht, und lieblich erſchroken vor dem Reichthum in ihr, begrub ſie ihn in die Tiefe der Bruſt — und wie ſie nun bekannte, heilige Einfalt, wie ſie mit Thränen bekannte, ſie liebe zu ſehr, und wie ſie Abſchied nahm von allem, was ſie ſonſt am Herzen gewiegt, o wie ſie rief: abtrünnig bin ich geworden von Mai und Sommer und Herbſt, und achte des Tages und der Nacht nicht, wie ſonſt, gehöre dem Himmel und der Erde nicht mehr, gehöre nur Einem, Einem, aber die Blüthe des Mai's und die Flamme des Sommers und die Reife des Herbſts, die Klarheit des Tags und der Ernſt der Nacht, und Erd' und Himmel iſt mir in dieſem Einen vereint! ſo lieb' ich! — und wie ſie nun in voller Herzensluſt mich betrachtete, wie ſie, in kühner, heiliger Freude, in ihre ſchönen Arme mich nahm und die Stirne mir küßte und den Mund, ha! wie das göttliche Haupt, ſterbend in Wonne, mir am offnen Halſe herab ſank, und die ſüßen Lippen an der ſchlagenden Bruſt mir ruh-

ten und der liebliche Othem an die Seele mir ging — o Bellarmin! die Sinne vergehn mir und der Geiſt entflieht.

Ich ſeh', ich ſehe, wie das enden muß. Das Steuer iſt in die Woge gefallen und das Schiff wird, wie an den Füßen ein Kind, ergriffen und an die Felſen geſchleudert.

Hyperion an Bellarmin.

Es giebt große Stunden im Leben. Wir ſchauen an ihnen hinauf, wie an den koloſſaliſchen Geſtalten der Zukunft und des Alterthums, wir kämpfen einen herrlichen Kampf mit ihnen, und beſtehn wir vor ihnen, ſo werden ſie, wie Schweſtern, und verlaſſen uns nicht.

Wir ſaßen einſt zuſammen auf unſrem Berge, auf einem Steine der alten Stadt dieſer Inſel, und ſprachen davon, wie hier der Löwe Demoſthenes ſein Ende gefunden, wie er hier mit heiligem ſelbſterwähltem Tode aus den Macedoniſchen Ketten und Dolchen ſich zur Freiheit geholfen — Der herrliche Geiſt ging ſcherzend aus der Welt, rief einer; warum nicht? ſagt' ich; er hatte nichts mehr hier zu ſuchen; Athen war Alexanders Dirne geworden, und die Welt, wie ein Hirſch, von dem großen Jäger zu Tode gehezt.

O Athen! rief Diotima; ich habe manchmal getrauert, wenn ich da hinaus sah, und aus der blauen Dämmerung mir das Phantom des Olympion aufstieg!

Wie weit ist's hinüber? fragt' ich.

Eine Tagreise vielleicht erwiederte Diotima.

Eine Tagreise, rief ich, und ich war noch nicht drüben? Wir müssen gleich hinüber zu ihnen.

Recht so! rief Diotima; wir haben morgen heitere See, und alles steht jetzt noch in voller Grüne und Reife.

Man braucht die ewige Sonne und das Leben der unsterblichen Erde zu solcher Wallfahrt.

Also morgen! sagt' ich, und unsre Freunde stimmten mit ein.

Wir fuhren früh, unter dem Gesange des Hahns, aus der Rhede. In frischer Klarheit glänzten wir und die Welt. Goldne stille Jugend war in unsern Herzen. Das Leben in uns war, wie das Leben einer neu geborenen Insel des Oceans, worauf der erste Frühling beginnt.

Schon lange war unter Diotima's Einfluß mehr Gleichgewicht in meine Seele gekommen; heute fühlt' ich es dreifach rein, und die zer-

streuten, schwärmenden Kräfte waren all' in Eine goldne Mitte versammelt.

Wir sprachen unter einander von der Trefflichkeit des alten Athenervolks, woher sie komme, worinn sie bestehe.

Einer sagte, das Klima hat es gemacht; der andere: die Kunst und Philosophie; der dritte: Religion und Staatsform.

Athenische Kunst und Religion, und Philosophie und Staatsform, sagt' ich, sind Blüthen und Früchte des Baums, nicht Boden und Wurzel. Ihr nehmt die Wirkungen für die Ursache.

Wer aber mir sagt, das Klima habe dies alles gebildet, der denke, daß auch wir darinn noch leben.

Ungestörter in jedem Betracht, von gewaltsamem Einfluß freier, als irgend ein Volk der Erde, erwuchs das Volk der Athener. Kein Eroberer schwächt sie, kein Kriegsglük berauscht sie, kein fremder Gottesdienst betäubt sie, keine eilfertige Weisheit treibt sie zu unzeitiger Reife. Sich selber überlassen, wie der werdende Diamant, ist ihre Kindheit. Man hört beinahe nichts von ihnen, bis in die Zeiten des Pisistratus und Hipparch. Nur wenig Antheil nahmen sie am trojanischen Kriege, der, wie im Treibhaus, die mei-

sten griechischen Völker zu früh erhizt und belebte. — Kein ausserordentlich Schicksal erzeugt den Menschen. Groß und kolossalisch sind die Söhne einer solchen Mutter, aber schöne Wesen, oder, was dasselbe ist, Menschen werden sie nie, oder spät erst, wenn die Kontraste sich zu hart bekämpfen, um nicht endlich Frieden zu machen.

In üppiger Kraft eilt Lacedämon den Athenienern voraus, und hätte sich eben deswegen auch früher zerstreut und aufgelöst, wäre Lykurg nicht gekommen, und hätte mit seiner Zucht die übermüthige Natur zusammen gehalten. Wie nun an war denn auch an dem Spartaner alles erbildet, alle Vortrefflichkeit errungen und erkunst durch Fleiß und selbstbewußtes Streben, und soviel man in gewissem Sinne von der Einfalt der Spartaner sprechen kann, so war doch, wie natürlich, eigentliche Kindereinfalt ganz nicht unter ihnen. Die Lacedämonier durchbrachen zu früh die Ordnung des Instinkts, sie schlugen zu früh aus der Art, und so mußte denn auch die Zucht zu früh mit ihnen beginnen; denn jede Zucht und Kunst beginnt zu früh, wo die Natur des Menschen noch nicht reif geworden ist. Vollendete Natur muß in dem Menschenkinde leben, eh' es in die Schule geht, damit das Bild der Kindheit

ihm die Rükkehr zeige aus der Schule zu vollendeter Natur.

Die Spartaner blieben ewig ein Fragment; denn wer nicht einmal ein vollkommenes Kind war, der wird schwerlich ein vollkommener Mann. —

Freilich hat auch Himmel und Erde für die Athener, wie für alle Griechen, das ihre gethan, hat ihnen nicht Armuth und nicht Ueberfluß gereicht. Die Strahlen des Himmels sind nicht, wie ein Feuerregen, auf sie gefallen. Die Erde verzärtelte, berauschte sie nicht mit Liebkosungen und übergütigen Gaben, wie sonst wohl hie und da die thörichte Mutter thut.

Hiezu kam die wundergroße That des Theseus, die freiwillige Beschränkung seiner eignen königlichen Gewalt.

O! solch ein Saamenkorn in die Herzen des Volks geworfen, muß einen Ocean von goldnen Aehren erzeugen, und sichtbar wirkt und wuchert es spät noch unter den Athenern.

Also noch einmal! daß die Athener so frei von gewaltsamem Einfluß aller Art, so recht bei mittelmäßiger Kost aufwuchsen, das hat sie so vortrefflich gemacht, und dieß nur konnt' es!

„Laßt von der Wiege an den Menschen unge-
stört! treibt aus der engvereinten Knospe seines
Wesens, treibt aus dem Hüttchen seiner Kindheit
ihn nicht heraus! thut nicht zu wenig, daß er
euch nicht entbehre, und so von ihm euch unter-
scheide, thut nicht zu viel, daß er eure oder seine
Gewalt nicht fühle, und so von ihm euch unter-
scheide, kurz, laßt den Menschen spät erst wis-
sen, daß es Menschen, daß es irgend etwas
ausser ihm giebt; denn so nur wird er Mensch.
Der Mensch ist aber ein Gott, so bald er Mensch
ist. Und ist er ein Gott, so ist er schön.

Sonderbar! rief einer von den Freunden.

Du hast noch nie so tief aus meiner Seele
gesprochen, rief Diotima.

Ich hab' es von Dir, erwiedert' ich.

So war der Athener ein Mensch, fuhr ich
fort, so mußt' er es werden. Schön kam er aus
den Händen der Natur, schön, an Leib und Seele,
wie man zu sagen pflegt.

Das erste Kind der menschlichen, der göt-
lichen Schönheit ist die Kunst. In ihr verjüngt
und wiederholt der göttliche Mensch sich selbst.
Er will sich selber fühlen, darum stellt er seine
Schönheit gegenüber sich. So gab der Mensch
sich seine Götter. Denn im Anfang waren der

Mensch und seine Götter Eins, da, sich selber unbekannt, die ewige Schönheit war. — Ich spreche Mysterien, aber sie sind. —

Das erste Kind der göttlichen Schönheit ist die Kunst. So war es bey den Athenern.

Der Schönheit zweite Tochter ist Religion. Religion ist Liebe der Schönheit. Der Weise liebt sie selbst, die Unendliche, die Allumfassende; das Volk liebt ihre Kinder, die Götter, die in mannigfaltigen Gestalten ihm erscheinen. Auch so war's bei den Athenern. Und ohne solche Liebe der Schönheit, ohne solche Religion ist jeder Staat ein dürr Gerippe ohne Leben und Geist, und alles Denken und Thun ein Baum ohne Gipfel, eine Säule, wovon die Krone herab geschlagen ist.

Daß aber wirklich dies der Fall war bei den Griechen und besonders den Athenern, daß ihre Kunst und ihre Religion die ächten Kinder ewiger Schönheit — vollendeter Menschennatur — sind, und nur hervorgehn konnten aus vollendeter Menschennatur, das zeigt sich deutlich, wenn man nur die Gegenstände ihrer heiligen Kunst, und die Religion mit unbefangenem Auge sehn will, womit sie jene Gegenstände liebten und ehrten.

Mängel und Mißtritte giebt es überall und so auch hier. Aber das ist sicher, daß man in den Gegenständen ihrer Kunst doch meist den reifen Menschen findet. Da ist nicht das Kleinliche, nicht das Ungeheure der Aegyptier und Gothen, da ist Menschensinn und Menschengestalt. Sie schweifen weniger als andre, zu den Extremen des Uebersinnlichen und des Sinnlichen aus. In der schönen Mitte der Menschheit bleiben ihre Götter mehr, denn andre.

Und wie der Gegenstand, so auch die Liebe. Nicht zu knechtisch und nicht gar zu sehr vertraulich! —

Aus der Geistesschönheit der Athener folgte denn auch der nöthige Sinn für Freiheit.

Der Aegyptier trägt ohne Schmerz die Despotie der Willkühr, der Sohn des Nordens ohne Widerwillen die Gesezesdespotie, die Ungerechtigkeit in Rechtsform; denn der Aegyptier hat von Mutterleib an einen Huldigungs- und Vergötterungstrieb; im Norden glaubt man an das reine, freie Leben der Natur zu wenig, um nicht mit Aberglauben am Geseзlichen zu hängen.

Der Athener kann die Willkühr nicht ertragen, weil seine göttliche Natur nicht will gestört seyn, er kann Gesezlichkeit nicht überall er-

tragen, weil er ihrer nicht überall bedarf. Drako taugt für ihn nicht. Er will zart behandelt seyn, und thut auch recht daran.

Gut! unterbrach mich einer, das begreif ich, aber, wie dieß dichterische religiöse Volk nun auch ein philosophisch Volk seyn soll, das seh' ich nicht.

Sie wären sogar, sagt' ich, ohne Dichtung nie ein philosophisch Volk gewesen!

Was hat die Philosophie, erwiedert' er, was hat die kalte Erhabenheit dieser Wissenschaft mit Dichtung zu thun?

Die Dichtung, sagt' ich, meiner Sache gewiß, ist der Anfang und das Ende dieser Wissenschaft. Wie Minerva aus Jupiters Haupt, entspringt sie aus der Dichtung eines unendlichen, göttlichen Seyns. Und so läuft am End' auch wieder in ihr das Unvereinbare in der geheimnißvollen Quelle der Dichtung zusammen.

Das ist ein paradoxer Mensch, rief Diotima, jedoch ich ahn' ihn. Aber ihr schweift mir aus. Von Athen ist die Rede.

Der Mensch, begann ich wieder, der nicht wenigstens im Leben Einmal volle lautre Schönheit in sich fühlte, wenn in ihm die Kräfte seines Wesens, wie die Farben an Iris Bogen, in einander spielten, der nie erfuhr, wie nur in

Stunden der Begeiſterung alles innigſt übereinſtimmt, der Menſch wird nicht einmal ein philoſophiſcher Zweifler werden, ſein Geiſt iſt nicht einmal zum Niederreißen gemacht, geſchweige zum Aufbaun. Denn glaubt es mir, der Zweifler findet darum nur in allem, was gedacht wird, Widerſpruch und Mangel, weil er die Harmonie der mangelloſen Schönheit kennt, die nie gedacht wird. Das trokne Brod, das menſchliche Vernunft wohlmeinend ihm reicht, verſchmähet er nur darum, weil er in geheim am Götterttiſche ſchwelgt.

Schwärmer! rief Dietima, darum warſt auch Du ein Zweifler. Aber die Athener!

Ich bin ganz nach ihnen, ſagt' ich. Das große Wort, das „διαφερον εαυτω (Das Eine in ſich ſelber unterſchiedne) des Heraklit, das konnte nur ein Grieche finden, denn es iſt das Weſen der Schönheit, und ehe das gefunden war, gabs keine Philoſophie.

Nun konnte man beſtimmen, das Ganze war da. Die Blume war gereift; man konnte nun zergliedern.

Der Moment der Schönheit war nun kund geworden unter den Menſchen, war da im Leben und Geiſte, das Unendlicheinige war.

Man konnt' es aus einander ſezen, zertheilen im Geiſte, konnte das Getheilte neu zuſammen

denken, konnte so das Wesen des Höchsten und Besten mehr und mehr erkennen und das Erkannte zum Gesetze geben in des Geistes mannigfaltigen Gebieten.

Seht ihr nun, warum besonders die Athener auch ein philosophisch Volk seyn mußten?

Das konnte der Aegyptier nicht. Wer mit dem Himmel und der Erde nicht in gleicher Lieb' und Gegenliebe lebt, wer nicht in diesem Sinne einig lebt mit dem Elemente, worinn er sich regt, ist von Natur auch in sich selbst so einig nicht, und erfährt die ewige Schönheit wenigstens so leicht nicht wie ein Grieche.

Wie ein prächtiger Despot, wirft seine Bewohner der orientalische Himmelsstrich mit seiner Macht und seinem Glanze zu Boden, und, ehe der Mensch noch gehen gelernt hat, muß er knieen, eh' er sprechen gelernt hat, muß er beten; ehe sein Herz ein Gleichgewicht hat, muß es sich neigen, und ehe der Geist noch stark genug ist, Blumen und Früchte zu tragen, ziehet Schiksal und Natur mit brennender Hitze alle Kraft aus ihm. Der Aegyptier ist hingegeben, eh' er ein Ganzes ist, und darum weiß er nichts vom Ganzen, nichts von Schönheit, und das Höchste, was er nennt, ist eine verschleierte Macht, ein schauerhaft Räthsel; die stumme finstre Isis ist sein Erstes

und Letztes, eine leere Unendlichkeit, und da heraus ist nie Vernünftiges gekommen. Auch aus dem erhabensten Nichts wird Nichts geboren.

Der Norden treibt hingegen seine Zöglinge zu früh in sich hinein, und wenn der Geist des feurigen Aegyptiers zu reiselustig in die Welt hinaus eilt, schikt im Norden sich der Geist zur Rükkehr in sich selbst an, ehe er nur reisefertig ist.

Man muß im Norden schon verständig seyn, noch eh' ein reif Gefühl in einem ist, man mißt sich Schuld von allem bei, noch ehe die Unbefangenheit ihr schönes Ende erreicht hat; man muß vernünftig, muß zum selbstbewußten Geiste werden, ehe man Mensch, zum klugen Manne, ehe man Kind ist; die Einigkeit des ganzen Menschen, die Schönheit läßt man nicht in ihm gedeihn und reifen, eh' er sich bildet und entwikelt. Der bloße Verstand, die bloße Vernunft sind immer die Könige des Nordens,

Aber aus bloßem Verstand ist nie Verständiges, aus bloßer Vernunft ist nie Vernünftiges gekommen.

Verstand ist ohne Geistesschönheit, wie ein dienstbarer Geselle, der den Zaun aus grobem Holze zimmert, wie ihm vorgezeichnet ist, und die gezimmerten Pfähle an einander nagelt, für den Garten, den der Meister bauen will. Des

Verſtandes ganzes Geſchäft iſt Nothwerk. Vor dem Unſinn, vor dem Unrecht ſchützt er uns, indem er ordnet; aber ſicher zu ſeyn vor Unſinn und vor Unrecht iſt doch nicht die höchſte Stufe menſchlicher Vortrefflichkeit.

Vernunft iſt ohne Geiſtes- ohne Herzensſchönheit, wie ein Treiber, den der Herr des Hauſes über die Knechte geſetzt hat; der weiß, ſo wenig, als die Knechte, was aus all' der unendlichen Arbeit werden ſoll, und ruft nur: tummelt euch, und ſiehet es faſt ungern, wenn es vor ſich geht, denn am Ende hätt' er ja nichts mehr zu treiben, und ſeine Rolle wäre geſpielt.

Aus bloſem Verſtande kömmt keine Philoſophie, denn Philoſophie iſt mehr, denn nur die beſchränkte Erkenntniß des Vorhandnen.

Aus bloſer Vernunft kömmt keine Philoſophie, denn Philoſophie iſt mehr, denn blinde Forderung eines nie zu endigenden Fortſchritts in Vereinigung und Unterſcheidung eines möglichen Stoffs.

Leuchtet aber das Göttliche ὁ διαφερον εαυτω, das Ideal der Schönheit der ſtrebenden Vernunft, ſo fordert ſie nicht blind, und weiß, warum, wozu ſie fordert.

Scheint, wie der Maitag in des Künſtlers Werkſtatt, dem Verſtande die Sonne des Schö-

nen zu seinem Geschäfte, so schwärmt er zwar nicht hinaus und läßt sein Nothwerk stehn, doch denkt er gerne des Festtags, wo er wandeln wird im verjüngenden Frühlingslichte.

So weit war ich, als wir landeten an der Küste von Attika.

Das alte Athen lag jetzt zu sehr uns im Sinne, als daß wir hätten viel in der Ordnung sprechen mögen, und ich wunderte mich jetzt selber über die Art meiner Aeußerungen. Wie bin ich doch, rief ich, auf die troknen Berggipfel gerathen, worauf ihr mich saht?

Es ist immer so, erwiederte Diotima, wenn uns recht wohl ist. Die üppige Kraft sucht eine Arbeit. Die jungen Lämmer stoßen sich die Stirnen an einander, wenn sie von der Mutter Milch gesättiget sind.

Wir gingen jetzt am Lykabettus hinauf, und blieben, trotz der Eile, zuweilen stehen, in Gedanken und wunderbaren Erwartungen.

Es ist schön, daß es dem Menschen so schwer wird, sich vom Tode dessen, was er liebt, zu überzeugen, und es ist wohl keiner noch zu seines Freundes Grabe gegangen, ohne die leise Hoffnung, da dem Freunde wirklich zu begegnen. Mich ergriff das schöne Phantom des alten Athens,

wie einer Mutter Gestalt, die aus dem Todtenreiche zurükkehrt.

O Parthenon! rief ich, Stolz der Welt! zu deinen Füßen liegt das Reich des Neptun, wie ein bezwungener Löwe, und wie Kinder, sind die andern Tempel um dich versammelt, und die beredte Agora und der Hain des Akademus —

Kannst Du so dich in die alte Zeit versetzen, sagte Diotima.

Mahne mich nicht an die Zeit! erwiedert' ich; es war ein göttlich Leben und der Mensch war da der Mittelpunkt der Natur. Der Frühling, als er um Athen her blühte, war, wie eine beseelte Blume an der Jungfrau Busen; die Sonne ging schamroth auf über den Herrlichkeiten der Erde.

Die Marmorfelsen des Hymettus und Pentele sprangen hervor aus ihrer schlummernden Wiege, wie Kinder aus der Mutter Schoos, und gewannen Form und Leben unter den zärtlichen Athener-Händen.

Honig reichte die Natur und die schönsten Veilchen und Myrten und Oliven.

Die Natur war Priesterin und der Mensch ihr Gott, und alles Leben in ihr und jede Gestalt und jeder Ton von ihr nur Ein begeistertes Echo des Herrlichen, dem sie gehörte.

Ihn feiert', ihm nur opferte sie.

Er war es auch werth, er mochte liebend in der heiligen Werkstatt sitzen und dem Götterbilde, das er gemacht, die Knie umfassen, oder auf dem Vorgebirge, auf Suniums grüner Spitze, unter den horchenden Schülern gelagert, sich die Zeit verkürzen mit hohen Gedanken, oder er mocht' im Stadium laufen, oder vom Rednerstuhle, wie der Gewittergott, Regen und Sonnenschein und Blitze senden und goldene Wolken —

O siehe! rief jetzt Diotima mir plötzlich zu.

Ich sah, und hätte vergehen mögen vor dem allmächtigen Anblik.

Wie ein unermeßlicher Schiffbruch, wenn die Orkane verstummt sind und die Schiffer entflohn, und der Leichnam der zerschmetterten Flotte unkenntlich auf der Sandbank liegt, so lag vor uns Athen, und die verwaisten Säulen standen vor uns, wie die nakten Stämme eines Walds, der am Abend noch grünte, und des Nachts darauf im Feuer aufging.

Hier, sagte Diotima, lernt man stille seyn über sein eigen Schiksal, es sey gut oder böse.

Hier lernt man stille seyn über Alles, fuhr ich fort. Hätten die Schnitter, die dies Kornfeld gemäht, ihre Scheunen mit seinen Halmen bereichert, so wäre nichts verloren gegangen, und ich

wollte mich begnügen, hier als Aehrenleser zu stehn; aber wer gewann denn?

Ganz Europa, erwiedert' einer von den Freunden.

O ja! rief ich, sie haben die Säulen und Statuen weg geschleift und an einander verkauft, haben die edlen Gestalten nicht wenig geschätzt, der Seltenheit wegen, wie man Papagayen und Affen schätzt.

Sage das nicht! erwiedert' derselbe; und mangelt' auch wirklich ihnen der Geist von all dem Schönen, so wär' es, weil der nicht weggetragen werden konnte und nicht gekauft.

Ja wohl! rief ich. Dieser Geist war auch untergegangen noch ehe die Zerstörer über Attika kamen. Erst, wenn die Häuser und Tempel ausgestorben, wagen sich die wilden Thiere in die Thore und Gassen.

Wer jenen Geist hat, sagte Diotima tröstend, dem sterbet Athen noch, wie ein blühender Fruchtbaum. Der Künstler ergänzt den Torso sich leicht.

Wir gingen des andern Tages früh aus, sahn die Ruinen des Parthenon, die Stelle des alten Bacchustheaters, den Theseustempel, die sechzehn Säulen, die noch übrig stehn vom göttlichen Olympion; am meisten aber ergriff mich das alte Thor, wodurch man ehmals aus der

alten Stadt zur neuen heraus kam, wo gewiß einst tausend schöne Menschen an Einem Tage sich grüßten. Jetzt kömmt man weder in die alte noch in die neue Stadt durch dieses Thor, und stumm und öde siehet es da, wie ein vertrockneter Brunnen, aus dessen Röhren einst mit freundlichem Geplätscher das klare frische Wasser sprang.

Ach! sagt' ich, indeß wir so herumgingen, es ist wohl ein prächtig Spiel des Schicksals, daß es hier die Tempel nieder stürzt und ihre zertrümmerten Steine den Kindern herumzuwerfen giebt, daß es die zerstümmelten Götter zu Schäften vor der Bauernhütte und die Grabmäler hier zur Ruhestätte des weidenden Stiers macht, und eine solche Verschwendung ist königlicher, als der Muthwille der Kleopatra, da sie die geschmolzenen Perlen trank; aber es ist doch Schade um all' die Größe und Schönheit!

Guter Hyperion! rief Diotima, es ist Zeit, daß Du weggehst; Du bist blaß und dein Auge ist müde, und Du suchst dir umsonst mit Einfällen zu helfen. Komm hinaus! in's Grüne! unter die Farben des Lebens! das wird Dir wohl thun.

Wir gingen hinaus in die nahe gelegenen Gärten.

Die andern waren auf dem Wege mit zwei brittischen Gelehrten, die unter den Alterthümern

in Athen ihre Erndte hielten, in's Gespräch gerathen und nicht von der Stelle zu bringen. Ich ließ sie gerne.

Mein ganzes Wesen richtete sich auf, da ich einmal wieder mit Diotima allein mich sah; sie hatte einen herrlichen Kampf bestanden mit dem heiligen Chaos von Athen. Wie das Saitenspiel der himmlischen Muse über den uneinigen Elementen, herrschten Diotima's stille Gedanken über den Trümmern. Wie der Mond aus zartem Gewölke, hob sich ihr Geist aus schönem Leiden empor; das himmlische Mädchen stand in seiner Wehmuth da, wie die Blume, die in der Nacht am lieblichsten duftet.

Wir gingen weiter und weiter, und waren am Ende nicht umsonst gegangen.

O ihr Haine von Angele, wo der Oelbaum und die Zypresse, umeinander flüsternd, mit freundlichen Schatten sich kühlen, wo die goldne Frucht des Zitronenbaums aus dunklem Laube blinkt, wo die schwellende Traube muthwillig über den Zaun wächst, und die reife Pomeranze, wie ein lächelnder Fündling, im Wege liegt! ihr duftenden heimlichen Pfade! ihr friedlichen Sitze, wo das Bild des Myrtenstrauchs aus der Quelle lächelt! euch werd' ich nimmer vergessen.

Diotima und ich gingen eine Weile unter den herrlichen Bäumen umher, bis eine große heitere Stelle sich uns darbot.

Hier setzten wir uns. Es war eine selige Stille unter uns. Mein Geist umschwebte die göttliche Gestalt des Mädchens, wie eine Blume der Schmetterling, und all' mein Wesen erleichterte, vereinte sich in der Freude der begeisternden Betrachtung.

Bist Du schon wieder getröstet, Leichtsinniger? sagte Diotima.

Ja! ja! ich bins, erwiedert' ich. Was ich verloren wähnte, hab' ich, wonach ich schmachtete, als wär' es aus der Welt verschwunden, das ist vor mir. Nein, Diotima! noch ist die Quelle der ewigen Schönheit nicht versiegt.

Ich habe Dir's schon einmal gesagt, ich brauche die Götter und die Menschen nicht mehr. Ich weiß, der Himmel ist ausgestorben, entvölkert, und die Erde, die einst überfloß von schönem, menschlichem Leben, ist fast wie ein Ameisenhaufe, geworden. Aber noch gibt es eine Stelle, wo der alte Himmel und die alte Erde mir lacht. Denn alle Götter des Himmels und alle göttlichen Menschen der Erde vergeß' ich in Dir.

Was kümmert mich der Schiffbruch der Welt, ich weiß von nichts, als meiner seligen Insel.

Es giebt eine Zeit der Liebe, sagte Diotima mit freundlichem Ernste, wie es eine Zeit giebt, in der glüklichen Wiege zu leben. Aber das Leben selber treibt uns heraus.

Hyperion! — hier ergriff sie meine Hand mit Feuer, und ihre Stimme erhub mit Größe sich — Hyperion! mich deucht, Du bist zu höhern Dingen geboren. Verkenne Dich nicht! der Mangel am Stoffe hielt Dich zurück. Es ging nicht schnell genug. Das schlug Dich nieder. Wie die jungen Fechter, fielst Du zu rasch aus, ehe noch dein Ziel gewiß und deine Faust gewandt war, und weil Du, wie natürlich, mehr getroffen wurdest, als Du trafst, so wurdest Du scheu und zweifeltest an Dir und allem; denn Du bist so empfindlich, als Du heftig bist. Aber dadurch ist nichts verloren. Wäre dein Gemüth und deine Thätigkeit so frühe reif geworden, so wäre dein Geist nicht, was er ist; Du wärst der denkende Mensch nicht, wärst Du nicht der leidende, der gährende Mensch gewesen. Glaube mir, Du hättest nie das Gleichgewicht der schönen Menschheit so rein erkannt, hättest Du es nicht so sehr verloren gehabt. Dein Herz hat endlich Frieden gefunden. Ich will es glauben. Ich versteh' es.

Aber denkst Du wirklich, daß Du nun am Ende seyst? Willst Du dich verschließen in den Himmel deiner Liebe, und die Welt, die Deiner bedurfte, verdorren und erkalten lassen unter Dir? Du mußt, wie der Lichtstrahl, herab, wie der all erfrischende Regen, mußt Du nieder in's Land der Sterblichkeit, Du mußt erleuchten, wie Apoll, erschüttern, beleben, wie Jupiter, sonst bist Du deines Himmels nicht werth. Ich bitte Dich, geh nach Athen hinein, noch Einmal, und siehe die Menschen auch an, die dort herumgehn unter den Trümmern, die rohen Albaner und die andern guten, kindischen Griechen, die mit einem lustigen Tanze und einem heiligen Mährchen sich trösten über die schmähliche Gewalt, die über ihnen lastet — kannst Du sagen: ich schäme mich dieses Stoffs? Ich meyne, er wäre doch noch bildsam. Kannst Du dein Herz abwenden von dem Bedürftigen? Sie sind nicht schlimm, sie haben Dir nichts zu Leide gethan!

Was kann ich für sie thun, rief ich.

Gieb ihnen, was Du in Dir hast, erwiederte Diotima, gieb —

Kein Wort, kein Wort mehr, große Seele! rief ich, Du beugst mich sonst, es ist ja sonst, als hättest du mit Gewalt mich dazu gebracht —

Sie werden nicht glüklicher seyn, aber edler; nein! sie werden auch glüklicher seyn. Sie müssen heraus, sie müssen hervorgehn, wie die jungen Berge aus der Meersfluth, wenn ihr unterirdisches Feuer sie treibt.

Zwar steh' ich allein und trete ruhmlos unter sie. Doch Einer, der ein Mensch ist, kann er nicht mehr, denn Hunderte, die nur Theile sind des Menschen?

Heilige Natur! du bist dieselbe in und ausser mir. Es muß so schwer nicht seyn, was ausser mir ist, zu vereinen mit dem Göttlichen in mir. Gelingt der Biene doch ihr kleines Reich, warum sollte denn ich nicht pflanzen können und bauen, was Noth ist?

Was? der arabische Kaufmann säete seinen Koran aus, und es wuchs ein Volk von Schülern, wie ein unendlicher Wald, ihm auf, und der Aller sollte nicht auch gedeihn, wo die alte Wahrheit wiederkehrt in neu lebendiger Jugend?

Es werde von Grund aus anders! Aus der Wurzel der Menschheit sprosse die neue Welt! Eine neue Gottheit waltet über ihnen, eine neue Zukunft klare vor ihnen sich auf.

In der Werkstatt, in den Häusern, in den Versammlungen, in den Tempeln, überall werd' es anders!

Aber ich muß noch ausgehn, zu lernen. Ich bin ein Künſtler, aber ich bin nicht gebildet. Ich bilde im Geiſte, aber ich weiß noch die Hand nicht zu führen —

Du gehſt nach Italien, ſagte Diotima, nach Deutſchland, Frankreich — wie viel Jahre brauchſt Du? drei — vier — ich denke drei ſind genug; Du biſt ja keiner von den Langſamen, und ſuchſt das Größte und das Schönſte nur —

„Und dann?“

Du wirſt Erzieher unſers Volks, Du wirſt ein großer Menſch ſeyn, hoff' ich. Und wenn ich dann Dich ſo umfaſſe, da werd' ich träumen, als wär' ich ein Theil des herrlichen Manns, da werd' ich frohlocken, als hättſt Du mir die Hälfte deiner Unſterblichkeit, wie Pollux dem Kaſtor, geſchenkt, o! ich werd' ein ſtolzes Mädchen werden, Hyperion!

Ich ſchwieg eine Weile. Ich war voll unausſprechlicher Freude.

Giebt's denn Zufriedenheit zwiſchen dem Entſchluß und der That, begann ich endlich wieder, giebt's eine Ruhe vor dem Siege?

Es iſt die Ruhe des Helden, ſagte Diotima, es giebt Entſchlüſſe, die, wie Götterworte, Gebot und Erfüllung zugleich ſind, und ſo iſt der Deine. —

Wir gingen zurük, wie nach der ersten Umarmung. Es war uns alles fremd und neu geworden.

Ich stand nun über den Trümmern von Athen, wie der Akersmann auf dem Brachfeld. Liege nur ruhig, dacht' ich, da wir wieder zu Schiffe gingen, liege nur ruhig, schlummerndes Land! Bald grünt das junge Leben aus dir, und wächst den Segnungen des Himmels entgegen. Bald regnen die Wolken nimmer umsonst, bald findet die Sonne die alten Zöglinge wieder.

Du frägst nach Menschen, Natur? Du klagst, wie ein Saitenspiel, worauf des Zufalls Bruder, der Wind, nur spielt, weil der Künstler, der es ordnete, gestorben ist? Sie werden kommen, deine Menschen, Natur! Ein verjüngtes Volk wird dich auch wieder verjüngen, und du wirst werden, wie seine Braut, und der alte Bund der Geister wird sich erneuen mit dir.

Es wird nur Eine Schönheit seyn; und Menschheit und Natur wird sich vereinen in Eine allumfassende Gottheit.

Hyperion

oder

der Eremit in Griechenland

von

Friederich Hölderlin.

Zweiter Band.

Zweite Auflage.

Stuttgart und Tübingen.
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1822.

μη φυναι, τον απαντα νικα λογον. τὸδ' επει φανηναι κειθεν, οθεν περ ηκει, πολυ δευτερον ως τις

χτλ.

SOPHOKLES.

Hyperion an Bellarmin.

Wir lebten in den letzten ſchönen Momenten des Jahrs, nach unſerer Rükkunft aus dem Attiſchen Lande.

Ein Bruder des Frühlings war uns der Herbſt, voll milden Feuers, eine Feſtzeit für die Erinnerung an Leiden und vergangne Freuden der Liebe. Die welkenden Blätter trugen die Farbe des Abendroths, nur die Fichte und der Lorbeer ſtanden in ewigem Grün. In den heitern Lüften zögerten wandernde Vögel, andere ſchwärmten im Weinberg und im Garten, und erndteten fröhlich, was die Menſchen übrig gelaſſen. Und das himmliſche Licht rann lauter vom offenen Himmel, durch alle Zweige lächelte die heilige Sonne, die gütige, die ich niemals nenne ohne Freude und Dank, die oft in tiefem Leide mit einem Blike mich geheilt, und von dem Unmuth und den Sorgen meine Seele gereinigt.

Wir besuchten noch all' unsere liebsten Pfade, Diotima und ich; entschwundne selige Stunden begegneten uns überall.

Wir erinnerten uns des vergangenen Mai's; wir hätten die Erde noch nie so gesehen, wie damals, meinten wir, sie wäre verwandelt gewesen, eine silberne Wolke von Blüthen, eine freudige Lebensflamme, entledigt alles gröberen Stoffs.

Ach! es war alles so voll Lust und Hoffnung, rief Diotima, so voll unaufhörlichen Wachsthums und doch auch so mühelos, so selig ruhig, wie ein Kind, das vor sich hin spielt, und nicht weiter denkt.

Daran, rief ich, erkenn' ich sie, die Seele der Natur, an diesem stillen Feuer, an diesem Zögern in ihrer mächtigen Eile.

Und es ist den Glüklichen so lieb, dies Zögern, rief Diotima; weißt du? wir standen einmal des Abends zusammen auf der Brüke, nach starkem Gewitter, und das rothe Berggewässer schoß, wie ein Pfeil, unter uns weg, aber daneben grünt' in Ruhe der Wald, und die hellen Buchenblätter regten sich kaum. Da that es uns so wohl, daß uns das seelenvolle Grün nicht auch so wegflog, wie der Bach, und der schöne Früh-

ling uns so still hielt, wie ein zahmer Vogel; aber nun ist er dennoch über die Berge.

Wir lächelten über dem Worte, wiewohl das Trauern uns näher war.

So sollt' auch unsre eigne Seligkeit dahingehn, und wir sahen's voraus.

O Bellarmin! wer darf denn sagen, er stehe fest, wenn auch das Schöne seinem Schikſal so entgegen reift, wenn auch das Göttliche sich demüthigen muß, und die Sterblichkeit mit allem Sterblichen theilen!

Hyperion an Bellarmin.

Ich hatte mit dem holden Mädchen noch vor ihrem Hause gezögert, bis das Licht der Nacht in die ruhige Dämmerung schien, nun kam ich in Notaras Wohnung zurük, gedankenvoll, voll überwallenden heroischen Lebens, wie immer, wenn ich aus ihren Umarmungen ging. Es war ein Brief von Alabanda gekommen.

Es regt sich, Hyperion, schrieb er mir, Rußland hat der Pforte den Krieg erklärt; man kommt mit einer Flotte in den Archipelagus *);

*) Im Jahr 1770.

die Griechen sollen frei seyn, wenn sie mit aufstehn, den Sultan an den Euphrat zu treiben. Die Griechen werden das Ihre thun, die Griechen werden frei seyn, und mir ist herzlich wohl, daß es einmal wieder etwas zu thun giebt. Ich mochte den Tag nicht sehn, so lang es noch so weit nicht war.

Bist du noch der Alte, so komm! Du findest mich in dem Dorfe vor Koron, wenn du den Weg von Misitra kömmst. Ich wohne am Hügel, in dem weißen Landhause am Walde.

Die Menschen, die du in Smyrna bei mir kennen lerntest, hab' ich verlassen. Du hattest recht mit deinem feinern Sinne, daß du in ihre Sphäre nicht tratest.

Mich verlangt, uns Beide in dem neuen Leben wieder zu sehn. Dir war bis jetzt die Welt zu schlecht, um ihr dich zu erkennen zu geben. Weil du nicht Knechtsdienste thun mochtest, thatest du nichts, und das Nichtsthun machte dich grämlich und träumerisch.

Du mochtest im Sumpfe nicht schwimmen. Komm nun, komm, und laß uns baden in offener See!

Das soll uns wohl thun, einzig Geliebter!

So schrieb er. Ich war betroffen im ersten Moment. Mir brannte das Gesicht vor Scham,

mir kochte das Herz, wie heiße Quellen, und ich konnt' auf keiner Stelle bleiben, so schmerzt' es mich, überflogen zu seyn von Alabanda, überwunden auf immer. Doch nahm ich nun auch um so begieriger die künftige Arbeit an's Herz. —

Ich bin zu müßig geworden, rief ich, zu friedenslustig, zu himmlisch, zu träg! — Alabanda sieht in die Welt, wie ein edler Pilot, Alabanda ist fleißig und sucht in der Woge nach Beute; und dir schlafen die Hände im Schoos'? und mit Worten möchtest du ausreichen, und mit Zauberformeln beschwörst du die Welt? Aber deine Worte sind, wie Schneeflocken, unnütz, und machen die Luft nur trüber, und deine Zaubersprüche sind für die Frommen, aber die Ungläubigen hören dich nicht. — Ja! sanft zu seyn, zu rechter Zeit, das ist wohl schön, doch sanft zu seyn, zur Unzeit, das ist häßlich, denn es ist feig! — Aber Harmodius! deiner Myrthe will ich gleichen, deiner Myrthe, worinn das Schwerdt sich verbarg. Ich will umsonst nicht müßig gegangen seyn, und mein Schlaf soll werden, wie Oel, wenn die Flamme darein kömmt. Ich will nicht zusehn, wo es gilt, will nicht umhergehn und die Neuigkeit erfragen, wann Alabanda den Lorbeer nimmt.

Hyperion an Bellarmin.

Diotima's Erblassen, da sie Alabanda's Brief las, ging mir durch die Seele. Drauf fing sie an, gelassen und ernst, den Schritt mir abzurathen, und wir sprachen manches hin und wieder. O ihr Gewaltsamen! rief sie endlich, die ihr so schnell zum Aeußersten seyd, denkt an die Nemesis!

Wer Aeußerstes leidet, sagt' ich, dem ist das Aeußerste recht.

Wenns auch recht ist, sagte sie, du bist dazu nicht geboren.

So scheint es, sagt' ich; ich hab' auch lange genug gesäumt. O ich möchte einen Atlas auf mich laden; um die Schulden meiner Jugend abzutragen. Hab' ich ein Bewußtseyn? hab' ich ein Bleiben in mir? O laß mich, Diotima! Hier, gerad in solcher Arbeit muß ich es erbeuten.

Das ist eitel Uebermuth! rief Diotima! neulich warst du bescheidner, neulich, da du sagtest, ich muß noch ausgehn, zu lernen.

Liebe Sophistin! rief ich, damals war ja auch von ganz was anderem die Rede. In den Olymp des Göttlichschönen, wo aus ewigjungen Quellen das Wahre mit allem Guten entspringt,

dahin mein Volk zu führen, bin ich noch jetzt nicht geschikt. Aber ein Schwerdt zu brauchen, hab' ich gelernt und mehr bedarf es für jetzt nicht. Der neue Geisterbund kann in der Luft nicht leben, die heilige Theokratie des Schönen muß in einem Freistaat wohnen, und der will Plaz auf Erden haben und diesen Plaz erobern wir gewiß.

Du wirst erobern, rief Diotima, und vergessen, wofür? wirst, wenn es hoch kommt, einen Freistaat dir erzwingen und dann sagen, wofür hab' ich gebaut? ach! es wird verzehrt seyn, all' das schöne Leben, das daselbst sich regen sollte, wird verbraucht seyn selbst in dir! Der wilde Kampf wird dich zerreissen, schöne Seele, du wirst altern, seliger Geist! und lebensmüd' am Ende fragen: wo seyd ihr nun, ihr Ideale der Jugend?

Das ist grausam, Diotima, rief ich, so ins Herz zu greifen, so an meiner eignen Todesfurcht, an meiner höchsten Lebenslust mich fest zu halten, aber nein! nein! nein! Der Knechtsdienst tödtet, aber gerechter Krieg macht jede Seele lebendig. Das giebt dem Golde die Farbe der Sonne, daß man ins Feuer es wirft! Das, das giebt erst dem Menschen seine ganze Jugend, daß er Fesseln zerreißt! Das rettet ihn allein, daß er sich auf-

macht und die Natter zertritt, das kriechende Jahrhundert, das alle schöne Natur im Keime vergiftet! — Altern sollt' ich, Diotima! wenn ich Griechenland befreie? altern, ärmlich werden, ein gemeiner Mensch? O so war er wohl recht schaal und leer und gottverlassen, der Athenerjüngling, da er als Siegesbothe von Marathon über den Gipfel des Pentele kam und hinabsah in die Thäler von Attika!

Lieber! Lieber! rief Diotima, sei doch still! ich sage dir kein Wort mehr. Du sollst gehn, sollst gehen, stolzer Mensch! Ach! wenn du so bist, hab' ich keine Macht, kein Recht auf dich.

Sie weinte bitter und ich stand, wie ein Verbrecher, vor ihr. Vergieb mir, göttliches Mädchen! rief ich, vor ihr nieder gesunken, o vergieb mir, wo ich muß! Ich wähle nicht, ich sinne nicht. Eine Macht ist in mir und ich weiß nicht, ob ich es selbst bin, was zu dem Schritte mich treibt. Deine volle Seele gebietet dir's, antwortete sie. Ihr nicht zu folgen, führt oft zum Untergange, doch, ihr zu folgen, wohl auch. Das beste ist, du gehst, denn es ist größer. Handle du; ich will es tragen.

Hyperion an Bellarmin.

Diotima war von nun an wunderbar verändert.

Mit Freude hatt' ich geſehn, wie ſeit unſerer Liebe das verſchwiegne Leben aufgegangen war in Blikken und lieblichen Worten und ihre genialiſche Ruhe war mir oft in glänzender Begeiſterung entgegen gekommen.

Aber wie ſo fremd wird uns die ſchöne Seele, wenn ſie nach dem erſten Aufblühn, nach dem Morgen ihres Laufs hinauf zur Mittagshöhe muß! Mag kannte faſt das ſelige Kind nicht mehr, ſo erhaben und ſo leidend war ſie geworden.

O wie manchmal lag ich vor dem trauernden Götterbilde, und wähnte die Seele hinweg zu weinen im Schmerz um ſie, und ſtand bewundernd auf und ſelber voll von allmächtigen Kräften! Eine Flamme war ihr ins Auge geſtiegen aus der gepreßten Bruſt. Es war ihr zu enge geworden im Buſen voll Wünſchen und Leiden; darum waren die Gedanken des Mädchens ſo herrlich und kühn. Eine neue Größe, eine ſichtbare Gewalt über alles, was fühlen konnte, herrſcht' in ihr. Sie war ein höheres Weſen. Sie gehörte zu den ſterblichen Menſchen nicht mehr.

O meine Djotima, hätte ich damals gedacht, wohin das kommen ſollte?

Hyperion an Bellarmin.

Auch der kluge Notara wurde bezaubert von den neuen Entwürfen, verſprach mir eine ſtarke Parthei, hoffte bald den Korinthiſchen Iſthmus zu beſetzen und Griechenland hier, wie an der Handhabe, zu faſſen. Aber das Schikſal wollt' es anders und machte ſeine Arbeit unnütz, ehe ſie ans Ziel kam.

Er rieth mir, nicht nach Tina zu gehn, gerade den Peloponnes hinab zu reiſen, und durchaus ſo unbemerkt, als möglich. Meinem Vater ſollt' ich unterweges ſchreiben, meint' er; der bedächtige Alte würde leichter einen geſchehenen Schritt verzeihn, als einen ungeſchehenen erlauben. Das war mir nicht recht nach meinem Sinne, aber wir opfern die eignen Gefühle ſo gern, wenn uns ein großes Ziel vor Augen ſteht.

Ich zweifle, fuhr Notara fort, ob du wirſt auf deines Vaters Hülfe in ſolchem Falle rechnen können. Darum geb' ich dir, was nebenbei doch nöthig iſt für dich, um einige Zeit in allen Fällen zu leben und zu wirken. Kannſt

du einſt, ſo zahlſt Du mir es zurük, wo nicht, ſo war das meine auch dein. Schäme des Gelds dich nicht, ſetzt' er lächelnd hinzu; auch die Roſſe des Phöbus leben von der Luft nicht allein, wie uns die Dichter erzählen.

Hyperion an Bellarmin.

Nun kam der Tag des Abſchieds.

Den Morgen über war ich oben in Notaras Garten geblieben, in der friſchen Winterluft, unter den immergrünen Cypreſſen und Cedern. Ich war gefaßt. Die großen Kräfte der Jugend hielten mich aufrecht und das Leiden, das ich ahnete, trug, wie eine Wolke, mich höher.

Diotima's Mutter hatte Notara und die andern Freunde und mich gebeten, daß wir noch den letzten Tag bei ihr zuſammen leben möchten. Die Guten hatten ſich alle meiner und Diotima's gefreut und das Göttliche in unſerer Liebe war an ihnen nicht verloren geblieben. Sie ſollten nun mein Scheiden auch mir ſegnen.

Ich ging hinab. Ich fand das theure Mädchen am Heerde. Es ſchien ihr ein heilig prieſterlich Geſchäft, an dieſem Tage das Haus zu beſorgen. Sie hatte alles zurecht gemacht, alles

im Hauſe verſchönert und es durft' ihr niemand dabei helfen. Alle Blumen, die noch übrig waren im Garten, hatte ſie eingeſammelt, Roſen und ſpäte Trauben hatte ſie in der ſpäten Jahrszeit noch zuſammen gebracht.

Sie kannte meinen Fußtritt; da ich heraufkam, trat ſie mir leis' entgegen, die bleichen Wangen glühten von der Flamme des Heerds und die ernſten groß gewordnen Augen glänzten von Thränen. Sie ſah, wie michs überfiel. Gehe hinein, mein Lieber, ſagte ſie; die Mutter iſt drinnen und ich folge gleich.

Ich ging hinein. Da ſaß die edle Frau und ſtrekte mir die ſchöne Hand entgegen — kommſt du, rief ſie, kommſt du, mein Sohn! Ich ſollte dir zürnen, du haſt mein Kind mir genommen, haſt alle Vernunft mir ausgeredet, und thuſt, was dich gelüſtet und gehſt davon; aber vergebt es ihm, ihr himmliſchen Mächte! wenn er Unrecht hat; und hat er Recht, o ſo zögert nicht mit eurer Hülfe dem Lieben! Ich wollte reden, aber eben kam Notara mit den übrigen Freunden herein und hinter ihnen Diotima.

Wir ſchwiegen eine Weile. Wir ehrten die trauernde Liebe, die in uns allen war, wir fürchteten uns, ſich ihrer zu überheben in Reden und

ſtolzen Gedanken. Endlich nach wenigen flüchtigen Worten bat mich Diotima, einiges von Agis und Kleomenes zu erzählen; ich hatte die großen Seelen oft mit feuriger Achtung genannt und gesagt, ſie wären Halbgötter, ſo gewiß wie Prometheus, und ihr Kampf mit dem Schikſal von Sparta ſei heroiſcher, als irgend einer in den glänzenden Mythen. Der Genius dieſer Menſchen ſei das Abendroth des griechiſchen Tages, wie Theſeus und Homer die Aurore deſſelben.

Ich erzählte und am Ende fühlten wir uns alle ſtärker und höher.

Glüklich, rief einer von den Freunden, wem ſein Leben wechſelt zwiſchen Herzensfreude und friſchem Kampf.

Ja! rief ein anderer, das iſt ewige Jugend, daß immer Kräfte genug im Spiele ſind und wir uns ganz erhalten in Luſt und Arbeit.

O ich möchte mit dir, rief Diotima mir zu.

Es iſt auch gut, daß du bleibſt, Diotima! ſagt' ich. Die Prieſterin darf aus dem Tempel nicht gehen. Du bewahrſt die heilige Flamme, du bewahrſt im Stillen das Schöne, daß ich es wiederfinde bei dir.

Du haſt auch Recht, mein Lieber, das iſt beſſer, ſagte ſie, und ihre Stimme zitterte und

das Aetherauge verbarg sich ins Tuch, um seine Thränen, seine Verwirrung nicht sehen zu lassen.

O Bellarmin! es wollte mir die Brust zerreissen, daß ich sie so schamroth gemacht. Freunde! rief ich, erhaltet diesen Engel mir. Ich weiß von nichts mehr, wenn ich sie nicht weiß. O Himmel! ich darf nicht denken, wozu ich fähig wäre, wenn ich sie vermißte.

Sei ruhig, Hyperion! fiel Notara mir ein.

Ruhig? rief ich; o ihr guten Leute! ihr könnt oft sorgen, wie der Garten blühn und wie die Erndte werden wird, ihr könnt für euren Weinstok beten, und ich soll ohne Wünsche scheiden von dem Einzigen, dem meine Seele dient?

Nein, o du Guter! rief Notara bewegt, nein! ohne Wünsche sollst du mir von ihr nicht scheiden! nein, bei der Götterunschuld eurer Liebe! meinen Seegen habt ihr gewiß.

Du mahnst mich, rief ich schnell. Sie soll uns seegnen, diese theure Mutter, soll mit euch uns zeugen — komm Diotima! unsern Bund soll deine Mutter heiligen, bis die schöne Gemeinde, die wir hoffen, uns vermählt.

So fiel ich auf ein Knie; mit großem Blik,

errötbend, feſtlich lächelnd ſank auch ſie an meiner Seite nieder.

Längſt, rief ich, o Natur! iſt unſer Leben Eines mit dir, und himmliſch jugendlich, wie du und deine Götter all', iſt unſre eigne Welt durch Liebe.

In deinen Hainen wandelten wir, fuhr Diotima fort, und waren, wie du, an deinen Quellen ſaßen wir und waren, wie du, dort über die Berge gingen wir, mit deinen Kindern, den Sternen, wie du.

Da wir uns ferne waren, rief ich, da wie Harfengeliſpel, unſer kommend Entzüken uns erſt tönte, da wir uns fanden, da kein Schlaf mehr war und alle Töne in uns erwachten zu des Lebens vollen Akorden, göttliche Natur! da waren wir immer, wie du und nun auch, da wir ſcheiden, und die Freude ſtirbt, ſind wir, wie du, voll Leidens und doch gut, drum ſoll ein reiner Mund uns zeugen, daß unſre Liebe heilig iſt und ewig, ſo wie du.

Ich zeug' es, ſprach die Mutter.

Wir zeugen es, riefen die andern.

Nun war kein Wort mehr für uns übrig. Ich fühlte mein höchſtes Herz; ich fühlte mich reif zum Abſchied. Jetzt will ich fort, ihr Lieben! ſagt' ich, und das Leben ſchwand von allen Ge-

ſchtern. Diotima ſtand, wie ein Marmorbild und ihre Hand ſtarb fühlbar in meiner. Alles hatt' ich um mich her getödtet, ich war einſam und mir ſchwindelte vor der gränzenloſen Stille, wo mein überwallend Leben keinen Halt mehr fand.

Ach! rief ich, mir iſts brennend heiß im Herzen, und ihr ſtehet alle ſo kalt, ihr Lieben! und nur die Götter des Hauſes neigen ihr Ohr? — Diotima! — du biſt ſtille, du ſiehſt nicht! — o wohl dir, daß du nicht ſiehſt!

So geh nur, ſeufzte ſie, es muß ja ſeyn; geh nur, du theures Herz!

O ſüßer Ton aus dieſen Wonnelippen! rief ich, und ſtand wie ein Betender, vor der holden Statue — ſüßer Ton! noch Einmal wehe mich an, noch Einmal tage, liebes Augenlicht!

Rede ſo nicht, Lieber! rief ſie, rede mir ernſter, rede mit größerem Herzen mir zu!

Ich wollte mich halten, aber ich war wie im Traume.

Wehe! rief ich, das iſt kein Abſchied, wo man wiederkehrt.

Du wirſt ſie tödten, rief Notara. Siehe, wie ſanft ſie iſt, und du biſt ſo außer dir.

Ich sah sie an und Thränen stürzten mir aus brennendem Auge.

So lebe denn wohl, Diotima! rief ich, Himmel meiner Liebe, lebe wohl! — Lasset uns stark seyn, theure Freunde! theure Mutter! ich gab dir Freude und Leid. Lebt wohl! lebt wohl!

Ich wankte fort. Diotima folgte mir allein.

Es war Abend geworden und die Sterne gingen herauf am Himmel. Wir standen still unter dem Hause. Ewiges war in uns, über uns, wie der Aether, umwand mich Diotima. Thörichter, was ist die Trennung? flüsterte sie geheimnißvoll mir zu, mit dem Lächeln einer Unsterblichen.

Es ist mir auch jetzt anders, sagt' ich, und ich weiß nicht, was von beiden ein Traum ist, meine Leiden oder meine Freudigkeit.

Beides ist, erwiederte sie, und beides ist gut.

Vollendete! rief ich, ich spreche wie du. Am Sternenhimmel wollen wir uns erkennen. Er sei das Zeichen zwischen mir und dir, so lange die Lippen verstummen.

Das sei er! sprach sie mit einem langsamen, nie gehörten Tone — es war ihr letzter. Im

Dämmerlichte entschwand mir ihr Bild und ich weiß nicht, ob sie es wirklich war, da ich zum letztenmale mich umwandt' und die erlöschende Gestalt noch einen Augenblik vor meinem Auge zükte und dann in die Nacht verschied.

Hyperion an Bellarmin.

Warum erzähl' ich dir und wiederhole mein Leiden und rege die ruhelose Jugend wieder auf in mir? Ists nicht genug, Einmal das Sterbliche durchwandert zu haben? warum bleib' ich im Frieden meines Geistes nicht stille?

Darum, mein Bellarmin! weil jeder Athemzug des Lebens unserm Herzen werth bleibt, weil alle Verwandlungen der reinen Natur auch mit zu ihrer Schöne gehören. Unsre Seele, wenn sie die sterblichen Erfahrungen ablegt und allein nur lebt in heiliger Ruhe, ist sie nicht, wie ein unbelaubter Baum? wie ein Haupt ohne Loken? Lieber Bellarmin! ich habe eine Weile geruht; wie ein Kind, hab' ich unter den stillen Hügeln von Salamis gelebt, vergessen das Schikſals und des Strebens der Menschen. Seitdem ist manches anders in meinem Auge geworden, und ich habe

nun so viel Frieden in mir, um ruhig zu bleiben, bei jedem Blik ins menschliche Leben. O Freund! am Ende söhnet der Geist mit allem uns aus. Du wirsts nicht glauben, wenigstens von mir nicht. Aber ich meine, du solltest sogar meinen Briefen es ansehn, wie meine Seele täglich stiller wird und stiller. Und ich will künftig noch so viel davon sagen, bis du es glaubst.

Hier sind Briefe von Diotima und mir, die wir uns nach meinem Abschied von Kalaurea geschrieben. Sie sind das Liebste, was ich dir vertraue. Sie sind das wärmste Bild aus jenen Tagen meines Lebens. Vom Kriegslärm sagen sie dir wenig. Desto mehr von meinem eigneren Leben und das ists ja, was du willst. Ach und du mußt auch sehen, wie geliebt ich war. Das konnt' ich nie dir sagen, das sagt Diotima nur.

Hyperion an Diotima.

Ich bin erwacht aus dem Tode des Abschieds, meine Diotima! gestärkt, wie aus dem Schlafe, richtet mein Geist sich auf.

Ich schreibe dir von einer Spitze der Epidaurischen Berge. Da dämmert fern in der Tiefe deine Insel, Diotima! und dort hinaus mein Sta-

dium, wo ich siegen oder fallen muß. O Peloponnes! o ihr Quellen des Eurotas und Alpheus! Da wird es gelten! Aus den spartanischen Wäldern, da wird, wie ein Adler, der alte Landesgenius stürzen mit unsrem Heere, wie mit rauschenden Fittigen.

Meine Seele ist voll von Thatenlust und voll von Liebe, Diotima, und in die griechischen Thäler blikt mein Auge hinaus, als sollt' es magisch gebieten: steigt wieder empor, ihr Städte der Götter!

Ein Gott muß in mir seyn, denn ich fühl' auch unsere Trennung kaum. Wie die seligen Schatten am Lethe, lebt jezt meine Seele mit deiner in himmlischer Freiheit und das Schiksal waltet über unsre Liebe nicht mehr.

Hyperion an Diotima.

Ich bin jezt mitten im Peloponnes. In derselben Hütte, worinn ich heute übernachte, übernachtete ich einst, da ich, beinahe noch Knabe, mit Adamas diese Gegenden durchzog. Wie saß ich da so glüklich auf der Bank vor dem Hause und lauchte dem Geläute der fernher kommenden Karawane und dem Geplätscher des nahen

Brunnens, der unter blühenden Akazien sein silbern Gewässer ins Beken goß.

Jezt bin ich nicht minder glüklich. Ich wandere durch dieß Land, wie durch Dodona's Hain, wo die Eichen tönten von ruhmweissagenden Sprüchen. Ich sehe nur Thaten, vergangene, künftige, wenn ich auch vom Morgen bis zum Abend unter freiem Himmel wandre. Glaube mir, wer dieses Land durchreist, und noch ein Joch auf seinem Halse duldet, kein Pelopidas wird, der ist herzleer, oder ihm fehlt es am Verstande.

So lange schliefs — so lange schlich die Zeit, wie der Höllenfluß, trüb und stumm, in ödem Müßiggange vorüber?

Und doch liegt alles bereit. Voll rächerischer Kräfte ist das Bergvolk hier herum, liegt da, wie eine schweigende Wetterwolke, die nur des Sturmwinds wartet, der sie treibt. Diotima! laß mich den Othem Gottes unter sie hauchen, laß mich ein Wort von Herzen an sie reden. Diotima. Fürchte nichts! Sie werden so wild nicht seyn. Ich kenne die rohe Natur. Sie höhnt die Vernunft, sie stehet aber im Bunde mit der Begeisterung. Wer nur mit ganzer Seele wirkt, irrt nie. Er bedarf des Klügelns nicht, denn keine Macht ist wider ihn.

Hyperion an Diotima.

Morgen bin ich bei Alabanda. Es ist mir eine Lust, den Weg nach Koron zu erfragen, und ich frage öfter, als nöthig ist. Ich möchte die Flügel der Sonne nehmen und hin zu ihm, und doch zaudr' ich auch so gerne und frage: wie wird er seyn?

Der königliche Jüngling! warum bin ich später geboren? warum sprang ich nicht aus Einer Wiege mit ihm? Ich kann den Unterschied nicht leiden, der zwischen uns ist. O warum lebt' ich, wie ein müßiger Hirtenknabe, zu Tina, und träumte nur von seinesgleichen noch erst, da er schon in lebendiger Arbeit die Natur erprüfte und mit Meer und Luft und allen Elementen schon rang? trieb's denn in mir nach Thatenwonne nicht auch?

Aber ich will ihn einholen, ich will schnell seyn. Beim Himmel! ich bin überreif zur Arbeit. Meine Seele tobt nur gegen sich selbst, wenn ich nicht bald durch ein lebendig Geschäft mich befreie.

Hohes Mädchen! wie konnt' ich bestehen vor dir? Wie war dirs möglich, so ein thatlos Wesen zu lieben?

Hyperion an Diotima.

Ich hab' ihn, theure Diotima!

Leicht ist mir die Brust und schnell sind meine Sehnen ha! und die Zukunft reizt mich, wie eine klare Wassertiefe uns reizt, hinein zu springen und das übermüthige Blut im frischen Bade zu kühlen.' Aber das ist Geschwäz. Wir sind uns lieber, als je, mein Alabanda und ich. Wir sind freier umeinander und doch ists alle die Fülle und Tiefe des Lebens, wie sonst.

O wie hatten die alten Tyrannen so recht, Freundschaften, wie die unsere, zu verbieten! Da ist man stark, wie ein Halbgott, und duldet nichts Unverschämtes in seinem Bezirke! —

Es war des Abends, da ich in sein Zimmer trat. Er hatte eben die Arbeit bei Seite gelegt, saß in einer mondhellen Ecke am Fenster und pflegte seiner Gedanken. Ich stand im Dunkeln, er erkannte mich nicht, sah unbekümmert gegen mich her. Der Himmel weiß, für wen er mich hatten mochte. Nun, wie geht es? rief er. So ziemlich! sagt' ich. Aber das Heucheln war umsonst. Meine Stimme war voll gehemmten Frohlockens. Was ist das? fuhr er auf; bist du's? Ja wohl, du Blinder! rief ich, und flog ihm in die Arme.

O nun! rief Alabanda endlich, nun soll es anders werden, Hyperion!

Das denk' ich, sagt' ich und schüttelte freudig seine Hand.

Kennst du mich denn noch, fuhr Alabanda fort nach einer Weile, hast du den alten, frommen Glauben noch an Alabanda? Großmüthiger! mir ist es nimmer indeß so wohl gegangen, als da ich im Lichte deiner Liebe mich fühlte.

Wie? rief ich, fragt dieß Alabanda? Das war nicht stolz gesprochen, Alabanda. Aber es ist das Zeichen dieser Zeit, daß die alte Heroennatur um Ehre betteln geht, und das lebendige Menschenherz, wie eine Waise, um einen Tropfen Liebe sich kümmert.

Lieber Junge! rief er; ich bin eben alt geworden. Das schlaffe Leben überall und die Geschichte mit den Alten, zu denen ich in Smyrna dich in die Schule bringen wollte —

O es ist bitter, rief ich; auch an diesen wagte sich die Todesgöttin, die Namenlose, die man Schikſal nennt.

Es wurde Licht gebracht und wir sahn von neuem mit leisem liebendem Forschen uns an. Die Gestalt des Theuren war sehr anders geworden seit den Tagen der Hoffnung. Wie die Mit-

tagssonne vom bleichen Himmel, funkelte sein großes ewiglebendes Auge vom abgeblühten Gesichte mich an.

Guter! rief Alabanda mit freundlichem Unwillen, da ich ihn so ansah, laß die Wehmuthsblike, guter Junge! Ich weiß es wohl, ich bin herabgekommen. O mein Hyperion! ich sehne mich sehr nach etwas Großem und Wahrem und ich hoff' es zu finden mit dir. Du bist mir über den Kopf gewachsen, du bist freier und jünger, wie ehmals und siehe! das freut mich herzlich. Ich bin das dürre Land und du kommst, wie ein glüklich Gewitter — o es ist herrlich, daß du da bist!

Stille! sagt' ich, du nimmst mir die Sinnen, und wir sollten gar nicht von uns sprechen, bis wir im Leben, unter den Thaten sind.

Ja wohl! rief Alabanda freudig, erst, wenn das Jagdhorn schallt, da fühlen sich die Jäger. Wirds denn bald angehn? sagt' ich.

Es wird, rief Alabanda, und ich sage dir, Herz! es soll ein ziemlich Feuer werden. Ha! mag's doch reichen bis an die Spitze des Thurms und seine Fahne schmelzen und um ihn wüthen und wogen, bis er berstet und stürzt! — und stoße dich nur an unsern Bundsgenossen nicht.

Ich weiß es wohl, die guten Russen möchten uns gerne, wie Schießgewehre, brauchen. Aber laß das gut seyn! haben nur erst unsere kräftigen Spartaner bei Gelegenheit erfahren, wer sie sind und was sie können, und haben wir so den Peloponnes erobert, so lachen wir dem Nordpol ins Angesicht und bilden uns ein eignes Leben.

Ein eignes Leben, rief ich, ein neu, ein ehrsames Leben. Sind wir denn, wie ein Irrlicht aus dem Sumpfe geboren oder stammen wir von den Siegern bei Salamis ab? Wie ists denn nun? wie bist du denn zur Magd geworden, griechische freie Natur? wie bist du so herab gekommen, väterlich Geschlecht, von dem das Götterbild des Jupiter und des Apoll einst nur die Kopie war? — Aber höre mich, Jonicus Himmel! höre mich, Vaterlandserde, die du dich halbnakt, wie eine Bettlerin, mit den Lappen deiner alten Herrlichkeit umkleidest, ich will es länger nicht dulden!

O Sonne, die uns erzog! rief Alabanda, zusehn sollst du, wenn unter der Arbeit uns der Muth wächst, wenn unter den Schlägen des Schicksals unser Entwurf, wie das Eisen unter dem Hammer sich bildet.

Es entzündete einer den andern.

Und daß nur kein Fleken hängen bleibe, rief ich, keine Posse, womit uns das Jahrhundert wie der Pöbel die Wände, bemahlt! O, rief Alabanda, darum ist der Krieg auch so gut —

Recht, Alabanda, rief ich, so wie alle große Arbeit, wo des Menschen Kraft und Geist, und keine Krüke und kein wächserner Flügel hilft. Da legen wir die Sclavenkleider ab, worauf das Schiksal uns sein Wappen gedrükt.

Da gilt nichts eitles und auerzwungenes mehr, rief Alabanda, da gehn wir schmuklos, fessellos, nakt, wie im Wettlauf zu Nemea, zum Ziele.

Zum Ziele, rief ich, wo der junge Freistaat dämmert und das Pantheon alles Schönen aus griechischer Erde sich hebt.

Alabanda schwieg eine Weile. Eine neue Röthe stieg auf in seinem Gesichte, und seine Gestalt wuchs, wie die erfrischte Pflanze, in die Höhe.

O Jugend! Jugend! rief er, dann will ich trinken aus deinem Quell, dann will ich leben und lieben. Ich bin sehr freudig, Himmel der Nacht, fuhr er, wie trunken, fort, indem er unter das Fenster trat, wie eine Rebenlaube,

überwölbest du mich, und deine Sterne hängen, wie Trauben herunter.

Hyperion an Diotima.

Es ist mein Glük, daß ich in voller Arbeit lebe. Ich müßt' in eine Thorheit um die andere fallen, so voll ist meine Seele, so berauscht der Mensch mich, der wunderbare, der stolze, der nichts liebt, als mich und alle Demuth, die in ihm ist, nur auf mich häuft. O Diotima! dieser Alabanda hat geweint vor mir, hat, wie ein Kind, mirs abgebeten, was er mir in Smyrna gethan.

Wer bin ich denn, ihr Lieben, daß ich mein euch nenne, daß ich sagen darf, sie sind mein eigen, daß ich, wie ein Eroberer, zwischen euch stieh', und euch, wie meine Beute, umfasse.

O Diotima! o Alabanda! edle, ruhig große Wesen! wie muß ich vollenden, wenn ich nicht fliehn will vor meinem Glüke, vor euch?

Eben, während ich schrieb, erhielt ich deinen Brief, du Liebe.

Traure nicht, holdes Wesen, traure nicht! Spare dich, unversehrt von Gram, den künftigen Vaterlandsfesten! Diotima! dem glühenden Fest-

tag der Natur, dem spare dich auf und all den heitern Ehrentagen der Götter!

Siehest du Griechenland nicht schon?

O siehest du nicht, wie, froh der neuen Nachbarschaft, die ewigen Sterne lächeln über unsern Städten und Hainen, wie das alte Meer, wenn es unser Volk lustwandelnd am Ufer sieht, der schönen Athener wieder gedenkt und wieder Glück uns bringt, wie damals seinen Lieblingen, auf fröhlicher Woge.

Seelenvolles Mädchen! du bist so schön schon jetzt! wie wirst du dann erst, wenn das ächte Klima dich nährt, in entzükender Glorie blühn!

Diotima an Hyperion.

Ich hatte die meiste Zeit mich eingeschlossen seit du fort bist, lieber Hyperion! Heute war ich wieder einmal draussen.

In holder Februarluft hab' ich Leben gesammelt und bringe das gesammelte dir. Es hat auch mir noch wohlgethan, das frische Erwarmen des Himmels, noch hab' ich sie mitgefühlt die neue Wonne der Pflanzenwelt, der reinen, immergleichen, wo alles trauert und sich wieder freut zu seiner Zeit.

Hyperion! o mein Hyperion! warum gehn wir denn die ſtillen Lebenswege nicht auch? Es ſind heilige Namen, Winter und Frühling und Sommer und Herbſt! wir aber kennen ſie nicht. Iſt es nicht Sünde, zu trauern im Frühling? warum thun wir es dennoch?

Vergieb mir! die Kinder der Erde leben durch die Sonne allein; ich lebe durch dich, ich habe andre Freuden, iſt es denn ein Wunder, wenn ich andre Trauer habe? und muß ich trauern? muß ich denn?

Muthiger! Lieber! ſollt' ich welken, wenn du glänzeſt? ſollte mir das Herz ermatten, wenn die Siegsluſt dir in allen Sehnen erwacht? Hätt ich ehmals gehört, ein griechiſcher Jüngling mache ſich auf, das gute Volk aus ſeiner Schmach zu ziehn, es der mütterlichen Schönheit, der es entſtammte, wieder zu bringen, wie hätt' ich aufgeſtaunt aus dem Traume der Kindheit und gedürſtet nach dem Bilde des Theuren? und nun er da iſt, nun er mein iſt, kann ich noch weinen? o des albernen Mädchens! iſt es denn nicht wirklich? iſt er der Herrliche nicht, und iſt er nicht mein! o ihr Schatten ſeliger Zeit! ihr meine trauten Erinnerungen!

Iſt mir doch, als wär' er kaum von ge-

ſtern, jener Zauberabend, da der heil'ge Fremdling mir zum erſtenmale begegnete, da er, wie ein trauernder Genius, hereinglänzt' in die Schatten des Walds, wo im Jugendtraume das unbekümmerte Mädchen ſaß — in der Mailuſt kam er, in Joniens zaubriſcher Mailuſt, und ſie macht' ihn blühender mir, ſie lokt' ihm das Haar, entfaltet' ihm, wie Blumen, die Lippen, löst' in Lächeln die Wehmuth auf, und o ihr Strahlen des Himmels! wie leuchtetet ihr aus dieſen Augen mich an, aus dieſen berauſchenden Quellen, wo im Schatten umſchirmender Bogen ewig Leben ſchimmert und wallt! —

Gute Götter! wie er ſchön ward mit dem Blik' auf mich! wie der ganze Jüngling, eine Spanne größer geworden, in leichter Nerve daſtand, nur daß ihm die lieben Arme, die beſcheidnen, nieder ſanken, als wären ſie nichts! und wie er drauf empor ſah im Entzüken, als wär' ich gen Himmel entflogen und nicht mehr da, ach! wie er nun in aller Herzensanmuth lächelt' und erröthete, da er wieder mich gewahr ward, und unter den dämmernden Thränen ſein Phöbusauge durchſtrahlt', um zu fragen, biſt du's? biſt du es wirklich?

Und warum begegnet' er ſo frommen Sinnes, ſo voll lieben Aberglaubens mir? warum

lokt' er erſt ſein Haupt geſenkt, warum war der Götterjüngling ſo voll Scheuns und Trauerns? Sein Genius war zu ſelig, um allein zu bleiben, und zu arm die Welt, um ihn zu faſſen. O es war ein liebes Bild, gewebt von Größe und Leiden! Aber nun iſts anders! mit den Leiden iſts aus! Er hat zu thun bekommen, er iſt der Kranke nicht mehr! —

Ich war voll Seufzens, da ich anfing dir zu ſchreiben, mein Geliebter! Jetzt bin ich lauter Freude. So ſpricht man über dir ſich glüklich. Und ſiehe! ſo ſolls auch bleiben. Lebe wohl!

Hyperion an Diotima.

Wir haben noch zu gutem Ende dein Feſt gefeiert, ſchönes Leben! ehe der Lärm beginnt. Es war ein himmliſcher Tag. Das holde Frühjahr wehte und glänzte vom Orient her, entlokt' uns deinen Namen, wie es den Bäumen die Blüthen entlokt, und alle ſeligen Geheimniſſe der Liebe entathmeten mir. Eine Liebe, wie die unſre, war dem Freunde nie erſchienen, und es war entzükend, wie der ſtolze Menſch aufmerkte und Auge und Geiſt ihm glühte, dein Bild, dein Weſen zu faſſen.

O, rief er endlich, da iſts wohl der Mühe

werth, für unser Griechenland zu streiten, wenn es solche Gewächse noch trägt!

Ja wohl, mein Alabanda, sagt' ich; da gehn wir heiter in den Kampf, da treibt uns himmlisch Feuer zu Thaten, wenn unser Geist vom Bilde solcher Naturen verjüngt ist, und da läuft man auch nach einem kleinen Ziele nicht, da sorgt man nicht für dies und das, und künstelt, den Geist nicht achtend, von außen, und trinkt um des Kelchs willen den Wein; da ruhn wir dann erst, Alabanda, wenn des Genius Wonne kein Geheimniß mehr ist, dann erst, wenn die Augen all in Triumphbogen sich wandeln, wo der Menschengeist, der langabwesende, hervorglänzt aus den Irren und Leiden und siegesfroh den väterlichen Aether grüßt. — Ha! an der Fahne allein soll niemand unser künftig Volk erkennen; es muß sich alles verjüngen, es muß von Grund aus anders seyn; voll Ernsts die Lust und heiter alle Arbeit! nichts, auch das kleinste, das alltäglichste nicht ohne den Geist und die Götter! Lieb' und Haß und jeder Laut von uns muß die gemeinere Welt befremden und auch kein Augenblik darf Einmal noch uns mahnen an die platte Vergangenheit!

Hyperion an Diotima.

Der Vulkan bricht los. In Koron und Modon werden die Türken belagert und wir rüken mit unserem Bergvolk gegen den Peloponnes hinauf.

Nun hat die Schwermuth all' ein Ende, Diotima, und mein Geist ist fester und schneller, seit ich in lebendiger Arbeit bin, und sieh! ich habe nun auch eine Tagesordnung.

Mit der Sonne beginn' ich. Da geh' ich hinaus, wo im Schatten des Walds mein Kriegsvolk liegt, und grüße die tausend hellen Augen, die jetzt vor mir mit wilder Freundlichkeit sich aufthun. Ein erwachendes Heer! ich kenne nichts gleiches und alles Leben in Städten und Dörfern ist, wie ein Bienenschwarm, dagegen.

Der Mensch kanns nicht verläugnen, daß er einst glüklich war, wie die Hirsche des Forsts und nach unzähligen Jahren glimmt noch in uns ein Sehnen nach den Tagen der Urwelt, wo jeder die Erde durchstreifte, wie ein Gott, ehe, ich weiß nicht was? den Menschen zahm gemacht; und noch, statt Mauern und todtem Holz, die Seele der Welt, die heilige Luft allgegenwärtig ihn umfing.

Diotima! mir geſchieht oft wunderbar, wenn ich mein unbekümmert Volk durchgehe, und, wie aus der Erde gewachſen, einer um den andern aufſteht und dem Morgenlicht' entgegen ſich dehnt, und unter den Haufen der Männer die knatternde Flamme empor ſteigt, wo die Mutter ſitzt mit dem frierenden Kindlein, wo die erquikende Speiſe kocht, indeß die Roſſe, den Tag witternd, ſchnauben und ſchrein, und der Wald ertönt von allerſchütternder Kriegsmuſik, und rings von Waffen ſchimmert und rauſcht — aber das ſind Worte, und die eigne Luſt von ſolchem Leben erzählt ſich nicht.

Dann ſammelt mein Haufe ſich um mich her, mit Luſt, und es iſt wunderbar, wie auch die Aelteſten und Trotzigſten in aller meiner Jugend mich ehren. Wir werden vertrauter und mancher erzählt, wie's ihm erging im Leben und mein Herz ſchwillt oft von mancherlei Schikſal. Dann fang' ich an, von beſſeren Tagen zu reden, und glänzend gehn die Augen ihnen auf, wenn ſie des Bundes gedenken, der uns einigen ſoll, und das ſtolze Bild des werdenden Freiſtaats dämmert vor ihnen.

Alles für jeden und jeder für alle! Es iſt ein freudiger Geiſt in den Worten und er er-

greift auch immer meine Menschen, wie Göttergebot. O Diotima! so zu sehn, wie von Hoffnungen da die starre Natur erweicht und all' ihre Pulse mächtiger schlagen und von Entwürfen die verdüsterte Stirne sich entfaltet und glänzt, so da zu stehn in einer Sphäre von Menschen, umrungen von Glauben und Lust, das ist doch mehr, als Erd' und Himmel und Meer in aller ihrer Glorie zu schaun.

Dann üb' ich sie in Waffen und Märschen bis um Mittag. Der frohe Muth macht sie gelehrig, wie er zum Meister mich macht. Bald stehn sie dicht gedrängt in macedonischer Ruh' und regen den Arm nur, bald fliegen sie, wie Strahlen, auseinander zum gewagteren Streit in einzelnen Haufen, wo die geschmeidige Kraft in jeder Stelle sich ändert und jeder selbst sein Feldherr ist, und sammeln sich wieder in sicherem Punkt — und immer, wo sie gehen und stehn in solchem Waffentanze, schwebt ihnen und mir das Bild der Tyrannenknechte und der ernstere Wahlplaz vor Augen.

Drauf, wenn die Sonne heißer scheint, wird Rath gehalten im Innern des Walds und es ist Freude, so mit stillen Sinnen über der großen Zukunft zu walten. Wir nehmen dem Zufall die Kraft, wir meistern das Schiksal. Wir lassen

Widerſtand nach unſerem Willen entſtehn, wir reizen den Gegner zu dem, worauf wir gerüſtet ſind. Oder ſehen wir zu und ſcheinen furchtſam und laſſen ihn näher kommen, bis er das Haupt zum Schlag uns reicht, auch nehmen wir ihm mit Schnelle die Faſſung, und das iſt meine Panacee. Doch halten die erfahrneren Aerzte nichts auf ſolche alles heilende Mittel.

Wie wohl iſt dann des Abends mir bei meinem Alabanda, wenn wir zur Luſt auf muntern Roſſen die ſonnenrothen Hügel umſchweifen, und auf den Gipfeln, wo wir weilen, die Luft in den Mähnen unſerer Thiere ſpielt, und das freundliche Säuſeln in unſere Geſpräche ſich miſcht, indeß wir hinaus ſehn in die Fernen von Sparta, die unſer Kampfpreis ſind! und wenn wir nun zurük ſind und zuſammenſitzen in lieblicher Kühle der Nacht, wo uns der Becher duftet und das Mondlicht unſer ſpärlich Mahl beſcheint und mitten in unſrer lächelnden Stille die Geſchichte der Alten, wie eine Wolke aufſteigt aus dem heiligen Boden, der uns trägt, wie ſelig iſts da, in ſolchem Momente ſich die Hände zu reichen!

Dann ſpricht wohl Alabanda noch von Manchem, den die Langeweile des Jahrhunderts pei-

nigt, von ſo mancher wunderbaren krummen Bahn, die ſich das Leben bricht, ſeitdem ſein gerader Gang gehemmt iſt, dann fällt mir auch mein Adamas ein, mit ſeinen Reiſen, ſeiner eignen Sehnſucht in das innere Aſien hinein — das ſind nur Nothbehelfe, guter Alter! möcht' ich dann ihm rufen, komm! und baue deine Welt! mit uns! denn unſre Welt iſt auch die deine.

Auch die deine, Diotima, denn ſie iſt die Kopie von dir. O du, mit deiner Elyſiumsſtille, könnten wir das ſchaffen, was du biſt!

Hyperion an Diotima.

Wir haben jezt dreimal in Einem fort geſiegt in kleinen Gefechten, wo aber die Kämpfer ſich durchkreuzten, wie Blitze, und alles Eine verzehrende Flamme war. Navarin iſt unſer und wir ſtehen jetzt vor der Veſte Miſitra, dem Ueberreſte des alten Sparta. Ich hab' auch die Fahne, die ich einer Albaniſchen Horde entriß, auf eine Ruine gepflanzt, die vor der Stadt liegt, habe vor Freude meinen türkiſchen Kopfbund in den Eurotas geworfen und trage ſeitdem den griechiſchen Helm.

Und nun möcht' ich dich ſehen, o Mädchen!

ſehen möcht' ich dich und deine Hände nehmen und an mein Herz ſie drüken, dem die Freude nun bald vielleicht zu groß iſt! bald! in einer Woche vielleicht iſt er befreit, der alte, edle, heilige Peloponnes.

O dann, du Theure! lehre mich fromm ſeyn! dann lehre mein überwallend Herz ein Gebet! Ich ſollte ſchweigen, denn was hab' ich gethan? und hätt' ich etwas gethan, wovon ich ſprechen möchte, wie viel iſt dennoch übrig? Aber was kann ich dafür, daß mein Gedanke ſchneller iſt, wie die Zeit? Ich wollte ſo gern, es wäre umgekehrt, und die Zeit und die That überflöge den Gedanken, und der geflügelte Sieg übereilte die Hoffnung ſelbſt.

Mein Alabanda blüht, wie ein Bräutigam. Aus jedem ſeiner Blike lacht die kommende Welt mich an, und daran ſtill' ich noch die Ungeduld ſo ziemlich.

Diotima! ich möchte dieſes werdende Glück nicht um die ſchönſte Lebenszeit des alten Griechenlands vertauſchen, und der kleinſte unſrer Siege iſt mir lieber, als Marathon und Thermopylä und Platea. Iſts nicht wahr? Iſt nicht dem Herzen das geneſende Leben mehr werth, als das reine, das die Krankheit noch nicht kennt? Erſt wenn die Jugend hin iſt, lieben wir ſie, und

dann erſt, wenn die verlorne wiederkehrt, beglükt ſie alle Tiefen der Seele.

Am Eurotas ſtehet mein Zelt, und wenn ich nach Mitternacht erwache, rauſcht der alte Flußgott mahnend mir vorüber, und lächelnd nehm' ich die Blumen des Ufers, und ſtreue ſie in ſeine glänzenden Wellen und ſag' ihm: Nimm es zum Zeichen, du Einſamer! Bald umblüht das alte Leben dich wieder.

Diotima an Hyperion.

Ich habe die Briefe erhalten mein Hyperion, die du unterwegens mir ſchriebſt. Du ergreifſt mich gewaltig mit allem, was du mir ſagſt, und mitten in meiner Liebe ſchaudert mich oft, den ſanften Jüngling, der zu meinen Füßen geweint, in dieſes rüſtige Weſen verwandelt zu ſehn.

Wirſt du denn nicht die Liebe verlernen?

Aber wandle nur zu! Ich folge dir. Ich glaube, wenn du mich haſſen könnteſt, würd' ich auch da ſogar dir nachempfinden, würde mir Mühe geben, dich zu haſſen und ſo blieben unſre Seelen ſich gleich und das iſt kein eitelübertriebenes Wort, Hyperion.

Ich bin auch selbst ganz anders, wie sonst. Mir mangelt der heitre Blik in die Welt und die freie Lust an allem Lebendigen. Nur das Feld der Sterne zieht mein Auge noch an. Dagegen denk' ich um so lieber an die großen Geister der Vorwelt, und wie sie geendet haben auf Erden, und die hohen Spartanischen Frauen haben mein Herz gewonnen. Dabei vergeß' ich nicht die neuen Kämpfer, die kräftigen, deren Stunde gekommen ist, oft hör' ich ihren Siegslärm durch den Peloponnes herauf mir näher brausen und näher, oft seh' ich sie, wie eine Kataracte, dort herunterwogen durch die Epidaurischen Wälder und ihre Waffen ferner her glänzen im Sonnenlichte, das, wie ein Herold, sie begleitet, o mein Hyperion! und du kömmst geschwinde nach Kalaurea herüber, und grüßest die stillen Wälder unserer Liebe, grüßest mich, und fliegst nun wieder zu deiner Arbeit zurük; — und denkst du, ich fürchte den Ausgang? Liebster! manchmal will's mich überfallen, aber meine größern Gedanken halten, wie Flammen, den Frost ab. —

Lebe wohl! vollende, wie es der Geist dir gebeut! und laß den Krieg zu lange nicht dauern, um des Friedens willen, Hyperion, um des schönen, neuen, goldenen Friedens willen, wo, wie

du ſagteſt, einſt in unſer Rechtsbuch eingeſchrieben werden die Geſetze der Natur, und wo das Leben ſelbſt, wo ſie, die göttliche Natur, die in kein Buch geſchrieben werden kann, im Herzen der Gemeinde ſeyn wird. Lebe wohl.

Hyperion an Diotima.

Du hätteſt mich beſänftigen ſollen, meine Diotima! hätteſt ſagen ſollen, ich möchte mich nicht übereilen, möchte dem Schikſal nach und nach den Sieg abnöthigen, wie kargen Schuldnern die Summe. O Mädchen! ſtille zu ſtehn, iſt ſchlimmer, wie alles. Mir troknet das Blut in den Adern, ſo dürſt' ich, weiter zu kommen und muß hier müßig ſtehn, muß belagern und belagern, den einen Tag, wie den andern. Unſer Volk will ſtürmen, aber das würde die aufgeregten Gemüther zum Rauſch erhitzen und wehe dann unſern Hoffnungen, wenn das wilde Weſen aufgährt und die Zucht und die Liebe zerreißt.

Ich weiß nicht, es kann nur noch einige Tage dauern, ſo muß Miſitra ſich ergeben, aber ich wollte, wir wären weiter. Im Lager hier iſts mir, wie in gewitterhafter Luft. Ich bin unge-

duldig, auch meine Leute gefallen mir nicht. Es ist ein furchtbarer Muthwill unter ihnen.

Aber ich bin nicht klug, daß ich so viel aus meiner Laune mache. Und das alte Lacedämon ists ja doch wohl werth, daß man ein wenig Sorge leidet, eh man es hat.

Hyperion an Diotima.

Es ist aus, Diotima! unsre Leute haben geplündert, gemordet, ohne Unterschied, auch unsre Brüder sind erschlagen, die Griechen in Mistra, die Unschuldigen, oder irren sie hülflos herum und ihre todte Jammermiene ruft Himmel und Erde zur Rache gegen die Barbaren, an deren Spitze ich war.

Nun kann ich hingehn und von meiner guten Sache predigen. O nun fliegen alle Herzen mir zu!

Aber ich hab's auch klug gemacht. Ich habe meine Leute gekannt. In der That! es war ein außerordentlich Project, durch eine Räuberbande mein Elysium zu pflanzen.

Nein! bei der heiligen Nemesis! mir ist recht geschehn, und ich wills auch dulden, dulden will ich, bis der Schmerz mein lezt Bewußtseyn mir zerreißt.

Denkſt du, ich tobe? Ich habe eine ehrſame Wunde, die einer meiner Getreuen mir ſchlug, indem ich den Greuel abwehrte. Wenn ich tobte, ſo riſſ' ich die Binde von ihr, und ſo ränne mein Blut, wohin es gehört, in dieſe trauernde Erde.

Dieſe trauernde Erde!. die nakte! ſo ich kleiden wollte mit heiligen Hainen, ſo ich ſchmüken wollte mit allen Blumen des griechiſchen Lebens!

O es wäre ſchön geweſen, meine Diotima.

Nennſt du mich muthlos? Liebes Mädchen! es iſt des Unheils zu viel. An allen Enden brechen wüthende Haufen herein; wie eine Seuche, tobt die Raubgier in Morea und wer nicht auch das Schwerdt ergreift, wird verjagt, geſchlachtet, und dabei ſagen die Raſenden, ſie fechten für unſre Freiheit. Andre des rohen Volks ſind von dem Sultan beſtellt und treibens, wie jene.

Eben hör' ich, unſer ehrlos Heer ſei nun zerſtreut. Die Feigen begegneten bei Tripoliſſa einem Albaniſchen Haufen, der um die Hälfte geringer an Zahl war. Weil's aber nichts zu plündern gab, ſo liefen die Elenden alle davon. Die Ruſſen, die mit uns den Feldzug wagten, vier-

zig brave Männer, hielten allein aus, fanden auch alle den Tod.

Und ſo bin ich nun mit meinem Alabanda wieder einſam, wie zuvor. Seitdem der Treue mich fallen und bluten ſah in Miſitra, hat er alles andre vergeſſen, ſeine Hoffnungen, ſeine Siegsluſt, ſeine Verzweiflung. Der Ergrimmte, der unter die Plünderer ſtürzte, wie ein ſtrafender Gott, der führte nun ſo ſanft mich aus dem Getümmel, und ſeine Thränen netzten mein Kleid. Er blieb auch bei mir in der Hütte, wo ich ſeitdem lag und ich freue mich nun erſt recht darüber. Denn wär' er mit fortgezogen, ſo läg' er jetzt bei Tripoliſſa im Staub.

Wie es weiter werden ſoll, das weiß ich nicht. Das Schikſal ſtößt mich ins Ungewiſſe hinaus, und ich hab' es verdient; von dir verbannt mich meine eigene Scham und wer weiß, wie lange?

Ach! ich habe dir ein Griechenland verſprochen, und du bekommſt ein Klaglied nun dafür. Sei ſelbſt dein Troſt!

Hyperion an Diotima.

Ich bringe mich mit Mühe zu Worten.

Man ſpricht wohl gerne, man plaudert,

wie die Vögel, ſo lange die Welt, wie Mailuft, einen anweht; aber zwiſchen Mittag und Abend kann es anders werden, und was iſt verloren am Ende?

Glaube mir und denk', ich ſag's aus tiefer Seele dir: die Sprache iſt ein großer Ueberfluß. Das Beſte bleibt doch immer für ſich und ruht in ſeiner Tiefe, wie die Perle im Grunde des Meers. — Doch was ich eigentlich dir ſchreiben wollte, weil doch einmal das Gemälde ſeinen Rahmen und der Mann ſein Tagwerk haben muß, ſo will ich noch auf eine Zeitlang Dienſte nehmen bei der Ruſſiſchen Flotte; denn mit den Griechen hab' ich weiter nichts zu thun.

O theures Mädchen! es iſt ſehr finſter um mich geworden!

Hyperion an Diotima.

Ich habe gezaudert, gekämpft. Doch endlich muß es ſeyn.

Ich ſehe, was nothwendig iſt, und weil ich es ſehe, ſo ſoll es auch werden. Mißdeute mich nicht! verdamme mich nicht! ich muß dir rathen, daß du mich verläſſeſt, meine Diotima.

Ich bin für dich nichts mehr, du holdes

Wesen! Dies Herz ist dir versiegt, und meine Augen sehen das Lebendige nicht mehr. O meine Lippen sind verdorrt; der Liebe süßer Hauch quillt mir im Busen nicht mehr.

Ein Tag hat alle Jugend mir genommen; am Eurotas hat mein Leben sich müde geweint, ach! am Eurotas, der in rettungsloser Schmach an Lacedämons Schutt vorüberklagt, mit allen seinen Wellen. Da, da hat mich das Schiksal abgeerndtet. — Soll ich deine Liebe, wie ein Allmosen, besitzen? — Ich bin so gar nichts, bin so ruhmlos, wie der ärmste Knecht. Ich bin verbannt, verflucht, wie ein gemeiner Rebell, und mancher Grieche in Morea wird von unsern Heldenthaten, wie von einer Diebsgeschichte seinen Kindeskindern künftighin erzählen.

Ach! und Eines hab' ich lange dir verschwiegen. Feierlich verstieß mein Vater mich, verwies mich ohne Rükkehr aus dem Hause meiner Jugend, will mich nimmer wieder sehen, nicht in diesem, noch im andern Leben, wie er sagt. So lautet die Antwort auf den Brief, worinn ich mein Beginnen ihm geschrieben.

Nun laß dich nur das Mitleid nimmer irre führen. Glaube mir, es bleibt uns überall noch

eine Freude. Der ächte Schmerz begeistert. Wer auf sein Elend tritt, steht höher. Und das ist herrlich, daß wir erst im Leiden der Seele Freiheit fühlen. Freiheit! wer das Wort versteht — es ist ein tiefes Wort, Diotima. Ich bin so innigst angefochten, bin so unerhört gekränkt, bin ohne Hoffnung, ohne Ziel, bin gänzlich ehrlos, und doch ist eine Macht in mir, ein Unbezwingliches, das mein Gebein mit süßen Schauern durchdringt, so oft es rege wird in mir.

Auch hab' ich meinen Alabanda noch. Der hat so wenig zu gewinnen, als ich selbst. Den kann ich ohne Schaden mir behalten. Ach! der königliche Jüngling hätt' ein besser Loos verdient. Er ist so sanft geworden und so still. Das will mir oft das Herz zerreissen. Aber einer erhält den andern. Wir sagen uns nichts; was sollten wir uns sagen? aber es ist denn doch ein Segen in manchem kleinen Liebesdienste, den wir uns leisten.

Da schläft er und lächelt genügsam, mitten in unsrem Schiksal. Der Gute! er weiß nicht, was ich thue. Er würd' es nicht dulden. Du mußt an Diotima schreiben, gebot er mir, und mußt ihr sagen, daß sie bald mit dir sich aufmacht, in ein leidlicher Land zu fliehn. Aber er

weiß nicht, daß ein Herz, das ſo verzweifeln lernte, wie ſeines und wie meines, der Geliebten nichts mehr iſt. Nein! nein! du fändeſt ewig keinen Frieden bei Hyperion, du müßteſt untreu werden, und das will ich dir erſparen.

Und ſo lebe denn wohl, du ſüßes Mädchen! lebe wohl! Ich möchte dir ſagen, gehe dahin, gehe dorthin; da rauſchen die Quellen des Lebens. Ich möcht' ein freier Land, ein Land voll Schönheit und voll Seele dir zeigen und ſagen: dahin rette dich! Aber o Himmel! könnt' ich dies, ſo wär' ich auch ein andrer, und ſo müßt' ich auch nicht Abſchied nehmen — Abſchied nehmen? Ach! ich weiß nicht, was ich thue. Ich wähnte mich ſo gefaßt, ſo beſonnen. Jetzt ſchwindelt mir, und mein Herz wirft ſich umher, wie ein ungeduldiger Kranker. Weh über mich! ich richte meine letzte Freude zu Grunde. Aber es muß ſeyn und das Ach! der Natur iſt hier umſonſt. Ich bin's dir ſchuldig, und ich bin ja ohnedies dazu geboren, heimathlos und ohne Ruheſtätte zu ſeyn. O Erde! o ihr Sterne! werde ich nirgends wohnen am Ende?

Noch Einmal möcht' ich wiederkehren an deinen Buſen, wo es auch wäre! Aetheraugen!

Einmal noch mir wieder begegnen in euch! an deinen Lippen hängen, du Liebliche! du Unaussprechliche! und in mich trinken dein entzükend heilig süßes Leben — aber höre das nicht! ich bitte dich, achte das nicht! Ich würde sagen, ich sei ein Verführer, wenn du es hörtest. Du kennst mich, du verstehst mich. Du weißt, wie tief du mich achtest, wenn du mich nicht bedauerst, mich nicht hörst.

Ich kann, ich darf nicht mehr — wie mag der Priester leben, wo sein Gott nicht mehr ist? O Genius meines Volks! o Seele Griechenlands! ich muß hinab, ich muß im Todtenreiche dich suchen.

Hyperion an Diotima.

Ich habe lange gewartet, ich will es dir gestehn, ich habe sehnlich auf ein Abschiedswort aus deinem Herzen gehofft, aber du schweigst. Auch das ist eine Sprache deiner schönen Seele, Diotima.

Nicht wahr? die heiligern Akkorde hören darum denn doch nicht auf? nicht wahr, Diotima, wenn auch der Liebe sanftes Mondlicht untergeht, die höhern Sterne ihres Himmels leuchten noch immer? O das ist ja meine letzte Freude, daß wir

unzertrennlich ſind, wenn auch kein Laut von dir zu mir, kein Schatte unſrer holden Jugendtage mehr zurükkehrt!

Ich ſchaue hinaus in die abendröthliche See, ich ſtreke meine Arme aus nach der Gegend, wo du ferne lebſt und meine Seele erwarmt noch einmal an allen Freuden der Liebe und Jugend.

O Erde! meine Wiege! alle Wonne und aller Schmerz iſt in dem Abſchied, den wir von dir nehmen.

Ihr lieben Joniſchen Inſeln! und du, mein Kalaurea, und du, mein Tina, ihr ſeyd mir all' im Auge, ſo fern ihr ſeyd und mein Geiſt fliegt mit den Lüftchen über die regen Gewäſſer; und die ihr dort zur Seite mir dämmert ihr Ufer von Teos und Epheſus, wo ich einſt mit Alabanda ging in den Tagen der Hoffnung, ihr ſcheint mir wieder, wie damals, und ich möcht' hinüber ſchiffen ans Land und den Boden küſſen und den Boden erwärmen an meinem Buſen, und alle ſüßen Abſchiedsworte ſtammeln vor der ſchweigenden Erde, eh' ich auffliege ins Freie.

Schade, Schade, daß es jetzt nicht beſſer zugeht unter den Menſchen, ſonſt blieb' ich gern auf dieſem guten Stern. Aber ich kann dies Er-

denrund entbehren, das iſt mehr, denn alles, was es geben kann.

Laß uns im Sonnenlicht, o Kind! die Knechtſchaft dulden, ſagte zu Polyxena die Mutter, und ihre Lebensliebe konnte nicht ſchöner ſprechen. Aber das Sonnenlicht, das eben widerräth die Knechtſchaft mir, das läßt mich auf der entwürdigten Erde nicht bleiben und die heiligen Strahlen ziehn, wie Pfade, die zur Heimath führen, mich an.

Seit langer Zeit iſt mir die Majeſtät der ſchikſalloſen Seele gegenwärtiger, als alles andre geweſen; in herrlicher Einſamkeit hab' ich manchmal in mir ſelber gelebt; ich bins gewohnt geworden, die Auſſendinge abzuſchütteln, wie Floken von Schnee; wie ſollt' ich denn mich ſcheun, den ſogenannten Tod zu ſuchen? hab' ich nicht tauſendmal mich in Gedanken befreit, wie ſollt' ich denn anſtehn, es Einmal wirklich zu thun? Sind wir denn, wie leibeigene Knechte, an den Boden gefeſſelt, den wir pflügen? ſind wir, wie zahmes Geflügel, das aus dem Hofe nicht laufen darf, weils da gefüttert wird?

Wir ſind, wie die jungen Adler, die der Vater aus dem Neſte jagt, daß ſie im hohen Aether nach Beute ſuchen.

Morgen ſchlägt ſich unſre Flotte und der Kampf wird heiß genug ſeyn. Ich betrachte dieſe Schlacht, wie ein Bad, den Staub mir abzuwaſchen; und ich werde wohl finden, was ich wünſche; Wünſche, wie meiner, gewähren an Ort und Stelle ſich leicht. Und ſo hätt' ich doch am Ende durch meinen Feldzug etwas erreicht und ſehe, daß unter Menſchen keine Mühe vergebens iſt.

Fromme Seele! ich möchte ſagen, denke meiner, wenn du an mein Grab kommſt. Aber ſie werden mich wohl in die Meersfluth werfen, und ich ſeh' es gerne, wenn der Reſt von mir da unterſinkt, wo die Quellen all' und die Ströme, die ich liebte, ſich verſammeln, und wo die Wetterwolke aufſteigt, und die Berge tränkt und die Thale, die ich liebte. Und wir? o Diotima! Diotima! wann ſehn wir uns wieder?

Es iſt unmöglich, und mein innerſtes Leben empört ſich, wenn ich denken will, als verlören wir uns. Ich würde Jahrtauſende lang die Sterne durchwandern, in alle Formen mich kleiden, in alle Sprachen des Lebens, um dir Einmal wieder zu begegnen. Aber ich denke, was ſich gleich iſt, findet ſich bald.

Große Seele! du wirſt dich finden können

in diesen Abschied und so laß mich wandern! Grüße deine Mutter! Grüße Notara und die andern Freunde!

Auch die Bäume grüße, wo ich dir zum erstenmale begegnete und die fröhlichen Bäche, wo wir gingen und die schönen Gärten von Angele, und laß, du Liebe! dir mein Bild dabei begegnen. Lebe wohl.

Zweites Buch.

Hyperion an Bellarmin.

Ich war in einem holden Traume, da ich die Briefe, die ich einst gewechselt, für dich abschrieb. Nun schreib' ich wieder dir, mein Bellarmin! und führe weiter dich hinab, hinab bis in die tiefste Tiefe meiner Leiden, und dann, du letzter meiner Lieben! komm mit mir heraus zur Stelle, wo ein neuer Tag uns anglänzt.

Die Schlacht, wovon ich an Diotima geschrieben, begann. Die Schiffe der Türken hatten sich in den Kanal, zwischen die Insel Chios und die Asiatische Küste hinein, gestüchtet, und standen am festen Lande hinauf bei Tscheme. Mein Admiral verließ mit seinem Schiffe, worauf ich war, die Reihe, und hub das Vorspiel an mit dem ersten Schiffe der Türken. Das grimmige Paar war gleich beim ersten Angriff bis zum Taumel erhizt, es war ein rachetrunknes schreckliches Getümmel. Die Schiffe hingen bald mit ihrem Tauwerk aneinander fest; das wüthende Gefecht ward immer enger und enger.

Ein tiefes Lebensgefühl durchdrang mich noch. Es war mir warm und wohl in allen Gliedern. Wie ein zärtlich scheidender, fühlte zum letztenmale sich in allen seinen Sinnen mein Geist. Und nun, voll heißen Unmuths, daß ich Besseres nicht wußte, denn mich schlachten zu lassen in einem Gedränge von Barbaren, mit zürnenden Thränen im Auge, stürmt' ich hin, wo mir der Tod gewiß war.

Ich traf die Feinde nahe genug, und von den Russen, die an meiner Seite fochten, war in wenig Augenblikken auch nicht Einer übrig. Ich stand allein da, voll Stolzes, und warf mein Leben, wie einen Bettlerpfenning, vor die Barbaren, aber sie wollten mich nicht. Sie sahen mich an, wie einen, an dem man sich zu versündigen fürchtet, und das Schikſal schien mich zu achten in meiner Verzweiflung.

Aus höchster Nothwehr hieb denn endlich einer auf mich ein, und traf mich, daß ich stürzte. Mir wurde von da an nichts mehr bewußt, bis ich auf Paros, wohin ich übergeschifft war, wieder erwachte.

Von dem Diener, der mich aus der Schlacht trug, hört' ich nachher die beyden Schiffe, die den Kampf begonnen, seyen in die Luft geflogen,

den Augenblik darauf, nachdem er mit dem Wundarzt mich in einem Boote weggebracht. Die Russen hatten Feuer in das Türkische Schiff geworfen, und weil ihr eignes an dem andern fest hing, brannt' es mit auf.

Wie diese fürchterliche Schlacht ein Ende nahm, ist dir bekannt. So straft ein Gift das andre, rief ich, da ich erfuhr, die Russen hätten die ganze Türkische Flotte verbrannt — so rotten die Tyrannen sich selbst aus.

Hyperion an Bellarmin.

Sechs Tage nach der Schlacht lag ich in einem peinlichen todtähnlichen Schlaf. Mein Leben war, wie eine Nacht, von Schmerzen, wie von zükenden Blitzen, unterbrochen. Das Erste, was ich wieder erkannte, war Alabanda. Er war, wie ich erfuhr, nicht einen Augenblik von mir gewichen, hatte fast allein mich bedient, mit unbegreiflicher Geschäftigkeit, mit tausend zärtlichen häuslichen Sorgen, woran er sonst im Leben nie gedacht, und man hatt' ihn auf den Knien vor meinem Bette rufen gehört: o lebe, mein Lieber! daß ich lebe!

Es war ein glüklich Erwachen, Bellarmin! Da mein Auge nun wieder dem Lichte sich öff-

nete, und mit den Thränen des Wiedersehens der Herrliche vor mir stand.

Ich reicht' ihm die Hand hin, und der Stolze küßte sie mit allen Entzükken der Liebe. Er lebt, rief er, o Metterin! o Natur! du gute, alles heilende! dein armes Paar, das vaterlandslose, das irre, verlässest doch du nicht! O ich will es nie vergessen, Hyperion! wie dein Schiff vor meinen Augen im Feuer aufging, und donnernd, in die rasende Flamme die Schiffer mit sich hinauf riß, und unter den wenigen geretteten kein Hyperion war. Ich war von Sinnen und der grimmige Schlachtlärm stillte mich nicht. Doch hört' ich bald von dir und flog dir nach, so bald wir mit dem Feinde vollends fertig waren.

Und wie er nun mich hütete! wie er mit liebender Vorsicht mich gefangen hielt in dem Zauberkreise seiner Gefälligkeiten! wie er, ohne ein Wort, mit seiner großen Ruhe mich lehrte, den freien Lauf der Welt neidlos und männlich zu verstehen!

O ihr Söhne der Sonne! ihr freieren Seelen! es ist viel verloren gegangen in diesem Alabanda. Ich suchte umsonst und flehte das Leben an, seit er fort ist; solch eine Römernatur hab' ich nimmer gefunden. Der Sorgenfreie, der

Tiefverständige, der Tapfre, der Edle! Wo ist ein Mann, wenn ers nicht war? Und wenn er freundlich war und fromm, da wars, wie wenn das Abendlicht im Dunkel der majestätischen Eiche spielt, und ihre Blätter träufeln vom Gewitter des Tags.

Hyperion an Bellarmin.

Es war in den schönen Tagen des Herbsts, da ich von meiner Wunde halb genesen zum erstenmale wieder ans Fenster trat. Ich kam mit stilleren Sinnen wieder ins Leben, und meine Seele war aufmerksamer geworden. Mit seinem leisesten Zauber wehte der Himmel mich an, und mild, wie ein Blüthenregen, flossen die heitern Sonnenstrahlen herab. Es war ein großer, stiller zärtlicher Geist in dieser Jahrszeit, und die Vollendungsruhe, die Wonne der Zeitigung in den säuselnden Zweigen umfing mich, wie die erneuerte Jugend, so die Alten in ihrem Elysium hofften.

Ich hatt' es lange nicht mit reiner Seele genossen, das kindliche Leben der Welt, nun that mein Auge sich auf mit aller Freude des Wiedersehens und die selige Natur war wandellos in ihrer Schöne geblieben. Meine Thränen flossen, wie ein Sühnopfer, vor ihr, und schauernd stieg

ein frisches Herz mir aus dem alten Unmuth auf. O heilige Pflanzenwelt! rief ich, wir streben und sinnen, und haben doch dich! wir ringen mit sterblichen Kräften Schönes zu baun, und es wächst doch sorglos neben uns auf! nicht wahr, Alabanda? für die Noth zu sorgen, sind die Menschen gemacht, das übrige giebt sich selber. Und doch — ich kann es nicht vergessen, wie viel mehr ich gewollt.

Laß dir genug seyn, Lieber! daß du bist, rief Alabanda, und störe dein stilles Wirken durch die Trauer nicht mehr.

Ich will auch ruhen, sagt' ich. O ich will die Entwürfe, die Forderungen alle, wie Schuldbriefe, zerreissen. Ich will mich rein erhalten, wie ein Künstler sich hält, dich will ich lieben, harmlos Leben, Leben des Hains und des Quells! dich will ich ehren, o Sonnenlicht! an dir mich stillen, schöner Aether, der die Sterne beseelt, und hier auch diese Bäume umathmet und hier im Innern der Brust uns berührt! o Eigensinn der Menschen! wie ein Bettler, hab' ich den Nacken gesenkt und es sahen die schweigenden Götter der Natur mit allen ihren Gaben mich an! — Du lächelst, Alabanda? o wie oft, in unsern ersten Zeiten, hast du so gelächelt, wann dein Knabe vor

dir plauderte, im trunknen Jugendmuth, indeß du da, wie eine ſtille Tempelſäule ſtandſt, im Schutt der Welt, und leiden mußteſt, daß die wilden Ranken meiner Liebe dich umwuchſen — ſieh! wie eine Binde fällts von meinen Augen und die alten goldenen Tage ſind lebendig wieder da.

Ach! rief er, dieſer Ernſt, in dem wir lebten und dieſe Lebensluſt!

Wenn wir jagten im Forſt, rief ich, wenn in der Meersfluth wir uns badeten, wenn wir ſangen und tranken, wo durch den Lorbeerſchatten die Sonn' und der Wein und Augen und Lippen uns glänzten — es war ein einzig Leben und unſer Geiſt umleuchtete, wie ein glänzender Himmel, unſer jugendlich Glük. Drum läßt auch keiner von dem andern, ſagte Alabanda.

O ich habe dir ein ſchwer Bekenntniß abzulegen, ſagt' ich. Wirſt du mir es glauben, daß ich fort gewollt? von dir! daß ich gewaltſam meinen Tod geſucht! war das nicht herzlos? raſend? ach und meine Diotima! ſie ſoll mich laſſen, ſchrieb ich ihr, und drauf noch einen Brief, den Abend vor der Schlacht — und da ſchriebſt

du, rief er, daß du in der Schlacht dein Ende finden wolltest? o Hyperion! Doch hat sie wohl den letzten Brief noch nicht. Du mußt nur eilen, ihr zu schreiben, daß du lebst.

Bester Alabanda! rief ich, das ist Trost! Ich schreibe gleich und schike meinen Diener fort damit. O ich will ihm alles, was ich habe, bieten, daß er eilt und noch zu rechter Zeit nach Kalaurea kömmt. —

Und den andern Brief, wo vom Entsagen die Rede war, versteht, vergiebt die gute Seele dir leicht, setzt' er hinzu.

Vergiebt sie? rief ich; o ihr Hoffnungen alle! Ja! wenn ich noch glüklich mit dem Engel würde!

Noch wirst du glüklich seyn, rief Alabanda; noch ist die schönste Lebenszeit dir übrig. Ein Held ist der Jüngling, der Mann ein Gott, wenn er's erleben kann.

Es dämmerte mir wunderbar in der Seele bei seiner Rede.

Der Bäume Gipfel schauerten leise; wie Blumen aus der dunklen Erde, sproßten Sterne aus dem Schooße der Nacht und des Himmels Frühling glänzt' in heiliger Freude mich an.

Hyperion an Bellarmin.

Einige Augenblike darauf, da ich eben an Diotima schreiben wollte, trat Alabanda freudig wieder ins Zimmer. Ein Brief, Hyperion! rief er; ich schrak zusammen und flog hinzu.

Wie lange, schrieb Diotima, mußt' ich leben ohne ein Zeichen von dir! Du schriebst mir von dem Schiksalstage in Mistra und ich antwortete schnell; doch allem nach erhieltst du meinen Brief nicht. Du schriebst mir bald darauf wieder, kurz und düster, und sagtest mir, du seyest gesonnen, auf die Russische Flotte zu gehn; ich antwortete wieder; doch auch diesen Brief erhieltst du nicht; nun harrt' auch ich vergebens, vom Mai bis jezt zum Ende des Sommers, bis vor einigen Tagen der Brief kömmt, der mir sagt, ich möchte dir entsagen, Lieber!

Du hast auf mich gerechnet, hast mirs zugetraut, daß dieser Brief mich nicht beleidigen könne. Das freute mich herzlich, mitten in meiner Betrübniß.

Unglüklicher, hoher Geist! ich habe nur zu sehr dich gefaßt. O es ist so ganz natürlich, daß du nimmer lieben willst, weil deine größern Wün-

sche verschmachten. Mußt du denn nicht die Speise verschmähn, wenn du daran bist, Durstes zu sterben?

Ich wußte es bald; ich konnte dir nicht Alles seyn. Konnt' ich die Bande der Sterblichkeit dir lösen? konnt' ich die Flamme der Brust dir stillen, für die kein Quell fleußt und kein Weinstok wächst? konnt' ich die Freuden einer Welt in einer Schale dir reichen?

Das willst du. Das bedarfst du, und du kannst nicht anders. Die gränzenlose Unmacht deiner Zeitgenossen hat dich um dein Leben gebracht.

Wem einmal, so, wie dir, die ganze Seele beleidiget war, der ruht nicht mehr in einzelner Freude, wer so, wie du, das fade Nichts gefühlt, erheitert in höchstem Geiste sich nur, wer so den Tod erfuhr, wie du, erholt allein sich unter den Göttern.

Glüklich sind sie alle, die dich nicht verstehen! Wer dich versteht, muß deine Größe theilen und deine Verzweiflung.

Ich fand dich, wie du bist. Des Lebens erste Neugier trieb mich an das wunderbare Wesen.

Unaussprechlich zog die zarte Seele mich an und kindisch furchtlos spielt' ich um deine gefährliche Flamme. — Die schönen Freuden unserer Liebe sänftigten dich; böser Mann! nur, um dich wilder zu machen. Sie besänftigten, sie trösteten auch mich, sie machten mich vergessen, daß du im Grunde trostlos warst, und daß auch ich nicht fern war, es zu werden, seit ich dir in dein geliebtes Herz sah.

In Athen, bei den Trümmern des Olympion ergriff es mich von neuem. Ich hatte sonst wohl noch in einer leichten Stunde gedacht, des Jünglings Trauer sey doch wohl so ernst und unerbittlich nicht; Es ist so selten, daß ein Mensch mit dem ersten Schritt ins Leben so mit Einemmal, so im kleinsten Punkt, so schnell, so tief das ganze Schikſal seiner Zeit empfand, und daß es unaustilgbar in ihm haftet, dies Gefühl, weil er nicht rauh genug ist, um es auszustoßen, und nicht schwach genug, es auszuweinen, das, mein Theurer! ist so selten, daß es uns fast unnatürlich dünkt.

Nun, im Schutt des heitern Athens, nun ging mirs selbst zu nah, wie sich das Blatt gewandt, daß jetzt die Todten oben über der

Erde gehn und die Lebendigen, die Göttermenſchen drunten ſind, nun ſah' ichs auch zu wörtlich und zu wirklich dir aufs Angeſicht geſchrieben, nun gab ich dir auf ewig Recht. Aber zugleich erſchienſt du mir auch größer. Ein Weſen voll geheimer Gewalt, voll tiefer unentwikelter Bedeutung, ein einzig hoffnungsvoller Jüngling ſchienſt du mir. Zu wem ſo laut das Schikſal ſpricht, der darf auch lauter ſprechen mit dem Schikſal, ſagt' ich mir; je unergründlicher er leidet, um ſo unergründlich mächtiger iſt er. Von dir, von dir nur hofft' ich alle Geneſung. Ich ſah dich reifen. Ich ſah dich wirken. O der Verwandlung! Von dir geſtiftet, grünte wieder des Akademus Hain über den horchenden Schülern, und heilige Geſpräche hörte, wie einſt, der Ahorn des Iliſſus wieder.

Den Ernſt der Alten gewann in deiner Schule der Genius unſerer Jünglinge bald, und ſeine vergänglichen Spiele wurden unſterblicher, denn er ſchämte ſich, hielt für Gefangenſchaft den Schmetterlingsflug. —

Dem hätt', ein Roß zu lenken, genügt; nun iſt er ein Feldherr. Allzugenügſam hätte der ein eitel Liedchen geſungen; nun iſt er ein Künſtler. Denn die Kräfte der Helden, die Kräfte der Welt

hatteſt du aufgethan vor ihnen in offenem Kampf; die Räthſel deines Herzens hatteſt du ihnen zu löſen gegeben; ſo lernten die Jünglinge Großes vereinen; lernten verſtehn das Spiel der Natur, das ſeelenvolle, und vergaßen den Scherz. — Hyperion! Hyperion! haſt du nicht mich, die Unmündige, zur Muſe gemacht? So ergings auch den andern.

Ach! nun verließen ſo leicht ſich nicht die geſelligen Menſchen; wie der Sand im Sturme der Wildniß irrten ſie untereinander nicht mehr, noch höhnte ſich Jugend und Alter, noch fehlt' ein Gaſtfreund dem Fremden, und die Vaterlandsgenoſſen ſonderten nimmer ſich ab, und die Liebenden entleideten alle ſich nimmer; an deinen Quellen, Natur, erfriſchten ſie ſich, ach! an den heiligen Freuden, die geheimnißvoll aus deiner Tiefe quellen und den Geiſt erneun; und die Götter erheiterten wieder die verwelkliche Seele der Menſchen; es bewahrten die herzerhaltenden Götter jedes freundliche Bündniß unter ihnen. Denn du, Hyperion! hatteſt deinen Griechen das Auge geheilt, daß ſie das Lebendige ſahn, und die in ihnen, wie Feuer im Holze ſchlief, die Begeiſterung hatteſt du entzündet, daß ſie fühlten die ſtille, ſtete Begeiſterung der Natur und

ihrer reinen Kinder. Ach! nun nahmen die Menschen die schöne Welt nicht mehr, wie Laien des Künstlers Gedicht, wenn sie die Worte loben und den Nutzen drin ersehn. Ein zauberisch Beispiel wurdest du, lebendige Natur! den Griechen, und entzündet von der ewig jungen Götter Glük war alles Menschenthun, wie einst, ein Fest; und zu Thaten geleitete, schöner als Kriegsmusik, die jungen Helden Helios Licht.

Stille! stille! Es war mein schönster Traum, mein erster und mein letzter. Du bist zu stolz, dich mit dem bübischen Geschlechte länger zu befassen. Du thust auch Recht daran. Du führtest sie zur Freiheit, und sie dachten an Raub. Du führst sie siegend in ihr altes Lacedämon ein, und diese Ungeheuer plündern; und verflucht bist du von deinem Vater, großer Sohn! und keine Wildniß, keine Höhle ist sicher genug für dich auf dieser griechischen Erde, die du, wie ein Heiligthum, geachtet, die du mehr, wie mich, geliebt.

O mein Hyperion! ich bin das sanfte Mädchen nicht mehr, seit ich das alles weiß. Die Entrüstung treibt mich aufwärts, daß ich kaum zur Erde sehen mag und unabläßig zittert mein beleidigtes Herz.

Wir wollen uns trennen. Du haſt Recht. Ich will auch keine Kinder; denn ich gönne ſie der Sklavenwelt nicht, und die armen Pflanzen welkten mir ja doch in dieſer Dürre vor den Augen weg.

Lebe wohl! du theurer Jüngling! geh du dahin, wo es dir der Mühe werth ſcheint, deine Seele hinzugeben. Die Welt hat doch wohl Einen Wahlplaz, eine Opferſtätte, wo du dich entledigen magſt. Es wäre Schade, wenn die guten Kräfte alle, wie ein Traumbild, ſo vergingen. Doch wie du auch ein Ende nimmſt, du kehreſt zu den Göttern, kehrſt ins heil'ge, freie, jugendliche Leben der Natur, wovon du ausgingſt, und das iſt ja dein Verlangen nur und auch das meine.

So ſchrieb ſie mir. Ich war erſchüttert bis ins Mark, voll Schreken und Luſt, doch ſucht' ich mich zu faſſen, um Worte zur Antwort zu finden.

Du willigeſt ein, Diotima? ſchrieb' ich, du billigeſt mein Entſagen? konnteſt es begreifen? — Treue Seele! darein konnteſt du dich ſchiken? Auch in meine finſtern Irren konnteſt du dich finden, himmliſche Geduld! und gabſt dich hin, verdüſterteſt dich aus Liebe, glüklich Schooskind der Natur! und wardſt mir gleich und heiligteſt durch

deinen Beitritt meine Trauer? Schöne Heldin! welche Krone verdienteſt du?

Aber nun ſey es auch des Trauerns genug, du Liebe! Du biſt mir nachgefolgt in meine Nacht, nun komm! und laß mich dir zu deinem Lichte folgen, zu deiner Anmuth laß uns wieder kehren, ſchönes Herz! o deine Ruhe laß mich wieder ſehen, ſelige Natur! vor deinem Friedensbilde meinen Uebermuth auf immer mir entſchlummern.

Nicht wahr, du Theure! noch iſt meine Rükkehr nicht zu ſpät, und du nimmſt mich wieder auf und kannſt mich wieder lieben, wie ſonſt? nicht wahr, noch iſt das Glük vergangner Tage nicht für uns verloren?

Ich hab' es bis aufs Aeußerſte getrieben. Ich habe ſehr undankbar an der mütterlichen Erde gehandelt, habe mein Blut und alle Liebesgaben, die ſie mir gegeben, wie einen Knechtlohn, weg geworfen und ach! wie tauſendmal undankbarer an dir, du heilig Mädchen! das mich einſt in ſeinen Frieden aufnahm, mich, ein ſcheu zerrißnes Weſen, dem aus tief gepreßter Bruſt ſich kaum ein Jugendſchimmer ſtahl, wie hie und da ein Grashalm auf zertretnen Wegen. Hatteſt du mich nicht ins Leben gerufen? war ich nicht

dein? wie konnt' ich denn — o du weißt es, wie ich hoffe, noch nicht, haſt noch den Unglüksbrief nicht in den Händen, den ich vor der letzten Schlacht dir ſchrieb? Da wollt' ich ſterben, Diotima, und ich glaubt', ein heilig Werk zu thun. Aber wie kann das heilig ſeyn, was Liebende trennt? wie kann das heilig ſeyn, was unſers Lebens frommes Glük zerrüttet? — Diotima! ſchöngebornes Leben! ich bin dir jetzt dafür in deinem Eigenſten um ſo ähnlicher geworden, ich hab' es endlich achten gelernt, ich hab' es bewahren gelernt, was gut und innig iſt auf Erden. O wenn ich auch dort oben landen könnte an den glänzenden Inſeln des Himmels, fänd' ich mehr, als ich bei Diotima finde?

Höre mich nun, Geliebte.

In Griechenland iſt meines Bleibens nicht mehr. Das weißt du. Bei ſeinem Abſchied hat mein Vater mir ſo viel von ſeinem Ueberfluße geſchikt, als hinreicht, in ein heilig Thal der Alpen oder Pyrenäen uns zu flüchten, und da ein freundlich Haus und auch von grüner Erde ſo viel zu kaufen, als des Lebens goldene Mittelmäßigkeit bedarf.

Willſt du, ſo komm' ich gleich und führ' an treuem Arme dich und deine Mutter, und wir küſ-

sen Kalaurea's Ufer und troknen die Thränen uns ab, und eilen über den Isthmus hinein ans Adriatische Meer, von wo ein sicher Schiff uns weiter bringt.

O komm! in den Tiefen der Gebirgswelt wird das Geheimniß unsers Herzens ruhn, wie das Edelgestein im Schacht, im Schooße der himmelragenden Wälder, da wird uns seyn, wie unter den Säulen des innersten Tempels, wo die Götterlosen nicht nahn, und wir werden sitzen am Quell, in seinem Spiegel unsre Welt betrachten, Himmel und Haus und Garten und uns. Oft werden wir in heiterer Nacht im Schatten unsers Obstwalds wandeln und den Gott in uns, den liebenden, belauschen, indeß die Pflanze aus dem Mittagsschlummer ihr gesunken Haupt erhebt und deiner Blumen stilles Leben sich erfrischt, wenn sie im Thau die zarten Arme baden, und die Nachtluft kühlend sie umathmet und durchdringt, und über uns blüht die Wiese des Himmels mit all' ihren funkelnden Blumen und seitwärts ahmt das Mondlicht hinter westlichem Gewölk den Niedergang des Sonnenjünglings, wie aus Liebe schüchtern nach — und dann des Morgens, wenn sich, wie ein Flußbett, unser Thal mit warmem Lichte füllt, und still die goldne Fluth durch unsre Bäume rinnt, und unser Haus um-

wallt, und die lieblichen Zimmer deine Schöpfung dir verschönt, und du in ihrem Sonnenglanze gehst und mir den Tag in deiner Grazie segnest, Liebe! wenn sich dann, indeß wir so die Morgenwonne feiern, der Erde geschäftig Leben wie ein Opferbrand, vor unsern Augen entzündet, und wir nun hingehn um auch unser Tagwerk, um von uns auch einen Theil in die steigende Flamme zu werfen, wirst du da nicht sagen: wir sind glüklich, wir sind wieder, wie die alten Priester der Natur, die heiligen und frohen, die schon fromm gewesen, eh' ein Tempel stand.

Hab' ich genug gesagt? entscheide nun mein Schikksal, theures Mädchen, und bald! — Es ist ein Glük, daß ich noch halb ein Kranker bin, von der letzten Schlacht her, und daß ich noch aus meinem Dienste nicht entlassen bin; ich könnte sonst nicht bleiben, ich müßte selbst fort, müßte fragen, und das wäre nicht gut, das hieße dich bestürmen. —

Ach Diotima! bange, thörichte Gedanken fallen mir aufs Herz und doch — ich kann es nicht denken, daß auch diese Hoffnung scheitern soll.

Bist du denn nicht zu groß geworden um noch wiederzukehren zu dem Glük der Erde? ver-

zehrt die heftige Geistesflamme, die an deinem Leiden sich entzündete, verzehrt sie nicht alles Sterbliche dir?

Ich weiß es wohl, wer leicht sich mit der Welt entzweit, versöhnt auch leichter sich mit ihr. Aber du, mit deiner Kinderstille, du, so glüklich einst in deiner hohen Demuth, Diotima! wer will dich versöhnen, wenn das Schikjal dich empört?

Liebes Leben! ist denn keine Heilkraft mehr für dich in mir? von allen Herzenslauten ruft dich keiner mehr zurük, ins menschliche Leben, wo du einst so lieblich mit gesenktem Fluge dich verweilt? o komm, o bleib in dieser Dämmerung! Dies Schattenland ist ja das Element der Liebe und hier nur rinnt der Wehmuth stiller Thau vom Himmel deiner Augen.

Und denkst du unsrer goldenen Tage nicht mehr? der holdseligen, göttlichmelodischen? säuseln sie nicht aus allen Hainen von Kalaurea dich an?

Und sieh! es ist so manches in mir untergegangen, und ich habe der Hoffnungen nicht viele mehr. Dein Bild mit seinem Himmelssinne, hab' ich noch, wie einen Hausgott, aus dem Brande gerettet. Unser Leben, unsers ist noch unverlezt in mir. Sollt' ich nun hingehn und auch dies

begraben? Soll ich ruhelos und ohne Ziel hinaus, von einer Fremde in die andre? Hab' ich darum lieben gelernt?

O nein! du Erste und du Lezte! Mein warst du, du wirst die Meine bleiben.

Hyperion an Bellarmin.

Ich saß mit Alabanda auf einem Hügel der Gegend, in lieblich wärmender Sonn', und um uns spielte der Wind mit abgefallenem Laube. Das Land war stumm; nur hie und da ertönt' im Wald' ein stürzender Baum, vom Landmann gefällt, und neben uns murmelte der vergängliche Regenbach hinab ins ruhige Meer.

Ich war so ziemlich sorglos; ich hoffte, nun meine Diotima bald zu sehn, nun bald mit ihr in stillem Glüke zu leben. Alabanda hatte die Zweifel alle mir ausgeredet; so sicher war er selbst hierüber. Auch er war heiter; nur in andrem Sinne. Die Zukunft hatte keine Macht mehr über ihn. O ich wußt' es nicht; er war am Ende seiner Freuden, sah mit allen seinen Rechten an die Welt, mit seiner ganzen sieg'rischen Natur sich unnüz, wirkungslos und einsam, und das ließ er so ge-

ſchehn, als wär ein zeitverkürzend Spiel verloren.

Jetzt kam ein Bote auf uns zu. Er bracht' uns die Entlaſſung aus dem Kriegsdienſt, um die wir beide bei der Ruſſiſchen Flotte gebeten, weil für uns nichts mehr zu thun war, was der Mühe werth ſchien. Ich konnte nun Paros verlaſſen, wenn ich wollte. Auch war ich nun zur Reiſe geſund genug. Ich wollte nicht auf Diotima's Antwort warten, wollte fort zu ihr, es war, als wenn ein Gott nach Kalaurea mich triebe. Wie das Alabanda von mir hörte, veränderte ſich ſeine Farbe, und er ſah wehmüthig mich an. So leicht wirds meinem Hyperion, rief er, ſeinen Alabanda zu verlaſſen?

Verlaſſen? ſagt' ich, wie denn das?

O über euch Träumer! rief er, ſieheſt du denn nicht, daß wir uns trennen müſſen?

Wie ſollt' ichs ſehen? erwiedert' ich; du ſagſt ja nichts davon; und was mir hie und da erſchien an dir, das wie auf einen Abſchied deutete, das nahm ich gerne für Laune, für Herzensüberfluß —

O ich kenn' es, rief er, dieſes Götterſpiel der reichen Liebe, die ſelber Noth ſchafft, um ſich ihrer

Fülle zu entladen und ich wollt', es wäre so mit mir, du Guter! aber hier ists Ernst!

Ernst? rief ich, und warum denn?

Darum, mein Hyperion, sagt' er sanft, weil ich dein künftig Glük nicht gerne stören möchte, weil ich Diotima's Nähe fürchten muß. Glaube mir, es ist gewagt, um Liebende zu leben, und ein thatlos Herz, wie meines nun ist, hält es schwerlich aus.

Ach guter Alabanda! sagt' ich lächelnd, wie mißkennst du dich! Du bist so wächsern nicht und deine feste Seele springt so leicht nicht über ihre Gränzen. Zum erstenmal in deinem Leben bist du grillenhaft. Du machtest hier bei mir den Krankenwärter und man sieht, wie wenig du dazu geboren bist. Das Stillesitzen hat dich scheu gemacht —

Siehst du? rief er, das ists eben. Werd' ich thätiger leben mit euch? und wenn es eine Andre wäre! aber diese Diotima! kann ich anders? kann ich sie mit halber Seele fühlen? sie, die um und um so innig Eines ist, Ein göttlich ungetheiltes Leben? Glaube mir, es ist ein kindischer Versuch, dies Wesen sehn zu wollen ohne Liebe. Du blikst mich an, als kenntest du mich nicht? Bin ich doch

ſelbſt mir fremd geworden, dieſe letzten Tage, ſeit ihr Weſen ſo lebendig iſt in mir.

O warum kann ich ſie dir nicht ſchenken? rief ich.

Laß das! ſagt' er. Tröſte mich nicht, denn hier iſt nichts zu tröſten. Ich bin einſam, einſam, und mein Leben geht, wie eine Sanduhr, aus.

Große Seele! rief ich, muß es dahin mit dir kommen?

Sey zufrieden! ſagt' er. Ich fing ſchon an zu welken, da wir in Smyrna uns fanden. Ja! da ich noch ein Schiffsjung war und ſtark und ſchnell der Geiſt und alle Glieder mir wurden bei rauher Koſt, in muthiger Arbeit! Wenn ich da in heiterer Luft nach einer Sturmnacht oben am Gipfel des Maſts hing, unter der wehenden Flagge, und dem Seegevögel nach hinaus ſah über die glänzende Tiefe, wenn in der Schlacht oft unſre zornigen Schiffe die See durchwühlten, wie der Zahn des Ebers die Erd' und ich an meines Hauptmanns Seite ſtand mit hellem Blik — da lebt' ich, o da lebt' ich! Und lange nachher, da der junge Tiniote mir nun am Smyrner Strande begegnete, mit ſeinem Ernſte, ſeiner Liebe, und meine verhärtete Seele wieder aufgethaut war

von den Blicken des Jünglings und lieben lernt' und heilig halten alles, was zu gut iſt, um beherrſcht zu werden, da ich mit ihm ein neues Leben begann, und neue ſeelenvollere Kräfte mir keimten zum Genuſſe der Welt und zum Kampfe mit ihr, da hofft' ich wieder — ach! und alles was ich hofft' und hatte, war an dich gekettet; ich riß dich an mich, wollte mit Gewalt dich in mein Schikſal ziehn, verlor dich, fand dich wieder, unſre Freundſchaft nur war meine Welt, mein Werth, mein Ruhm; nun iſts auch damit aus, auf immer, und all mein Daſeyn iſt vergebens.

Iſt denn das wahr? erwiedert' ich mit Seufzen?

Wahr, wie die Sonne, rief er, aber laß das gut ſeyn! es iſt für alles geſorgt.

Wie ſo, mein Alabanda? ſagt' ich.

Laß mich dir erzählen, ſagt' er. Ich habe noch nie dir ganz von einer gewiſſen Sache geſprochen. Und dann — ſo ſtillt es auch dich und mich ein wenig, wenn wir ſprechen von Vergangenem.

Ich ging einſt hülflos an dem Hafen von Trieſt. — Das Kaperſchiff, worauf ich diente, war einige Jahre zuvor geſcheitert, und ich hatte kaum mit Wenigen ans Ufer von Sevilla mich

gerettet. Mein Hauptmann war ertrunken und mein Leben und mein triefend Kleid war alles, was mir blieb. Ich zog mich aus und ruht' im Sonnenschein und troknete die Kleider an den Sträuchen. Drauf ging ich weiter auf der Straße nach der Stadt. Noch vor den Thoren sah' ich heitere Gesellschaft in den Gärten, ging hinein, und sang ein griechisch lustig Lied. Ein trauriges kannt' ich nicht. Ich glühte dabei vor Scham und Schmerz, mein Unglük so zur Schau zu tragen. Ich war ein achtzehnjähriger Knabe, wild und stolz, und haßt' es wie den Tod, zum Gegenstande der Menschen zu werden. Vergebt mir, saat' ich, da ich fertig war mit meinem Liede; ich komme so eben aus dem Schiffbruch und weiß der Welt für heute keinen bessern Dienst zu thun, als ihr zu singen. Ich hatte das, so gut es ging, in spanischer Sprache gesagt. Ein Mann mit ausgezeichnetem Gesichte trat mir näher, gab mir Geld und sagt' in unserer Sprache mit Lächeln! Da! kauf einen Schleifstein dir dafür und lerne Messer schärfen, und wandre so durchs feste Land. Der Rath gefiel mir. Herr! das will ich in der That; erwiedert' ich. Noch wurd' ich reichlich von den Uebrigen beschenkt und ging und that, wie mir der Mann gerathen hatte, und trieb mich so in Spanien und Frankreich einige Zeit herum.

Was ich in dieser Zeit erfuhr, wie an der Knechtschaft tausendfältigen Gestalten meine Freiheitsliebe sich schärft', und wie an manchen harten Noth mir Lebensmuth und kluger Sinn erwuchs, das hab' ich oft mit Freude dir gesagt.

Ich trieb mein wandernd schuldlos Tagewerk mit Lust, doch wurd' es endlich mir verbittert.

Man nahm es für Maske, weil ich nicht gemein genug daneben aussehn mochte, man bildete sich ein, ich treib' im Stillen ein gefährlicher Geschäft, und wirklich wurd' ich zweimal in Verhaft genommen. Das bewog mich dann, es aufzugeben und ich trat mit wenig Gelde, das ich mir gewonnen, meine Rükkehr an zur Heimath, der ich einst entlaufen war. Schon war ich in Triest und wollte durch Dalmatien hinunter. Da befiel mich von der harten Reise eine Krankheit und mein kleiner Reichthum ging darüber auf. So ging ich halbgenesen traurig an dem Hafen von Triest. Mit Einmal stand der Mann vor mir, der an dem Ufer von Sevilla meiner einst sich angenommen hatte. Er freute sich sonderbar, mich wieder zu sehen, sagte mir, daß er sich meiner oft

erinnert und fragte mich, wie mirs indeß ergangen ſey. Ich ſagt' ihm alles. Ich ſehe, rief er, daß es nicht umſonſt war, dich ein wenig in die Schule des Schikſals zu ſchiken. Du haſt dulden gelernt, du ſollſt nun wirken, wenn du willſt.

Die Rede, ſein Ton, ſein Händedruk, ſeine Miene, ſein Blik, das alles traf, wie eines Gottes Macht, mein Weſen, das von manchem Leiden jetzt gerad entzündbarer, als je, war, und ich gab mich hin.

Der Mann, Hyperion, von dem ich ſpreche, war von jenen einer, die du in Smyrna bei mir ſahſt. Er führte gleich die Nacht darauf in eine feierliche Geſellſchaft mich ein. Ein Schauer überlief mich, da ich in den Saal trat und beim Eintritt mein Begleiter mir die ernſten Männer wieß und ſagte: dies iſt der Bund der Nemeſis. Berauſcht vom großen Wirkungskreiſe, der vor mir ſich aufthat, übermacht' ich feierlich mein Blut und meine Seele diesen Männern. Bald nachher wurde die Verſammlung aufgehoben, um in Jahren anderswo ſich zu erneuern und ein jeder trat den angewieſenen Weg an, den er durch die Welt zu machen hatte. Ich wurde denen beigeſellt,

die du in Smyrna einige Jahre nachher bei mir fandst.

Der Zwang, worinn ich lebte, folterte mich oft, auch sah ich wenig von den großen Wirkungen des Bundes und meine Thatenlust fand kahle Nahrung. Doch all' dieß reichte nicht hin, um mich zu einem Abfall zu vermögen. Die Leidenschaft zu dir verleitete mich endlich. Ich hab's dir oft gesagt, ich war wie ohne Luft und Sonne, da du fort warst; und anders hatt' ich keine Wahl; ich mußte dich aufgeben, oder meinen Bund. Was ich erwählte, siehst du.

Aber alles Thun des Menschen hat am Ende seine Strafe, und nur die Götter und die Kinder trifft die Nemesis nicht.

Ich zog das Götterrecht des Herzens vor. Um meines Lieblings willen brach ich meinen Eid. War das nicht billig? muß das edelste Sehnen nicht das freieste seyn? — Mein Herz hat mich beim Worte genommen; ich gab ihm Freiheit und du siehst, es braucht sie.

Huldige dem Genius Einmal und er achtet dir kein sterblich Hinderniß mehr und reißt dir alle Bande des Lebens entzwei.

Verpflichtung brach ich um des Freundes willen, Freundschaft würd' ich brechen um der

Liebe willen. Um Diotima's willen würd' ich dich betrügen und am Ende mich und Diotima morden, weil wir doch nicht Eines wären. Aber es soll nicht seinen Gang gehn; soll ich büßen, was ich that, so will ich es mit Freiheit; meine eignen Richter wähl' ich mir; an denen ich gefehlt, die sollen mich haben.

Sprichst du von deinen Bundesbrüdern? rief ich; o mein Alabanda! thue das nicht!

Was können sie mir nehmen, als mein Blut? erwiedert' er. Dann faßt' er sanft mich bei der Hand. Hyperion! rief er, meine Zeit ist aus, und was mir übrig bleibt ist nur ein edles Ende. Laß mich! mache mich nicht klein und fasse Glauben an mein Wort! Ich weiß so gut, wie du, ich könnte mir ein Daseyn noch erkünsteln, könnte, weil des Lebens Mahl verzehrt ist, mit den Brosamen noch spielen, aber das ist meine Sache nicht; auch nicht die deine. Brauch' ich mehr zu sagen? Sprech' ich nicht aus deiner Seele dir? Ich dürste nach Luft, nach Kühlung, Hyperion! Meine Seele wallt mir über von selbst und hält im alten Kreise nicht mehr. Bald kommen ja die schönen Wintertage, wo die dunkle Erde nichts mehr ist, als die Folie des leuchtenden Himmels, da wär' es gute Zeit, da blinken ohnedies gast-

freundlicher die Inseln des Lichts! — dich wundert die Rede? -Liebster! alle Scheidenden sprechen, wie Trunkne, und nehmen gerne sich festlich. Wenn der Baum zu welken anfängt, tragen nicht alle seine Blätter die Farbe des Morgenroths?

Große Seele, rief ich, muß ich Mitleid für dich tragen?

Ich fühlt' an seiner Höhe, wie tief er litt. Ich hatte solches Weh im Leben nie erfahren. Und doch, o Bellarmin! doch fühlt' ich auch die Größe aller Freuden, solch ein Götterbild in Augen und Armen zu haben. Ja! stirb nur, rief ich, stirb! Dein Herz ist herrlich genug, dein Leben ist reif, wie die Trauben am Herbsttag. Geh, Vollendeter! ich ginge mit dir, wenn es keine Diotima gäbe.

Hab' ich dich nun? erwiedert' Alabanda, sprichst du so? wie tief, wie seelenvoll wird alles, wenn mein Hyperion es einmal faßt! — Er schmeichelt, rief ich, um das unbesonnene Wort zum zweitenmale mir abzuloken! gute Götter! um von mir Erlaubniß zu gewinnen zu der Reise nach dem Blutgericht!

Ich schmeichle nicht, erwiedert' er mit Ernst, ich hab' ein Recht, zu thun, was du verhindern willst, und kein gemeines! ehre das!

Es war ein Feuer in seinen Augen, das, wie ein Göttergebot, mich niederschlug und ich schämte mich, nur ein Wort noch gegen ihn zu sagen.

Sie werden es nicht, dacht' ich mitunter, sie können es nicht. Es ist zu sinnlos, solch ein herrlich Leben hin zu schlachten, wie ein Opferthier, und dieser Glaube machte mich ruhig.

Es war ein eigner Gewinn, ihn noch zu hören, in der Nacht darauf, nachdem ein jeder für seine eigne Reise gesorgt, und wir vor Tagesanbruch wieder hinaus gegangen waren, um noch einmal allein zusammen zu seyn.

Weißt du, sagt' er unter andrem, warum ich nie den Tod geachtet? Ich fühl' in mir ein Leben, das kein Gott geschaffen, und kein Sterblicher gezeugt. Ich glaube, daß wir durch uns selber sind, und nur aus freier Lust so innig mit dem All verbunden.

So etwas hab' ich nie von dir gehört, erwiedert' ich.

Was wär' auch, fuhr er fort, was wär' auch diese Welt, wenn sie nicht wär' ein Einklang freier Wesen? wenn nicht aus eignem frohem Triebe die Lebendigen von Angebinn in ihr zusammen

wirkten in Ein vollſtimmig Leben, wie hölzern wäre ſie, wie kalt? welch herzlos Machwerk wäre ſie?

So wär' es hier im höchſten Sinne wahr, erwiedert' ich, daß ohne Freiheit alles todt iſt.

Ja wohl, rief er, wächst doch kein Grashalm auf, wenn nicht ein eigner Lebenskeim in ihm iſt! wie viel mehr in mir! und darum, Lieber! weil ich frei im höchſten Sinne, weil ich anfangslos mich fühle, darum glaub' ich, daß ich endlos, daß ich unzerſtörbar bin. Hat mich eines Töpfers Hand gemacht, ſo mag er ſein Gefäß zerſchlagen, wie es ihm gefällt. Doch was da lebt, muß unerzeugt, muß göttlicher Natur in ſeinem Keime ſeyn, erhaben über alle Macht, und alle Kunſt, und darum unverletzlich, ewig.

Jeder hat ſeine Myſterien, lieber Hyperion! ſeine geheimern Gedanken; dies waren die meinen; ſeit ich denke.

Was lebt, iſt unvertilgbar, bleibt in ſeiner tiefſten Knechtform frei, bleibt Eins und wenn du es ſcheideſt bis auf den Grund, bleibt unverwundet und wenn du bis ins Mark es zerſchlägſt und ſein Weſen entfliegt dir ſiegend unter den Händen. — Aber der Morgenwind regt ſich; unſre Schiffe ſind wach. O mein Hyperion! ich hab'

es überwunden; ich hab' es über mich vermocht, das Todesurtheil über mein Herz zu sprechen und dich und mich zu trennen, Liebling meines Lebens! schone mich nun! erspare mir den Abschied! laß uns schnell seyn! komm! —

Mir flog es kalt durch alle Gebeine, da er so begann.

O um deiner Treue willen, Alabanda! rief ich, vor ihm nieder geworfen, muß es, muß es denn seyn? Du übertäubtest mich unredlicher Weise, du rissest in einen Taumel mich hin. Bruder! nicht so viel Besinnung ließest du mir, um eigentlich zu fragen, wohin gehst du?

Ich darf den Ort nicht nennen, liebes Herz! erwiedert' er; wir sehn vielleicht uns dennoch einmal wieder.

Wiedersehn? erwiedert' ich; so bin ich ja um einen Glauben reicher! und so werd' ich reicher werden und reicher an Glauben, und am Ende wird mir alles Glaube seyn.

Lieber! rief er, laß uns still seyn, wo die Worte nichts helfen! laß uns männlich enden! Du verderbst die letzten Augenblike dir.

Wir waren so dem Hafen näher gekommen.

Noch Eines! sagt' er, da wir nun bei seinem Schiffe waren. Grüße deine Diotima! Liebt euch! werdet glüklich, schöne Seelen!

O mein Alabanda! rief ich, warum kann ich nicht an deiner Stelle gehn?

Dein Beruf ist schöner; erwiedert' er; behalt' ihn! ihr gehörst du, jenes holde Wesen ist von nun an deine Welt — ach! weil kein Glük ist ohne Opfer, nimm als Opfer mich, o Schiksal, an, und laß die Liebenden in ihrer Freude! —

Sein Herz fing an, ihn zu überwältigen und er riß sich von mir und sprang ins Schiff, um sich und mir den Abschied abzukürzen. Ich fühlte diesen Augenblik, wie einen Wetterschlag, dem Nacht und Todtenstille folgte, aber mitten in dieser Vernichtung raffte meine Seele sich auf, ihn zu halten, den theuren Scheidenden und meine Arme zükten von selbst nach ihm. Weh! Alabanda! Alabanda! rief ich, und ein dumpfes Lebewohl hört' ich vom Schiffe herüber.

Hyperion an Bellarmin.

Zufällig hielt das Fahrzeug, das nach Kalaurea mich bringen ſollte, noch bis zum Abend ſich auf, nachdem Alabanda ſchon den Morgen ſeinen Weg gegangen war.

Ich blieb am Ufer, blikte ſtill, von den Schmerzen des Abſchieds müd', in die See, von einer Stunde zur andern. Die Leidenstage der langſam ſterbenden Jugend überzählte mein Geiſt, und irre, wie die ſchöne Taube, ſchwebt' er über dem künftigen. Ich wollte mich ſtärken, ich nahm mein längſt vergeſſenes Lautenſpiel hervor, um mir ein Schikſalslied zu ſingen, das ich einſt in glüklicher unverſtändiger Jugend meinem Adamas nachgeſprochen.

Ihr wandelt droben im Licht
Auf weichem Boden, ſelige Genien!
Glänzende Götterlüfte
Rühren euch leicht,
Wie die Finger der Künſtlerin
Heilige Saiten.

Schikſallos, wie der ſchlafende
Säugling, athmen die Himmliſchen;
Keuſch bewahrt
In bescheidener Knoſpe,
Blühet ewig

Ihnen der Geiſt,
Und die ſeligen Augen
Bliken in ſtiller
Ewiger Klarheit.

Doch uns iſt gegeben,
Auf keiner Stätte zu ruhn,
Es ſchwinden, es fallen
Die leidenden Menſchen
Blindlings von einer
Stunde zur andern,
Wie Waſſer von Klippe
Zu Klippe geworfen,
Jahrlang ins Ungewiſſe
hinab.

So ſang ich in die Saiten. Ich hatte kaum geendet, als ein Boot einlief, wo ich meinen Diener gleich erkannte, der mir einen Brief von Diotima überbrachte.

So biſt du noch auf Erden? ſchrieb ſie, und ſieheſt das Tageslicht noch? Ich dachte dich anderswo zu finden, mein Lieber! Ich habe früher, als du nachher wünſchteſt, den Brief erhalten, den du vor der Schlacht bei Tſchesme ſchriebſt und ſo lebt' ich eine Woche lang in der Meinung, du habſt dem Tode dich in die Arme geworfen, ehe dein Diener ankam mit der frohen Botſchaft, daß

du noch lebeſt. Ich hatt' auch ohnedies noch einige Tage nach der Schlacht gehört, das Schiff, worauf ich dich wußte, ſey mit aller Mannſchaft in die Luft geflogen.

Aber, o ſüße Stimme! noch hört' ich dich wieder, noch einmal rührte, wie Mailuft, mich die Sprache des Lieben, und deine ſchöne Hoffnungsfreude, das holde Phantom, unſers künftigen Glüks hat einen Augenblik auch mich getäuſcht.

Lieber Träumer, warum muß ich dich weken? warum kann ich nicht ſagen, komm, und mache wahr die ſchöne Tage, die du mir verheiſſen! Aber es iſt zu ſpät, Hyperion, es iſt zu ſpät. Dein Mädchen iſt verwelkt, ſeitdem du fort biſt, ein Feuer in mir hat mälig mich verzehrt, und nur ein kleiner Reſt iſt übrig. Entſetze dich nicht! Es läutert ſich alles Natürliche, und überall windet die Blüthe des Lebens freier und freier vom gröbern Stoffe ſich los.

Liebſter Hyperion! du dachteſt wohl nicht, mein Schwanenlied in dieſem Jahre zu hören.

Fortſezung.

Bald, da du fort warſt, und noch in den Tagen des Abſchieds fing es an. Eine Kraft

im Geiſte, vor der ich erſchrak, ein taubes Leben, vor dem das Leben der Erd' erblaßt' und ſchwand, wie Nachtlampen im Morgenroth — ſoll ichs ſagen? ich hätte mögen nach Delphi gehn und dem Gott der Begeiſterung einen Tempel bauen unter den Felſen des alten Parnaß, und, eine neue Pythia, die ſchlaffen Völker mit Götterſprüchen entzünden, und meine Seele weiß, den Gottverlaßnen allen hätte der jungfräuliche Mund die Augen geöffnet und die dumpfen Stirnen entfaltet, ſo mächtig war der Geiſt des Lebens in mir! Doch müder und müder wurden die ſterblichen Glieder und die ängſtigende Schwere zog mich unerbittlich hinab. Ach! oft in meiner ſtillen Laube hab' ich um der Jugend Roſen geweint! ſie welkten und welkten, und nur von Thränen färbte deines Mädchens Wange ſich roth. Es waren die vorigen Bäume noch, es war die vorige Laube — da ſtand einſt deine Diotima, dein Kind, Hyperion, vor deinen glüklichen Augen, eine Blume unter den Blumen, und die Kräfte der Erde und des Himmels trafen ſich friedlich zuſammen in ihr; nun ging ſie, eine Fremdlingin unter den Knoſpen des Mai's, und ihre Vertrauten, die lieblichen Pflanzen, nikten ihr freundlich, ſie aber konnte nur trauern; doch ging ich keine vorüber, doch nahm ich einen Abſchied um den

andern von all den Jugendgespielen, den Hainen und Quellen und säuselnden Hügeln.

Ach! oft mit schwerer süßer Mühe bin ich noch, so lang ichs konnte, auf die Höhe gegangen, wo du bei Notara gewohnt, und habe von dir mit dem Freunde gesprochen, so leichten Sinns, als möglich war, damit er nichts von mir dir schreiben sollte; bald aber, wenn das Herz zu laut ward, schlich die Heuchlerin sich hinaus in den Garten, und da war ich nun am Geländer, über dem Felsen, wo ich einst mit dir hinab sah, und hinaus in die offne Natur, ach! wo ich stand, von deinen Händen gehalten, von deinen Augen umlauscht, im ersten, schauernden Erwarmen der Liebe, und die überwallende Seele auszugiessen wünschte, wie einen Opferwein, in den Abgrund des Lebens, da wankt' ich nun umher und klagte dem Winde mein Leid, und wie ein scheuer Vogel, irrte mein Blik und wagt' es kaum, die schöne Erde anzusehn, von der ich scheiden sollte.

Fortsezung.

So ists mit deinem Mädchen geworden, Hyperion. Frage nicht wie? erkläre diesen Tod dir

nicht! Wer solch ein Schikſal zu ergründen denkt, der flucht am Ende ſich und allem, und doch hat keine Seele Schuld daran.

Soll ich ſagen, mich habe der Gram um dich getödtet? o nein! o nein! er war mir ja willkommen, dieſer Gram, er gab dem Tode, den ich in mir trug, Geſtalt and Anmuth; deinem Lieblinge zur Ehre ſtirbſt du, konnt' ich nun mir ſagen. —

Oder iſt mir meine Seele zu reif geworden in all den Begeiſterungen unſerer Liebe und hält ſie darum mir nun, wie ein übermüthiger Jüngling, in der beſcheidenen Heimath nicht mehr? ſprich! war es meines Herzens Ueppigkeit, die mich entzweite mit dem ſterblichen Leben? iſt die Natur in mir durch dich, du Herrlicher! zu ſtolz geworden, um ſichs länger gefallen zu laſſen auf dieſem mittelmäßigen Sterne? Aber haſt du ſie fliegen gelehrt, warum lehrſt du meine Seele nicht auch, dir wiederzukehren? Haſt du das ätherliebende Feuer angezündet, warum hüteteſt du mir es nicht? — Höre mich, Lieber! um deiner ſchönen Seele willen! klage du dich über meinen Tod nicht an!

Konnteſt du denn mich halten, als dein Schikſal dir denſelben Weg wies? und, hättſt

du im Heldenkampfe deines Herzens mir gepredigt — laß dir genügen, Kind! und schik' in die Zeit dich — wärst du nicht der eitelste von allen eiteln gewesen?

Fortsezung.

Ich will es dir gerade sagen, was ich glaube. Dein Feuer lebt' in mir, dein Geist war in mich übergegangen; aber das hätte schwerlich geschadet, und nur dein Schikal hat mein neues Leben mir tödtlich gemacht. Zu mächtig war mir meine Seele durch dich, sie wäre durch dich auch wieder stille geworden. Du entzogst mein Leben der Erde, du hättest auch Macht gehabt, mich an die Erde zu fesseln, du hättest meine Seele, wie einen Zauberkreis, in deine umfangenden Arme gebannt; ach! Einer deiner Herzensblike hätte mich fest gehalten, Eine deiner Liebesreden hätte mich wieder zum frohen, gesunden Kinde gemacht; doch da dein eigen Schikal dich in Geistesceinsamkeit, wie Wasserfluth auf Bergesgipfel trieb, o da erst, als ich vollends meinte, dir habe das Wetter der Schlacht den Kerker gesprengt und mein Hyperion sey aufgeflogen in die alte Freiheit, da entschied sich es mit mir und wird nun bald sich enden.

Ich habe viele Worte gemacht, und ſtillſchweigend ſtarb die große Römerin doch, da im Todeskampf ihr Brutus und das Vaterland rang. Was konnt' ich aber beſſers in den letzten meiner letzten Lebenstage thun? — Auch treibt mich's immer, mancherlei zu ſagen. Stille war mein Leben; mein Tod iſt beredt. Genug!

Fortſezung.

Nur Eines muß ich dir noch ſagen.

Du müßteſt untergehn, verzweifeln müßteſt du, doch wird der Geiſt dich retten. Dich wird kein Lorbeer tröſten und kein Myrthenkranz; der Olymp wirds, der lebendige, gegenwärtige, der ewig jugendlich um alle Sinne dir blüht. Die ſchöne Welt iſt dein Olymp; in dieſem wirſt du leben, und mit den heiligen Weſen der Welt, mit den Göttern der Natur, mit dieſen wirſt du freudig ſeyn.

O ſeid willkommen, ihr Guten, ihr Treuen! ihr Tiefvermißten, Verkannten! Kinder und Aelteſte! Sonn' und Erd' und Aether mit allen lebenden Seelen, die um euch ſpielen, die ihr umſpielt, in ewiger Liebe! o nehmt die allesverſuchenden Menſchen, nehmt die Flüchtlinge wieder in die

Götterfamilie, nehmt in die Heimath der Natur sie auf, aus der sie entwichen! —

Du kennst dieß Wort, Hyperion! Du hast es angefangen in mir. Du wirst's vollenden in dir, und dann erst ruhn.

Ich habe genug daran, um freudig, als ein griechisch Mädchen zu sterben.

Die Armen, die nichts kennen, als ihr dürftig Machwerk, die der Noth nur dienen und den Genius verschmähn, und dich nicht ehren, kindlich Leben der Natur! die mögen vor dem Tode sich fürchten. Ihr Joch ist ihre Welt geworden; Besseres, als ihren Knechtsdienst, kennen sie nicht; scheun die Götterfreiheit, die der Tod uns giebt!

Ich aber nicht! ich habe mich des Stükwerks überhoben, das die Menschenhände gemacht, ich hab' es gefühlt, das Leben der Natur, das höher ist, denn alle Gedanken — wenn ich auch zur Pflanze würde, wäre denn der Schade so groß? — Ich werde seyn. Wie sollt' ich mich verlieren aus der Sphäre des Lebens, worinn die ewige Liebe, die allen gemein ist, die Naturen alle zusammen hält? wie sollt ich scheiden aus dem Bunde, der die Wesen alle verknüpft? Der bricht so leicht nicht, wie die losen Bande dieser Zeit. Der ist nicht, wie ein Markttag, wo das Volk

zusammenläuft und lärmt und auseinandergeht. Nein! bei dem Geiste, der uns einiget, bei dem Gottesgeiste, der jedem eigen ist und allen gemein! nein! nein! im Bunde der Natur ist Treue kein Traum. Wir trennen uns nur, um inniger einig zu seyn, göttlicher friedlich mit allem, mit uns. Wir sterben, um zu leben.

Ich werde seyn; ich frage nicht, was ich werde. Zu seyn, zu leben, das ist genug, das ist die Ehre der Götter; und darum ist sich alles gleich, was nur ein Leben ist, in der göttlichen Welt, und es giebt in ihr nicht Herren und Knechte. Es leben umeinander die Naturen, wie Liebende; sie haben alles gemein, Geist, Freude und ewige Jugend.

Beständigkeit haben die Sterne gewählt, in stiller Lebensfülle wallen sie stets und kennen das Alter nicht. Wir stellen im Wechsel das Vollendete dar; in wandelnde Melodien theilen wir die großen Akkorde der Freude. Wie Harfenspieler um die Thronen der Aeltesten, leben wir, selbst göttlich, um die stillen Götter der Welt, mit dem flüchtigen Lebensliede mildern wir den seligen Ernst des Sonnengotts und der andern.

Sieh auf in die Welt! Ist sie nicht, wie ein

wandelnder Triumphzug, wo die Natur den ewigen Sieg über alle Verderbniß feiert? und führt nicht zur Verherrlichung das Leben den Tod mit sich, in goldenen Ketten, wie der Feldherr einst die gefangenen Könige mit sich geführt? und wir, wir sind wie die Jungfrauen und die Jünglinge, die mit Tanz und Gesang, in wechselnden Gestalten und Tönen den majestätischen Zug geleiten.

Nun laß mich schweigen. Mehr zu sagen, wäre zu viel. Wir werden wohl uns wieder begegnen. —

Trauernder Jüngling! bald, bald wirst du glüklicher seyn. Dir ist dein Lorbeer nicht gereift und deine Myrthen verblühten, denn Priester sollst du seyn der göttlichen Natur, und die dichterischen Tage keimen dir schon.

O könnt' ich dich sehn in deiner künftigen Schöne! Lebe wohl.

Zugleich erhielt ich einen Brief von Notara, worin er mir schrieb:

Den Tag, nachdem sie dir zum letztenmal geschrieben, wurde sie ganz ruhig, sprach noch wenig Worte, sagte dann auch, daß sie lieber möcht' im Feuer von der Erde scheiden; als begraben seyn, und ihre Asche sollten wir in eine Urne sammeln.

und in den Wald sie stellen, an den Ort, wo du, mein Theurer! ihr zuerst begegnet wärst. Bald darauf, da es anfing, dunkel zu werden, sagte sie uns gute Nacht, als wenn sie schlafen möcht', und schlug die Arme um ihr schönes Haupt; bis gegen Morgen hörten wir sie athmen. Da es dann ganz stille wurde und ich nichts mehr hörte, ging ich hin zu ihr und lauschte.

O Hyperion! was soll ich weiter sagen? Es war aus und unsre Klagen weckten sie nicht mehr.

Es ist ein furchtbares Geheimniß, daß ein solches Leben sterben soll und ich will es dir gestehn, ich selber habe weder Sinn noch Glauben, seit ich das mit ansah.

Doch immer besser ist ein schöner Tod, Hyperion! denn solch ein schläfrig Leben, wie das unsre nun ist.

Die Fliegen abzuwehren, das ist künftig unsre Arbeit und zu nagen an den Dingen der Welt, wie Kinder an der dürren Feigenwurzel, das ist endlich unsre Freude. Alt zu werden unter jugendlichen Völkern, scheint mir eine Lust, doch alt zu werden, da wo alles alt ist, scheint mir schlimmer, denn alles. —

Ich möchte fast dir rathen, mein Hyperion!

daß du nicht hierher kommſt. Ich kenne dich. Es würde dir die Sinne nehmen. Ueberdies biſt du nicht ſicher hier. Mein Theurer! denk' an Diotima's Mutter, denk' an mich und ſchone dich!

Ich will es dir geſtehn, mir ſchaudert, wenn ich dein Schikſal überdenke. Aber ich meine doch auch, der brennende Sommer troknet nicht die tiefern Quellen, nur den ſeichten Regenbach aus. Ich habe dich in Augenbliken geſehn, Hyperion! wo du mir ein höher Weſen ſchienſt. Du biſt nun auf der Probe, und es muß ſich zeigen, wer du biſt. Leb' wohl.

So ſchrieb Notara; und du fragſt, mein Bellarmin! wie jezt mir iſt, indem ich dies erzähle?

Beſter! ich bin ruhig, denn ich will nichts beſſers haben, als die Götter. Muß nicht alles leiden? Und je trefflicher es iſt, je tiefer! Leidet nicht die heilige Natur? O meine Gottheit! daß du trauern könnteſt, wie du ſelig biſt, das konnt' ich lange nicht faſſen. Aber die Wonne, die nicht leidet, iſt Schlaf, und ohne Tod iſt kein Leben. Sollteſt du ewig ſeyn, wie ein Kind und ſchlummern, dem Nichts gleich? den Sieg entbehren? nicht die Vollendungen alle durchlaufen? Ja! ja!

werth ist der Schmerz, am Herzen der Menschen zu liegen, und dein Vertrauter zu seyn, o Natur! Denn er nur führt von einer Wonne zur andern, und es ist kein andrer Gefährte, denn er. —

Damals schrieb ich an Notara, als ich wieder anfing aufzuleben, von Sicilien aus, wohin ein Schiff von Paros mich zuerst gebracht:

Ich habe dir gehorcht, mein Theurer! bin schon weit von euch und will dir nun auch Nachricht geben; aber schwer wird mir das Wort; das darf ich wohl gestehen. Die Seligen, wo Diotima nun ist, sprechen nicht viel; in meiner Nacht, in der Tiefe der Traurenden, ist auch die Rede am Ende.

Einen schönen Tod ist meine Diotima gestorben; da hast du Recht; das ists auch, was mich aufweckt, und meine Seele mir wiedergiebt.

Aber es ist die vorige Welt nicht mehr, zu der ich wiederkehre. Ein Fremdling bin ich, wie die Unbegrabnen, wenn sie herauf vom Acheron kommen, und wär' ich auch auf meiner heimathlichen Insel, in den Gärten meiner Jugend, die mein Vater mir verschließt, ach! dennoch, den-

noch, wär' ich auf der Erd' ein Fremdling und kein Gott knüpft an's Vergang'ne mich mehr.

Ja! es ist alles vorbei. Das muß ich nur recht oft mir sagen, muß damit die Seele mir binden, daß sie ruhig bleibt, sich nicht erhitzt in ungereimten, kindischen Versuchen.

Es ist alles vorbei; und wenn ich gleich auch weinen könnte, schöne Gottheit, wie du um Adonis einst geweint, doch kehrt mir meine Diotima nicht wieder, und meines Herzens Wort hat seine Kraft verloren, denn es hören mich die Lüfte nur.

O Gott! und daß ich selbst nichts bin, und der gemeinste Handarbeiter sagen kann, er habe mehr gethan, denn ich! daß sie sich trösten dürfen, die Geistesarmen, und lächeln und Träumer mich schelten, weil meine Thaten mir nicht reiften, weil meine Arme nicht frei sind, weil meine Zeit dem wüthenden Prokrustes gleicht, der Männer, die er fing, in eine Kinderwiege warf, und daß sie paßten in das kleine Bett, die Glieder ihnen abhieb.

Wär' es nur nicht gar zu trostlos, allein sich unter die närrische Menge zu werfen und zerrissen zu werden von ihr! oder müßt' ein edel Blut sich nur nicht schämen, mit dem Knechtsblut sich zu mischen! o gäb' es eine Fahne, Götter! wo

mein Alabanda dienen möcht', ein Thermopylä, wo ich mit Ehren ſie verbluten könnte, all die einſame Liebe, die mir nimmer brauchbar iſt! Noch beſſer wär' es freilich, wenn ich leben könnte, leben, in den neuen Tempeln, in der neu verſammelten Agora unſers Volks mit großer Luſt den großen Kummer ſtillen; aber davon ſchweig' ich, denn ich weine nur die Kraft mir vollends aus, wenn ich an Alles denke.

Ach Notara! auch mit mir iſts aus; verleidet iſt mir meine eigene Seele, weil ich ihr's vorwerfen muß, daß Diotima todt iſt, und die Gedanken meiner Jugend, die ich groß geachtet, gelten mir nichts mehr. Haben ſie doch meine Diotima mir vergiftet!

Und nun ſage mir, wo iſt noch eine Zuflucht? — Geſtern war ich auf dem Aetna droben. Da fiel der große Sicilianer mir ein, der einſt des Stundenzählens ſatt, vertraut mit der Seele der Welt, in ſeiner kühnen Lebensluſt ſich da hinab warf in die herrlichen Flammen, denn der kalte Dichter hätte müſſen am Feuer ſich wärmen, ſagt' ein Spötter ihm nach.

O wie gerne hätt' ich ſolchen Spott auf mich geladen! aber man muß ſich höher achten, denn ich mich achte, um ſo ungerufen der Natur an's

Herz zu fliegen, oder wie du es sonst noch heißen magst, denn wirklich! wie ich jetzt bin, hab' ich keinen Namen für die Dinge und es ist mir alles ungewiß.

Notara! und nun sage mir, wo ist noch Zuflucht?

In Kalaurea's Wäldern? — Ja! im grünen Dunkel dort, wo unsre Bäume, die Vertrauten unsrer Liebe stehn, wo, wie ein Abendroth, ihr sterbend Laub auf Diotima's Urne fällt und ihre schönen Häupter sich auf Diotima's Urne neigen, mälig alternd, bis auch sie zusammensinken über der geliebten Asche, — da, da könnt' ich wohl nach meinem Sinne wohnen!

Aber du räthst mir, weg zu bleiben, meinst, ich sey nicht sicher in Kalaurea und das mag so seyn.

Ich weiß es wohl, du wirst an Alabanda mich verweisen. Aber höre nur! zertrümmert ist er! verwittert ist der feste, schlanke Stamm, auch er, und die Buben werden die Späne aufleſen und damit ein lustig Feuer sich machen. Er ist fort; er hat gewisse gute Freunde, die ihn erleichtern werden, die ganz eigentlich geschikt sind, jedem abzuhelfen, dem das Leben etwas schwer aufliegt; zu diesen ist er auf Besuch gegangen, und warum? weil sonst nichts für ihn zu thun ist, oder, wenn

du alles wiſſen willſt, weil eine Leidenſchaft am Herzen ihm nagt, und weißt du auch für wen? für Diotima, die er noch im Leben glaubt, vermählt mit mir und glüklich — armer Alabanda! nun gehört ſie dir und mir!

Er fuhr nach Oſten hinaus, und ich, ich ſchiffe nach Nordweſt, weil es die Gelegenheit ſo haben will. —

Und nun lebt wohl, ihr Alle! all' ihr Theuern, die ihr mir am Herzen gelegen, Freunde meiner Jugend und ihr Eltern und ihr lieben Griechen all', ihr Leidenden!

Ihr Lüfte, die ihr mich genährt, in zarter Kindheit, und ihr dunkeln Lorbeerwälder und ihr Uferfelſen und ihr majeſtätiſchen Gewäſſer, die ihr Großes ahnen meinen Geiſt gelehrt — und ach! ihr Trauerbilder, ihr, wo meine Schwermuth anhub, heilige Mauern, womit die Heldenſtädte ſich umgürtet, und ihr alten Thore, die manch ſchöner Wanderer durchzog, ihr Tempelſäulen und du Schutt der Götter! und du, o Diotima! und ihr Thäler meiner Liebe, und ihr Bäche, die ihr ſonſt die ſelige Geſtalt geſehn, ihr Bäume, wo ſie ſich erheitert, ihr Frühlinge, wo ſie gelebt, die Holde mit den Blumen, ſcheidet, ſcheidet nicht aus mir!

doch, ſoll es ſeyn, ihr ſüßen Angedenken! ſo erlöſcht auch ihr und laßt mich, denn es kann der Menſch nichts ändern und das Licht des Lebens kommt und ſcheidet, wie es will.

Hyperion an Bellarmin.

So kam ich unter die Deutſchen. Ich forderte nicht viel und war gefaßt, noch weniger zu finden. Demüthig kam ich, wie der heimathloſe blinde Oedipus zum Thore von Athen, wo ihn der Götterhain empfing; und ſchöne Seelen ihm begegneten —

Wie anders ging es mir!

Barbaren von Alters her, durch Fleiß und Wiſſenſchaft und ſelbſt durch Religion barbariſcher geworden, tiefunfähig jedes göttlichen Gefühls, verdorben bis ins Mark zum Glük der heiligen Grazien, in jedem Grad der Uebertreibung und der Aermlichkeit beleidigend für jede gut geartete Seele, dumpf und harmonienlos, wie die Scherben eines weggeworfenen Gefäſſes — das, mein Bellarmin! waren meine Tröſter.

Es iſt ein hartes Wort und dennoch ſag' ichs, weil es Wahrheit iſt: ich kann kein Volk mir denken, das zerriſſner wäre, wie die Deut-

ſchen. Handwerker ſiehſt du, aber keine Menſchen, Denker, aber keine Menſchen, Prieſter, aber keine Menſchen, Herrn und Knechte, Jungen und geſetzte Leute, aber keine Menſchen — iſt das nicht, wie ein Schlachtfeld, wo Hände und Arme und alle Glieder zerſtückelt untereinander liegen, indeſſen das vergoßne Lebensblut im Sande zerrinnt?

Ein jeder treibt das Seine, wirſt du ſagen, und ich ſag' es auch. Nur muß er es mit ganzer Seele treiben, muß nicht jede Kraft in ſich erſtiken, wenn ſie nicht gerade ſich zu ſeinem Titel paßt, muß nicht mit dieſer kargen Angſt, buchſtäblich heuchleriſch das, was er heißt, nur ſeyn, mit Ernſt, mit Liebe muß er das ſeyn, was er iſt, ſo lebt ein Geiſt in ſeinem Thun, und iſt er in ein Fach gedrükt, wo gar der Geiſt nicht leben darf, ſo ſtoß' ers mit Verachtung weg und lerne pflügen! Deine Deutſchen aber bleiben gerne beim Nothwendigſten, und darum iſt bei ihnen auch ſo viele Stümperarbeit und ſo wenig Freies, Aechterfreuliches. Doch das wäre zu verſchmerzen, müßten ſolche Menſchen nur nicht fühllos ſeyn für alles ſchöne Leben, ruhte nur nicht überall der Fluch der gottverlaßnen Unnatur auf ſolchem Volke. —

Die Tugenden der Alten seyn nur glänzende Fehler, sagt' einmal, ich weiß nicht, welche böse Zunge; und es sind doch selber ihre Fehler Tugenden, denn da noch lebt ein kindlicher, ein schöner Geist, und ohne Seele war von allem, was sie thaten, nichts gethan. Die Tugenden der Deutschen aber sind ein glänzend Uebel und nichts weiter; denn Nothwerk sind sie nur, aus feiger Angst, mit Sklavenmühe, dem wüsten Herzen abgedrungen, und lassen trostlos jede reine Seele, die von Schönem gern sich nährt, ach! die verwöhnt vom heiligen Zusammenklang in edleren Naturen, den Mißlaut nicht erträgt, der schreiend ist in all der todten Ordnung dieser Menschen.

Ich sage dir: es ist nichts Heiliges, was nicht entheiligt, nicht zum ärmlichen Behelf herab gewürdigt ist bei diesem Volk, und was selbst unter Wilden göttlich rein sich meist erhält, das treiben diese allberechnenden Barbaren, wie man so ein Handwerk treibt, und können es nicht anders; denn wo einmal ein menschlich Wesen abgerichtet ist, da dient es seinem Zweck, da sucht es seinen Nutzen, es schwärmt nicht mehr, bewahre Gott! es bleibt gesetzt, und wenn es feiert und wenn es liebt und wenn es betet und selber, wenn

des Frühlings holdes Fest, wenn die Versöhnungszeit der Welt die Sorgen alle löst, und Unschuld zaubert in ein schuldig Herz, wenn von der Sonne warmem Strahle berauscht, der Sklave seine Ketten froh vergißt und von der gottbeseelten Luft besänftiget, die Menschenfeinde friedlich, wie die Kinder, sind — wenn selbst die Raupe sich beflügelt und die Biene schwärmt, so bleibt der Deutsche doch in seinem Fach' und kümmert sich nicht viel ums Wetter!

Aber du wirst richten, heilige Natur! Denn, wenn sie nur bescheiden wären, diese Menschen, zum Gesetze nicht sich machten für die Bessern unter ihnen! wenn sie nur nicht lästerten, was sie nicht sind, und möchten sie doch lästern, wenn sie nur das Göttliche nicht höhnten! —

Oder ist nicht göttlich, was ihr höhnt und seellos nennt? Ist besser, denn euer Geschwäz, die Luft nicht, die ihr trinkt? der Sonne Strahlen, sind sie edler nicht, denn all' ihr Klugen? der Erde Quellen und der Morgenthau erfrischen euern Hain; könnt ihr auch das? ach! tödten könnt ihr, aber nicht lebendig machen, wenn es die Liebe nicht thut, die nicht von euch ist, die ihr nicht erfunden. Ihr sorgt und sinnt, dem Schik-

ſal zu entlaufen und begreift es nicht, wenn eure Kinderkunſt nichts hilft; indeſſen wandelt harmlos droben das Geſtirn. Ihr entwürdiget, ihr zerreißt, wo ſie euch duldet, die geduldige Natur, doch lebt ſie fort, in unendlicher Jugend, und ihren Herbſt und ihren Frühling könnt ihr nicht vertreiben, ihren Aether, den verderbt ihr nicht.

O göttlich muß ſie ſeyn, weil ihr zerſtören dürft, und dennoch ſie nicht altert und trotz euch ſchön das Schöne bleibt! —

Es iſt auch herzzerreißend, wenn man eure Dichter, eure Künſtler ſieht, und alle, die den Genius noch achten, die das Schöne lieben und es pflegen. Die Guten! Sie leben in der Welt, wie Fremdlinge im eigenen Hauſe, ſie ſind ſo recht, wie der Dulder Ulyß, da er in Bettlersgeſtalt an ſeiner Thüre ſaß, indeß die unverſchämten Freier im Saale lärmten und fragten, wer hat uns den Landläufer gebracht?

Voll Lieb' und Geiſt und Hoffnung wachſen ſeine Muſenjünglinge dem deutſchen Volk' heran; du ſiehſt ſie ſieben Jahre ſpäter, und ſie wandeln, wie die Schatten, ſtill und kalt, ſind, wie ein Boden, den der Feind mit Salz beſäete, daß

er nimmer einen Grashalm treibt; und wenn ſie ſprechen, wehe dem! der ſie verſteht, der in der ſtürmenden Titanenkraft, wie in ihren Proteus-künſten den Verzweiflungskampf nur ſieht, den ihr geſtörter, ſchöner Geiſt mit den Barbaren kämpft, mit denen er zu thun hat.

Es iſt auf Erden alles unvollkommen, iſt das alte Lied der Deutſchen. Wenn doch einmal dieſen Gottverlaßnen einer ſagte, daß bei ihnen nur ſo unvollkommen alles iſt, weil ſie nichts Reines unverdorben, nichts Heiliges unbetaſtet laſſen mit den plumpen Händen, daß bei ihnen nichts gedeiht, weil ſie die Wurzel des Gedeihns, die göttliche Natur nicht achten, daß bei ihnen eigentlich das Leben ſchaal und ſorgenſchwer und übervoll von kalter, ſtummer Zwietracht iſt, weil ſie den Genius verſchmähn, der Kraft und Adel in ein menſchlich Thun, und Heiterkeit ins Leiden und Lieb' und Brüderſchaft den Städten und den Häuſern bringt.

Und darum fürchten ſie auch den Tod ſo ſehr, und leiden, um des Auſternlebens willen, alle Schmach, weil Höhers ſie nicht kennen, als ihr Machwerk, das ſie ſich geſtoppelt.

O Bellarmin! wo ein Volk das Schöne liebt, wo es den Genius in seinen Künstlern ehrt, da webt, wie Lebensluft, ein allgemeiner Geist, da öffnet sich der scheue Sinn, der Eigendünkel schmilzt, und fromm und groß sind alle Herzen und Helden gebiert die Begeisterung. Die Heimath aller Menschen ist bei solchem Volk' und gerne mag der Fremde sich verweilen. Wo aber so beleidigt wird die göttliche Natur und ihre Künstler, ach! da ist des Lebens beste Luft hinweg, und jeder andre Stern ist besser, denn die Erde. Wüster immer, öder werden da die Menschen, die doch alle schön geboren sind; der Knechtsinn wächst, mit ihm der grobe Muth, der Rausch wächst mit den Sorgen, und mit der Ueppigkeit der Hunger und die Nahrungsangst; zum Fluche wird der Seegen jedes Jahrs und alle Götter fliehn.

Und wehe dem Fremdling, der aus Liebe wandert, und zu solchem Volke kömmt, und dreifach wehe dem, der, so wie ich, von großem Schmerz getrieben, ein Bettler meiner Art, zu solchem Volke kömmt! —

Genug! du kennst mich, wirst es gut aufnehmen, Bellarmin! Ich sprach in deinem Namen auch, ich sprach für alle, die in diesem Lande sind und leiden, wie ich dort gelitten.

Hyperion an Bellarmin.

Ich wollte nun aus Deutſchland wieder fort. Ich ſuchte unter dieſem Volke nichts mehr, ich war genug gekränkt, von unerbittlichen Beleidigungen, wollte nicht, daß meine Seele vollends unter ſolchen Menſchen ſich verblute.

Aber der himmliſche Frühling hielt mich auf; er war die einzige Freude, die mir übrig war, er war ja meine letzte Liebe, wie konnt' ich noch an andre Dinge denken und das Land verlaſſen, wo auch er war?

Bellarmin! ich hatt' es nie ſo ganz erfahren jenes alte, feſte Schikſalswort, daß eine neue Seligkeit dem Herzen aufgeht, wenn es aushält und die Mitternacht des Grams durchduldet, und daß, wie Nachtigallgeſang im Dunkeln, göttlich erſt in tiefem Leid das Lebenslied der Welt uns tönt. Denn, wie mit Genien, lebt' ich jetzt mit den blühenden Bäumen, und die klaren Bäche, die darunter floßen, ſäuſelten, wie Götterſtimmen, mir den Kummer aus dem Buſen. Und ſo geſchah mir überall, du Lieber! — wenn ich im Graſe ruht', und zartes Leben mich umgrünte, wenn ich hinauf, wo wild die Roſe um den Steinpfad wuchs, den warmen Hügel ging, auch wenn

ich des Stroms Geſtade, die luftigen umſchiff' und alle die Inſeln, die er zärtlich hegt.

Und wenn ich oft des Morgens, wie die Kranken zum Heilquell, auf den Gipfel des Gebirgs ſtieg, durch die ſchlafenden Blumen, aber vom ſüßen Schlummer geſättiget, neben mir die lieben Vögel aus dem Buſche flogen, im Zwielicht taumelnd und begierig nach dem Tag, und die regere Luft nun ſchon die Gebete der Thäler, die Stimmen der Heerde und die Töne der Morgenglocken herauftrug, und jetzt das hohe Licht, das göttlich heitre den gewohnten Pfad daher kam, die Erde bezaubernd mit unſterblichem Leben, daß ihr Herz erwarmt' und all' ihre Kinder wieder ſich fühlten — o wie der Mond, der noch am Himmel blieb, die Luſt des Tags zu theilen, ſo ſtand ich Einſamer dann auch über den Ebnen und weinte Liebesthränen zu den Ufern hinab und den glänzenden Gewäſſern und konnte lange das Auge nicht wenden.

Oder des Abends, wenn ich fern ins Thal hinein gerieth, zur Wiege des Quells, wo rings die dunkeln Eichhöhn mich umrauſchten, mich, wie einen Heiligſterbenden, in ihren Frieden die Natur begrub, wenn nun die Erd' ein Schatte war, und unſichtbares Leben durch die Zweige

säuselte, durch die Gipfel, und über den Gipfeln still die Abendwolke stand, ein glänzend Gebirg, wovon herab zu mir des Himmels Strahlen, wie die Wasserbäche floßen, um den durstigen Wanderer zu tränken —

O Sonne, o ihr Lüfte, rief ich dann, bei euch allein noch lebt mein Herz, wie unter Brüdern!

So gab ich mehr und mehr der seligen Natur mich hin und fast zu endlos. Wär' ich so gerne doch zum Kinde geworden, um ihr näher zu seyn, hätt' ich so gern doch weniger gewußt und wäre geworden, wie der reine Lichtstrahl, um ihr näher zu seyn! o einen Augenblik in ihrem Frieden, ihrer Schöne mich zu fühlen, wie viel mehr galt es vor mir, als Jahre voll Gedanken, als alle Versuche der allesversuchenden Menschen! Wie Eis, zerschmolz, was ich gelernt, was ich gethan im Leben, und alle Entwürfe der Jugend verhallten in mir; und o ihr Lieben, die ihr ferne seyd, ihr Todten und ihr Lebenden, wie innig Eines waren wir!

Einst saß ich fern im Feld', an einem Brunnen, im Schatten epheugrüner Felsen und überhängenden Blüthenbüsche. Es war der schönste

Mittag, den ich kenne. Süße Lüfte wehten und in morgendlicher Frische glänzte noch das Land und still in seinem heimathlichen Aether lächelte das Licht. Die Menschen waren weggegangen, am häuslichen Tische von der Arbeit zu ruhn; allein war meine Liebe mit dem Frühling, und ein unbegreiflich Sehnen war in mir. Diotima, rief ich, wo bist du, o wo bist du? Und mir war, als hört' ich Diotimas Stimme, die Stimme, die mich einst erheitert in den Tagen der Freude —

Bei den Meinen, rief sie, bin ich, bei den Deinen, die der irre Menschengeist mißkennt!

Ein sanfter Schreken ergriff mich und mein Denken entschlummerte in mir.

O liebes Wort aus heil'gem Munde, rief ich, da ich wieder erwacht war, liebes Räthsel, faß' ich dich?

Und Einmal sah' ich noch in die kalte Nacht der Menschen zurük und schauert' und weinte vor Freuden, daß ich so selig war und Worte sprach ich, wie mir dünkt, aber sie waren, wie des Feuers Rauschen, wenn es aufsliegt und die Asche hinter sich läßt —

„O du, so dacht' ich, mit deinen Göttern „Natur! ich hab' ihn ausgeträumt, von Menschen „dingen den Traum und sage, nur du lebst, und

„was die Friedensloſen erzwungen, erdacht, es „ſchmilzt, wie Perlen von Wachs, hinweg von „deinen Flammen!

„Wie lang iſts, daß ſie dich entbehren? „o wie lang iſts, daß ihre Menge dich ſchilt, ge„mein nennt dich und deine Götter, die Leben„digen, die Seligſtillen!

„Es fallen die Menſchen, wie faule Früchte „von dir, o laß ſie untergehn, ſo kehren ſie zu „deiner Wurzel wieder; und ich, o Baum des Le„bens, daß ich wieder grüne mit dir und deine „Gipfel umathme mit all deinen knoſpenden Zwei„gen! friedlich und innig, denn alle wuchſen wir „aus dem goldnen Saamkorn herauf!

„Ihr Quellen der Erd'! ihr Blumen! und „ihr Wälder und ihr Adler und du brüderliches „Licht! wie alt und neu iſt unſere Liebe! — Frei „ſind wir, gleichen uns nicht ängſtig von außen; „wie ſollte nicht wechſeln die Weiſe des Lebens? „wir lieben den Aether doch all' und innigſt im „Innerſten gleichen wir uns.

„Auch wir, auch wir ſind nicht geſchieden, „Diotima und die Thränen um dich verſtehen es „nicht. Lebendige Töne ſind wir, ſtimmen zu„ſammen in deinem Wohllaut, Natur! wer reißt „den? wer mag die Liebenden ſcheiden? —

„O Seele! Seele! Schönheit der Welt! du „unzerſtörbare! du entzükende! mit deiner ewigen „Jugend! du biſt; was iſt denn der Tod und „alles Wehe der Menſchen? — Ach! viel der „leeren Worte haben die Wunderlichen gemacht. „Geſchiehet doch alles aus Luſt, und endet doch „alles mit Frieden.

„Wie der Zwiſt der Liebenden, ſind die Diſ„ſonanzen der Welt. Verſöhnung iſt mitten im „Streit und alles Getrennte findet ſich wieder.

„Es ſcheiden und kehren im Herzen die „Adern und einiges, ewiges, glühendes Leben iſt „Alles.“

So dacht' ich. Nächſtens mehr.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Gedichte

von

Friedrich Hoelderlin.

Und wie du das Herz
Der Pflanzen erfreuest,
Wenn sie entgegen dir
Die zarten Arme strecken,
So hast du mein Herz erfreut,
Vater Helios! und wie Endymion,
War ich dein Liebling,
Heilige Luna!

Fragment.

Stuttgart und Tübingen
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1826.

Bayerische
Staats-Bibliothek
München

Inhalt.

	Seite
Das Schickſal.	1
Griechenland. An El.	5
Dem Genius der Kühnheit. Eine Hymne.	8
Lebensgenuß. An Neuffer.	12
Der Gott der Jugend.	13
An eine Roſe.	16
Freundeswunſch. An Roſine El.	17
Dietima.	19
Das Ahnenbild.	24
Der blinde Sänger.	26
Dichtermuth.	29
Natur und Kunſt, oder Saturn und Jupiter.	31
An unſere Dichter.	33
An Eduard.	34
Der geſchellte Strom.	37
Sonnenuntergang.	39
Menſchenbeifall.	40
Stimme des Volks.	41
Die ſcheinheiligen Dichter.	42
Die Launiſchen.	43
Der Zeitgeiſt.	44
Der Tod fur's Vaterland.	45
Des Morgens.	46
Abendphantaſie.	47
An die Hoffnung.	49
Der Winter.	50
Der gute Glaube.	52
Ihre Geneſung.	53
Abbitte.	54
Ehmals und jetzt.	55
An die Deutſchen.	56
An die jungen Dichter.	57

Seite

Die Kürze. 58
Sokrates und Alcibiades. 59
Die Götter. 60
Empedokles. 61
Der Neckar. 62
Heidelberg. 64
Der Main. 66
Ermunterung. 69
Die Heimath. 71
Die Liebe. 73
Lebenslauf. 75
Der Abschied. 76
Diotima. 78
Rückkehr in die Heimath. 80
An die Parzen. 82
Unter den Alpen gesungen. 83
Der Mensch. Fragment. 85
Emilie an ihrem Brauttag. 87
An Heller. 1793. 114
Seiner Großmutter zum zwei und siebenzigsten Geburtstag. 117
An L. Fragment. 120
Sophokles. 122
Der zurnende Dichter. 123
Die Scherzhaften. 124
An Diotima. 125
An ihren Genius. 126
Menons Klagen um Diotima. 127
Die Nacht. Fragment. 137
Die Herbstfeier. An Siegfried Schmidt. . . . 139
Der Wanderer. 147
Die Eichbäume. 153
An den Aether. 155
Der Archipelagus. 159
Andenken. 180
Die Wanderung. 183
Der Abein. Fragment. 188
Hyperions Schicksalslied. 196
Der Tod des Empedokles. Fragmente eines Trauerspiels. 198

Das Schickſal.

Προσκυνουσιν την εἱμαρμενην, σοφον.
Aeschylus.

Als von des Friedens heil'gen Thalen,
Wo ſich die Liebe Kränze wand,
Hinüber zu den Göttermahlen
Des goldnen Alters Zauber ſchwand,
Als nun des Schickſals ehrne Rechte,
Die groſſe Meiſterin, die Noth
Dem übermüthigen Geſchlechte
Den langen, bittern Kampf gebot:

Da ſprang er aus der Mutter Wiege,
Da fand er ſie, die ſchöne Spur
Zu ſeiner Tugend ſchwerem Siege,
Der Sohn der heiligen Natur;
Der hohen Geiſter höchſte Gabe,
Der Tugend Löwenkraft begann,
Im Siege, den ein Götterknabe
Den Ungeheuern abgewann.

Es kann die Luft der goldnen Ernte
Im Sonnenbrande nur gedeih'n;
Und nur in seinem Blute lernte
Der Kämpfer, frei und stolz zu seyn;
Triumph! die Paradiese schwanden;
Wie Flammen aus der Wolke Schoos,
Wie Semen aus dem Chaos, wanden
Aus Stürmen sich Heroen los.

Der Noth ist jede Lust entsprossen,
Und unter Schmerzen nur gedeiht
Das Liebste, was mein Herz genossen,
Der holde Reiz der Menschlichkeit;
So stieg, in tiefer Fluth erzogen,
Wohin kein sterblich Auge sah,
Still lächelnd aus den schwarzen Wogen
In stolzer Blüthe Cypria.

Durch Noth vereiniget, beschwuren,
Vom Jugendtraume süß berauscht,
Den Todesbund die Dioskuren,
Und Schwerdt und Lanze ward getauscht;
In ihres Herzens Jubel eilten
Sie, wie ein Adlerpaar, zum Streit,
Wie Löwen ihre Beute, theilten
Die Liebenden Unsterblichkeit.

Die Klagen lehrt die Noth verachten,
Beſchämt und ruhmlos läßt ſie nicht
Die Kraft der Jünglinge verſchmachten,
Giebt Muth der Bruſt, dem Geiſte Licht;
Der Greiſe Fauſt verjüngt ſie wieder;
Sie kömmt wie Gottes Blitz heran,
Und trümmert Felſenberge nieder,
Und wallt auf Rieſen ihre Bahn.

Mit ihrem heil'gen Wetterſchlage,
Mit Unerbittlichkeit vollbringt
Die Noth an Einem großen Tage,
Was kaum Jahrhunderten gelingt;
Und wenn in ihren Ungewittern
Selbſt ein Elyſium vergeht,
Und Welten ihrem Donner zittern —
Was groß und göttlich iſt, beſteht.

O du, Geſpielin der Koloſſen,
O weiſe, zürnende Natur,
Was je ein Rieſenherz beſchloſſen,
Es keimt in deiner Schule nur;
Wohl iſt Arkadien entflohen,
Des Lebens beſſre Frucht gedeiht
Durch ſie, die Mutter der Heroen,
Die eherne Nothwendigkeit.

Für meines Lebens goldnen Morgen
Sey Dank, o Pepromene, dir!
Ein Saitenſpiel und ſüße Sorgen
Und Träum' und Thränen gabſt du mir!
Die Flammen und die Stürme ſchonten
Mein jugendlich Elyſium,
Und Ruh' und ſtille Liebe thronten
In meines Herzens Heiligthum.

Es reife von des Mittags Flamme,
Es reife nur von Kampf und Schmerz
Die Blüth' am grenzenloſen Stamme,
Wie Sproſſe Gottes, dieſes Herz!
Beflügelt von dem Sturm, erſchwinge
Mein Geiſt des Lebens höchſte Luſt,
Der Tugend Siegesluſt verjünge
Bei kargem Glücke mir die Bruſt!

Im heiligſten der Stürme falle
Zuſammen meine Kerkerwand,
Und herrlicher und freier walle
Mein Geiſt in's unbekannte Land!
Hier blutet oft der Adler Schwinge;
Auch drüben warte Kampf und Schmerz!
Bis an der Sonnen letzte ringe,
Genährt vom Siege, dieſes Herz!

Griechenland.

An St.

Hätt' ich dich im Schatten der Platanen,
Wo durch Blumen der Ilissus rann,
Wo die Jünglinge sich Ruhm ersannen,
Wo die Herzen Sokrates gewann,
Wo Aspasia durch Myrten wallte,
Wo der brüderlichen Freude Ruf
Aus der lärmenden Agora schallte,
Wo mein Plato Paradiese schuf;

Wo den Frühling Festgesänge würzten,
Wo die Fluten der Begeisterung
Von Minervens heil'gem Berge stürzten —
Der Beschützerin zur Huldigung —
Wo in tausend süßen Dichterstunden,
Wie ein Göttertraum, das Alter schwand.
Hätt' ich da, Geliebter! dich gefunden,
Wie vor Jahren dieses Herz dich fand!

Ach! wie anders hätt' ich dich umſchlungen! —
Marathons Heroen ſängſt du mir,
Und die ſchönſte der Begeiſterungen
Lächelte vom trunknen Auge dir,
Deine Bruſt verjüngten Siegsgefühle,
Und dein Haupt vom Lorberzweig umſpielt,
Fühlte nicht des Lebens dumpfe Schwüle,
Die ſo karg der Hauch der Freude kühlt.

Iſt der Stern der Liebe dir verſchwunden?
Und der Jugend holdes Roſenlicht?
Ach! umtanzt von Hellas goldnen Stunden,
Fühlteſt du die Flucht der Jahre nicht!
Ewig, wie der Veſta Flamme, glühte
Muth und Liebe dort in jeder Bruſt,
Wie die Frucht der Hesperiden, blühte
Ewig dort der Jugend ſüße Luſt.

Hätte doch von dieſen goldnen Jahren
Einen Theil das Schickſal dir beſcheert;
Dieſe reitzenden Athener waren
Deines glühenden Geſangs ſo werth;
Hingelehnt am frohen Saitenſpiele
Bei der ſüßen Chiertraube Blut,
Hätteſt du vom ſtürmiſchen Gewühle
Der Agora glühend ausgeruht.

Ach! es hätt' in jenen beſſern Tagen
Nicht umſonſt ſo brüderlich und groß
Für ein Volk dein liebend Herz geſchlagen,
Dem ſo gern des Dankes Zähre floß! —
Harre nur! ſie kömmt gewiß die Stunde,
Die das Göttliche vom Staube trennt!
Stirb! du ſuchſt auf dieſem Erdenrunde,
Edler Geiſt! umſonſt dein Element.

Attika, die Rieſin iſt gefallen;
Wo die alten Götterſöhne ruh'n,
Im Ruin geſtürzter Marmorhallen
Brütet ew'ge Todesſtille nun,
Lächelnd ſteigt der ſüße Frühling nieder,
Doch er findet ſeine Brüder nie
In Iliſſus heil'gem Thale wieder —
Ewig deckt die bange Wüſte ſie.

Mich verlangt in's beſſre Land hinüber,
Nach Alcäus und Anakreon,
Und ich ſchlief' im engen Hauſe lieber
Bei den Heiligen in Marathon;
Ach! es ſey die letzte meiner Thränen,
Die dem heil'gen Griechenlande rann,
Laßt, o Parzen, laßt die Scheere tönen,
Denn mein Herz gehört den Todten an!

Dem Genius der Kühnheit.

Eine Hymne.

Wer biſt du? wie zur Beute, breitet
Das Unermeßliche vor dir ſich aus,
Du Herrlicher! mein Saitenſpiel geleitet
Dich auch hinab in Plutons dunkles Haus;
So flogen auf Ortygias Geſtaden,
Indeß der Lieder Sturm die Wolken brach,
Dem Rebengott die taumelnden Mänaden
In wilder Luſt durch Hain und Klüfte nach.

Einſt war, wie mir, der ſtille Funken
Zu freier heitrer Flamme dir erwacht,
Du brauſteſt ſo, von junger Freude trunken,
Voll Uebermuths durch deiner Wälder Nacht,
Als von der Meiſterin, der Noth, geleitet,
Dein ungewohnter Arm die Keule ſchwang,
Und drohend ſich, vom erſten Feind erbeutet,
Die Löwenhaut um deine Schulter ſchlang.

Wie nun im jugendlichen Kriege
Heroenkraft mit der Natur ſich maß!
Ach! wie der Geiſt, vom wunderbaren Siege
Berauſcht, der armen Sterblichkeit vergaß;
Die ſtolzen Jünglinge! die kühnen!
Sie legten froh dem Tieger Feſſeln an,
Sie bändigten, von ſtaunenden Delphinen
Umtanzt, den königlichen Ozean.

Oft hör' ich deine Wehre rauſchen,
Du Genius der Kühnen! und die Luſt,
Den Wundern deines Heldenvolks zu lauſchen,
Sie ſtärkt mir oft die lebensmüde Bruſt;
Doch weilſt du freundlicher um ſtille Laren,
Wo eine Welt der Künſtler kühn belebt,
Wo um die Majeſtät des Unſichtbaren
Ein edler Geiſt der Dichtung Schleier webt.

Den Geiſt des Alls und ſeine Fülle
Begrüßte Mäons Sohn auf heil'ger Spur,
Sie ſtand vor ihm, mit abgelegter Hülle,
Voll Ernſtes da, die ewige Natur;
Er rief ſie kühn vom dunklen Geiſterlande,
Und lächelnd trat, in aller Freuden Chor,
Entzückender im menſchlichen Gewande
Die namenloſe Königin hervor.

Er ſah die dämmernden Gebiete,
Wohin das Herz in banger Luſt begehrt,
Er ſtreuete der Hoffnung ſüße Blüthe
Ins Labyrinth, wo Keiner wiederkehrt,
Dort glänzte nun in mildem Roſenlichte
Der Lieb' und Ruh' ein lächelnd Heiligthum,
Er pflanzte dort der Heſperiden Früchte,
Dort ſtillt die Sorgen nun Elyſium.

Doch ſchrecklich war, du Gott der Kühnen!
Dein heilig Wort, wenn unter Nacht und Schlaf
Verkündiger des ew'gen Lichts erſchienen,
Und den Betrug der Wahrheit Flamme traf!
Wie ſeinen Blitz aus hohen Wetternächten
Der Donnerer auf lange Thale ſtreut,
So zeigteſt du entarteten Geſchlechten
Der Rieſen Sturz, der Völker Sterblichkeit.

Du wogſt mit ſtreng gerechter Schale,
Wenn mit der Wage du das Schwerdt vertauſcht,
Du ſprachſt, ſie wankten, die Sardanapale,
Vom Taumelkelche deines Zorns berauſcht;
Es ſchreckt umſonſt mit ihrem Tigergrimme
Dein Tribunal die alte Finſterniß,
Du hörteſt ernſt der Unſchuld leiſe Stimme,
Und opferteſt der heil'gen Nemeſis.

Verlaß mit deinem Götterschilde,
Verlaß, o du der Kühnen Genius,
Die Unschuld nie! Gewinne dir und bilde
Das Herz der Jünglinge mit Siegsgenuß!
O säume nicht! erwache, strafe, siege!
Und sichre stets der Wahrheit Majestät,
Bis aus der Zeit geheimnißvoller Wiege,
Des Himmels Kind, der ew'ge Friede, geht!

Lebensgenuß.

An Neuffer.

Noch kehrt in mich der ſüße Frühling wieder,
Noch altert nicht mein kindiſch fröhlich Herz,
Noch rinnt vom Auge mir der Thau der Liebe nieder,
Noch lebt in mir der Hoffnung Luſt und Schmerz.

Noch tröſtet mich mit ſüßer Augenweide
Der blaue Himmel und die grüne Flur,
Noch reicht die Göttliche den Taumelkelch der Freude,
Die jugendliche, freundliche Natur.

Getroſt! Es iſt der Schmerzen werth dies Leben,
So lang uns Armen Gottes Sonne ſcheint
Und Bilder beßrer Zeit um unſre Seele ſchweben,
Und ach! mit uns ein treues Auge weint.

Der Gott der Jugend.

Gehn Dir im Dämmerlichte,
Wenn in der Sommernacht
Für ſelige Geſichte
Dein liebend Auge wacht,
Noch oft der Freunde Manen
Und, wie der Sterne Chor,
Die Geiſter der Titanen
Des Alterthums empor:

Wird da, wo ſich im Schönen,
Das Göttliche verhüllt,
Noch oft das tiefe Sehnen
Der Liebe Dir geſtillt;
Belohnt des Herzens Mühen
Der Ruhe Vorgefühl,
Und tönt von Melodieen
Der Seele Saitenſpiel:

So ſuch' im ſtillſten Thale
Den blüthenreichſten Hain
Und gieß' aus goldner Schale
Den frohen Opferwein!
Noch lächelt unverraltet
Des Herzens Frühling Dir,
Der Gott der Jugend waltet
Noch über Dir und mir.

Wie unter Tiburs Bäumen,
Wenn da der Dichter ſaß,
Und unter Götterträumen
Der Jahre Flucht vergaß,
Wenn ihn die Ulme kühlte,
Und wenn ſie ſtolz und froh
Um Silberblüthen ſpielte,
Die Flut des Anio;

Und wie um Platons Hallen,
Wenn durch der Haine Grün,
Begrüßt von Nachtigallen,
Der Stern der Liebe ſchien,
Wenn alle Lüfte ſchliefen,
Und, ſanft bewegt vom Schwan,
Cephiſus durch Oliven
Und Myrthenſträuche rann:

So ſchön iſt's noch hienieden!
Auch unſer Herz erfuhr
Das Leben und den Frieden
Der freundlichen Natur;
Noch blüht des Himmels Schöne,
Noch miſchen brüderlich
In unſers Herzens Töne
Des Frühlings Laute ſich.

Drum ſuch' im ſtillſten Thale
Den düſtereichſten Hain,
Und gieß' aus goldner Schale
Den frohen Opferwein!
Noch lächelt unveraltet
Das Bild der Erde dir,
Der Gott der Jugend waltet
Noch über dir und mir.

An eine Roſe.

Ewig trägt im Mutterſchooſe,
Süße Königin der Flur,
Dich und mich die ſtille, große,
Allbelebende Natur.

Röschen! unſer Schmuck veraltet,
Sturm entblättert dich und mich,
Doch der ew'ge Keim entfaltet
Bald zu neuer Blüthe ſich.

Freundeswunsch.

An Neuffer St.

Wenn vom Frühling rund umſchlungen,
Von des Morgens Hauch umwebt,
Trunken nach Erinnerungen
Meine wache Seele ſpäht;
Wenn, wie einſt am fernen Herde,
Mir ſo ſüß die Sonne blinkt,
Und ihr Stral in's Herz der Erde
Und der Erdenkinder dringt;

Wenn, umdämmert von der Weide,
Wo der Bach vorüber rinnt,
Tief bewegt von Leid und Freude,
Meine Seele träumt und ſinnt;
Wenn im Haine Geiſter ſäuſeln,
Wenn im Mondenſchimmer ſich
Kaum die ſtillen Teiche kräuſeln:
Schau ich oft und grüße dich.

Edles Herz, du bist der Sterne
Und der schönen Erde werth,
Bist des werth, so viel die ferne
Nahe Mutter Dir beschert.
Sieh', mit Deiner Liebe lieben
Schönes die Erwählten nur;
Denn Du bist ihr treu geblieben,
Deiner Mutter, der Natur.

Der Gesang der Haine schalle
Froh, wie Du, um Deinen Pfad;
Sanft bewegt vom Weste, walle,
Wie Dein friedlich Herz, die Saat!
Deine liebste Blüthe regne,
Wo Du wandelst, auf die Flur,
Wo Dein Auge weilt, begegne,
Dir das Lächeln der Natur!

Oft im stillen Tannenhaine
Webe Dir um's Angesicht
Seine zauberische, reine
Glorie das Abendlicht!
Deines Herzens Sorge wiege
Drauf die Nacht in süße Ruh'
Und die freie Seele fliege
Liebend den Gestirnen zu!

Diotima.

Leuchteſt Du wie vormals nieder,
Goldner Tag! und ſproſſen mir
Des Geſanges Blumen wieder
Lebenathmend auf zu Dir?
Wie ſo anders iſt's geworden!
Manches, was ich traurig mied,
Stimmt in freundlichen Akkorden
Nun in meiner Freude Lied,
Und mit jedem Stundenſchlage
Werd' ich wunderbar gemahnt
An der Kindheit ſtille Tage,
Seit ich ſie, die Eine, fand.

Diotima! edles Leben!
Schweſter, heilig mir verwandt!
Eh' ich Dir die Hand gegeben,
Hab' ich ferne Dich gekannt.
Damals ſchon, da ich in Träumen,
Mir entlokt vom heitern Tag,
Unter meines Gartens Bäumen,
Ein zufriedner Knabe lag,

Da in leiſer Luſt und Schöne
Meiner Seele Mai begann:
Säuſelte, wie Zephyrstöne,
Göttliche! Dein Hauch mich an.

Ach! und da, wie eine Sage,
Jeder frohe Gott mir ſchwand,
Da ich vor des Himmels Tage
Darbend, wie ein Blinder, ſtand,
Da die Laſt der Zeit mich beugte,
Und mein Leben, kalt und bleich,
Sehnend ſchon hinab ſich neigte
In der Todten ſtummes Reich:
Wünſcht' ich öfters noch, dem blinden
Wanderer, dies Eine mir,
Meines Herzens Bild zu finden
Bei den Schatten oder hier.

Nun! ich habe Dich gefunden!
Schöner, als ich ahnend ſah,
Hoffend in den Feierſtunden,
Holde Muſe! biſt Du da;
Von den Himmliſchen dort oben,
Wo hinauf die Freundſchaft flieht,
Wo, des Alters überhoben,
Immerheitre Schöne blüht,
Scheinſt Du mir herabgeſtiegen,

Götterbotin! weilteſt Du
Nun in gütigem Genügen
Bei dem Sänger immerzu!

Sommerglut und Frühlingsmilde,
Streit und Friede wechſelt hier
Vor dem ſtillen Götterbilde
Wunderbar im Buſen mir;
Zürnend unter Huldigungen,
Hab ich oft beſchämt, beſiegt;
Sie zu faſſen, ſchon gerungen,
Die mein Kühnſtes überſtiegt;
Unzufrieden im Gewinne,
Hab' ich ſtolz darob geweint,
Daß zu herrlich meinem Sinne
Und zu mächtig ſie erſcheint.

Ach! und deine ſtille Schöne,
Heilig holdes Angeſicht!
Herz! an deine Himmelstöne
Iſt gewöhnt das meine nicht;
Aber deine Melodieen
Heitern mählig mir den Sinn,
Daß die trüben Träume fliehen,
Und ich ſelbſt ein Andrer bin;
Bin ich dazu denn erkoren?
Ich zu deiner hohen Ruh'?

So zu Licht und Luſt geboren,
Göttlich Glückliche! wie Du?

Wie Dein Vater und der meine,
Der in heitrer Majeſtät
Ueber ſeinem Eichenhaine
Dort in lichter Höhe geht,
Wie er in die Meereswogen,
Wo die kühle Tiefe baut,
Steigend an des Himmels Bogen,
Klar und ſtill herunterſchaut,
So will ich aus Götterhöhen,
Neu geweiht in ſchön'rem Glück,
Froh zu ſingen und zu ſehen
Nun zu Sterblichen zurück.

Das Ahnenbild.

Alter Vater! Du blickſt immer, wie ehmals, noch,
Da Du gerne gelebt unter den Sterblichen,
Aber ruhiger nur und
Wie die Seligen heiterer,

In die Wohnung, wo Dich Vater! das Söhnlein
nennt,
Wo es lächelnd vor Dir ſpielt und den Muthwill übt,
Wie die Lämmer im Feld', auf
Grünem Teppiche, den zur Luſt

Ihm die Mutter gegönnt. Ferne ſich haltend, ſieht
Ihm die Liebende zu, wundert der Sprache ſchon
Und des jungen Verſtandes
Und des blühenden Auges ſich.

Und an andere Zeit mahnt ſie der Mann, Dein
Sohn,
An die Lüfte des Mais, da er geſeufzt um ſie,
An die Bräutigamstage,
Wo der Stolze die Demuth lernt;

Doch es wandte ſich bald. Sicherer, denn er war,
Iſt er, herrlicher iſt unter den Seinigen
Nun der Zweifachgeliebte,
Und ihm gehet ſein Tagewerk.

Stiller Vater! auch Du lebteſt und liebteſt ſo;
Darum wohneſt Du nun, als ein Unſterblicher,
Bei den Kindern, und Segen,
Wie aus Wolken des Himmels, kömmt

Oefters über das Haus, ruhiger Mann! von Dir,
Und es mehrt ſich, es reift, edler von Jahr zu Jahr,
In beſcheidenem Glücke,
Was mit Hoffnungen Du gepflanzt.

Die Du liebend erzogſt, ſiehe! ſie grünen Dir,
Deine Bäume, wie ſonſt, breiten ums Haus den Arm,
Voll von dankenden Gaben;
Sicher ſtehen die Stämme ſchon.

Und am Hügel hinab, wo Du den ſonnigen
Boden ihnen gebaut, neigen und ſchwingen ſich
Deine freudigen Reben,
Trunken, purpurner Trauben voll.

Aber unten im Haus ruhet, beſorgt von Dir,
Der gekelterte Wein; theuer iſt der dem Sohn,
Und er ſparet zum Feſt das
Alte, lautere Feuer ſich.

Dann beim nächtlichen Mahl, wenn er, in Luſt und Ernſt,
Von Vergangenem viel, vieles von Künftigem
Mit den Freunden geſprochen,
Und der letzte Geſang noch hallt,

Hält er höher den Kelch, ſiehet dein Bild und ſpricht:
Deiner denken wir nun, Dein, und ſo werd' und bleib'
„Ihre Ehre des Hauſes
„Guten Genien, hier und ſonſt!"

Und es tönen zum Dank hell die Kryſtalle Dir,
Und die Mutter, ſie reicht heute zum erſtenmal
Daß es wiſſe vom Feſte,
Auch dem Kinde von Deinem Trank.

Der blinde Sänger.

Ελυσεν αινον ἀχος ἀπ' ὀμματων Ἀρης
Sophocles.

Wo biſt Du, Jugendliches! das immer mich
Zur Stunde weckt des Morgens, wo biſt Du, Licht?
Das Herz iſt wach, doch hält und hemmt in
Heiligem Zauber die Nacht mich immer.

Sonſt lauſcht ich um die Dämmerung gern, ſonſt harrt'
Ich gerne Dein am Hügel, und nie umſonſt!
Nie täuſchten mich, Du Holdes! Deine
Boten, die Lüfte, denn immer kamſt Du,

Kamſt allbeſeligend den gewohnten Pfad
Herein in Deiner Schöne, wo biſt Du Licht?
Das Herz iſt wieder wach, doch bannt und
Hemmt die unendliche Nacht mich immer.

Mir grünten ſonſt die Lauben, es leuchteten
Die Blumen, wie die eignen Augen, mir,
Nicht ferne war das Angeſicht der
Lieben, und leuchtete mir, und droben

Und um die Wälder ſah ich die Fittige
Des Himmels fliegen, da ich ein Jüngling war;
Nun ſitz' ich ſtill allein, von einer
Stunde zur anderen, und Geſtalten

Aus Lieb und Leid der helleren Tage ſchafft,
Zur eignen Freude nun mein Gedanke ſich,
Und ferne lauſch' ich hin, ob nicht ein
Freundlicher Retter vielleicht mir komme.

Dann hör' ich oft den Wagen des Donneres
Am Mittag, wenn der eherne nahe kommt
Und ihm das Haus bebt, und der Boden
Unter ihm dröhnt, und der Berg es nachhallt.

Den Retter hör' ich dann in der Nacht, ich hör'
Ihn tödtend, den Befreier, belebend ihn,
Den Donnerer, vom Untergang zum
Orient eilen und ihm nach tönt ihr,

Ihr meiner Seele Saiten! es lebt mit ihm
Mein Geiſt, und wie die Quelle dem Strome folgt,
Wohin er trachtet, ſo geleit' ich
Gerne den Sicheren auf der Irrbahn.

Wohin? wohin? ich höre Dich da und dort,
Du Herrlicher! und rings um die Erde tönt's!
Wo endeſt Du? und was, was iſt es
Ueber den Wolken? und o wie wird mir!

Tag! Tag! Du über ſtürzenden Wolken! ſey
Willkommen mir! es blühet mein Auge Dir.
O Jugendlicht! o Glück! das alte
Wieder! doch geiſtiger rinnſt Du nieder,

Du goldner Quell aus heiligem Kelch! und Du,
Du grüner Boden! friedliche Wieg'! und Du,
Haus meiner Väter! und ihr Lieben,
Die mir begegneten einſt, o nahet,

O kommt, daß euer, euer die Freude ſey,
Ihr alle! daß euch ſegne der Sehnende!
O nehmt, daß ich's ertrage, mir das
Leben, das Göttliche mir vom Herzen!

Dichtermuth.

Sind denn Dir nicht verwandt alle Lebendigen?
Nähret zum Dienste denn nicht selber die Parze Dich?
Drum! so wandle nur wehrlos
Fort durch's Leben und sorge nicht!

Was geschiehet, es sey alles gesegnet Dir,
Sey zur Freude gewandt! oder was könnte denn
Dich beleidigen, Herz! was
Da begegnen, wohin du sollst?

Dann, wie still am Gestad, oder in silberner
Fernhintönender Flut, oder auf schweigenden
Wassertiefen der leichte
Schwimmer wandelt, so sind auch wir,

Wir, die Dichter des Volks, gerne wo Lebendes
Um uns athmet und wallt, freudig, und Jedem hold,
Jedoch trauend, wie sängen
Sonst wir Jedem den eignen Gott?

Wenn die Woge denn auch Einen der Muthigen,
Wo er treulich getraut, ſchmeichlend hinunter
ziehn,
Und die Stimmen des Sängers
Nun in blauender Halle ſchweigt;

Freudig ſtarb er und noch klagen die Einſamen,
Seine Haine, den Fall ihres Geliebteſten;
Oefters tönet der Jungfrau
Vom Gezweige ſein freundlich Lied.

Wenn des Abends vorbei Einer der Unſern kömmt,
Wo der Bruder ihm ſank, denket er Manches
wohl
An der warnenden Stelle,
Schweigt und gehet getröſteter.

Natur und Kunſt

oder

Saturn und Jupiter.

Du waltest hoch am Tag' und es blühet Dein
Geſetz, Du hältſt die Wage, Saturnus Sohn!
Und theilſt die Loos' und ruheſt froh im
Ruhm der unſterblichen Herrſcherkünſte.

Doch in den Abgrund, ſagen die Sänger ſich,
Hobſt Du den heil'gen Vater, den eignen, einſt
Verwieſen und es jammern drunten,
Da, wo die Wilden vor Dir mit Recht ſind,

Schuldlos der Gott der goldenen Zeit ſchon längſt,
Einſt müheles, und größer, wie Du, wenn ſchon
Er kein Gebot ausſprach und ihn der
Sterblichen Keiner mit Namen nannte.

Herab denn! oder ſchäme des Danks Dich nicht!
Und willſt Du bleiben, diene dem Aelteren
Und gönn' es ihm, daß ihn vor Allen,
Göttern und Menſchen, der Sänger nenne!

Denn, wie aus dem Gewölke Dein Blitz, so kommt
Von ihm, was Dein ist, Liebe! so zeugt von ihm,
Was Du gebeutst, und aus Saturnus
Frieden ist jegliche Macht erwachsen.

Und hab' ich erst am Herzen Lebendiges
Gefühlt und dämmert, was Du gestaltetest,
Und war in ihrer Wiege mir in
Wonne die wechselnde Zeit entschlummert:

Dann kenn' ich Dich, Kronion, dann hör' ich Dich,
Den weisen Meister, welcher, wie wir, ein Sohn
Der Zeit, Gesetze giebt und, was die
Heilige Dämmerung birgt, verkündet.

An unſere Dichter.

Des Ganges Ufer hörten des Freudengotts
Triumph, als alleroberud vom Indus her
Der junge Bacchus kam, mit heil'gem
Weine vom Schlafe die Völker weckend.

O weckt, ihr Dichter! weckt ſie vom Schlummer auf,
Die jetzt noch ſchlafen, gebt die Geſetze, gebt
Uns Leben, ſingt, Heroen! ihr nur
Habt der Eroberung Recht, wie Bacchus.

An Eduard.

Euch alten Freunde droben, unſterbliches
Geſtirn! euch frag' ich, Helden! woher es iſt,
Daß ich ſo unterthan ihm bin, und
So der Gewaltige ſein mich nennet?

Denn wenig kann ich bieten, nur weniges
Kann ich verlieren, aber ein liebes Glück,
Ein einziges, zum Angedenken
Reicherer Tage zurück geblieben;

Und ſo er mir's geböte, dies Eine noch,
Mein Saitenſpiel, ich wagt' es, wohin er wollt',
Und mit Geſange folgt' ich, ſelbſt in's
Ende der Tapferen ihm hinunter.

„Die Wolke" — ſäng' ich — „tränket mit Regen
Dich,
„Du Mutterboden! aber mit Blut der Menſch;
„So ruht, ſo kühlt die Liebe ſich, die
„Droben und drunten nicht Gleiches findet.

„Wo iſt am Tag ihr Zeichen? wo ſpricht das Herz
„Sich aus? o wann im Leben, wann iſt es frei,
„Was unſer Wort nicht nennt, wann wird, was
„Trauert, gebannt in die Nacht, ſein Wunſch
ihm? —

„Jetzt, wann die Opfer fallen, ihr Freunde! jetzt!
„Schon tritt hinzu der feſtliche Zug, ſchon blinkt
„Der Stahl, die Welle dampft, ſie fallen, und es
„Hallt in der Luft, und die Erde rühmt es!“

Wenn ich ſo ſingend ſiele, dann rächteſt Du
Mich, mein Achill! und ſprächeſt: „er lebte doch
„Treu bis zuletzt!“ das ernſte Wort, das
Spräche mein Feind und der Todtenrichter!

Doch weilen wir in Ruhe, Du Lieber, noch;
Uns birgt der Wald, es hält das Gebirge dort
Das mütterliche, noch die beiden
Brüder in ſicherem Arm gefangen.

Uns iſt die Weisheit Wiegengeſang; ſie webt
Um's Aug' ihr heilig Dunkel; doch öfters kömmt
Aus ferne tönendem Gewölk die
Mahnende Flamme des Zeitengottes.

Es regt ſein Sturm die Schwingen Dir auf; Dich ruft,
Dich nimmt der mächt'ge Vater hinauf; o nimm
Mich Du, und trage Deine leichte
Beute dem lächelnden Gott entgegen!

Der gefeſſelte Strom.

Was ſchläfſt und träumſt Du, Jüngling! gehüllt in Dich,
Und ſäumſt am kalten Ufer, Geduldiger,
Und achteſt nicht des Urſprungs, Du, des Oceans Sohn, des Titanenfreundes?

Die Liebesboten, welche der Vater ſchickt,
Kennſt Du die lebenathmenden Lüfte nicht?
Und trifft das Wort Dich nicht, das hell von Oben der wachende Gott Dir ſendet? —

Schon tönt, ſchon tönt es ihm in der Bruſt! es quillt,
Wie da er noch im Schooſe der Felſen ſpielt',
Ihm auf; und nun gedenkt er ſeiner Kraft, der Gewaltige, nun, nun eilt er,

Der Zauberer, er ſpottet der Feſſeln nun,
Und nimmt und bricht und wirft die zerbrochenen
Im Zorne, ſpielend, da und dort zum Schallenden Ufer; und von der Stimme

Des Göttersohns erwachen die Berge rings,
Es regen sich die Wälder, es hört die Kluft
Den Herold fern, und schaudernd regt im
Busen der Erde sich Freude wieder.

Der neue Frühling dämmert, es blüht um ihn;
Er aber wandelt hin zu Unsterblichen;
Denn nirgend darf er bleiben, als wo
Ihn in die Arme der Vater aufnimmt.

Sonnenuntergang.

Wo bist Du? trunken dämmert die Seele mir
Von aller Deiner Wonne; denn eben ist's,
Daß ich gelauscht, wie, goldner Töne
Voll, der entzückende Sonnenjüngling

Sein Abendlied auf himmlischer Leyer spielt';
Es tönten rings die Wälder und Hügel nach,
Doch fern ist er zu frommen Völkern,
Die ihn noch ehren, hinweggesungen.

Menſchenbeifall.

Iſt nicht heilig mein Herz, ſchönren Lebens voll,
Seit ich liebe? Warum achtetet ihr mich mehr,
Da ich ſtolzer und wilder,
Wortereicher und leerer war?

Ach! der Menge gefällt, was auf den Marktplatz taugt,
Und es ehret der Knecht nur den Gewaltſamen;
An das Göttliche glauben
Die allein, die es ſelber ſind.

Stimme des Volks.

Du ſeyeſt Gottes Stimme, ſo ahndet' ich
In heil'ger Jugend; ja, und ich ſag' es noch. —
Um meine Weisheit unbekümmert
Rauſchen die Waſſer doch auch, und dennoch

Hör' ich ſie gern, und öfters bewegen ſie
Und ſtärken mir das Herz, die Gewaltigen;
Und meine Bahn nicht, aber richtig
Wandeln in's Meer ſie die Bahn hinunter.

Die ſcheinheiligen Dichter.

Ihr kalten Heuchler, ſprecht von den Göttern nicht!
Ihr habt Verſtand, ihr glaubt nicht an Helios
Noch an den Donnerer und Meergott;
Todt iſt die Erde, wer mag ihr danken?

Getroſt ihr Götter! zieret ihr doch das Lied,
Wenn ſchon aus euren Namen die Seele ſchwand,
Und iſt ein großes Wort vonnöthen,
Mutter Natur! ſo gedenkt man deiner.

Die Launiſchen.

Hör' ich ferne nur her, wenn ich für mich geklagt,
Saitenſpiel und Geſang, ſchwingt mir das Herz doch gleich;
Bald auch bin ich verwandelt,
Winkſt du, purpurner Wein! mich an

Unter Schatten des Waldes, wo die gewaltige
Mittagsſonne mir ſanft über dem Laube glänzt;
Ruhig ſitz' ich daſelbſt, wenn,
Zürnend ſchwerer Beleidigung,

Ich im Felde geirrt — zürnen zu gerne doch
Deine Dichter, Natur! trauern und weinen leicht,
Die Beglückten; wie Kinder,
Die zu zärtlich die Mutter hält,

Sind ſie mürriſch und voll herriſchen Eigenſinns;
Wandeln ſtill ſie des Wegs, irret Geringes doch
Bald ſie wieder; ſie reißen
Aus dem Gleiſe ſich ſträubend Dir.

Doch Du rührеſt ſie kaum, Liebende! freundlich an,
Sind ſie friedlich und fromm; fröhlich gehorchen ſie!
Du lenkſt, Meiſterin! ſie mit
Welchem Zügel, wohin Du willſt.

Der Zeitgeiſt.

Zu lang ſchon waltеſt über dem Haupte mir
Du in der dunkeln Wolke, du Gott der Zeit!
Zu wild, zu bang iſt's ringsum, und es
Trümmert und wankt ja, wohin ich blicke.

Ach! wie ein Knabe ſeh' ich zu Boden oft,
Such' in der Höhle Rettung vor Dir, und möcht,'
Ich Blöder, eine Stelle finden,
Allesерſchütt'rer! wo Du nicht wäreſt.

Laß endlich, Vater! offenen Aug's mich Dir
Begegnen! haſt denn Du nicht zuerſt den Geiſt
Mit Deinem Stral aus mir geweckt? mich
Herrlich an's Leben gebracht, o Vater!

Wohl keimt aus jungen Reben uns heil'ge Kraft;
In milder Luft begegnet den Sterblichen,
Und wenn ſie ſtill im Haine wandeln,
Heiternd ein Gott; doch allmächt'ger weckſt Du

Die reine Seele Jünglingen auf, und lehrſt
Die Alten weiſe Künſte; der Schlimme nur
Wird ſchlimmer, daß er bälder ende,
Wenn Du, Erſchütterer! ihn ergreifeſt.

Der Tod für's Vaterland.

Du kommſt, o Schlacht! ſchon wogen die Jünglinge
Hinab von ihren Hügeln, hinab in's Thal,
Wo keck herauf die Würger dringen,
Sicher der Kunſt und des Arms, doch ſichrer

Kömmt über ſie die Seele der Jünglinge,
Denn die Gerechten ſchlagen, wie Zauberer,
Und ihre Vaterlandsgeſänge
Lähmen die Kniee der Ehreloſen.

O nehmt mich, nehmt mich mit in die Reihen auf,
Damit ich einſt nicht ſterbe gemeinen Tods!
Umſonſt zu ſterben, lieb' ich nicht, doch
Lieb' ich, zu fallen am Opferhügel

Für's Vaterland, zu bluten des Herzens Blut
Für's Vaterland — und bald iſt's geſchehn! Zu euch
Ihr Theuern! komm' ich, die mich leben
Lehrten und ſterben, zu euch hinunter!

Wie oft im Lichte dürſtet' ich euch zu ſehn,
Ihr Helden und ihr Dichter aus alter Zeit!
Nun grüßt ihr freundlich den geringen
Fremdling und brüderlich iſt's hier unten.

Des Morgens.

Vom Thaue glänzt der Raſen, beweglicher
Eilt ſchon die wache Quelle; die Birke neigt
Ihr ſchwankes Haupt und im Geblätter
Rauſcht es und ſchimmert; und um die grauen

Gewölke ſtreifen röthliche Flammen dort,
Verkündende, ſie wallen geräuſchlos auf;
Wie Fluten am Geſtade, wogen
Höher und höher die wandelbaren.

Komm nun, o komm, und eile mir nicht zu ſchnell,
Du goldner Tag, zum Gipfel des Himmels fort!
Denn offner fliegt, vertrauter Dir mein
Auge, Du Freudiger! zu, ſo lang Du

In Deiner Schöne jugendlich blickſt und noch
Zu herrlich nicht, zu ſtolz mir geworden biſt;
Du möchteſt immer eilen, könnt' ich,
Göttlicher Wanderer, mit Dir! — doch lächelſt

Des frohen Uebermüthigen Du, daß er
Dir gleichen möchte; ſegne mir lieber dann
Mein ſterblich Thun und heitre wieder,
Gütiger! heute den ſtillen Pfad mir!

Abendphantaſie.

Vor ſeiner Hütte ruhigem Schatten ſitzt
Der Pflüger, dem Genügſamen rauſcht ſein Heerd.
Gaſtfreundlich tönt dem Wanderer im
Friedlichen Dorfe die Abendglocke.

Wohl kehren jetzt die Schiffer zum Hafen auch,
In fernen Städten fröhlich verranſcht des Markts
Geſchäft'ger Lärm; in ſtiller Laube
Glänzt das geſellige Mahl den Freunden.

Wohin denn ich? Es leben die Sterblichen
Von Lohn und Arbeit; wechſelnd in Müh' und Ruh'
Iſt alles freudig; warum ſchläft denn
Nimmer nur mir in der Bruſt der Stachel?

Am Abendhimmel blüht ein Frühling auf;
Unzählig blüh'n die Roſen und ruhig ſcheint
Die goldne Welt; o dorthin nehmt mich
Purpurne Wolken! und möge droben

In Licht und Luft zerrinnen mir Lieb und Leid! —
Doch, wie verſcheucht von thörichter Bitte, flieht
Der Zauber; dunkel wird's, und einſam
Unter dem Himmel, wie immer, bin ich.

Komm du nun, ſanfter Schlummer! zu viel begehrt
Das Herz; doch endlich, Jugend, verglühſt du ja,
Du ruheloſe, träumeriſche!
Friedlich und heiter iſt dann das Alter.

An die Hoffnung.

O Hoffnung! holde! gütig geſchäftige!
Die du das Haus der Trauernden nicht verſchmähſt,
Und gerne dienend, Edle, zwiſchen
Sterblichen waltеſt und Himmelsmächten;

Wo biſt du? wenig lebt' ich, doch athmet kalt
Mein Abend ſchon, und ſtille, den Schatten gleich,
Bin ich ſchon hier; und ſchon gefanglos
Schlummert das ſchauernde Herz im Buſen.

Im grünen Thale, dort, wo der friſche Quell
Vom Berge täglich rauſcht, und die liebliche
Zeitloſe mir am Herbſtlicht aufblüht,
Dort in der Stille, du Holde, will ich

Dich ſuchen, oder wenn in der Mitternacht
Das unſichtbare Leben im Haine wallt,
Und über mir die immer frohen
Blumen, die ſicheren Sterne, glänzen.

O du, des Aethers Tochter! erſcheine dann
Aus deines Vaters Gärten, und darfſt du nicht,
Mir ſterblich Glück verheißen, ſchreck', o
Schrecke mit anderem nur das Herz mir.

Der Winter.

Jetzt komm und hülle, zaubriſcher Phantaſus,
Den zarten Sinn der Frauen in Wolken ein,
In goldne Träum' und ſchütze ſie, die
Blühende Ruhe der Immerguten.

Dem Manne laß ſein Sinnen und ſein Geſchäft
Und ſeiner Kerze Schein und den künft'gen Tag
Gefallen, laß des Unmuths ihm, der
Häßlichen Sorge zu viel nicht werden,

Wenn jetzt der immerzürnende Boreas,
Mein Erbfeind, über Nacht mit dem Froſt das Land
Befällt, und ſpät, zur Schlummerſtunde,
Spottend der Menſchen, ſein ſchrecklich Lied
ſingt,

Und unſrer Städte Mauern und unſerm Zaun,
Den fleißig wir geſetzt, und den ſtillen Hain
Zerreißt, und ſelber im Geſang die
Seele mir ſtöret, der Allverderber.

Und raſtlos tobend über den ſanften Strom
Sein ſchwarz Gewölk ausſchüttet, daß weit umher
Das Thal gährt und, wie fallend Laub, vom
Berſtenden Hügel herab der Fels fällt.

Wohl frommer iſt, denn andre Lebendige,
Der Menſch; doch zürnt es draußen, gehört er
auch
Sich eigner an und ſinnt und ruht in
Sicherer Hütte, der Freigeborne.

Und immer wohnt der freundlichen Genien
Noch einer gerne ſegnend mit ihm, und wenn
Sie zürnten all', die ungelehr'gen
Geniuskräfte, doch liebt die Liebe.

Der gute Glaube.

Schönes Leben! Du liegſt krank und das Herz
iſt mir
Müd vom Weinen und ſchon dämmert die Furcht
in mir;
Doch, doch kann ich nicht glauben,
Daß Du ſterbeſt, ſo lang Du liebſt.

Ihre Geneſung.

Deine Freundin, Natur! leidet und ſchläft, und du
Allbelebende ſäumſt? ach, und ihr heilt ſie nicht
Mächt'ge Lüfte des Aethers,
Nicht ihr Quellen des Sonnenlichts?

Alle Blumen der Erd', alle die fröhlichen
Schönen Früchte des Hains, heitern ſie alle nicht
Dieſes Leben, ihr Götter,
Das ihr ſelber in Lieb' erzogt?

Ach! ſchon athmet und tönt heilige Lebensluſt
Ihr im reizenden Wort wieder, wie ſonſt, und ſchon
Glänzt das Auge des Lieblings
Freundlich offen, Natur! Dich an.

Abbitte.

Heilig Weſen! geſtört hab' ich die goldene
Götterruhe Dir oft, und der geheimeren,
Tiefern Schmerzen des Lebens
Haſt Du manche, getrennt von mir.

O vergiß es, vergieb! gleich dem Gewölke dort
Vor dem friedlichen Mond, geh' ich dahin und Du
Ruhſt und glänzeſt in deiner
Schöne wieder, du ſüßes Licht!

Ehmals und Jetzt.

In jüngeren Tagen war ich des Morgens froh,
Des Abends weint' ich; jetzt, da ich älter bin,
Beginn' ich zweifelnd meinen Tag, doch
Heilig und heiter iſt mir ſein Ende.

An die Deutſchen.

Spottet ja nicht des Kind's, wenn es mit Peitſch' und Sporn,
Auf dem Roſſe von Holz, muthig und groß ſich dünkt.
Denn, ihr Deutſchen, auch ihr ſeyd
Thatenarm und gedankenvoll.

Oder kömmt, wie der Stral aus dem Gewölke kömmt,
Aus Gedanken die That? Leben die Bücher bald?
O ihr Lieben! ſo nehmt mich,
Daß ich büße die Läſterung!

An die jungen Dichter.

Lieben Brüder! es reift unsere Kunst vielleicht,
Da, dem Jünglinge gleich, lange sie schon gegährt,
Bald zur Stille der Schönheit;
Seyd nur fromm, wie der Grieche war!

Liebt die Götter und denkt freundlich der Sterblichen!
Haßt den Rausch wie den Frost! lehrt und beschreibet nicht!
Wenn der Meister euch ängstigt,
Fragt die große Natur um Rath!

Die Kürze.

„Warum biſt du ſo kurz? liebſt du wie vormals denn
„Nun nicht mehr den Geſang? fand'ſt du als Jüngling doch
„In den Tagen der Hoffnung,
„Wenn du ſangeſt, das Ende nie?"

Wie mein Glück iſt mein Lied. — Willſt du im Abendroth
Froh dich baden? Hinweg iſt's und die Erd' iſt kalt,
Und der Vogel der Nacht ſchwirrt
Unbequem vor das Auge dir.

Sokrates und Alcibiades.

„Warum huldigeſt Du, heiliger Sokrates,
„Dieſem Jünglinge ſtets? kennſt Du Gröſ'res nicht?
„Warum ſiehet mit Liebe,
„Wie auf Götter, Dein Aug' auf ihn?"

Wer das Tiefſte gedacht, liebt das Lebendigſte,
Hohe Tugend verſteht, wer in die Welt geblickt,
Und es neigen die Weiſen
Oft am Ende zum Schönen ſich.

Die Götter.

Du ſtiller Aether! immer bewahrſt du ſchön
Die Seele mir im Schmerz, und es adelt ſich
Zur Tapferkeit vor deinen Stralen,
Helios! oft die empörte Bruſt mir.

Ihr guten Götter! arm iſt, wer euch nicht kennt
Im rohen Buſen ruhet der Zwiſt ihm nie,
Und Nacht iſt ihm die Welt, und keine
Freude gedeihet und kein Geſang ihm.

Nur ihr, mit euer ewigen Jugend, nährt
In Herzen, die euch lieben, den Kinderſinn,
Und laßt in Sorgen und in Irren
Nimmer den Genius ſich vertrauern.

Empedokles.

Das Leben ſuchſt Du, ſuchſt, und es quillt und glänzt
Ein göttlich Feuer tief aus der Erde Dir,
Und Du in ſchauderndem Verlangen
Wirfſt Dich hinab in des Aetna Flammen.

So ſchmelzt' im Weine Perlen der Uebermuth
Der Königin; und mochte ſie! Hätteſt Du
Nur Deinen Reichthum nicht, o Dichter,
Hin in den gährenden Kelch geopfert!

Doch heilig biſt Du mir, wie der Erde Macht,
Die Dich hinwegnahm, kühner Getödteter!
Und folgen möcht' ich in die Tiefe,
Hielte die Liebe mich nicht, dem Helden.

Der Neckar.

In deinen Thälern wachte mein Herz mir auf
Zum Leben, deine Wellen umſpielten mich,
Und all' der holden Hügel, die Dich,
Wanderer! kennen, iſt keiner fremd mir.

Auf ihren Gipfeln löste des Himmels Luft
Mir oft der Knechtſchaft Schmerzen; und aus dem Thal,
Wie Leben aus dem Freudebecher,
Glänzte die bläuliche Silberwelle.

Der Berge Quellen eilten hinab zu dir,
Mit ihnen auch mein Herz, und Du nahmſt uns mit
Zum ſtill erhabnen Rhein, zu ſeinen
Städten hinunter und luſt'gen Inſeln. —

Noch dünkt die Welt mir ſchön, und das Aug' entflieht,
Verlangend nach den Reizen der Erde, mir
Zum goldnen Pactol, zu Smyrna's
Ufer, zu Ilions Wald. Auch möcht' ich

Bei Sunium oft landen, den ſtummen Pfad
Nach deinen Säulen fragen, Olympion!
Noch eh' der Sturmwind und das Alter
Hin in den Schutt der Athenertempel

Und ihrer Gottesbilder auch dich begräbt;
Denn lang ſchon einſam ſiehſt du, o Stolz der Welt,
Die nicht mehr iſt. Und o ihr ſchönen
Inſeln Joniens! wo die Meerluft

Die heißen Ufer kühlt und den Lorbeerwald
Durchſäuſelt, wenn die Sonne den Weinſtock wärmt.
Ach! wo ein goldner Herbſt dem armen
Volk' in Geſänge die Seufzer wandelt,

Wenn ſein Granatbaum reift, wenn aus grüner Nacht
Die Pomeranze blinkt, und der Maſtixbaum
Von Harze träuft, und Pauk' und Cymbel
Zum labyrinthiſchen Tanze klingen.

Zu euch, ihr Inſeln! bringt mich vielleicht, zu euch,
Mein Schutzgott einſt; doch weicht mir aus treuem Sinn
Auch da mein Neckar nicht mit ſeinen
Lieblichen Wieſen und Uferweiden.

Heidelberg.

Lange lieb' ich Dich ſchon, möchte Dich, mir zur Luſt,
Mutter nennen und Dir ſchenken ein kunſtlos Lied,
Du, der Vaterlandsſtädte
Ländlich ſchönſte, ſo viel ich ſah.

Wie der Vogel des Walds über die Gipfel fliegt,
Schwingt ſich über den Strom, wo er vorbei Dir glänzt,
Leicht und kräftig die Brücke,
Die von Wagen und Menſchen tönt.

Wie von Göttern geſandt, feſſelt' ein Zauber einſt,
Auf die Brücke mich an, da ich vorüber gieng,
Und herein in die Berge
Mir die reizende Ferne ſchien.

Und der Jüngling, der Strom, fort in die Ebne zog,
Traurig froh, wie das Herz, wenn es, ſich ſelbſt zu ſchön,
Liebend unterzugehen,
In die Fluten der Zeit ſich wirft.

Quellen hatteſt Du ihm, hatteſt dem Flüchtigen
Kühle Schatten geſchenkt, und die Geſtade ſahn
All' ihm nach, und es bebte
Aus den Wellen ihr lieblich Bild.

Aber ſchwer in das Thal hieng die gigantiſche
Schickſalskundige Burg, nieder bis auf den Grund
Von den Wettern geriſſen;
Doch die ewige Sonne goß

Ihr verjüngendes Licht über das alternde
Rieſenbild, und umher grünte lebendiger
Epheu; freundliche Wälder
Rauſchten über die Burg herab.

Sträuche blühten herab, bis wo im heitern Thal,
An den Hügel gelehnt, oder dem Ufer hold,
Deine fröhlichen Gaſſen
Unter duftenden Gärten ruhn.

Der Main.

(Variation des obigen: der Neckar.)

Wohl manches Land der lebenden Erde möcht'
Ich sehn, und öfters über die Berg' enteilt
Das Herz mir und die Wünsche wandern
Ueber das Meer, zu den Ufern, die mir

Vor andern, so ich kenne, gepriesen sind,
Doch lieb ist in der Ferne nicht eines mir,
Wie jenes, wo die Göttersöhne
Schlafen, das trauernde Land der Griechen.

Ach! einmal dort an Suniums Küste möcht'
Ich landen, deine Säulen, Olympion!
Erfragen, dort, noch eh der Nordsturm
Hin in den Schutt der Athenertempel

Und ihrer Götterbilder auch dich begräbt;
Denn lang schon einsam stehst du, o Stolz der Welt,
Die nicht mehr ist! — und o ihr schönen
Inseln Jöniens, wo die Lüfte

Vom Meere kühl, an warme Geſtade wehn,
Wenn unter kräft'ger Sonne die Traube reift,
Ach! wo ein goldner Herbſt dem armen
Volk' in Geſänge die Seufzer wandelt,

Wenn die Betrübten jetzt ihr Limonenwald,
Und ihr Granatbaum, purpurner Aepfel voll,
Und ſüßer Wein und Pauk' und Zithar
Zum labyrinthiſchen Tanze ladet. —

Zu euch vielleicht, ihr Inſeln! geräth noch einſt
Ein heimathloſer Sänger; denn wandern muß
Von Fremden er zu Fremden und die
Erde, die freie, ſie muß ja leider

Statt Vaterlands ihm dienen, ſo lang er lebt,
Und wenn er ſtirbt — doch nimmer vergeß ich dich,
So fern ich wandre, ſchöner Main! und
Deine Geſtade, die vielbeglückten.

Gaſtfreundlich nahmſt du, Stolzer! bei dir mich auf
Und heitertеſt das Auge dem Fremdlinge,
Und ſtill hingleitende Geſänge
Lehrteſt du mich und geräuſchloſes Leben.

O ruhig mit den Sternen, du Glücklicher!
Wallst du von deinem Morgen zum Abend fort,
Dem Bruder zu, dem Rhein; und dann mit
Ihm in den Ocean freudig nieder!

Ermunterung.

Echo des Himmels! heiliges Herz! warum
Warum verſtummſt du unter den Lebenden,
Schläfſt, freies! von den Götterloſen
Ewig hinab in die Nacht verwieſen?

Wacht denn, wie vormals, nimmer des Aethers
Licht?
Und blüht die alte Mutter, die Erde nicht?
Und übt der Geiſt nicht da und dort, nicht
Lächelnd die Liebe das Recht noch immer?

Nur du nicht mehr! doch mahnen die Himmliſchen,
Und ſtillebildend weht, wie ein kahl Gefild,
Der Athem der Natur dich an, der
Alleserheiternde, ſeelenvolle.

O Hoffnung! bald, bald ſingen die Haine nicht
Des Lebens Leb allein, denn es iſt die Zeit,
Daß aus der Menſchen Munde ſie, die
Schönere Seele ſich neu verkündet,

Dann liebender im Bunde mit Sterblichen
Das Element ſich bildet, und dann erſt reich,
Bei frommer Kinder Dank, der Erde
Bruſt, die unendliche, ſich entfaltet,

Und unſre Tage wieder, wie Blumen, ſind,
Wo ſie, des Himmels Sonne ſich ausgetheilt
Im ſtillen Wechſel ſieht und wieder
Froh in den frohen das Licht ſich findet,

Und er, der ſprachlos waltet und unbekannt
Zukünftiges bereitet, der Gott, der Geiſt
Im Menſchenwort, am ſchönen Tage
Kommenden Jahren, wie einſt, ſich ausſpricht.

Die Heimath.

Froh kehrt der Schiffer heim an den ſtillen Strom,
Von Inſeln ferneher, wenn er geerntet hat;
So käm' auch ich zur Heimath, hätt' ich
Güter ſo viele, wie Leid, geerntet.

Ihr theuern Ufer, die mich erzogen einſt,
Stillt ihr der Liebe Leiden, verſprecht ihr mir,
Ihr Wälder meiner Jugend, wenn ich
Komme, die Ruhe noch einmal wieder?

Am kühlen Bache, wo ich der Wellen Spiel,
Am Strome, wo ich gleiten die Schiffe ſah,
Dort bin ich bald; euch traute Berge,
Die mich behüteten einſt, der Heimath

Verehrte ſichre Grenzen, der Mutter Haus;
Und liebender Geſchwiſter Umarmungen
Begrüß' ich bald, und ihr umſchließt mich,
Daß, wie in Banden, das Herz mir heile,

Ihr treu geblieb'nen! aber ich weiß, ich weiß
Der Liebe Leid, dieß heilet so bald mir nicht,
Dieß ſingt kein Wiegenſang, den tröſtend
Sterbliche ſingen, mir aus dem Buſen.

Denn ſie, die uns das himmliſche Feuer leihn,
Die Götter ſchenken heiliges Leid uns auch,
Drum bleibe dieß. Ein Sohn der Erde
Bin ich; zu lieben gemacht, zu leiden.

Die Liebe.

Wenn ihr Freunde vergeßt, wenn ihr die Euern all',
O ihr Dankbaren, sie, euere Dichter schmäht,
Gott vergeb' es, doch ehret
Nur die Seele der Liebenden.

Denn o saget, wo lebt menschliches Leben sonst,
Da die knechtische jetzt alles, die Sorge, zwingt?
Darum wandelt der Gott auch
Sorglos über dem Haupt uns längst.

Doch, wie immer das Jahr kalt und gesanglos ist,
Zur beschiedenen Zeit, aber aus weißem Feld
Grüne Halme doch sprossen.
Oft ein einsamer Vogel singt.

Wenn sich mählig der Wald dehnet, der Strom
sich regt.
Schon die mildere Luft leise von Mittag weht
Zur erlesenen Stunde,
So ein Zeichen der schönern Zeit.

Die wir glauben, erwächst einzig genügſam nah,
Einzig edel und fromm über dem ehernen,
Wilden Boden die Liebe,
Gottes Tochter, von ihm allein.

Sey geſegnet, o ſey, himmliſche Pflanze, mir
Mit Geſange gepflegt, wenn des ätheriſchen
Nektars Kräfte Dich nähren,
Und der ſchöpferiſche Stral Dich reift.

Wachs' und werde zum Wald! eine beſeeltere,
Voll entblühende Welt! Sprache der Liebenden
Sey die Sprache des Landes,
Ihre Seele der Laut des Volks!

Lebenslauf.

Größeres wollteſt auch du, aber die Liebe zwingt
All' uns nieder, das Leid beuget gewaltiger,
Und es kehret umſonſt nicht
Unſer Bogen, woher er kommt.

Aufwärts oder hinab! wehet in heil'ger Nacht,
Wo die ſtumme Natur werdende Tage ſinnt,
Weht im nüchternen Orkus
Nicht ein liebender Athem auch?

Dieß erfuhr ich. Denn nie, ſterblichen Meiſtern gleich,
Habt ihr Himmliſchen, ihr Alleserhaltenden,
Daß ich wüßte, mit Vorſicht,
Mich des ebenen Pfads geführt.

Alles prüfe der Menſch, ſagen die Himmliſchen,
Daß er, kräftig genährt, danken für Alles lern',
Und verſtehe die Freiheit,
Aufzubrechen, wohin er will.

Der Abſchied.

Trennen wollten wir uns? wähnten es gut und klug?
Da wirs thaten, warum ſchreckte, wie Mord, die That?
Ach! wir kennen uns wenig,
Denn es waltet ein Gott in uns.

Den verrathen? ach ihn, welcher uns alles erſt,
Sinn und Leben erſchuf, ihn, den beſeelenden
Schutzgott unſerer Liebe,
Dieß, dieß Eine vermag ich nicht.

Aber anderen Fehl denket der Menſchen Sinn,
Andern ehernen Dienſt übt er und anders Recht.
Und es fordert die Seele
Tag für Tag der Gebrauch uns ab.

Wohl! ich wußt' es zuvor. Seit der gewurzelte
Allentzweiende Haß Götter und Menſchen trennt,
Muß, mit Blut ſie zu ſühnen,
Muß der Liebenden Herz vergehn.

Laß mich ſchweigen! o laß nimmer von nun an mich
Dieſes Tödtliche ſehn, daß ich im Frieden doch
Hin ins Einſame ziehe,
Und noch unter der Abſchied ſey!

Reich die Schale mir ſelbſt, daß ich des rettenden
Heil'gen Giftes genug, daß ich des Lethetranks
Mit Dir trinke, daß alles
Haß und Liebe vergeſſen ſey!

Hingehn will ich. Vielleicht ſeh' ich in langer Zeit
Diotima! Dich hier. Aber verblutet iſt
Dann das Wünſchen und friedlich
Gleich den Seligen, fremd ſind wir.

Und ein ruhig Geſpräch führet uns auf und ab,
Sinnend, zögernd, doch faßt die Vergeſſenen
Hier die Stelle des Abſchieds,
Es erwarmet ein Herz in uns,

Staunend ſeh' ich dich an, Stimmen und ſüßen Sang,
Wie aus voriger Zeit, hör' ich und Saitenſpiel,
Und befreiet in Flammen
Fliegt in Lüfte der Geiſt uns auf.

Diotima.

Du ſchweigſt und duldeſt, denn ſie verſtehen dich nicht.
Du edles Leben! ſiehſt zur Erd' und ſchweigſt
Am ſchönen Tag, denn ach! umſonſt nur
Suchſt du die Deinen im Sonnenlichte,

Die Königlichen, welche wie Brüder doch,
Wie eines Hains geſellige Gipfel ſonſt
Der Lieb' und Heimath ſich und ihres
Immer umfangenden Himmels freuten.

Des Urſprungs noch in tönender Bruſt gedenk;
Die Dankbarn, ſie, ſie mein' ich, die einzig treu
Bis in den Tartarus die Freude
Brachten, die Freien, die Göttermenſchen.

Die zärtlich großen Seelen, die nimmer ſind;
Denn ſie beweint, ſo lange das Trauerjahr
Schon dauert, von den vor'gen Sternen
Täglich gemahnet, das Herz noch immer,

Und dieſe Todtenklage, ſie ruht nicht aus,
Die Zeit doch heilt. Die Himmliſchen ſind jetzt ſtark,
Sind ſchnell. Nimmt denn nicht ſchon ihr altes
Freudiges Recht die Natur ſich wieder?

Sieh! eh noch unſer Hügel, o Liebe, ſinkt,
Geſchieht's und ja! noch ſiehet mein ſterblich Lied
Den Tag, der, Diotima! nächſt den
Göttern mit Helden dich nennt, und dir gleicht.

Rückkehr in die Heimath.

Ihr milden Lüfte, Boten Italiens!
Und du mit deinen Pappeln, geliebter Strom!
Ihr wogenden Gebirg'! o all' ihr
Sonnigen Gipfel! so seyd ihr's wieder.

Du stiller Ort! in Träumen erschienst du fern,
Nach hoffnungslosem Tage dem Sehnenden,
Und du, mein Haus, und ihr Gespielen,
Bäume des Hügels, ihr wohlbekannten!

Wie lang' ist's, o wie lange! des Kindes Ruh'
Ist hin, und hin ist Jugend und Lieb' und Glück,
Doch du, mein Vaterland, du Heilig-
Duldendes, siehe, du bist geblieben!

Und darum, daß sie dulden mit dir, mit dir
Sich freu'n, erziehst du, Theures! die Deinen auch,
Und mahnst in Träumen, wenn sie ferne
Schweifen und irren, die Ungetreuen.

Und wenn im heißen Buſen dem Jünglinge
Die eigenmächt'gen Wünſche beſänftiget
Und ſtille vor dem Schickſal ſind, dann
Giebt der Geläuterte dir ſich lieber.

Lebt wohl denn, Jugendtage, du Roſenpfad
Der Lieb', und all' ihr Pfade des Wanderers,
Lebt wohl! und nimm und ſegne du mein
Leben, o Himmel der Heimath, wieder!

An die Parzen.

Nur Einen Sommer gönnt, ihr Gewaltigen!
Und Einen Herbſt zu reifem Geſange mir,
Daß williger mein Herz, vom ſüſſen
Spiele geſättiget, dann mir ſterbe!

Die Seele, der im Leben ihr göttlich Recht
Nicht ward, ſie ruht auch drunten im Orkus nicht;
Doch iſt mir einſt das Heil'ge, das am
Herzen mir liegt, das Gedicht gelungen:

Willkommen dann, o Stille der Schattenwelt!
Zufrieden bin ich, wenn auch mein Saitenſpiel
Mich nicht hinabgeleitet; Einmal
Lebt' ich, wie Götter, und mehr bedarf's nicht.

Unter den Alpen gesungen.

Heilige Unschuld, Du der Menschen und der
Götter liebste Vertrauteste! Du magst im
Hause oder draußen ihnen zu Füßen
Sitzen, den Alten.

Immerzufriedener Weisheit voll; denn manches
Gute kennet der Mann, doch staunet er dem
Wild gleich, oft zum Himmel, aber wie rein ist,
Reine, Dir alles!

Siehe! das rauhe Thier des Feldes, gerne
Dient und trauet es Dir, der stumme Wald spricht
Wie vor Alters, seine Sprüche zu Dir, es
Lehren die Berge

Heil'ge Gesetze Dich, und was noch jetzt uns
Vielerfahrenen, offenbar der große
Vater werden heißt, Du darfst es allein uns
Helle verkünden.

So mit den Himmliſchen allein zu ſeyn, und
Geht vorüber das Licht, und Strom und Wind, und
Zeit eilt ſie zum Ort, vor ihnen ein ſtetes
Auge zu haben.

Seliger weiß und wünſch' ich nichts, ſo lange
Nicht auch mich, wie die Winde, fort die Flut nimmt,
Daß wohl aufgehoben, ſchlafend dahin ich
Muß in den Wogen;

Aber es bleibt daheim gern, wer in treuem
Buſen Göttliches hält, und frei will ich, ſo
Lang ich darf, euch all' ihr Sprachen des Himmels!
Deuten und ſingen.

Der Menſch.

Fragment.

Kaum ſproßten aus den Waſſern, o Erde, dir
Der alten Berge Gipfel; und duſteten,
Voll junger Wälder, durch die Mailuft,
Ueber den Ocean hin, luſtathmend,

Die erſten grünen Inſeln; und freudig ſah
Des Sonnengottes Auge die Erſtlinge,
Die Bäum' und Blumen, ſeiner Jugend
Lächelnde Kinder, aus Dir geboren.

Da auf den Inſeln ſchönſten,
. . . . . .
Lag unter Trauben einſt, nach lauer
Nacht, in der dämmernden Morgenſtunde,

Geboren dir, o Erde, dein ſchönſtes Kind;
Und auf zum Vater Helios ſieht bekannt
Der Knab' und weiht und wählt, die ſüſſen
Beere verſuchend, die heil'ge Rebe

Zur Amme ſich. Und bald iſt er groß; ihn ſcheun
Die Thiere, denn ein Anderer iſt, wie ſie,
Der Menſch; nicht dir und nicht dem Vater
Gleicht er . . . . . .

Ach! darum treibt ihn, Erde! vom Herzen dir
Sein Uebermuth, und deine Geſchenke ſind
Umſonſt, die zärtlichen, zu hoch ſchlägt
Immer und immer der ſtolze Buſen.

Von ſeines Ufers duftender Wieſe muß
Ins blüthenloſe Waſſer hinaus der Menſch,
Und glänzte auch, wie die Sternennacht, von
Goldenen Früchten ſein Hain, doch gräbt er

Sich Höhlen in den Bergen und ſpäht im Schacht,
Von ſeines Vaters heiligem Strale fern,
Dem Sonnengott auch ungetreu, der
Knechte nicht liebt und der Sorgen ſpottet.

Ach! freier athmen Vögel des Walds, wenn ſchon
Des Menſchen Bruſt ſich wilder und ſtolzer hebt,
Sein Trotz wird Angſt, und ſeines Friedens
Blume, die zärtliche, blüht nicht lange.

Emilie
vor ihrem Brauttag.

Emilie an Klara.

Ich bin im Walde mit dem Vater draus
Geweſen, dieſen Abend, auf dem Pfade,
Du kenneſt ihn, vom vor'gen Frühlinge.
Es blühten wilde Roſen nebenan,
Und von der Felswand überſchattet' uns
Der Eichenbüſche ſonnenhelles Grün;
Und oben durch der Buchen Dunkel quillt
Das klare flüchtige Gewäſſer nieder.
Wie oft, du Liebe! ſtand ich dort und ſah
Ihm nach aus ſeiner Bäume Dämmerung
Hinunter in die Ferne, wo zum Bach
Es wird, zum Strome, ſehnte mich mit ihm
Hinaus — wer weiß wohin?

Das haſt du oft
Mir vorgeworfen, daß ich immerhin
Abweſend bin mit meinem Sinne, haſt
Mir's oft geſagt, ich habe bei den Menſchen

Kein friedlich Bleiben nicht, verſchwende
Die Seele an die Lüfte, liebios ſey
Ich öfters bei den Meinen. Gott! ich liebios?

Wohl mag es freudig ſeyn und ſchön, zu bleiben,
Zu ruhn in einer lieben Gegenwart,
Wenn eine große Seele, die wir kennen,
Vertraulich nahe waltet über uns,
Sich um uns ſchließt, daß wir, die Heimatloſen,
Doch wiſſen, wo wir wohnen.

Gute! Treue!
Doch haſt Du recht. Biſt denn Du nicht mir eigen?
Und hab' ich ihn den theuern Vater nicht,
Den Heiligjugendlichen, Vielerfahrnen,
Der, wie ein ſtiller Gott auf dunkler Wolke,
Verborgenwirkend über ſeiner Welt
Mit freiem Auge ruht? und wenn er ſchon
Ein Höher's weiß, und ich des Mannes Geiſt
Nur ahnen kann, doch ehrt er liebend mich,
Und nennt mich ſeine Freude, ja! und oft
Giebt eine neue Seele mir ſein Wort.

Dann möcht' ich wohl den Segen, den er gab,
Mit Einem, das ich liebte, gerne theilen.
Und bin allein — ach! ehmals war ich's nicht!

Mein Eduard! mein Bruder! denkſt du ſein
Und denkſt du noch der frommen Abende,
Wenn wir im Garten oft zuſammenſaßen
Nach ſchönem Sommertage, wenn die Luft
Um unſre Stille freundlich athmete,
Und über uns des Aethers Blumen glänzten?
Wenn von den Alten er, den Hohen! uns
Erzählte, wie in Freude ſie und Freiheit
Aufſtrebten, ſeine Meiſter? Tönender
Hub dann aus ſeiner Bruſt die Stimme ſich,
Und zürnend war und liebend oft voll Thränen
Das Auge meinem Stolzen; ach! den letzten
Der Abende, wie nun, da Großes ihm
Bevorſtand, ruhiger der Jüngling war,
Noch mit Geſängen, die wir gerne hörten,
Und mit der Zither uns die Trauernden
Vergnügt'!

Ich ſeh' ihn immer, wie er gieng.
Nie war er ſchöner kühn, die Seele glänzt'
Ihm auf der Stirne, dann voll Andacht trat
Er vor den alten Vater. Kann ich Glück
Von dir empfangen! ſprach er, heil'ger Mann!
So wünſche lieber mir das größte, denn
Ein anderes! und betroffen ſchien der Vater.
Wenn's ſeyn ſoll, wünſch' ich dir's, antwortet' er.
Ich ſtand beiſeit, und wehemüthig ſah

Der Scheidende mich an und rief mich laut;
Mir bebt' es durch die Glieder, und er hielt
Mich zärtlich feſt, in ſeinen Armen ſtärkte
Der Starke mir das Herz, und da ich aufſah
Nach meinem Lieben, war er fortgeeilt.

„Ein edel Volk iſt hier auf Korſika;"
Schrieb freudig er im letzten Briefe mir,
„Wie wenn ein zahmer Hirſch zum Walde kehrt
„Und ſeine Brüder trifft, ſo bin ich hier,
„Und mir bewegt im Männerkriege ſich
„Die Bruſt, daß ich von allem Weh geneſe.

„Wie lebſt Du, theure Seele! und der Vater?
„Hier unter frohem Himmel, wo zu ſchnell
„Die Frühlinge nicht altern, und der Herbſt
„Aus lauer Luft die goldnen Früchte ſtreut.
„Auf dieſer guten Inſel werden wir
„Uns wiederſehen; dieß iſt meine Hoffnung.

„Ich lobe mir den Feldherrn. Oft im Traum'
„Hab' ich ihn faſt geſehen, wie er iſt,
„Mein Paoli, noch eh' er freundlich mich
„Empfing und zärtlich vorzog, wie der Vater
„Den Jüngſtgebornen, der es mehr bedarf.

„Und ſchämen muß ich vor den andern mich,

„Den furchtbarſtillen, ernſten Jünglingen.
„Sie dünken traurig dir bei Ruh und Spiel;
„Unſcheinbar ſind ſie, wie die Nachtigall,
„Wenn von Geſang ſie ruht; am Ehrentag'
„Erkennſt Du ſie. Ein eigen Leben iſt's! —
„Wenn mit der Sonne wir, mit heil'gem Lied'
„Heraufgehn übern Hügel, und die Fahnen
„In's Thal hinab im Morgenwinde wehn,
„Und drunten auf der Ebne fernher ſich,
„Ein gährend Element, entgegen uns
„Die Menge regt und treibt, da fühlen wir
„Frohlockender, wie wir uns herrlich lieben;
„Denn unter unſern Zelten und auf Wegen
„Der Schlacht begegnet uns der Gott, der uns
„Zuſammenhält.

„Wir thun, was ſich gebührt,
„Und führen wohl das edle Werk hinaus.
„Dann küßt ihr noch den heimathlichen Boden,
„Den trauernden, und kommt und lebt mit uns,
„Emilie! — Wie wird's dem alten Vater
„Gefallen, bei den Lebenden noch Einmal
„Zum Jüngling aufzuleben und zu ruhn
„In unentweihter Erde, wenn er ſtirbt.

„Denkſt du des tröſtenden Geſanges noch,
„Emilie, den ſeiner theuern Stadt

„In ihrem Fall der ſtille Römer ſang, *)
„Noch hab' ich Einiges davon im Sinne.

„Klagt nicht mehr! kommt in neues Land! ſo
ſagt' er."
„Der Ocean, der die Gefild' umſchweift,
„Erwartet uns. Wir ſuchen ſelige
„Gefilde, reiche Inſeln, wo der Boden
„Noch ungepflügt die Früchte jährlich giebt,
„Und unbeſchnitten noch der Weinſtock blüht,
„Wo der Olivenzweig nach Wunſche wächſt,
„Und ihren Baum die Feige keimend ſchmückt,
„Wo Honig rinnt aus hohler Eich' und leicht
„Gewäſſer rauſcht von Bergeshöhe. Noch Manches
„Bewundern werden wir, die Glücklichen.
„Es ſparte für ein frommes Volk Saturnus Sohn
„Dieß Ufer auf, da er die goldne Zeit
„Mit Erze miſchte. — Lebe wohl, du Liebe!"

Der Edle fiel des Tags darauf im Treffen
Mit ſeiner Liebſten Einem, ruht mit ihm
In Einem Grab!

In deinem Schooſe ruht
Er, ſchönes Korſika! und deine Wälder

*) Horaz Epod. 16. v. 39 sqq.

Umſchatten ihn, und deine Lüfte wehn
Am milden Herbſttag freundlich über ihm,
Dein Abendlicht vergoldet ſeinen Hügel.

Ach! dorthin möcht' ich wohl, doch hilft es nicht.
Ich ſucht' ihn, ſo wie hier. Ich würde faſt
Dort weniger, wie hier, mich ſein entwöhnen.
So wuchs ich auf mit ihm, und weinen muß ich
Und lächeln, denk' ich, wie mir's ehmals oft
Beſchwerlich ward, dem Wilden nachzukommen,
Wenn nirgend er beim Spiele bleiben wollte.
Nun biſt du dennoch fort und läſſeſt mich
Allein, du Lieber! und ich habe nun
Kein Bleiben auch, und meine Augen ſehn
Das Gegenwärtige nicht mehr, o Gott!
Und mit Phantomen peiniget und tröſtet
Nun meine Seele ſich, die einſame.
Das weißt du, gutes Mädchen! nicht, wie ſehr
Ich unvernünftig bin. Ich will dir's all'
Erzählen. Morgen! Mich beſucht doch immer
Der ſüße Schlaf, und wie die Kinder bin ich,
Die beſſer ſchlummern, wenn ſie ausgeweint.

Emilie an Klara.

Der Vater ſchwieg im Leide tagelang,
Da er's erfuhr; und ſcheuen mußt' ich mich,

Mein Weh ihm ſehn zu laſſen; lieber gieng
Ich dann hinaus zum Hügel und das Herz
Gewöhnte mir zum freien Himmel ſich.
Ich tadelt' oft ein wenig mich darüber,
Daß nirgend mehr im Hauſe mirs gefiel.
Vergnügt mit Allem war ich ehmals da,
Und leicht war Alles mir. Nun ängſtigt es
Mich oft; noch trieb ich mein Geſchäft, doch leblos,
Bis in die Seele ſtumm in meiner Trauer.

Es war, wie in der Schattenwelt, im Hauſe.
Der ſtille Vater und das ſtumme Kind!

Wir wollen fort auf eine Reiſe, Tochter!
Sagt' eines Tags mein Vater und wir giengen,
Und kamen dann zu Dir. In dieſem Land',
An deines Nekars friedlichſchönen Ufern,
Da dämmert eine ſtille Freude mir
Zum erſtenmale wieder auf. Wie oft
Im Abendlichte ſtand ich auf dem Hügel
Mit dir, und ſah das grüne Thal hinauf,
Wo zwiſchen Bergen, da die Rebe wächſt,
An manchem Dorf vorüber, durch die Wieſen
Zu uns herab, von luft'ger Weid' umkränzt,
Das goldne ruhige Gewäſſer wallte!
Mir bleibt die Stelle lieb, wo ich gelebt.

Ihr heiter freien Ebenen des Mains,
Ihr reichen, blühenden! wo nahe bald
Der frohe Strom, des stolzen Vaters Liebling,
Mit offnem Arm' ihn grüßt, den alten Rhein!

Auch ihr! Sie sind wie Freunde mir geworden,
Und aus der Segle mir vergeben soll
Kein frommer Dank, und trag' ich Leid im Busen,
So soll mir auch die Freude lebend bleiben.

Erzählen wollt' ich dir, doch hell ist nie
Das Auge mir, wenn dessen ich gedenke;
Vor seinen kindischen, geliebten Träumen
Bebt immer mir das Herz.

Wir reisten dann
Hinein in andre Gegenden, ins Land
Des Varusthals, dort bei den dunkeln Schatten
Der wilden, heil'gen Berge lebten wir,
Die Sommertage durch, und sprachen gern
Von Helden, die daselbst gewohnt, und Göttern.

Noch giengen wir des Tages, ehe wir
Vom Orte schieden, in den Eichenwald
Des herrlichen Gebirgs hinaus, und standen
In kühler Luft auf hoher Heide nun.

„Hier unten in dem Thale ſchlafen ſie
„Zuſammen, ſprach mein Vater, lange ſchon,
„Die Römer mit den Deutſchen, und es haben
„Die Freigebornen ſich, die ſtolzen, ſtillen,
„Im Tode mit den Welteroberern
„Verſöhnt, und Großes iſt und Größeres
„Zuſammen in der Erde Schoos gefallen.
„Wo ſeyd ihr, meine Todten all'? Es lebt
„Der Menſchengenius, der Sprache Gott,
„Der alte Braga noch, und Hertha grünt
„Noch immer ihren Kindern, und Walhalla
„Blaut über uns, der heimathliche Himmel;
„Doch euch, ihr Heldenbilder, find' ich nicht."

Ich ſah hinab und leiſe ſchauerte
Mein Herz und bei den Starken war mein Sinn,
Den Guten, die hier unten vormals lebten.

Jetzt ſtand ein Jüngling, der, uns ungeſehen,
Am einſamen Gebüſch beiſeit geſeſſen,
Nicht ferne von mir auf. O Vater! mußt'
Ich rufen, das iſt Eduard! — Du biſt
Nicht klug, mein Kind! erwiedert er und ſah
Den Jüngling an; es mocht' ihn wohl auch treffen,
Er faßte ſchnell mich bei der Hand und zog
Mich weiter. Einmal mußt' ich noch mich umſehn.
Derſelbe wars und nicht derſelbe! Stolz und groß,

Und Aug' und Stirn' und Locke; ſchärfer blickt'
Er nur, und um die ſeelenvolle Miene
War, wie ein Schleier, ihm ein ſtiller Ernſt
Gebreitet. Und er ſah mich an. Es war,
Als ſagt' er, gehe nur auch du, ſo geht
Mir alles hin, doch duld' ich aus und bleibe.

Wir reisten noch deſſelben Abends ab,
Und langſamtraurig fuhr der Wagen weiter
Und weiter durchs unwegſame Gebirg.
Es wechſelten in Nebel und in Regen
Der Bäum' und des Gebüſches dunkle Bilder
Im Walde nebenan. Der Vater ſchlief,
In dumpfem Schmerze träumt' ich hin, und kaum
Nur eben noch, die lange Zeit zu zählen,
War mir die Seele wach.

Ein ſchöner Strom
Erweckt' ein wenig mir das Aug'; es ſtanden
Im breiten Boot die Schiffer am Geſtad';
Die Pferde traten folgſam in die Fähre,
Und ruhig ſchifften wir. Erheitert war
Die Nacht, und auf die Wellen leuchtet'
Und Hütten, wo der fromme Landmann ſchlief,
Aus blauer Luft das ſtille Mondlicht nieder;
Und alles dünkte friedlich mir und ſorglos,
In Schlaf geſungen von des Himmels Sternen.

Bayerische

Und ich ſollt' ohne Ruhe ſeyn von nun an,
Verloren ohne Hoffnung mir an Fremdes
Die Seele meiner Jugend! Ach! ich fühlt'
Es jetzt, wie es geworden war mit mir.
Dem Adler gleich, der in der Wolke fliegt,
Erſchien und ſchwand mir aus dem Auge wieder,
Und wieder mir des hohen Fremdlings Bild,
Daß mir das Herz erbebt' und ich umſonſt
Mich faſſen wollte. Schliefſt du gut, mein Kind!
Begrüßte nun der gute Vater mich,
Und gerne wollt' ich auch ein Wort ihm ſagen.
Die Thränen doch erſtickten mir die Stimme,
Und in den Strom hinunter mußt' ich ſehn,
Und wußte nicht, wo ich mein Angeſicht
Verbergen ſollte.

Glückliche! die du
Dieß nie erfahren, überhebe mein
Dich nicht. Auch du, und wer von allen mag
Sein eigen bleiben unter dieſer Sonne?
Oft meint' ich ſchon, wir leben nur, zu ſterben,
Uns opfernd hinzugeben für ein Anders.
O ſchön zu ſterben, edel ſich zu opfern,
Und nicht ſo fruchtlos, ſo vergebens, Liebe!
Das mag die Ruhe der Unſterblichen
Dem Menſchen ſeyn.

Bedaure du mich nur!
Doch tadeln, Gute, sollst du mir es nicht!
Nennst du sie Schatten, jene, die ich liebe?
Da ich kein Kind mehr war, da ich ins Leben
Erwachte, da aufs neu mein Auge sich
Dem Himmel öffnet' und dem Licht, da schlug
Mein Herz dem Schönen; und ich fand es noch;
Wie soll ichs nennen, nun es nicht mehr ist
Für mich? O laßt! Ich kann die Todten lieben,
Die Fernen; und die Zeit bezwingt mich nicht.
Mein oder nicht! du bist doch schön, ich diene
Nicht Einem, was der Stunde nur gefällt,
Dem Täglichen gehör ich nicht; es ist
Ein Anders, was ich lieb'; unsterblich
Ist, was du bist, und du bedarfst nicht meiner,
Damit du groß und gut und liebenswürdig
Und herrlich seyst, du edler Genius!

Laßt nur mich stolz in meinem Leide seyn,
Und zürnen, wenn ich ihn verläugnen soll;
Bin ich doch sonst geduldig, und nicht oft
Aus meinem Munde kömmt ein Männerwort.
Demüthigt michs doch schon genug, daß ich,
Was ich dir lang verbergen, nun gesagt.

Emilie an Klara.

Wie dank' ich dir, du Liebe, daß du mir
Vertrauen abgewonnen, daß ich dir
Mein ſtill Geheimniß ausgeſprochen.

Ich bin nun ruhiger — wie nenn' ichs dir?
Und an die ſchönen Tage denk' ich, wenn ich oft
Hinaus ging mit dem Bruder, und wir oben
Auf unſerm Hügel beieinander ſaßen,
Und ich den Lieben bei den Händen hielt,
Und mirs gefallen ließ am offnen Feld'
Und an der Straß', und ins Gewölb' hinauf
Des grünen Aborns ſtaunt', an dem wir lagen.
Ein Sehnen war in mir, doch war ich ſtill.
Es blühten uns der erſten Hoffnung Tage,
Die Tage des Erwachens.

Holde Dämm'rung!
So ſchön iſts, wenn die gütige Natur
Ins Leben lockt ihr Kind. Es ſingen nur
Den Schlummerſang am Abend unſre Mütter.
Sie brauchen nie das Morgenlied zu ſingen.
Dieß ſingt die andre Mutter uns, die gute;
Die wunderbare, die uns Lebensluſt
In unſern Buſen athmet, uns mit ſüßen
Verheißungen erweckt.

Wie iſt mir, Liebe!

Ich kann an Jugend heute nur, und nur
An Jugend denken.

Sieh! ein heitrer Tag
Iſts eben auch. Seit frühem Morgen ſitz' ich
Am lieben Fenſter, und es wehn die Lüfte,
Die zärtlichen, herein, mir blickt das Licht
Durch meine Bäume, die zu nahe mir
Gewachſen ſind, und mählig mit den Blüthen
Das ferne Land verhüllen, daß ich mich
Beſcheiden muß, und hie und da noch kaum
Hinaus mich find' aus dieſem freundlichen
Gefängniß! und es fliegen über ihnen
Die Schwalben und die Lerchen, und es ſingen
Die Stunde durch genug die Nachtigallen,
Und wie ſie heißen, all die Lieblinge
Der ſchönen Jahrszeit; eigne Namen möcht
Ich ihnen geben, und den Blumen auch,
Den ſtillen, die aus dunklem Beete duften,
Zu mir herauf wie junge Sterne glänzend.

Und wie es lebt und glücklich iſt im Wachsthum,
Und ſeiner Reife ſich entgegen freut!

Es findet jedes ſeine Stelle doch,
Sein Haus, die Speiſe, die das Herz ihm ſättigt,
Und jedes ſegneſt du mit eignem Segen,

Natur! und giebſt dich ihnen zum Geſchäft,
Und trägſt und nährſt zu ihrer Blüthenfreud'
Und ihrer Frucht ſie fort, du gütige!

Und klagteſt du doch öfters, trauernd Herz!
Vergaßeſt mir den Glauben, dankteſt nicht,
Und dachteſt nicht, wenn dir dein Thun zu wenig
Bedeuten wollt', es ſey ein frommes Opfer,
Das du, wie andre, vor das Leben bringeſt,
Wohl meinend, wie der Lerche Lied, das ſie
Den Lüften ſingt, den freudegebenden. —

Nun geh' ich noch hinaus und hole Blumen,
Dem Vater aus dem Feld', und bind' ihm ſie
In Einen Strauß, die drunten in dem Garten,
Und die der Bach erzog; ich will's ſchon richten,
Daß ihm's gefallen ſoll. Und dir? dir bring' ich
Genug des Neuen. Da iſt's immer anders.
Jetzt blühn die Weiden; jetzt vergolden ſich
Die Wieſen; jetzt beginnt der Buche Grün,
Und jetzt der Eiche — nun! leb' wohl indeſſen!

Emilie an Klara.

Ihr Himmliſchen! das war er. Kannſt du mir
Es glauben? — Beſte! — wärſt du bei mir! — Er!
Der Hohe, der Gefürchtete, Geliebte! —
Mein bebend Herz, haſt du ſo viel gewollt?

Da gieng ich ſo zurück mit meinen Blumen,
Sah auf den Pfad, den abendröthlichen,
In meiner Stille nieder, und es ſchlief
Mir ſanft im Buſen das Vergangene,
Ein kindlich Hoffen athmete mir auf;
Wie wenn uns zwiſchen ſüßem Schlaf und Wachen
Die Augen halb geöffnet ſind, ſo war
Ich Blinde. Sieh! da ſtand er vor mir mein
Heroe und ich Arme war, wie todt,
Und ihm, dem Brüderlichen, überglänzte
Das Angeſicht, wie einem Gott, die Freude.

„Emilie!“ — das war ſein frommer Gruß,
Ach! alles Sehnen weckte mir und all
Das liebe Leiden, ſo ich eingewiegt,
Der goldne Ton des Jünglings wieder auf!
Nicht aufſehn durft' ich! keine Silbe durft'
Ich ſagen! O, was hätt' ich ihm geſagt!

Was mein' ich denn, du Gute? — laß mich nur!
Nun darf ich ja, nun iſts ſo thöricht nimmer,
Und ſchön iſt's, wenn der Schmerz mit ſeiner Schweſter
Der Wonne ſich verſöhnt, noch eh' er weggeht.

O Wiederſehn! das iſt noch mehr, du Liebe!

Als wenn die Bäume wieder blühn, und Quellen
Von neuem fröhlich rauſchen —

Ja! ich hab'
Ihn oft geſucht und ernſtlich oft es mir
Verſagt, doch wollt' ich ſein Gedächtniß ehren.

Die Bilder der Geſpielen, die mit mir
Auf grüner Erd' in ſtummer Kindheit ſaßen,
Sie dämmern ja um meine Seele mir,
Und dieſer edle Schatte, ſollt' er nicht?
Das Herz im Buſen, das unſterbliche,
Kann nicht vergeſſen, ſieh! und öfters bringt
Ein guter Genius die Liebenden
Zuſammen, daß ein neuer Tag beginnt,
Und ihren Mai die Seele wieder feiert.

O wunderbar iſt mir! auch er! — daß du
Hinunter mußteſt, Lieber! ehe dir
Das deine ward, und dich die frohe Braut
Zum Männerruhme ſegnete! Doch ſtarbſt
Du ſchön, und oft hab' ich gehört, es fallen
Die Lieblinge des Himmels früh, damit
Sie ſterblich Glück und Leid und Alter nicht
Erfahren. Nimmermehr vergeß' ich dich,
Und ehren ſoll er dich. Dein Bild will ich
Ihm zeigen, wenn er kömmt; und wenn der Stolze
Sich dann verwundert, daß er ſich bei mir

Gefunden, ſag' ich ihm, es ſey ein Andrer,
Und den er lieben müſſe. O er wirds!

Emilie an Klara.

Da ſchrieb er mir. Ja theures Herz! er iſts,
Den ich geſucht. Wie dieſer Jüngling mich
Demüthiget und hebt! Nun! lies es nur!
„So biſt du's wieder und ich habe dich
„Gegrüßt, gefunden, habe dich noch Einmal
„In deiner frommen Ruh' geſtört, du Kind
„Des Himmels! — Nein, Emilie! du kannteſt
„Mich ja. Ich kann nicht fragen. Wir ſind's,
„Die Längſtverwandten, die der Gott getraut,
„Und bleiben wird es, wie die Sonne droben.
„Ich bin voll Freude, ſchöne Seele! bin
„Der neuen Melodien ungewohnt.
„Es iſt ein andres Lied, als jenes, ſo
„Dem Jünglinge die Parze lehrend ſingt,
„Bis ihm, wie Wohllaut, ihre Weiſe tönt;
„Dann gönnt ſie ihm, du Friedliche! von dir
„Den ſüßern Ton, den liebſten, einzigen,
„Zu hören. Mein? o ſieh! du wirſt in Luſt
„Die Mühe mir, und, was mein Herz gedeut,
„Du wirſt es all in heilge Liebe wandeln.
„Und hab' ich mit Unmöglichem gerungen,

„Und mir die Bruſt zu Treu und Ruh gehärtet,
„Du wärmeſt ſie mit frommer Hoffnung mir,
„Daß ſie vertrauter mit dem Siege ſchlägt.
„Und wenn das Urbild, das, wie Morgenlicht,
„Mir aus des Lebens dunkler Wolke ſtieg,
„Das Himmliſche, mir ſchwindet, ſeh' ich dich,
„Und, eine ſchöne Götterbotin, mahnſt
„Du lächelnd mich an meinen Phöbus wieder;
„Und wenn ich zürne, ſänftigeſt du mich.
„Dein Schüler bin ich dann, und lauſch' und lerne.
„Von deinem Munde nehm' ich, Zauberin
„Des Ueberredens ſüße Gabe mir,
„Daß ſie die Geiſter freundlich mir bezwingt;
„Und wenn ich ferne war von dir, und wund
„Und müd dir wiederkehre, heilſt du mich,
„Und ſingſt in Ruhe mich, du holde Muſe!

„Emilie! daß wir uns wiederſahn!
„Daß wir uns einſt gefunden, und du nun
„Mich nimmer fliehſt, und nahe biſt! Zu gern
„Zu gern entwich dein ſtolzes Bild dem Wandrer,
„Das zarte, reine, da du ferne warſt,
„Du Heiligſchönes! doch ich ſah dich oft,
„Wenn ich des Tags allein die Pfade gieng,
„Und Abends in der fremden Hütte ſchwieg.

„O heute! grüße, wenn du willſt, den Vater!

„Ich kenn' ihn wohl; auch meinen Namen kennt er;
„Und seiner Freunde Freund bin ich. Ich wußte nicht,
„Daß er es war, da wir zuerst einander
„Begegneten, und lang erfuhr ich's nicht.
„Bald grüß' ich schöner dich. — Armenion."

Emilie an Klara.

Er woll' ihn morgen sprechen, sagte mir
Mein Vater, morgen! und er schien nicht freundlich.
Nun sitz' ich hier und meine Augen ruhn
Und schlummern nicht; — ach! schämen muß ich mich,
Es dir zu klagen, — will ich stille werden,
So reut ein Laut mich auf; ich sinn' und bitte,
Und weiß nicht, was? und sagen möcht' ich viel,
Doch ist die Seele stumm; — o fragen möcht' ich
Die sorgenfreien Bäume hier, die Strahlen
Der Nacht und ihre Schatten, wie es nun
Mir endlich werden wird.

Zu still ist's mir
In dieser schönen Nacht, und ihre Lüfte
Sind mir nicht hold, wie sonst. Die Thörin!
So lang er ferne war, so liebt' ich ihn;
Nun bin ich kalt, und zag' und zürne mir
Und andern. — Auch die Worte, so ich dir
In dieser bösen Stunde schreibe, lieb'

Ich nicht, und was ich ſonſt von ihm geſchrieben,
Unleidlich iſt es mir. Was iſt es denn?
Ich wünſche faſt, ich hätt' ihn nie geſehn.
Mein Friede war doch ſchöner. Theures Herz!
Ich bin betrübt, und anders, denn ichs war,
Da ich um den Verlornen trauerte.
Ich bin es nimmer, nein! ich bin es nicht,
Ich bin nicht gut, und ſeellos bin ich auch.
Mich läßt die Furcht, die häßliche, nicht ruhn.

O daß der goldne Tag die Ruhe mir,
Mein eigen Leben wiederbrächt'! —

Ich will
Geduldig ſeyn, und wenn der Vater ihn
Nicht ehrt, mir ihn verſagt, den Theuren,
So ſchweig' ich lieber, und es ſoll mir nicht
Zu ſehr die Seele kränken; kann ich ſtill
Ihn ehren doch, und bleiben, wie ich bin.

Emilie an Klara.

Nun muß ich lächeln über alles Schlimme,
Was ich die vor'ge Nacht geträumt; und hab'
Ich dir es gar geſchrieben? Anders bin
Ich itzt geſinnt.

Er kam, und mir frohlokte
Das Herz, wie er herab die Straße ging,
Und mir das Volk den fremden Herrlichen
Bestaunt'! und lobend über ihn geheim
Die Nachbarn sich besprachen, und er jetzt
Den Knaben, der an ihm vorüberging:
Nach meinem Hause fragt'! ich sahe nicht
Hinaus, ich konnt', an meinem Tische sitzend,
Ihn ohne Scheue sehn — wie red' ich viel?
Und da er nun herauf die Treppe kam,
Und ich die Tritte hört' und seine Thüre
Mein Vater öffnete, sie draußen sich
Stillschweigend grüßten, daß ich nicht
Ein Wort vernehmen konnt', ich Unvernünftge,
Wie ward mir bange wieder? Und sie blieben
Nicht kurze Zeit allein im andern Zimmer,
Daß ich es länger nicht erdulden konnt',
Und dacht': ich könnte wohl den Vater fragen
Um dieß und jenes, was ich wissen mußte.
Dann hätt' ichs wohl gesehn in ihren Augen,
Wie mir es werden sollte. Doch ich kam
Bis an die Schwelle nur, gieng lieber doch
In meinen Garten, wo die Pflanzen fehlt,
In andrer Zeit, die Stunde mir gekürzt.

Und fröhlich glänzten, von des Morgens Thau
Gesättiget, im frischen Lichte sie

Ins Auge mir, wie liebend ſich das Kind
An die betrübte Mutter drängt, ſo waren
Die Blumen und die Blüthen um mich rings,
Und ſchöne Pforten wölbten über mir
Die Bäume.

Doch ich konnt' es jetzt nicht achten,
Nur ernſter ward und ſchwerer nur, und bänger
Das Herz mir Armen immer, und ich ſollte
Wie eine Dienerinn von ferne lauſchen,
Ob ſie vielleicht mich riefen, dieſe Männer!
Ich wollte nun auch nimmer um mich ſehn,
Und barg in meiner Laube mich und weinte,
Und hielt die Hände vor das Auge mir.

Da hört' ich ſanft des Vaters Stimme nah,
Und lächelnd traten, da ich noch die Thränen
Mir trocknete, die beyden in die Laube:
„Haſt du dich ſo geängſtiget, mein Kind!
„Und zürnſt du, ſprach der Vater, daß ich erſt
„Für mich den edlen Gaſt behalten wollt'?
„Ihn haſt du nun. Er mag die Zürnende
„Mit mir verſöhnen, wenn ich Unrecht that."

So ſprach er; und wir reichten alle drey
Die Händ' einander, und der Vater ſah
Mit ſtiller Freud' uns an. —

„Ein Treffliches
„Iſt dein geworden, Tochter! ſprach er jetzt,
„Und dein, o Sohn! dieß heilliglebend Weib.
„Ein freudig Wunder, daß die alten Augen
„Mir übergehen, ſeyd ihr mir, und blüht,
„Wie eine ſeltne Blume mir, ihr Beyden!

„Denn nicht gelingt es immerhin den Menſchen,
„Das Ihrige zu finden. Großes Glück
„Zu tragen und zu opfern giebt der Gott
„Den Einen, weniger gegeben iſt
„Den Andern; aber hoffend leben ſie.

„Zwey Genien geleiten auf und ab
„Uns Lebende, die Hoffnung und der Dank.
„Mit Einſamen und Armen wandelt jene,
„Die Immerwache; dieſer führt aus Wonne
„Die Glücklichen des Weges freundlich weiter,
„Vor böſem Schikſal ſie bewahrend. Oft,
„Wenn er entfloh, erheben ſich zu ſehr
„Die Freudigen, und rächend traf ſie bald
„Das ungebetne Weh.

„Doch gerne theilt
„Das freie Herz von ſeinen Freuden aus,
„Der Sonne gleich, die liebend ihre Strahlen
„An ihrem Tag' aus goldner Fülle giebt;

„Und um die Guten dämmert oft und glänzt
„Ein Kreis von Licht und Luſt, ſo lang ſie leben.

„O Frühling meiner Kinder, blühe nun
„Und altre nicht zu bald, und reife ſchön!“

So ſprach der gute Vater. Vieles wollt'
Er wohl noch ſagen, denn die Seele war
Ihm aufgegangen; aber Worte fehlten ihm.

Er gab ihn mir und ſegnet' uns und ging
Hinweg.

Ihr Himmelslüfte, die ihr oft
Mich tröſtend angeweht, nun athmet
Ihr heiligend um unſer goldnes Glück!

Wie anders war, wie anders, da mit ihm,
Dem Liebenden, dem Freudigen, ich jetzt,
Ich Freudige, zu unſrer Mutter auf,
Zur ſchönen Sonne ſah! nun dämmert es
Im Auge nicht, wie ſonſt im ſehnenden,
Nun grüßt' ich helle dich, du ſtolzes Licht!
Und lächelnd weiltest du, und kamſt und ſchmückteſt
Den Lieben mir, und kränzteſt ihm mit Roſen
Die Schläfe, Freundliches!

Und meine Bäume,
Sie ſtreuten auch ein hold Geſchenk herab,
Zu meinem Feſt, vom Ueberfluß der Blüthen!

Da ging ich ſonſt; ach! zu den Pflanzen flüchtet'
Ich oft mein Herz, bey ihnen weilt' ich oft,
Und hing an ihnen; dennoch ruht' ich nie,
Und meine Seele war nicht gegenwärtig.

Wie eine Quelle, wenn die jugendliche
Dem heimathlichen Berge nun entwich,
Die Pfade bebend ſucht, und ſteht und zögert,
Und durch die Wieſen irrt und bleiben möcht',
Und ſehnend, hoffend immer doch enteilt.
So war ich; aber liebend hat der ſtolze,
Der ſchöne Strom die flüchtige genommen,
Und ruhig wall' ich nun, wohin der führe
Mich bringen will, hinab am heitern Ufer.

An Hiller.

1793.

Du lebteſt, Freund! — Wer nicht die köſtliche
Reliquie des Paradieſes, nicht
Der Liebe goldne königliche Frucht,
Wie Du, auf ſeinem Lebenswege brach,
Wem nie im Kreiſe freier Jünglinge
In ſüßem Ernſt der Freundſchaft trunkne Zähre
Hinab ins Blut der heil'gen Rebe rann,
Wer nicht, wie Du, aus dem begeiſternden
Dem ewigvollen Becher der Natur
Sich Muth und Kraft, und Lieb' und Freude trank,
Der lebte nie, und wenn ſich ein Jahrhundert,
Wie eine Laſt, auf ſeiner Schulter häuft. —
Du lebteſt, Freund! es blüht nur wenigen
Des Lebens Morgen, wie er Dir geblüht;
Du fandeſt Herzen, Dir an Einfalt, Dir
An edelm Stolze gleich; es ſproßten Dir
Viel ſchöne Blüthen der Geſelligkeit;
Auch adelte die innigere Luſt,
Die Tochter weiſer Einſamkeit, Dein Herz;
Für jeden Reiz der Hügel und der Thale,

Für jede Grazien des Frühlings ward
Ein offnes unumwölktes Auge Dir.

Dich, Glücklicher, umfieng die Rieſentochter
Der ſchaffenden Natur, Helvetia;
Wo frei und ſtark, der alte, ſtolze Rhein
Vom Fels hinunter donnert, ſtandeſt Du,
Und jubelteſt ins herrliche Getümmel.
Wo Fels und Wald ein holdes zauberiſches
Arkadien umſchließt, wo himmelhoch Gebirg,
Deß tauſendjähr'gen Scheitel ew'ger Schnee,
Wie Silberhaar des Greiſen Stirne, kränzt,
Umſchwebt von Wetterwolken und von Adlern,
Sich unabſehbar in die Ferne dehnt,
Wo Tells und Walters heiliges Gebein
Der unentweihten freundlichen Natur
Im Schooſe ſchläft, und manches Helden Staub
Vom leiſen Abendwind emporgewebt,
Des Sennen ſorgenfreies Dach umwallt,
Dort fühlteſt Du, was groß und göttlich iſt,
Von ſeligen Entwürfen glühte Dir
Von tauſend goldnen Träumen Deine Bruſt;
Und als Du nun vom lieben heiligen Lande
Der Einfalt und der freien Künſte ſchiedſt,
Da wölkte freilich nun die Stirne Dir,
Doch ſchuf Dir bald mit deinem Zauberſtabe
Manch ſelig Ständchen die Erinnerung.

Wohl ernſter ſchlägt ſie nun, die Scheideſtunde;
Denn ach! ſie mahnt die unerbittliche,
Daß unſer liebſtes welkt, daß ew'ge Jugend
Nur drüben im Elyſium gedeiht;
Sie wirft uns auseinander, Herzensfreund!
Wie Maſt und Segel vom zerriſſ'nen Schiffe
Im wilden Ocean der Sturm zerſtreut.
Vielleicht indeß uns andre nah und ferne
Der unerforſchten Hepromene Wink
Durch Steppen oder Paradieſe führt,
Fliegſt du der jungen ſeligeren Welt
Auf Deiner Philadelphier Geſtaden
Voll frohen Muths im fernen Meere zu;
Vielleicht, daß auch ein ſüßes Zauberband
Uns abgelebte feſte Land Dich feſſelt!
Denn traun! ein Räthſel iſt des Menſchen Herz!
Oft flammt der Wunſch, unendlich fortzuwandern,
Unwiderſtehlich herrlich in uns auf;
Oft däucht uns auch im engbeſchränkten Kreiſe
Ein Freund, ein Hüttchen, und ein liebes Weib
Zu aller Wünſche Sättigung genug. —
Doch werfe, wie ſie will, die Scheideſtunde
Die Herzen, die ſich lieben, auseinander!
Es ſcheuet ja der Freundſchaft heil'ger Fels
Die träge Zeit, und auch die Ferne nicht.
Wir kennen uns, Du Theurer! — Lebe wohl!

Seiner Mutter zum zwei und siebenzigsten Geburts-Tag.

Vieles haſt Du erlebt, Du theure Mutter! und ruhſt nun
Glücklich, von Fernen und Nah'n liebend beim Namen genannt,
Mir auch herzlich geehrt in des Alters ſilberner Krone,
Unter den Kindern, die Dir reifen und wachſen und blüh'n.
Langes Leben hat Dir die ſanfte Seele gewonnen,
Und die Hoffnung, die Dich freundlich im Leiden geführt.
Denn zufrieden biſt Du und fromm, wie die Mutter, die einſt den
Beſten der Menſchen, den Freund unſerer Erde, gebar.
Ach! ſie wiſſen es nicht, wie der Hohe wandelt' im Volke,
Und vergeſſen iſt faſt, was der Lebendige war.
Wenige kennen ihn doch, und oft erſcheint erheiternd
Mitten in ſtürmiſcher Zeit ihnen das himmliſche Bild.

Allverſöhnend und ſtill, mit armen Sterblichen gieng er,
Dieſer einzige Mann, göttlich im Geiſte, dahin.
Keins der Lebenden war aus ſeiner Seele geſchloſſen,
Und die Leiden der Welt trug er an liebender Bruſt.
Mit dem Tode befreundet' er ſich, im Namen der Andern
Gieng er aus Schmerzen und Müh'n, ſiegend, zum Vater zurück.
Und Du kenneſt ihn auch, Du theuere Mutter, und wandelſt
Glaubend und duldend und ſtill ihm dem Erhabenen nach.
Sieh! es haben mich ſelbſt verjüngt die kindlichen Worte,
Und es rinnen, wie einſt, Thränen vom Auge mir noch;
Und ich denke zurück an längſt vergangene Tage,
Und die Heimath erfreut wieder mein einſam Gemüth,
Und das Haus, wo ich einſt bei deinen Segnungen aufwuchs,
Wo, von Liebe genährt, ſchneller der Knabe gedieh.
Ach! wie dacht' ich dann oft, Du ſollteſt meiner Dich freuen,
Wenn ich ferne mich ſah wirkend in offener Welt.

Manches hab' ich verſucht und geträumt und habe die Bruſt mir
Wund gerungen indeß, aber ihr heilet ſie mir
O ihr Lieben; und lange, wie Du, o Mutter! zu leben,
Will ich lernen; es iſt ruhig das Alter und fromm.
Kommen will ich zu Dir, dann ſegne den Enkel noch einmal,
Daß Dir halte der Mann, was er, als Knabe, gelobt.

An L.

Fragment.

Komm! in's Offene, Freund! zwar glänzt ein Weniges heute
Nur herunter und eng schließet der Himmel uns ein.
Weder die Berge sind, noch aufgegangen des Waldes
Gipfel nach Wunsch, und leer ruht vom Gesange die Luft.
Trüb ist's heut, es schlummern die Gäng' und die Gassen, und fast will
Mir es scheinen, es sey, als in der kleinern Zeit.
Dennoch gelinget der Wunsch, Rechtgläubige zweifeln an Einer
Stunde nicht, und der Lust bleibe geweihet der Tag.
Denn nicht wenig erfreuet, was wir vom Himmel gewonnen,
Wenn er's weigert und doch gönnet den Kindern zuletzt.

Nur daß ſolcher Reden und auch der Schritt' und der Mühe
Werth der Gewinn und ganz wahr das Ergötzliche ſey.
Darum hoff' ich ſogar, es werde, wenn das Gewünſchte
Wir beginnen und erſt unſere Zunge gelöſt,
Und gefunden das Wort, und aufgegangen das Herz iſt,
Und von trunkener Stirn' höher Besinnen entſpringt,
Mit den unſern zugleich des Himmels Blüthe beginnen,
Und dem offenen Blick offen der Leuchtende ſeyn.

Sophokles.

Viele verſuchten umſonſt, das Freudigſte freudig zu ſagen,
Hier ſpricht endlich es mir, hier in der Trauer, ſich aus.

Der zürnende Dichter.

Fürchtet den Dichter nicht, wenn er edel zürnet,
sein Buchstab
Tödtet, aber es macht Geister lebendig der Geist.

Die Scherzhaften.

Immer ſpielet uud ſcherzt! ihr müßt, o Freunde! mir geht dieß
In die Seele, denn dieß müſſen Verzweifelte nur.

An Diotima.

Komm und beſänftige mir, die du einſt Elemente verſöhnteſt,
Wonne der himmliſchen Muſe, das Chaos der Zeit!
Ordne den tobenden Kampf mit Friedenstönen des Himmels,
Bis in der ſterblichen Bruſt ſich das entzweite vereint,
Bis der Menſchen alte Natur, die ruhige, große,
Aus der gährenden Zeit mächtig und heiter ſich hebt!
Kehr' in die dürftigen Herzen des Volks, lebendige Schönheit,
Kehr' an den gaſtlichen Tiſch, kehr' in die Tempel zurück!
Denn Diotima lebt, wie die zarten Blüthen im Winter,
Reich an eigenem Geiſt, ſucht ſie die Sonne doch auch.
Aber die Sonne des Geiſts, die ſchönere Welt, iſt hinunter,
Und in froſtiger Nacht zanken Orkane ſich nun.

An ihren Genius.

Send' ihr Blumen und Früchte aus nie verſiegender Fülle,
Send' ihr, freundlicher Geiſt, ewige Jugend herab!
Hüll' in deine Wonnen ſie ein und laß ſie die Zeit nicht
Sehn, wo einſam und fremd ſie, die Athenerin, lebt,
Bis ſie im Lande der Seligen einſt die fürſtlichen Schweſtern,
Die zu Phidias Zeit herrſchten und liebten, umfängt.

Menons Klage um Diotima.

1.

Täglich geh' ich heraus und ſuch' ein Anderes immer,
Habe längſt ſie befragt, alle die Pfade des Lands;
Droben die kühlenden Höhn, die Schatten alle beſuch' ich,
Und die Quellen; hinauf irret der Geiſt und hinab,
Ruh' erbittend; ſo flieht das getroffene Wild in die Wälder,
Wo es um Mittag ſonſt ſicher im Dunkel geruht;
Aber nimmer erquickt ſein grünes Lager das Herz ihm,
Jammernd und ſchlummerlos treibt es der Stachel umher.
Nicht die Wärme des Lichts, und nicht die Kühle der Nacht hilft,
Und in Wogen des Stroms taucht es die Wunden umſonſt.
Und wie ihm vergebens die Erd' ihr fröhliches Heilkraut
Reicht, und das gährende Blut keiner der Zephyre ſtillt,

So, ihr Lieben, auch mir, so will es scheinen, und Niemand
Kann von der Stirne mir nehmen den traurigen Traum?

2.

Ja! es frommet auch nicht, ihr Todesgötter! wenn einmal
Ihr ihn haltet, und fest habt den bezwungenen Mann,
Wenn ihr Bösen hinab in die schaurige Nacht ihn genommen,
Dann zu suchen, zu flehn, oder zu zürnen mit euch,
Oder geduldig auch wohl im furchtsamen Banne zu wohnen,
Und mit Lächeln von euch hören das nüchterne Lied.
Soll es seyn, so vergiß dein Heil, und schlummere klanglos!
Aber doch quillt ein Laut hoffend im Busen Dir auf,
Immer kannst Du noch nicht, o meine Seele, noch kannst Du's
Nicht gewohnen, und träumst mitten im eisernen Schlaf!

Feſtzeit hab' ich nicht, doch möcht' ich die Locke bekränzen;
Bin ich allein denn nicht? aber ein Freundliches muß
Fernher nahe mir ſeyn, und lächeln muß ich und ſtaunen,
Wie ſo ſelig doch auch mitten im Leide mir iſt.

3.

Licht der Liebe! ſcheineſt du denn auch Todten, du goldnes!
Bilder aus hellerer Zeit leuchtet ihr mir in die Nacht?
Liebliche Gärten, ſeyd, ihr abendröthlichen Berge,
Seyd willkommen, und ihr, ſchweigende Pfade des Hains,
Zeugen himmliſchen Glücks, und ihr, hochſchauende Sterne,
Die mir damals oft ſegnende Blicke gegönnt!
Euch, ihr Liebenden, auch, ihr ſchönen Kinder des Maitags,
Stille Roſen und euch, Lilien, nenn' ich noch oft!
Ihr Vertrauten! ihr Lebenden all', einſt nahe dem Herzen,
Einſt wahrhaftiger, einſt heller und ſchöner geſehn.

Wohl zehn Frühlinge fort, ein Jahr verdränget das andre,
Wechselnd und streitend, so tost droben vorüber die Zeit
Ueber sterblichem Haupt, doch nicht vor seligen Augen,
Und den Liebenden ist anderes Leben geschenkt.
Denn sie alle, die Tag' und Jahre der Sterne, sie waren
Diotima! um uns innig und ewig vereint.

4.

Aber wir, zufrieden gesellt, wie die liebenden Schwäne,
Wenn sie ruhen am See, oder auf Wellen gewiegt,
Niedersehn in die Wasser, wo silberne Wolken sich spiegeln,
Und ätherisches Blau unter den Schiffenden wallt,
So auf Erden wandelten wir. Und drohte der Nord auch,
Er, der Liebenden Feind, klagenbereitend, und fiel
Von den Aesten das Laub, und flog im Winde der Regen,
Ruhig lächelten wir, fühlten den eigenen Gott
Unter trautem Gespräch, in Einem Seelengesange,
Ganz in Frieden mit uns kindlich und freudig allein.

Aber das Haus iſt öde mir nun, und ſie haben mein Auge
Mir genommen, auch mich hab' ich verloren mit ihr.
Darum irr' ich umher und wohl, wie die Schatten, ſo muß ich
Leben, und ſinnlos dünkt lange das Uebrige mir.

6.

Feiern möcht' ich, aber wofür? und klagen mit Andern,
Aber ſo einſam fehlt jegliches Göttliche mir.
Dieß iſt's, dieß mein Gebrechen, ich weiß, es lähmet ein Fluch mir
Darum die Sehnen, und wirft, wo ich beginne, mich hin.
Daß ich fühllos ſitze den Tag und ſtumm, wie die Kinder,
Nur vom Auge mir kalt öfters die Thräne noch ſchleicht,
Und die Pflanze des Felds, und der Vögel Singen mich trüb macht,
Weil mit Freuden auch ſie Boten des Himmli-ſchen ſind,
Aber mir in ſchaudernder Bruſt die beſeelende Sonne,
Kühl und fruchtlos mir dämmert, wie Stralen der Nacht,

Ach! und nichtig und leer, wie Gefängnißwände, der Himmel,
Eine bengende Laſt, über dem Haupte mir hängt!

6.

Sonſt mir anders bekannt! o Jugend! und bringen Gebete,
Dich nicht wieder, Dich nie? führet kein Pfad mich zurück?
Soll es werden auch mir, wie den Götterloſen, die vormals
Glänzenden Auges doch auch ſaßen am ſeligen Tiſch,
Aber überſättiget bald, die ſchwärmenden Gäſte,
Nun verſtummet, und nun, unter der Lüſte Geſang,
Unter blühender Erd' entſchlafen ſind, bis dereinſt ſie
Eines Wunders Gewalt, ſie, die Verſunkenen, zwingt,
Wiederzukehren und neu auf grünendem Boden zu wandeln. —
Heiliger Odem durchſtrömt göttlich die lichte Geſtalt,
Wenn das Feſt ſich beſeelt, und Fluten der Liebe ſich regen,
Und vom Himmel getränkt, rauſcht der lebendige Strom,

Wenn es drunten ertönt, und ihre Schätze die Nacht zollt,
Und aus Bächen herauf glänzt das begrabene Gold.

7.

Aber o Du, die ſchon am Scheidewege mir damals,
Da ich verſank vor Dir, tröſtend ein Schöneres wies,
Du, die, Großes zu ſehn und froher die Götter zu ſingen,
Schweigend, wie ſie, mich einſt ſtille begeiſternd, gelehrt,
Götterkind! erſcheineſt Du mir, und grüßeſt, wie einſt, mich,
Redeſt wieder, wie einſt, höhere Dinge mir zu?
Siehe! weinen vor Dir und klagen muß ich, wenn ſchon noch
Denkend edlerer Zeit, deſſen die Seele ſich ſchämt.
Denn ſo lange, ſo lang' auf matten Pfaden der Erde
Hab' ich, Deiner gewohnt, Dich in der Irre geſucht,
Freudiger Schutzgeiſt! aber umſonſt, und Jahre zerrannen,
Seit wir ahnend um uns glänzen die Abende ſahn.

8.

Dich nur, Dich erhält Dein Licht, o Heldin! im Lichte,
Und Dein Dulden erhält liebend, o Gütige! Dich;
Und nicht einmal bist Du allein, Geſpielen genug ſind,
Wo blühest und ruhst unter den Roſen des Jahrs;
Und der Vater, er ſelbſt, durch ſanft muthathmende Muſen
Sendet die zärtlichen Wiegengeſänge Dir zu.
Ja! noch iſt ſie es ganz! noch ſchwebt vom Haupte zur Sohle,
Still herwandelnd, wie ſonſt, mir die Athenerin vor.
Und wie, freundlicher Geiſt! von heitersinnender Stirne
Segnend und ſicher Dein Stral unter die Sterblichen fällt,
So bezeugest Du mir's, und ſagſt mir's, daß ich es Andern
Wiederſage, denn auch Andere glauben es nicht,
Daß unſterblicher doch, denn Sorg' und Zürnen, die Freude
Und ein goldener Tag täglich am Ende noch iſt.

So will ich, ihr Himmliſchen! denn euch danken und endlich
Athmet aus leichter Bruſt, wieder des Sängers Gebet.
Und wie, wenn ich mit ihr, auf ſonniger Höhe mit ihr ſtand,
Spricht belebend ein Gott innen im Tempel mich an.
Leben will ich denn auch! ſchon grünt's! wie von heiliger Leier
Ruft es von ſilbernen Bergen Appollons voran!
Komm! es war wie ein Traum! Die blutenden Fittige ſind ja
Schon geneſen, verjüngt leben die Hoffnungen all!
Großes zu finden, iſt viel, iſt viel noch übrig, und wer ſo
Liebte, gehet, er muß, gehet zu Göttern die Bahn.
Und geleitet ihr uns, ihr Weiheſtunden! ihr ernſten,
Jugendlichen! o bleibt, heilige Ahnungen, ihr,
Fromme Bitten, und ihr, Begeiſterungen, und all ihr
Guten Genien, die gerne bei Liebenden ſind,
Bleibt ſo lange mit uns, bis wir mit gemeinſamem Boden,
Dort, wo die Seligen all niederzukehren bereit,

Dort, wo die Adler ſind, die Geſtirne, die Boten des Vaters,
Dort, wo die Muſen, wober Helden und Liebende ſind,
Dort uns, oder auch hier, auf thauender Inſel begegnen,
Wo die Unſrigen erſt, blühend in Gärten geſellt,
Wo die Geſänge wahr, und länger die Frühlinge ſchön ſind,
Und von neuem ein Jahr unſerer Sele beginnt!

Die Nacht.

Fragment.

Rings um ruhet die Stadt, ſtill wird die erleuchtete Gaſſe,
Und mit Fackeln geſchmückt rauſchen die Wagen hinweg.
Satt gehen heim, von Freuden des Tags zu ruhen, die Menſchen,
Und Gewinn und Verluſt wäget ein ſinniges Haupt
Wohl zufrieden zu Haus; leer ſteht von Trauben und Blumen,
Und von Werken der Hand ruht der geſchäftige Markt.
Aber das Saitenſpiel tönt fern aus Gärten; vielleicht, daß
Dort ein Liebender ſpielt, oder ein einſamer Mann
Ferner Freunde gedenkt und der Jugendzeit; und die Brunnen,
Immerquillend und friſch, rauſchen an duftendem Beet.
Still in dämmriger Luft ertönen geläutete Glocken,

Und der Stunden gedenk rufet ein Wächter die Zahl.
Jetzt auch kommet ein Wehn und regt die Gipfel des Hains auf,
Sieh! und das Ebenbild unſerer Erde, der Mond
Kommet geheim nun auch; die Schwärmeriſche, die Nacht kommt,
Voll mit Sternen und wohl wenig bekümmert um uns,
Glänzt die Erſtaunende dort, die Fremdlingin unter den Menſchen,
Ueber Gebirgeshöhn traurig und prächtig herauf.

Die Herbstfeier.

An Siegfried Schmidt.

1.

Wieder ein Glück erlebt! Die gefährliche Dürre genesen,
Und die Schärfe des Lichts senget die Blüthe nicht mehr,
Offen steht jetzt wieder ein Saal, und gesund ist der Gasten,
Und von Regen erfrischt rauschet das glänzende Thal.
Hoch von Gewächsen, es schwellen die Bäch', und alle gebund'nen
Fittige wagen sich wieder in's Reich des Gesangs.
Voll ist die Luft von Fröhlichen jetzt, und die Stadt und der Hain ist
Rings von zufriedenen Kindern des Himmels erfüllt.
Gerne begegnen sie sich und irren unter einander,
Sorgenlos und es scheint keines zu wenig, zu viel.

Denn so ordnet das Herz es an, und zu athmen die Anmuth,
Sie, die geschickliche, schenkt ihnen ein göttlicher Geist.
Aber die Wanderer auch sind wohl geleitet und haben
Kränze genug und Gesang, haben den heiligen Stab
Voll geschmückt mit Trauben und Laub, bei sich, und der Zicke
Schatten; von Dorfe zu Dorf jauchzt es, von Tage zu Tag,
Und wie Wagen, besonnt mit freiem Wilde, so ziehn die
Berge voran, und so träget und eilet der Pfad.

7.

Aber meinest du nun, es haben die Thore vergebens
Aufgethan und den Weg freudig die Götter gemacht?
Und es schenken umsonst zu des Gastmahls Fülle die Guten
Nebst dem Weine noch auch Blumen und Honig und Obst?
Schenken das purpurne Licht zu Festgesängen, und kühl und
Ruhig zu tieferem Freundesgespräche die Nacht?

Hält ein Ernſteres dich, ſo ſpar's dem Winter, und willſt du
Freien, habe Geduld, Freier beglücket der Mai.
Jetzt iſt Anderes Noth, jetzt komm und feire des Herbſtes
Alte Sitte, noch jetzt blühet die edle mit uns.
Eins nur gilt für den Tag, das Vaterland, und des Opfers
Feſtlicher Flamme wirft jeder ſein Eigenes zu.
Darum kränzt der gemeinſame Gott umſäuſelnd das Haar uns,
Und den eigenen Sinn ſchmelzet, wie Perlen, der Wein.
Dieß bedeutet der Tiſch, der geliebte, wenn, wie die Bienen,
Rund um den Eichbaum, wir ſitzen und ſingen um ihn.
Dieß der Pokale Klang und darum zwinget die wilden
Seelen der ſtreitenden Männer zuſammen der Chor.

3.

Aber damit uns nicht, gleich Allzuklingen, entfliehe
Dieſe neigende Zeit, komm' ich entgegen ſogleich,
Bis an die Grenze des Lands, wo mir den lieben Geburtsort
Und die Inſel des Stroms blaues Gewäſſer umfließt.

Heilig iſt mir der Ort, an beiden Ufern, der Fels auch,
Der mit Garten und Hausgrün aus den Wellen ſich hebt.
Dort begegnen wir uns, o gütiges Licht! wo zuerſt mich,
Deiner gefühlteren Strahlen mich einer betraf.
Dort begann und beginnt das liebe Leben von Neuem,
Aber des Vaters Grab ſeh' ich, und weine dir ſchon?
Wein' und halt' und habe den Freund und höre das Wort, das
Einſt mir in himmliſcher Kunſt Leiden der Liebe geheilt.
Andres erwacht! Ich' muß die Landesherren ihm nennen!
Barbaroſſa! dich auch, gütiger Chriſtoph, und dich
Konradin! wie du heißt, ſo fallen Starke, der Epheu
Grünt am Fels, und die Burg deckt das bacchantiſche Land.
Doch Vergangenes iſt, wie Künftiges, heilig den Sängern,
Und in Tagen des Herbſts ſündigen die Schatten wir aus.

4.

So der Gewalt'gen gedenk und des herzerhebenden Schickſals,
Thatlos ſelber und leicht, aber vom Aether doch auch
Angeſchauet und fromm, wie die Alten, die göttlicherzognen
Freudigen Dichter, ziehn freudig das Land wir hinauf.
Groß iſt das Werden umher. Dort von den äußerſten Bergen
Stammen der Jünglinge viel, ſteigen die Hügel herab.
Quellen rauſchen von dort und hundert geſchäftige Bäche,
Kommen bei Tag und bei Nacht nieder und bauen das Land.
Aber der Meiſter pflügt in der Mitte des Landes die Furchen
Ziehet der Neckarſtrom, ziehet der Segen herab.
Und es kommen mit ihm Italiens Lüfte, die See ſchickt
Ihre Wolken, ſie ſchickt prächtige Sonnen mit ihm;
Darum wächſet uns auch faſt über das Haupt die gewalt'ge
Fülle, denn hieher ward hier in die Ebne das Gute.

Reicher den Lieben gebracht, den Landsleuten, doch neidet
Keiner an Bergen dort ihnen die Gärten, den Wein,
Oder das üppige Gras und das Korn und die glühenden Bäume,
Die am Wege gereiht über den Wanderern stehn.

5.

Aber indeß wir schaun und die mächtige Freude durchwandeln,
Fliehet der Weg und der Tag uns, wie den Trunkenen, hin.
Denn mit heiligem Laub umkränzt erhebet die Stadt schon,
Die gepriesene, dort, leuchtend ihr priesterlich Haupt.
Herrlich steht sie, und hält den Rebenstab und die Tanne
Hoch in den seligen purpurnen Wolken empor.
Seo uns hold, dem Gast und dem Sohn, o Fürstin der Heimath,
Glückliches Stuttgart! nimm freundlich den Fremdling mir auf!
Immer hast du Gesang mit Flöten und Saiten gefüllet,
Wie ich glaub', und des Lieds kindlich Geschwätz, und der Mühn

Süße Vergessenheit bei gegenwärtigem Geiste,
Drum erfreuest du auch gerne den Sängern das Herz.
Aber ihr, ihr Größeren auch, ihr Frohen, die allzeit
Leben und walten, erkannt, oder gewaltiger auch,
Wenn ihr wirket und schafft in heiliger Nacht und alleinherrscht,
Und allmählig emporziehet ein ahnendes Volk,
Bis die Jünglinge sich der Väter droben erinnern,
Mündig und hell vor euch steht der besonnene Mensch.
Engel des Vaterlands! o ihr, vor denen das Auge,
Sey's auch stark, und das Knie bricht dem vereinzelten Mann,
Daß er halten sich muß an die Freund' und bitten die Theuern,
Daß sie tragen mit ihm all die beglückende Last,
Habt, o Gütige, Dank für den und alle die Andern,
Die mein Leben, mein Gut unten den Sterblichen sind.

6.

Aber die Nacht kommt! Laß uns eilen, zu feiern das Herbstfest.
Heut noch! voll ist das Herz, aber das Leben ist kurz.

Und was uns der himmliſche Tag zu ſagen geboten,
Das zu nennen, mein Schmidt, reichen wir Beide nicht aus.
Treffliche bring' ich dir und das Freudenfeuer wird hoch auf
Schlagen, und heiliger ſoll ſprechen das kühnere Wort.
Siehe! da iſt es rein! Und des Gottes freundliche Gaben
Die wir theilen, ſie ſind zwiſchen den Liebenden nur
Anderes nicht — o kommt, o macht es wahr! denn allein ja
Bin ich und Niemand nimmt mir von der Stirne den Traum?
Kommt und reicht, ihr Lieben, die Hand! das möge genug ſeyn,
Aber die größere Luſt ſparen dem Enkel wir auf.

Der Wanderer.

Einſam ſtand ich und ſah in die afrikaniſchen dürren
Ebnen hinaus; vom Olymp regnete Feuer herab.
Fernhin ſchlich das hagre Gebirg, wie ein wandelnd Gerippe,
Hohl und einſam und kahl blickt' aus der Höhe ſein Haupt.
Ach! nicht ſprang, mit erfriſchendem Grün, der ſchattende Wald hier
In die ſäuſelnde Luft üppig und herrlich empor,
Bäche ſtürzten hier nicht in melodiſchem Fall vom Gebirge,
Durch das blühende Thal ſchlingend den ſilbernen Strom,
Keiner Heerde verging am plätſchernden Brunnen der Mittag,
Freundlich aus Bäumen hervor blickte kein wirthliches Dach.
Unter dem Strauche ſaß ein ernſter Vogel gefangen,
Aengſtig und eilend flohn wandernde Störche vorbei.

Nicht um Waſſer rief ich dich an, Natur, in der Wüſte,
Waſſers bewahrte mir traulich das fromme Kamel,
Um der Haine Geſang, um Geſtalten und Farben des Lebens
Bat ich, vom lieblichen Glanz heimiſcher Fluren verwöhnt.
Aber ich bat umſonſt; du erſchienſt mir feurig und herrlich,
Aber ich hatte dich einſt göttlicher, ſchöner geſehn.
Auch den Eispol hab' ich beſucht; wie ein ſtarrendes Chaos
Thürmte das Meer ſich da ſchrecklich zum Himmel empor.
Todt in der Hülle von Schnee ſchlief hier das gefeſſelte Leben,
Und der eiſerne Schlaf harrte des Tages umſonſt.
Ach nicht ſchlang um die Erde den wärmenden Arm der Olymp hier,
Wie Pygmalions Arm um die Geliebte ſich ſchlang.
Hier bewegt' er ihr nicht mit dem Sonnenblicke den Buſen,
Und in Regen und Thau ſprach er nicht freundlich zu ihr.
Mutter Erde! rief ich, du biſt zur Wittwe geworden,
Dürftig und kinderlos lebſt du in langſamer Zeit.

Nichts zu erzeugen und nichts zu pflegen in sorgender Liebe,
Alternd im Kinde sich nicht wiederzusehn, ist der Tod.
Aber vielleicht erwarmst du dereinst am Strale des Himmels,
Aus dem dürftigen Schlaf schmeichelt sein Odem dich auf;
Und, wie ein Samenkorn, durchbrichst du die eherne Hülse,
Und die knospende Welt windet sich schüchtern heraus.
Deine gesparte Kraft flammt auf in üppigem Frühling,
Rosen glühen und Wein sprudelt im tärtlichen Nerv.
Aber jetzt kehr' ich zurück an den Rhein, in die glückliche Heimath,
Und es wehen, wie einst, zärtliche Lüfte mich an.
Und das strebende Herz besänftigen mir die vertrauten
Friedlichen Bäume, die einst mich in den Armen gewiegt,
Und das heilige Grün, der Zeuge des ewigen, schönen
Lebens der Welt, es erfrischt, wandelt zum Jüngling mich um.

Alt bin ich geworden indeß, mich bleichte der Eispol,
Und im Feuer des Süds fielen die Locken mir aus.
Doch wie Aurora den Tithon, umfängst du in lächelnder Blüthe
Warm und fröhlich, wie einſt, Vaterlandserde, den Sohn.
Seliges Land! kein Hügel in dir wächſt ohne den Weinſtock,
Nieder ins ſchwellende Gras regnet im Herbſte das Obſt.
Fröhlich baden im Strome den Fuß die glühenden Berge,
Kränze von Zweigen und Moos kühlen ihr ſonniges Haupt.
Und, wie die Kinder hinauf zur Schulter des herrlichen Ahnherrn,
Steigen am dunkeln Gebirg Veſten und Hütten hinauf.
Friedſam geht aus dem Walde der Hirſch an's freundliche Tageslicht;
Hoch in heiterer Luft ſiehet der Falke ſich um.
Aber unten im Thal, wo die Blume ſich nährt von der Quelle,
Streckt das Dörfchen vergnügt über die Wieſe ſich aus.

Still iſts hier; kaum rauſcht von fern die geſchäf-
tige Mühle,
Und vom Berge herab knarrt das gefeſſelte Rad.
Lieblich tönt die gehämmerte Senſ' und die Stimme
des Landmanns,
Der am Pfluge dem Stier, lenkend, die Schritte
gebeut,
Lieblich der Mutter Geſang, die im Graſe ſitzt
mit dem Söhnlein,
Das die Sonne des Mais ſchmeichelt in lächeln-
den Schlaf.
Aber drüben am See, wo die Ulme das alternde
Hofthor
Uebergrünt und den Zaun wilder Holunder um-
blüht,
Da umfängt mich das Haus und des Gartens
heimliches Dunkel,
Wo mit den Pflanzen mich einſt liebend mein
Vater erzog,
Wo ich froh, wie das Eichhorn, ſpielt' auf den
liſpelnden Aeſten,
Oder in's duftende Heu träumend die Stirne
verbarg.
Heimathliche Natur! wie biſt du treu mir ge-
blieben!
Zärtlichpflegend, wie einſt, nimmſt du den Flücht-
ling noch auf.

Noch gedeihn die Pfirsiche mir, noch wachsen gefällig
Mir an's Fenster, wie sonst, köstliche Trauben herauf.
Lockend röthen sich noch die süßen Früchte des Kirschbaums,
Und der pflückenden Hand reichen die Zweige sich selbst.
Schmeichelnd zieht mich, wie sonst, in des Walds unendliche Laube
Aus dem Garten der Pfad, oder hinab an den Bach,
Und die Pfade röthest du mir, es wärmt mich und spielt mir
Um das Auge, wie sonst, Vaterlandssonne! dein Licht;
Feuer trink' ich und Geist aus deinem freudigen Kelche,
Schläfrig lässest du nicht werden mein alterndes Haupt.
Die du einst mir die Brust erwecktest vom Schlafe der Kindheit,
Und mit sanfter Gewalt höher und weiter mich triebst.
Mildere Sonne! zu dir kehr' ich getreuer und weiser,
Friedlich zu werden, und froh unter den Blumen zu ruhn.

Die Eichbäume.

Aus den Gärten komm' ich zu euch, ihr Söhne des Berges!
Aus den Gärten, da lebt die Natur, geduldig und häuslich,
Pflegend und wieder gepflegt, mit dem fleißigen Menschen zusammen.
Aber ihr, ihr Herrlichen! steht, wie ein Volk von Titanen,
In der zahmeren Welt, und gehört nur euch und dem Himmel,
Der euch nährt' und erzog, und der Erde, die euch geboren.
Keiner von euch ist noch in der Menschen Schule gegangen,
Und ihr drängt euch, fröhlich und frei, aus kräftiger Wurzel
Unter einander herauf und ergreift, wie der Adler, die Beute,
Mit gewaltigem Arme den Raum, und gegen die Wolken
Ist euch heiter und groß die sonnige Krone gerichtet.

Eine Welt iſt jeder von euch, wie die Sterne des Himmels
Lebt ihr, jeder ein Gott, in freiem Bunde zuſammen.
Könnt' ich die Knechtſchaft nur erdulden, ich neidete nimmer
Dieſen Wald und ſchmiegte mich gern an's geſellige Leben.
Feſſelte nur nicht mehr an's geſellige Leben das Herz mich,
Das von Liebe nicht läßt, wie gern würd' ich unter euch wohnen!

An den Aether.

Treu und freundlich, wie du, erzog der Götter und Menschen
Keiner, o Vater Aether! mich auf; noch ehe die Mutter
In die Arme mich nahm und ihre Brüste mich tränkten,
Faßtest du zärtlich mich an, und goßest himmlischen Trank mir,
Mir den heiligen Odem zuerst in den keimenden Busen.

Nicht von irdischer Kost gedeihen einzig die Wesen,
Aber du nährest sie all' mit deinem Nektar, o Vater!
Und es drängt sich und rinnt aus deiner ewigen Fülle
Die beseelende Luft durch alle Röhren des Lebens.
Darum lieben die Wesen dich auch und ringen und streben
Unaufhörlich hinauf nach dir in freudigem Wachsthum.

Himmliſcher! ſucht nicht dich mit ihren Augen die Pflanze,
Streckt nach dir die ſchüchternen Arme der niedrige Strauch nicht?
Daß er dich finde, zerbricht der gefangene Same die Hülſe;
Daß er belebt von dir in deiner Welle ſich bade,
Schüttelt der Wald den Schnee, wie ein überläſtig Gewand ab.
Auch die Fiſche kommen herauf und hüpfen verlangend
Ueber die glänzende Fläche des Stroms, als begehrten auch dieſe
Aus der Wiege zu dir; auch den edeln Thieren der Erde
Wird zum Fluge der Schritt, wenn oft das gewaltige Sehnen,
Die geheime Liebe zu dir ſie ergreift, ſie hinaufzieht.
Stolz verachtet den Boden das Roß, wie gebogener Stahl ſtrebt
In die Höhe ſein Hals, mit der Hufe berührt es den Sand kaum.
Wie zum Scherze, berührt der Fuß der Hirſche den Grashalm.
Hüpft, wie ein Zephyr, über den Bach der reißend hinabſchäumt,

Hin und wieder ſchweift, kaum ſichtbar durch die Gebüſche.
Aber des Aethers Lieblinge, ſie, die glücklichen Vögel
Wohnen und ſpielen vergnügt in der ewigen Halle des Vaters!
Raums genug iſt für alle. Der Pfad iſt keinem bezeichnet,
Und es regen ſich frei im Hauſe die Großen und Kleinen.
Ueber dem Haupt frohlocken ſie mir und es ſehnt ſich auch mein Herz
Wunderbar zu ihnen hinauf; wie die freundliche Heimath
Winkt es von oben herab und auf die Gipfel der Alpen
Möcht' ich wandern und rufen von da dem eilenden Adler,
Daß er, wie einſt in die Arme des Zeus den ſeligen Knaben,
Aus der Gefangenſchaft in des Aethers Halle mich trage.
Thöricht treiben wir uns umher; wie die irrende Rebe,
Wenn ihr der Stab gebricht, woran zum Himmel ſie aufwächſt,
Breiten wir über den Boden uns aus und ſuchen und wandern

Durch die Zonen der Erd', o Vater Aether! vergebens,
Denn es treibt uns die Luſt in deinen Gärten zu wohnen.
In die Meeresfluth werfen wir uns, in den freieren Ebenen
Uns zu ſättigen, und es umſpielt die unendliche Woge
Unſern Kiel, es freut ſich das Herz an den Kräften des Meergotts.
Dennoch genügt ihm nicht! denn der tiefere Ocean reizt uns,
Wo die leichtere Welle ſich regt — o wer dort an jene
Goldnen Küſten das wandernde Schiff zu treiben vermöchte!
Aber indeß ich hinauf in die dämmernde Ferne mich ſehne,
Wo du fremde Geſtad umfängſt mit bläulicher Woge,
Kömmſt du ſäuſelnd herab von des Fruchtbaums blühenden Wipfeln,
Vater Aether! und ſänftigeſt ſelbſt das ſtrebende Herz mir,
Und ich lebe nun gern, wie zuvor, mit den Blumen der Erde.

Der Archipelagus.

Kehren die Kraniche wieder zu dir? und ſuchen zu deinen
Ufern wieder die Schiffe den Lauf? umathmen erwünſchte
Lüfte dir die beruhigte Flut, und ſonnet der Delphin,
Aus der Tiefe gelockt, am neuen Lichte den Rücken?
Blüht Jonien? iſt es die Zeit? denn immer im Frühling,
Wenn den Lebenden ſich das Herz erneut und die erſte
Liebe den Menſchen erwacht, und goldner Zeiten Erinnrung,
Komm' ich zu dir, und grüß' in deiner Stille dich, Alter!

Immer, Gewaltiger! lebſt du noch und ruheſt im Schatten
Deiner Berge, wie ſonſt; mit Jünglingsarmen umfängſt du
Noch dein liebliches Land, und deiner Töchter, o Vater,

Deiner Inſeln iſt noch, der blühenden, keine verloren.
Kreta ſteht, und Salamis grünt, umdämmert von Lorbeern,
Rings von Stralen umblüht, erhebt zur Stunde des Aufgangs
Delos ihr begeiſtertes Haupt, und Cenos und Chios
Haben der purpurnen Früchte genug, von trunkenen Hügeln
Quillt der Cypriertrank, und von Kalauria fallen
Silberne Bäche, wie einſt, in die alten Waſſer des Vaters.
Alle leben ſie noch, die Heroenmütter, die Inſeln,
Blühend von Jahr zu Jahr, und wenn zu Zeiten, vom Abgrund
Losgelaſſen, die Flamme der Nacht, das untre Gewitter,
Eine der Holden ergriff und die Sterbende dir in den Schoeß ſank,
Göttlicher! du, du dauerteſt aus, denn über den dunkeln
Tiefen iſt Manches ſchon dir auf und untergegangen.

Auch die Himmliſchen, ſie, die Kräfte der Höhe die ſtillen,

Die den heiteren Tag und ſüßen Schlummer und Ahnung
Fernher bringen über das Haupt der fühlenden Menſchen
Aus der Fülle der Macht, auch ſie, die alten Geſpielen,
Wohnen, wie einſt, mit dir, und oft am dämmernden Abend,
Wenn von Aſiens Bergen herein das heilige Mondlicht
Kömmt und die Sterne ſich in deiner Woge begegnen,
Leuchteſt du von himmliſchem Glanz, und ſo, wie ſie wandeln,
Wechſeln die Waſſer dir, es tönt die Weiſe der Brüder
Droben, ihr Nachtgeſang im liebenden Buſen dir wieder.
Wenn die allverklärende dann, die Sonne des Tages,
Sie, des Orients Kind, die Wunderthätige, da iſt,
Dann die Lebenden all im goldenen Traume beginnen,
Den die Dichtende ſtets des Morgens ihnen bereitet,
Dir, dem trauernden Gott, dir ſendet ſie froheren Zauber,

Und ihr eigen freundliches Licht iſt ſelber ſo ſchön nicht,
Denn das Liebeszeichen, der Kranz, den immer, wie vormals,
Deiner gedenk, doch ſie um die graue Locke dir windet.
Und umfängt der Aether dich nicht, und kehren die Wolken,
Deine Boten, von ihm mit dem Göttergeſchenke, dem Strale
Aus der Höhe dir nicht? Dann ſendeſt du über das Land ſie,
Daß am heißen Geſtad die gewittertrunkenen Wälder
Rauſchen und wogen mit dir, daß bald, dem wandernden Sohn gleich,
Wenn der Vater ihn ruft, mit den tauſend Bächen Mäander
Seinen Irren enteilt, und aus der Ebne Kayſter
Dir entgegen frohlockt, und der Erſtgeborne, der Alte,
Der zu lange ſich barg, dein majeſtätiſcher Nil itzt
Hochherſchreitend aus fernem Gebirg, wie im Klange der Waffen,
Siegreich kömmt und die offenen Arme der ſehnende reichet.

Dennoch einſam dünkeſt du dir, in ſchweigender Nacht hört

Deine Wehklage der Fels, und öfters entflieht dir
Zürnend von Sterblichen weg die geflügelte Woge
zum Himmel.
Denn es leben mit dir die edlen Lieblinge immer,
Die dich geehrt, die einſt mit den ſchönen Tem-
peln und Städten
Deine Geſtade bekränzt, und immer ſuchen und
miſſen,
Immer bedürfen ja, wie Heroen den Kranz, die
geweihten
Elemente zum Ruhme das Herz der fühlenden
Menſchen.

Sage, wo iſt Athen? iſt über den Urnen der
Meiſter
Deine Stadt, die geliebteſte dir, an den heiligen
Ufern
Trauernder Gott, dir ganz in Aſche zuſammen
geſunken?
Oder iſt noch ein Zeichen von ihr, daß etwa der
Schiffer,
Wenn er vorüber kömmt, ſie nennt und ihrer ge-
denke?
Stiegen dort die Säulen empor und leuchteten
dort nicht
Sonſt vom Dache der Burg herab die Götterge-
ſtalten?

Rauſchte dort die Stimme des Volks, die ſtürmiſchbewegte,
Aus der Agora nicht her, und eilt' es aus freudigen Pforten
Dort die Gaſſen dir nicht zu geſegnetem Hafen herunter?
Siehe! da löste ſein Schiff der fernhinſinnende Kaufmann,
Froh, denn es wehet' ihm auch die beflügelnde Luft und die Götter
Liebten ſo, wie den Dichter, auch ihn, dieweil er die guten
Gaben der Erd' ausglich und Fernes Nahem vereinte.
Fern nach Cypros ziehet er hin und ferne nach Tyros,
Strebt nach Kolchis hinauf und hinab zum alten Aegyptos,
Daß er Purpur und Wein und Korn und Vliesse gewinne
Für die eigene Stadt, und öfters über des kühnen
Herkules Säulen hinaus, zu neuen ſeligen Inſeln
Tragen die Hoffnungen ihn und des Schiffes Flügel, indeſſen,
Anders bewegt, am Geſtade der Stadt ein einſamer Jüngling
Weilt, und die Woge belauſcht, und Großes ahnet der Ernſte,

Wenn er zu Füßen ſo des erderſchütternden Meiſters
Lauſchet und ſitzt, und nicht umſonſt erzog ihn der Meergott.

Denn des Genius Feind, der vielgebietende Perſe,
Jahrlang zählt' er ſie ſchon, der Waffen Menge, der Knechte,
Spottend des griechiſchen Lands und ſeiner wenigen Inſeln,
Und ſie däuchten dem Herrſcher ein Spiel, und noch wie ein Traum war
Ihm das innige Volk, vom Göttergeiſte gerüſtet.
Leicht aus ſpricht er das Wort, und ſchnell, wie der flammende Bergquell,
Wenn er, fruchtbar umher vom gährenden Aetna gegoſſen,
Städte begräbt in der purpurnen Flut und blühende Gärten,
Bis der brennende Strom im heiligen Meere ſich kühlet,
So mit dem Könige nun, verſengend, ſtädteverwüſtend,
Stürzt von Ekbatana daher ſein prächtig Getümmel;
Weh! und Athene, die Herrliche, fällt; wohl ſchauen und ringen
Vom Gebirg, wo das Wild ihr Geſchrei hört, fliehende Greiſe

Nach den Wohnungen dort zurück und den rauchenden Tempeln;
Aber es weckt der Söhne Gebet die heilige Asche
Nun nicht mehr, im Thal iſt der Tod, und die Wolke des Brandes
Schwindet am Himmel dahin, und weiter im Lande zu ernten,
Zieht, vom Frevel erhitzt, mit der Beute der Perſe vorüber.

Aber an Salamis Ufern o Tag! an Salamis Ufern,
Harrend des Endes ſtehn die Athenerinnen, die Jungfraun,
Stehn die Mütter, wiegend im Arm das gerettete Söhnlein,
Aber den Horchenden ſchallt aus Tiefen die Stimme des Meergotts
Heilweiſſagend herauf, es ſchaun die Götter des Himmels
Wägend und richtend herab, denn dort an den bebenden Ufern
Wankt ſeit Tagesbeginn, wie langſam wandelnd Gewitter,
Dort auf ſchäumenden Waſſern die Schlacht, und es glühet der Mittag
Unbemerket im Zorn, ſchon über dem Haupte den Kämpfern.

Aber die Männer des Volks, die Heroenenkel, sie walten
Helleren Auges jetzt, die Götterlieblinge denken
Des beſchiedenen Glücks, es zähmen die Kinder Athenes
Ihren Genius, ihn, den todverachtenden, jetzt nicht.
Denn wie aus rauchendem Blut das Wild der Wüſte noch einmal
Sich zuletzt verwandelt erhebt, der edleren Kraft gleich,
Und den Jäger erſchreckt, kehrt jetzt im Glanze der Waffen,
Bei der Herrſcher Gebot furchtbargeſammelt den Wilden
Mitten im Untergang, die ermattete Seele noch einmal.
Und entbrannter beginnt's; wie Paare ringender Männer,
Faſſen die Schiffe ſich an, in die Woge taumelt das Steuer,
Unter den Streitern bricht der Boden und Schiffer und Schiff ſinkt.

Aber in ſchwindelnden Traum vom Liede des Tages geſungen,

Rollt der König den Blick; irrlächelnd über den Ausgang,
Droht er und ſteht und frohlockt, und ſendet, wie Blitze, die Boten;
Doch er ſendet umſonſt, es kehret keiner ihm wieder.
Blutige Boten, Erſchlagne des Heers, und berſtende Schiffe,
Wirft die Rächerin ihm zahllos, die donnernde Woge,
Vor den Thron, wo er ſitzt am bebenden Ufer, der Arme,
Schauend die Flucht, und fort in die fliehende Menge geriſſen,
Eilt er, ihn treibt der Gott, es treibt ſein irrend Geſchwader
Ueber die Fluten der Gott, der ſpottend ſein eitel Geſchmeid ihm
Endlich zerſchlug und den Schwachen erreicht' in der drohenden Rüſtung.

Aber liebend zurück zum einſam harrenden Strome
Kommt der Athener Volk, und von den Bergen der Heimath
Wogen, freudig gemiſcht, die glänzenden Schaaren herunter

Ins verlaſſene Thal, ach! gleich der gealterten Mutter,
Wenn nach Jahren das Kind, das verloren geachtete, wieder
Lebend ihr an den Buſen kehrt, ein erwachſener Jüngling.
Aber im Gram iſt ihr die Seele gewelkt, und die Freude
Kömmt der Hoffnungsmüden zu ſpät und mühſam vernimmt ſie,
Was der liebende Sohn in ſeinem Danke geredet;
So erſcheint den Kommenden dort der Boden der Heimath.
Denn es fragen umſonſt nach ihren Hainen die Frommen,
Und die Sieger empfängt die freundliche Pforte nicht wieder,
Wie den Wanderer ſonſt ſie empfieng, wenn er froh von den Inſeln
Wiederkehrt', und die ſelige Burg der Mutter Athene
Ueber ſehnendem Haupt ihm fernherglänzend heraufgieng.
Aber wohl ſind ihnen bekannt die verödeten Gaſſen
Und die trauernden Gärten umher und auf der Agora,
Wo des Portikus Säulen geſtürzt, und die göttlichen Bilder

Liegen, da reicht, in der Seele beweat, und der Treue ſich freuend,
Jetzt das liebende Volk zum Bunde die Hände ſich wieder.
Bald auch ſuchet und ſieht den Ort des eigenen Hauſes
Unter dem Schutte der Mann; ihm weint am Halſe, der trauten
Schlummerſtätte gedenk, ſein Weib, es fragen die Kindlein
Nach dem Tiſche, wo ſonſt in lieblicher Reihe ſie ſaßen,
Von den Vätern geſehn, den lächelnden Göttern des Hauſes.
Aber Gezelte bauet das Volk, es ſchließen die alten
Nachbarn wieder ſich an, und nach des Herzens Gewohnheit
Ordnen die lüftigen Wohnungen ſich umher an den Hügeln.
So indeſſen wohnen ſie nun, wie die Freien, die Alten,
Die, der Stärke gewiß und dem kommenden Tage vertrauend,
Wandernden Vögeln gleich, mit Geſange von Berge zu Berg einſt,
Zogen, die Fürſten des Forſts und des weitumirrenden Stromes.

Doch umfängt noch, wie sonst, die Muttererde, die treue,
Wieder ihr edel Volk, und unter heiligem Himmel
Ruhen sie sanft, wenn milde, wie sonst die Lüfte der Jugend
Um die Schlafenden wehn und aus Platanen Ilissus
Ihnen herüberrauscht und, neue Tage verkündend,
Lockend zu neuen Thaten, bei Nacht die Woge des Meergotts
Fernher tönt und fröhliche Träume den Lieblingen sendet.
Schon auch sprossen und blühn die Blumen mählig, die goldnen,
Auf zertretenem Feld, von frommen Händen gewartet,
Grünet der Oelbaum auf, und auf Kolonos Gefilden
Nähren friedlich, wie sonst, die ätherischen Rosse sich wieder.

Aber der Muttererd' und dem Gott der Woge zu Ehren,
Blühet die Stadt jetzt auf, ein herrlich Gebild, dem Gestirn gleich
Sicher gegründet, des Genius Werk, denn Fesseln der Liebe

Schafft er gerne sich so, so hält in großen Gestalten,
Die er selbst sich erbaut, der Immerrege sich bleibend.
Sieh! und dem Schaffenden dienet der Wald, ihm reicht mit den andern
Bergen nahe zur Hand der Pentele Marmor und Erze.
Aber lebend, wie er, und froh und herrlich entquillt es
Seinen Händen, und leicht, wie der Sonne, gedeiht das Geschäft ihm.
Brunnen steigen empor, und über die Hügel in reinen
Bahnen gelenkt, ereilt der Quell das glänzende Becken;
Und umher an ihnen erglänzt, gleich festlichen Helden,
Am gemeinsamen Kelch, die Reihe der Wohnungen, hoch ragt
Der Prytanen Gemach, es stehn Gymnasien offen,
Göttertempel entstehn, ein heiligkühner Gedanke,
Steigt, Unsterblichen nah, das Olympion auf in den Aether
Aus dem seligen Hain; noch manche der himmlischen Hallen!
Mutter Athene, dir auch, dir wuchs dein herrlicher Hügel

Stolzer aus der Trauer empor und blühte noch lange,
Gott der Wogen und dir, und deine Lieblinge sangen
Frohversammelt noch oft am Vorgebirge den Dank dir.

O die Kinder des Glücks, die frommen! wandeln sie fern nun
Bei den Vätern daheim, und der Schicksalstage vergessen,
Drüben am Lethestrom, und bringt kein Sehnen sie wieder?
Sieht mein Auge sie nie? ach! findet über den tausend
Pfaden der grünenden Erd', ihr göttergleichen Gestalten!
Euch das suchende nie, und vernahm ich darum die Sprache,
Darum die Sage von euch, daß immertrauernd die Seele
Vor der Zeit mir hinab zu euern Schatten entfliehe?
Aber näher zu euch, wo eure Haine noch wachsen,
Wo sein einsames Haupt in Wolken der heilige Berg hüllt,
Zum Parnassos will ich, und wenn im Dunkel der Eiche

Schimmernd, mit Irrenden dort Kaſtalias Quelle begegnet,
Will ich, mit Thränen gemiſcht, aus blütheumdufteter Schale
Dort auf keimendes Grün das Waſſer gießen, damit doch,
O ihr Schlafenden all' ein Todtenopfer euch werde.
Dort im ſchweigenden Thal, an Tempe's hangenden Felſen,
Will ich wohnen mit euch, dort oft, ihr herrlichen Namen!
Her euch rufen bei Nacht, und wenn ihr zürnend erſcheinet,
Weil der Pflug die Gräber entweiht, mit der Stimme des Herzens
Will ich, mit frommem Geſang, euch ſühnen, heilige Schatten!
Bis, zu leben mit euch, ſich ganz die Seele gewöhnet.
Fragen wird der Geweihtere dann euch Manches, ihr Todten!
Euch, ihr Lebenden, auch, ihr hohen Kräfte des Himmels,
Wenn ihr über dem Schutt mit euren Jahren vorbeigeht,
Ihr in der ſicheren Bahn! denn oft ergreifet das Irrſal

Unter den Sternen mir, wie ſchaurige Lüfte, den Buſen,
Daß ich ſpähe nach Rath, und lang ſchon reden ſie nimmer
Troſt den Bedürftigen zu, die prophetiſchen Haine Dodona's,
Stumm iſt der delphiſche Gott, und einſam liegen und öde
Längſt die Pfade, wo einſt, von Hoffnungen leiſe geleitet,
Fragend der Mann zur Stadt des redlichen Sehers heraufſtieg.
Aber droben das Licht, es ſpricht noch heute zu Menſchen,
Schöner Deutungen voll, und des großen Donnerers Stimme,
Ruft es: Denket ihr mein? und die trauernde Woge des Meergotts
Hallt es wieder: gedenkt ihr nimmer meiner, wie vormals?
Denn es ruhn die Himmliſchen gern am fühlenden Herzen,
Immer, wie ſonſt, geleiten ſie noch, die begeiſternden Kräfte,
Gerne den ſtrebenden Mann, und über den Bergen der Heimath
Ruht und waltet und lebt allgegenwärtig der Aether,

Daß ein liebendes Volk, in des Vaters Armen gesammelt,
Menschlich freudig, wie sonst, und Ein Geist allen gemein sey.
Aber weh! es wandelt in Nacht, es wohnt, wie im Orkus,
Ohne Göttliches unser Geschlecht. An's eigene Treiben
Sind sie geschmiedet allein, und sich in der tosenden Werkstatt
Höret jeglicher nur und viel arbeiten die Wilden
Mit gewaltigem Arm, rastlos, doch lahmer und immer
Unfruchtbar, wie die Furien, bleibt die Mühe der Armen.
Bis, erwacht vom ängstigen Traum, die Seele den Menschen
Aufacht, jugendlich froh, und der liebe segnende Odem
Wieder, wie vormals oft, bei Hellas blühenden Kindern,
Webet in neuer Zeit, und über freierer Stirne
Uns der Geist der Natur, der fernherwandelnde, wieder
Stillerweilend der Gott in göttlichen Weisen erscheinet.
Ach und säumest du noch? und jene, die göttlich geboren,

Wohnen immer, o Tag! noch als in den Tiefen der Erde
Einſam unten, indeß ein immerlebender Frühling
Unbeſungen über dem Haupt den Schlafenden dämmert?
Aber länger nicht mehr! ſchon hör' ich ferne des Feſttags
Chorgeſang auf grünem Gebirg, und das Echo der Haine,
Wo der Jünglinge Bruſt ſich hebt, wo die Seele des Volks ſich
Still vereint in freierem Lied, zur Ehre des Gottes,
Dem die Höhe gebührt, doch auch die Thale ſind heilig.
Denn, wo fröhlich der Strom in wachſender Jugend hinauseilt
Unter Blumen des Lands, und wo auf ſonnigen Ebnen
Edles Korn und der Ölwald reift, da kränzen am Feſte
Gerne die Frommen ſich auch, und auf dem Hügel der Stadt glänzt,
Menſchlicher Wohnung gleich, die himmliſche Helle der Freude.
Denn voll göttlichen Sinns iſt alles Leben geworden.

Und vollendend, wie ſonſt, erſcheinſt du wieder den Kindern
Ueberall, o Natur! und, wie vom Quellengebirg, rinnt
Segen von da und dort in die keimende Seele dem Volke.
Dann, dann, o ihr Freuden Athens! ihr Thaten in Sparta!
Köſtliche Frühlingszeit im Griechenlande! wenn unſer
Herbſt kömmt, wenn ihr, gereift, ihr Geiſter alle der Vorwelt!
Wiederkehret und ſiehe! des Jahrs Vollendung iſt nahe!
Dann erhalte das Feſt auch euch, vergangene Tage!
Hin nach Hellas ſchaue das Volk, und weinend und dankend
Sänftige ſich in Erinnerungen der ſtolze Triumphtag!

Aber blühet indeß, bis unſre Früchte beginnen,
Blüht, ihr Gärten Joniens, nur, und die an Athens Schutt
Grünen, ihr Holden! verbergt dem ſchauenden Tage die Trauer!
Kränzt mit ewigem Laub, ihr Lorberwälder! die Hügel

Eurer Todten umher, bei Marathon dort, wo die Knaben
Siegend ſtarben, ach! dort auf Chäroneas Gefilden,
Wo mit Waffen hinaus die letzten Athener enteilten,
Fliehend vor dem Tage der Schmach, dort, dort von den Bergen
Klagt in's Schlachtthal täglich herab, dort ſinget von Oetas
Gipfeln das Schickſalslied, ihr wandelnden Waſſer, herunter!
Aber du, unſterblich, wenn auch der Griechengeſang ſchon
Dich nicht feiert, wie ſonſt, aus deinen Wogen, o Meergott!
Töne mir in die Seele noch oft, daß über den Waſſern
Furchtlos rage der Geiſt, dem Schwimmer gleich, in der ſtarken
Friſchem Glücke ſich üb', und die Götterſprache das Wechſeln
Und das Werden verſteh'; und wenn die reißende Zeit mir
Zu gewaltig das Haupt ergreift, und die Noth und das Irrſaal
Unter Sterblichen mir mein ſterblich Leben erſchüttert,
Laß der Stille mich dann in deiner Tiefe gedenken!

Andenken.

Der Nordoſt weht,
Der liebſte unter den Winden
Mir, weil er feurigen Geiſt
Und gute Fahrt verheißet den Schiffern.
Geh' aber nun und grüße
Die ſchöne Garonne,
Und die Gärten von Bourdeaux,
Dort wo am ſchroffen Ufer
Hingehet der Steg und in den Strom
Tief fällt der Bach, darüber aber
Hinſchauet ein edel Paar
Von Eichen und Silberpappeln!

Noch denket das mir wohl und wie
Die breiten Gipfel neiget
Der Ulmwald über die Mühl',
Im Hofe aber wächſt ein Feigenbaum,
An Feiertagen gehn
Die braunen Frauen daſelbſt
Auf ſeidnen Boden,
Zur Märzenzeit,
Wenn gleich iſt Nacht und Tag,

Und über langſamen Stegen,
Von goldenen Träumen ſchwer,
Einwiegende Lüfte ziehen.

Es reiche aber,
Des dunkeln Lichtes voll,
Mir Einer den duftenden Becher,
Damit ich ruhen möge; denn ſüß
Wär' unter Schatten der Schlummer.
Nicht iſt es gut,
Seellos vor ſterblichen
Gedanken zu ſeyn, doch gut
Iſt ein Geſpräch und zu ſagen
Des Herzens Meinung, zu hören viel
Von Tagen der Lieb',
Und Thaten, welche geſchahen.

Wo aber ſind die Freunde? Bellarmin
Mit dem Gefährten? Mancher
Trägt Scheue, an die Quelle zu gehn;
Es beginnt nehmlich der Reichthum
Im Meere. Sie,
Wie Mahler, bringen zuſammen
Das Schöne der Erd' und verſchmähn
Den geflügelten Krieg nicht, und
Zu wohnen einſam, jahrlang, unter
Dem entlaubten Maſt, wo nicht die Nacht durch-

glänzen

Die Feiertage der Stadt,
Und Saitenſpiel und eingeborner Tanz nicht.

Nun aber ſind zu Indiern
Die Männer gegangen,
Dort an der luftigen Spitz'
An Traubenbergen, wo herab
Die Dordogne kommt
Und zuſammen mit der prächt'gen
Garonne meerbreit
Ausgehet der Strom. Es mehret aber
Und giebt Gedächtniß die See
Und die Lieb' auch heftet fleißig die Augen,
Was bleibt aber, ſtiften die Dichter.

Die Wanderung.

Glückſelig Sunvien, meine Mutter!
Auch du, der glänzenderen, der Schweſter
Lombarda drüben gleich,
Von hundert Bächen durchfloſſen!
Und Bäume genug, weißblühend und röthlich,
Und dunkiere, wild, tief grünendes Laub's voll —
Und Alpengebirg auch überſchattet,
Uraltes, dich; denn nah dem Herde des Hauſes
Wohnſt du, und hörſt, wie drinnen
Aus ſilbernen Opferſchalen
Der Quell rauſcht, ausgeſchüttet
Von reinen Händen, wenn berührt
Von warmen Stralen
Kryſtallenes Eis, und umgeſtürzt
Vom leichtanregenden Lichte
Der ſchneeige Gipfel übergießt die Erde
Mit reineſtem Waſſer. Darum iſt
Dir angeboren die Treue. Schwer verläßt
Was nahe dem Urſprung wohnet, den Ort.
Und deine Kinder, die Städte
Am weithindämmernden See,
An Neckars Weiden, am Rheine,

Sie alle meinen, es wäre
Sonſt nirgend beſſer zu wohnen.
Ich aber will dem Kaukaſos zu!
Denn ſagen hört' ich
Noch heut in den Lüften:
Frei ſey'n, wie Schwalben, die Dichter.
Auch hat in jüngern Tagen
Sonſt Eines mir vertraut:
Es ſeyen vor alter Zeit
Die Unſrigen einſt, ein ſinnig Geſchlecht,
Still fortgezogen von Wellen der Donau,
Dort mit der Sonne Kindern
Am Sommertage, da dieſe
Sich Schatten ſuchten, zuſammen
Am ſchwarzen Meere gekommen,
Und nicht umſonſt ſey dieß
Das gaſtfreundliche genennet.
Denn als ihr Staunen vorüber war,
Da nahten die Andern zuerſt; dann ſetzten auch
Die Unſeren ſich neugierig unter den Oelbaum.
Doch, als ſich ihre Gewande berührt,
Und Keiner vernehmen konnte
Die eigene Rede des Andern, wäre wohl
Entſtanden ein Zwiſt, wenn nicht aus Zweigen herunter
Gekommen wäre die Kühlung,
Die Lächeln über das Angeſicht

Der Streitenden öfters breitet; und eine Weile
Sah'n still sie auf. Dann reichten sie sich
Die Hände liebend einander. Und bald
Vertauschten sie Waffen und all'
Die lieben Güter des Hauses,
Vertauschten das Wort auch und es wünschten
Die freundlichen Väter umsonst nichts
Beim Hochzeitjubel den Kindern.
Denn aus den Heiligvermählten
Wuchs schöner, denn Alles,
Was vor und nach
Von Menschen sich nannt', ein Geschlecht auf.
Wo aber wohnt ihr, liebe Verwandten,
Daß wir das Bündniß wiederbegehn,
Und der theuern Ahnen gedenken?
Dort an den Ufern, unter den Bäumen
Jonias, in Ebenen des Kayſtros,
Wo Kraniche, des Aethers froh,
Umschlossen sind von fernhindämmernden Bergen,
Dort wart auch ihr, ihr Schönsten! oder pflegtet
Der Inseln, die, mit Wein bekränzt,
Voll tönten von Gesang; noch Andere wohnten
Am Tayget, am vielgepriesnen Hymettos,
Und diese blühten zuletzt. Doch von
Parnassos Quell bis zu des Tmolos
Goldglänzenden Bächen erklang
Ein ewig Lied. So rauschten

Die heiligen Wälder und all'
Die Saitenſpiele zuſammt,
Von himmliſcher Milde gerühret.
O Land des Homer!
Am purpurnen Kirſchbaum, oder wenn,
Von dir geſandt, im Weinberg mir
Die jungen Pfirſiche grünen,
Und die Schwalbe fernher kommt und Vieles erzählend
An meinen Wänden ihr Haus baut, in
Den Tagen des Mais, auch unter den Sternen
Gedenk' ich, o Jonia! dein. Doch Menſchen
Iſt Gegenwärtiges lieb. Drum bin ich
Gekommen, euch, ihr Inſeln, zu ſehn und euch,
Ihr Mündungen der Ströme, o ihr Hallen der Thetis,
Ihr Wälder euch, und euch, ihr Wolken des Ida!
Doch nicht zu bleiben gedenk' ich,
Unfreundlich iſt und ſchwer zu gewinnen
Die Verſchloſſene, der ich entkommen, die Mutter.
Von ihren Söhnen einer, der Rhein,
Mit Gewalt wollt' er an's Herz ihr ſtürzen und ſchwand,
Der Zurückgeſtoßene, niemand weiß, wohin in die Ferne.
Doch ſo nicht wünſcht' ich gegangen zu ſeyn
Von ihr, und nur euch einzuladen

Bin ich zu euch, ihr Grazien Griechenlands,
Ihr Himmelstöchter gewandert,
Daß wenn die Reiſe zu weit nicht iſt,
Zu uns ihr kommet, ihr Holden!
Wenn milder athmen die Lüfte,
Und liebende Pfeile der Morgen
Uns Allzugeduldigen ſchickt,
Und leichte Gewölke blühn
Uns über den ſchüchternen Augen,
Dann werden wir ſagen, wie kommt,
Ihr Charitinnen, zu Wilden?
Die Dienerinnen des Himmels
Sind aber wunderbar,
Wie alles Göttlichgeborne.
Zum Traume wird's ihm, will es Einer
Beſchleichen und ſtraft den, der
Ihm gleichen will mit Gewalt.
Oft überraſcht es den,
Der eben kaum es gehofft hat.

Der Rhein.

Fragment.

Im dunkeln Epheu ſaß ich, an der Pforte
Des Waldes, eben, da der goldene Mittag
Den Quell beſuchend, herunterkam
Von Treppen des Alpengebir'ge,
Das mir die göttlichgebaute,
Die Burg der Himmliſchen heißt
Nach alter Meinung, wo aber
Geheim noch Manches entſchieden
Zu Menſchen gelanget; von da
Vernahm ich ohne Vermuthen
Ein Schickſal, denn noch kaum
War mir im warmen Schatten
Sich Manches beredend, die Seele
Italia zugeſchweift
Und an die Küſten Morea's.

Jetzt aber, drinn im Gebirg,
Tief unter den ſilbernen Gipfeln,
Und unter fröhlichem Grün,
Wo die Wälder ſchauernd zu ihm

Und der Felſen Häupter übereinander
Hinabſchaun, taglang, dort
Im kälteſten Abgrund hört'
Ich um Erlöſung jammern
Den Jüngling, es hörten ihn, wie er tobt',
Und die Mutter Erd' anklagt',
Und den Donnerer, der ihn gezeuget,
Erbarmend die Eltern, doch
Die Sterblichen flohn von dem Ort,
Denn furchtbar war, da lichtlos er
In den Feſſeln ſich wälzte,
Das Raſen des Halbgotts.

Die Stimme war's des edelſten der Ströme,
Des freigeborenen Rheins,
Und Anderes hoffte der, als droben von den Brüdern,
Dem Teſſin und dem Rhodanus,
Er ſchied und wandern wollt', und ungeduldig ihn
Nach Aſia trieb die königliche Seele.
Doch unverſtändig iſt
Das Wünſchen vor dem Schickſal.
Die Blindeſten aber
Sind Götterſöhne, denn es kennet der Menſch
Sein Haus und dem Thier ward, wo
Es bauen ſolle, doch jenen iſt

Der Fehl, daß ſie nicht wiſſen wohin?
In die unerfahrne Seele gegeben.

Ein Räthſel iſt Reinentſprungenes. Auch
Der Geſang kaum darf es enthüllen. Denn
Wie du anfiengſt, wirſt du bleiben,
So viel auch wirket die Noth
Und die Zucht, das Meiſte nemlich
Vermag die Geburt
Und der Lichtſtral, der
Dem Neugebornen begegnet.
Wo aber iſt Einer,
Um frei zu bleiben
Sein Leben lang und des Herzens Wunſch
Allein zu erfüllen, ſo
Aus himmliſchgünſtigen Höh'n
Und ſo aus reineſtem Schooße
Glücklich geboren, wie jener.
Drum iſt ein Jauchzen ſein Wort.
Nicht liebt er, wie andere Kinder
In Wickelbanden zu weinen;
Und wenn, wo die Ufer ſich ihm
An die Seite ſchleichen, die krummen,
Und durſtig umwindend ihn,
Den Unbedachten, zu ziehn
Und wohl zu behüten begehren
Im eignen Schlunde, lachend,

Zerreißt er die Schlangen und ſtürzt
Mit der Beut', und wenn in der Eil'
Ein Größerer ihn nicht zähmt,
Ihn wachſen läßt, wie der Blitz muß er
Die Erde ſpalten, und wie Bezauberte fliehn
Die Wälder ihm nach und zuſammenſinkend die
Berge.

Ein Gott will aber ſparen den Söhnen
Das eilende Leben und lächelt,
Wenn unenthaltſam, aber gehemmt
Von heiligen Alpen, ihm
In der Tiefe, wie jener, zürnen die Ströme.
In ſolcher Eſſe wird dann
Auch alles Laufte geſchmiedet
Und ſchön iſt's, wie er drauf,
Nachdem er die Berge verlaſſen,
Stillwandelnd ſich im deutſchen Lande
Begnüget und das Sehnen ſtillt
Im guten Geſchäfte, wenn er das Land baut,
Der Vater Rhein, und liebe Kinder nährt
In Städten, die er gegründet.

Doch nimmer, nimmer vergißt er's.
Denn eher muß die Wohnung vergehn
Und die Satzung und zum Unbild werden
Der Tag der Menſchen, ehe vergeſſen

Ein Solcher dürfte den Urſprung
Und die reine Stimme der Jugend.
Wer war es, der zuerſt
Die Liebesbande verderbt
Und Stricke von ihnen gemacht hat?
Dann haben des eigenen Rechts
Und gewiß des himmliſchen Feuers
Geſpottet die Trotzigen, dann erſt,
Die ſterblichen Pfade verachtend,
Verweg'nes erwählt,
Und den Göttern gleich zu werden getrachtet.

Es haben aber an eigner
Unſterblichkeit die Götter genug, und bedürfen
Die Himmliſchen eines Dings,
So ſind's Heroen und Menſchen,
Und Sterbliche ſonſt. Denn weil
Die Seligſten nichts fühlen von ſelbſt,
Muß wohl, wenn Solches zu ſagen
Erlaubt iſt, in der Götter Namen
Theilnehmend fühlen ein Andrer —
Den brauchen ſie; jedoch ihr Gericht
Iſt, daß ſein eigenes Haus
Zerbreche der, und das Liebſte
Wie den Feind ſcheit' und ſich Vater und Kind
Begrabe unter den Trümmern,
Wenn Einer, wie ſie, ſeyn will, und nicht

Ungleiches dulden, der Schwärmer.
Drum wohl ihm, welcher fand
Ein wohlbeſchiedenes Schickſal
Wo noch der Wanderungen
Und ſüß der Leiden Erinnerung
Aufrauſcht am ſichern Geſtade,
Daß da und dorthin gern
Er ſehn mag bis an die Gränzen,
Die bei der Geburt ihm Gott
Zum Aufenthalte gezeichnet.
Dann ruht er, ſelig beſcheiden,
Denn Alles, was er gewollt,
Das Himmliſche, von ſelber umfängt
Es unbezwungen, lächelnd
Jetzt, da er ruffet, den Kühnen.

Halbgötter denk' ich jetzt,
Und kennen muß ich die Theuern,
Weil oft ihr Leben ſo
Die ſehnende Bruſt mir bewegt.
Wem aber, wie dir,
Unüberwindlich die Seele,
Die ſtark ausdauernde ward,
Und ſicherer Sinn
Und ſüße Gabe zu hören,
Zu reden ſo, daß er aus heiliger Fülle
Wie der Weingott thöricht, göttlich

Und geſetzlos ſie, die Sprache der Reineſten giebt,
Verſtändlich den Guten, aber mit Recht
Die Achtungsloſen mit Blindheit ſchlägt,
Die entweichenden Knechte, wie nenn' ich den Fremden?
Die Söhne der Erde ſind, wie die Mutter,
Alliebend, ſo empfangen ſie auch
Mühlos, die Glücklichen, Alles.
Drum überraſchet es auch,
Und ſchreckt den ſterblichen Mann,
Wenn er den Himmel, den
Er mit den liebenden Armen
Sich auf die Schultern gehäuft,
Und die Laſt der Freude bedenket.
Dann ſcheint ihm oft das Beſte,
Faſt ganz vergeſſen da,
Wo der Stral nicht brennt,
Im Schatten des Wald's,
In friſcher Grüne zu ſeyn,
Und ſorglosarm an Tönen
Anfängern gleich, bei Nachtigallen zu lernen.
Und herrlich iſt's aus heiligem Schlafe dann
Erſtehen und aus Waldeskühle
Erwachend, Abends nun
Dem milderen Licht entgegenzugehen,
Wenn, der die Berge gebaut
Und den Pfad der Ströme gezeichnet,

Nachdem er lächelnd auch
Der Menſchen geſchäftiges Leben
Das odemarme, wie Segel,
Mit ſeinen Lüften gelenkt hat,
Auch ruht und vor der Schülerin jetzt,
Der Bildner vor der Braut,
Der herrliche Pygmalion,
Der Tagsgott vor der Erde ſich neiget.

Dann feiern das Brautfeſt Menſchen und Götter,
Es feiern die Lebenden all,
Und ausgeglichen
Iſt eine Weile das Schickſal.
Und die Flüchtlinge ſuchen die Herberg'
Und ſüßen Schlummer die Tapfern.
Die Liebenden aber
Sind, was ſie waren, ſie ſind
Zu Hauſe, wo die Blume ſich freuet
Unſchädlicher Glut, und die finſteren Bäume
Der Geiſt umſäuſelt, aber die Unverſöhnten
Sind umgewandelt und eilen,
Die Hände ſich ehe zu reichen,
Bevor das freundliche Licht
Hinunter geht und die Nacht kommt.

Hyperions Schicksalslied.

Ihr wandelt droben im Licht
Auf weichem Boden, selige Genien!
Glänzende Götterlüfte
Rühren euch leicht,
Wie die Finger der Künstlerin
Heilige Saiten.

Schicksallos, wie der schlafende
Säugling, athmen die Himmlischen;
Keusch bewahrt
In bescheidener Knospe,
Blühet ewig
Ihnen der Geist,
Und die seligen Augen
Blicken in stiller
Ewiger Klarheit.

Doch uns ist gegeben,
Auf keiner Stätte zu ruh'n,
Es schwinden, es fallen

Die leidenden Menſchen
Blindlings von einer
Stunde zur andern,
Wie Waſſer von Klippe
Zu Klippe geworfen,
Jahrlang in's Ungewiſſe hinab.

Der Tod des Empedokles.

Fragmente eines Trauerſpiels.

Mekades. Hermokrates.

Mekades.

Hörſt du das trunk'ne Volk?

Hermokrates.

Sie ſuchen ihn.

Mekades.

Der Geiſt des Manns
Iſt mächtig unter ihnen.

Hermokrates.

Ich weiß, wie dürres Gras
Entzünden ſich die Menſchen.

Mekades.

Daß Einer ſo die Menge bewegt, mir iſt's,
Als wie wenn Jovis Blitz den Wald
Ergreift, und furchtbarer.

Hermokrates.

Drum binden wir den Menſchen auch
Das Band um's Auge, daß ſie nicht

Zu kräftig ſich am Lichte nähren.
Nicht gegenwärtig werden
Darf Göttliches vor ihnen,
Es darf ihr Herz
Lebendiges nicht finden.
Kennſt du die Alten nicht,
Die Lieblinge des Himmels man nennt?
Sie nährten die Bruſt
An Kräften der Welt
Und den Hellaufblickenden war
Unſterbliches nahe,
Drum beugten die Stolzen
Das Haupt auch nicht,
Und vor den Gewaltigen konnt'
Ein Anderes nicht beſtehn,
Es ward verwandelt vor ihnen.

Mekadek.

Und er?

Hermokrates.

Das hat zu mächtig ihn
Gemacht, daß er vertraut
Mit Göttern worden iſt.
Es tönt ſein Wort dem Volk'
Als käm es vom Olymp;
Sie danken's ihm,
Daß er vom Himmel raubet

Die Lebensflamm' und ſie
Verräth den Sterblichen.

Mekades.

Sie wiſſen nichts, denn ihn,
Er ſoll ihr Gott
Er ſoll ihr König ſeyn.
Sie ſagen, es hab' Apoll
Die Stadt gebaut den Trojern,
Doch beſſer ſey, es helf'
Ein hoher Mann durch's Leben.
Noch ſprechen ſie viel Unverſtändiges
Von ihm und achten kein Geſetz
Und keine Noth und keine Sitte.
Ein Irrgeſtirn iſt unſer Volk
Geworden und ich fürcht',
Es deute dieſes Zeichen
Zukünft'ges noch, das er
Im ſtillen Sinne brütet.

Hermokrates.

Sey ruhig, Mekades!
Er wird nicht.

Mekades.

Biſt du denn mächtiger?

Hermokrates.

Der ſie verſteht,

Iſt ſtärker, denn die Starken,
Und wohlbekannt iſt dieſer Seltne mir.
Zu glücklich wuchs er auf;
Ihm iſt von Anbeginn
Der eigne Sinn verwöhnt, daß ihn
Geringes irrt; er wird es büßen,
Daß er zu ſehr geliebt die Sterblichen.

Mekades.

Mir ahndet ſelbſt,
Es wird mit ihm nicht lange dauern,
Doch iſt es lang genug,
So er erſt fällt, wenn ihm's gelungen iſt.

Hermokrates.

Und ſchon iſt er gefallen.

Mekades.

Was ſagſt du?

Hermokrates.

Siehſt du denn nicht? es haben
Den hohen Geiſt die Geiſtesarmen
Geirrt, die Blinden den Verführer.
Die Seele warf er vor das Volk, verrieth
Der Götter Gunſt gutmüthig den Gemeinen,
Doch rächend äffte leeren Wiederhall's
Genug denn auch aus todter Bruſt den Thoren.
Und eine Zeit ertrug er's, grämte ſich

Geduldig, wußte nicht,
Wo es gebrach; indeſſen wuchs
Die Trunkenheit dem Volke; ſchaudernd
Vernahmen ſie's, wenn ihm vom eignen Wort
Der Buſen bebt', und ſprachen:
So hören wir nicht die Götter!
Und Namen, ſo ich dir nicht nenne, gaben
Die Knechte dann dem ſtolzen Trauernden.
Und endlich nimmt der Durſtige das Gift,
Der Arme, der mit ſeinem Sinn nicht
Zu bleiben weiß und Aehnliches nicht findet,
Er tröſtet mit der raſenden
Anbetung ſich, verblindet, wird wie ſie,
Die ſeelenloſen Abergläubigen;
Die Kraft iſt ihm entwichen,
Er geht in einer Nacht, und weiß ſich nicht
Herauszuhelfen und wir helfen ihm.

Melades.

Deß biſt du ſo gewiß?

Hermokrates.

Ich kenn' ihn.

Melades.

Ein übermüthiges Gerede fällt
Mir bei, das er gemacht, da er zuletzt
Auf der Agore war. Ich weiß es nicht,
Was ihm das Volk zuvor geſagt; ich kam

Nur eben, ſtand von fern; ihr ehret mich,
Antwortet' er, und thuet recht daran;
Denn ſtumm iſt die Natur,
Es leben Sonn' und Luft und Erd' und ihre Kinder
Fremd um einander,
Die Einſamen, als gehörten ſie ſich nicht.
Wohl wandeln immer kräftig
Im Göttergeiſte die freien
Unſterblichen Mächte der Welt
Rings um der andern
Vergänglich Leben,
Doch wilde Pflanzen
Auf wilden Grund
Sind in den Schooß der Götter
Die Sterblichen alle geſäet,
Die Kärglichgenährten, und todt
Erſchiene der Boden, wenn Einer nicht
Deß wartete, lebenerweckend,
Und mein iſt das Feld. Mir tauſchen
Die Kraft und Seele zu Einem
Die Sterblichen und die Götter.
Und wärmer umfangen die ewigen Mächte
Das ſtrebende Herz und kräft'ger gedeihn
Vom Geiſte der Freien die fühlenden Menſchen,
Und wach iſt's! denn ich
Geſelle das Fremde,
Das Unbekannte nennet mein Wort,

Und die Liebe der Lebenden trag'
Ich auf und nieder; was Einem gebricht,
Ich bring es vom andern, und binde
Beſeelend und wandle verjüngend die zögernde
Welt
Und gleiche Keinem und Allen.
So ſprach der Uebermüthige.

Hermokrates.

Das iſt noch wenig. Aergers ſchläft in ihm.
Ich kenn' ihn, kenne ſie, die überglücklichen
Verwöhnten Söhne des Himmels,
Die anders nicht, denn ihre Seele, fühlen.
Stört einmal ſie der Augenblick heraus —
Und leicht zerſtörbar ſind die Zärtlichen —
Dann ſtillet nichts ſie wieder, brennend
Treibt eine Wunde ſie, unheilbar gährt
Die Bruſt. Auch er! ſo ſtill er ſcheint,
So glüht ihm doch, ſeit ihm das arme Volk
Den hohen Geiſt — —

Empedokles. Pauſanias.

Empedokles.

— — — — — — O jene Zeit!
Ihr Liebeswonnen, da die Seele mir
Von Göttern, wie Endymion, geweckt,
Die kindlich ſchlummernde, ſich öffnete,
Lebendig ſie, die Immerjugendlichen,

Des Lebens große Genien
Erkannte — ſchöne Sonne! Menſchen hatten mich
Es nicht gelehrt, mich trieb mein eigen Herz
Unſterblichliebend zu Unſterblichen,
Zu dir, zu dir, ich konnte Göttlichers
Nicht finden, ſtilles Licht! und ſo wie du
Das Leben nicht an deinem Tage ſparſt
Und ſorgenfrei der goldnen Fülle dich
Entledigeſt, ſo gönnt' auch ich, der deine,
Den Sterblichen die beſte Seele gern
Und furchtlos offen gab
Mein Herz, wie du, der ernſten Erde ſich,
Der ſchickſalvollen, ihr in Jünglingsfreude
Das Leben ſo zu eignen bis zuletzt;
Ich ſagt' ihr's oft in trauter Stunde zu,
Band ſo den theuern Todesbund mit ihr.
Da rauſcht' es anders, denn zuvor, im Hain,
Und zärtlich tönten ihrer Berge Quellen —
All' deine Freuden, Erde! wahr, wie ſie,
Und warm und voll, aus Müh' und Liebe reifen,
Sie alle gabſt du mir. Und wenn ich oft
Auf ſtiller Bergeshöhe ſaß und ſtaunend
Der Menſchen Irrſal überſann,
Zu tief von deinen Wandlungen ergriffen,
Und nah mein eignes Welken ahnete,
Dann athmete der Aether, ſo wie dir,
Mir heilend um die liebeswunde Bruſt,

Und, wie Gewölk der Flamme, löseten
Im hohen Blau die Sorgen mir sich auf.

Pausanias.

O Sohn des Himmels!

(Auf dem Aetna.)

Empedokles, vom Schlaf erwachend; dann

Pausanias.

Euch ruf' ich über das Gefild herein
Vom langsamen Gewölk, ihr heißen Stralen
Des Mittags, ihr gereiftesten, daß ich
An euch den neuen Lebenstag erkenne.
Denn anders ists, wie sonst! vorbei, vorbei
Das menschliche Bekümmernis! als wüchsen
Mir Schwingen an, so ist mir wohl und leicht
Hier oben, hier, und reich genug und froh
Und herrlich wohn' ich, wo den Feuerkelch,
Mit Geist gefüllt bis an den Rand, bekränzt
Mit Blumen, die er selber sich erzog,
Gastfreundlich mir der Vater Aetna beut.
Und wenn das unterirdische Gewitter
Itzt festlich auferwacht, zum Wolkensitz
Des nahverwandten Donners fliegt hinauf
Und zu den Sternen tönt, da wächst das Herz
mir auch.
Mit Adlern sing' ich hier Naturgesang.

Das dacht' er nicht, daß in der Fremde mir
Ein andres Leben blühte, da er mich
Mit Schmach hinweg aus unſrer Stadt verwies,
Mein königlicher Bruder. Ach! er weiß es nicht,
Der kluge, welchen Segen er bereitete,
Da er von Menſchenbande los, da er mich frei
Erklärte, frei, wie Flüge des Himmels.
Drum galt es auch! drum waffnete das Volk,
Das mein war, gegen meine Seele ſich
Mit Hohn und Fluch.
Und ſtieß mich aus; und nicht vergebens gellt
Im Ohre mir das hundertſtimmige
Gelächter, da der fromme Träumer,
Der närriſche, des Weges weinend gieng.
Beim Todtenrichter! wohl hab' ich's verdient!
Und heilſam wars; die Kranken heilt das Gift,
Und eine Sünde ſtraft die anderen.
Denn viel geſündiget von Jugend auf,
Geliebt hab' ich die Menſchen ohne Maaß,
Gedient, wie Waſſer nur dem Feuer dient.
Darum begegneten auch menſchlich ſie
Mir nicht, o darum ſchändeten ſie mir
Mein Angeſicht, und hielten mich, wie dich,
Allduldende Natur! du haſt mich nun,
Du haſt mich, und es dämmert zwiſchen dir
Und mir die alte Liebe wieder auf.
Du rufſt, du ziehſt mich nah und näher an,

Und hier iſt kein Bedenken mehr. Es ruft
Der Gott —

(Da er den Pauſanias erwache wird:)

und dieſen Allzutreuen muß
Ich auch befrein, mein Pfad iſt ſeiner nicht.

Pauſanias. Empedokles.

Pauſanias.

Du ſcheineſt freudig auferwacht, mein Wandrer!

Empedokles.

Schon hab' ich, Lieber, und vergebens nicht,
Mich in der neuen Heimath umgeſehn.
Die Wildniß iſt mir hold.

Pauſanias.

Sie haben uns verbannt, ſie haben dich,
Du Gütiger! verſchmäht, und glaub' es mir,
Unleidlich warſt du ihnen längſt und innig.
In ihre Trümmer ſchien, in ihre Nacht,
Zu helle den Verzweifelten das Licht.

Empedokles.

Nun mögen ſie vollenden ungeſtört!
Vergeſſenheit! o wie ein glücklich Segel,
Bin ich vom Ufer los, —
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —

Pauſanias.

Nun! laß ſie nur! ſie mögen ungeſtalt

Lichtſcheu am Boden taumeln, der ſie trägt,
Und allbegehrend, allgeängſtiget,
Sich müde rennen. Brennen mag der Brand,
Bis er erliſcht; wir wohnen ruhig hier!

Empedokles.

Ja! ruhig wohnen wir! es öffnen groß
Sich hier vor uns die heil'gen Elemente.
Die Müheloſen regen immergleich
In ihrer Kraft ſich freudig hier um uns.
An ſeinen feſten Ufern wacht und ruft
Das alte Meer; und das Gebirge ſteigt
Mit ſeiner Ströme Klang; es wogt und rauſcht
Sein grüner Wald von Thal zu Thal hinunter
Und oben weilt das Licht, der Aether ſtillt
Den Tapfern das geheimere Verlangen.

Pauſanias.

So bleibſt du wohl und bleibſt in deiner Welt.
Doch hab' ich ſchon ein wenig vorgeſorgt,
Ich diene dir und ſehe, was uns noth iſt.

Empedokles.

Nur weniges iſt noth — — —
— — — — — — — — — — —

Pauſanias.

Indeß du gut auf kahler Erde hier

In heißer Sonne schliefst, gedacht' ich doch
Ein weicher Boden und die kühle Nacht
In einer sichern Halle wäre besser.
Auch sind wir hier, die Allverdächtigen,
Den Wohnungen der andern fast zu nah,
Nicht lange wollt' ich ferne seyn von dir
Und eilt' hinauf und glücklich fand ich bald,
Für dich und mich gebaut, ein ruhig Haus,
Ein tiefer Fels von Eichen dicht umschirmt,
Dort in der dunkeln Seite des Gebirgs,
Und nah entspringt ein Quell, es grünt umher
Die Fülle guter Pflanzen, und zum Bett
Ist Ueberfluß von Laub und Gras bereitet.
Da lassen sie dich ungeschmäht, und tief und still
Ists, wenn du sinnst, und wenn du schläfst, um dich.
Ein Heiligthum ist mir mit dir die Grotte.
Komm, siehe selbst, und sage nicht, ich tauge
Dir künftig nicht, wem taugt' ich anders denn?

Empedokles.

Du taugst zu gut.

Pausanias.

Wie könnt' ich dieß?

Empedokles.

Auch du
Bist allzutreu, du bist ein thöricht Kind,

Pauſanias.

Das ſagſt du wohl, doch klügers weiß ich nicht,
Wie deß zu ſeyn, dem ich geboren bin.

Empedokles.

Wie biſt du ſicher?

Pauſanias.

Und ich ſollte nicht?
Wofür denn hätteſt du mir einſt, da ich,
Der Waiſe gleich, am heidenarmen Ufer
Mir einen Schutzgott ſucht' und traurig irrte,
Du Gütiger, die Hände mir gereicht?
Wofür mit deinem Auge wäreſt du
Auf deiner ſtillen Bahn, du edles Licht,
In meiner Dämmerung mir aufgegangen?
Seitdem bin ich ein anderer,
Und näher dir und einſamer mit dir,
Wächſt früher nur die Seele mir und freier.

Empedokles.

O ſtill davon!

Pauſanias.

Was iſts? Warum? Wie kann
Ein freundlich Wort dich irren, theurer Mann?

Empedokles.

Geh. Folge mir, und ſchweig' und ſchone mich,

Und rege du nicht auch das Herz mir auf,
Für mich iſt, was vorüber iſt, nicht mehr.

Pauſanias.

Ich weiß es nicht, was dir vorüber iſt,
Doch du und ich, wir ſind uns ja geblieben!

Empedokles.

Sprich lieber mir von anderem, mein Sohn!
Habt ihr zum Deiche die Erinnerung
Nicht mir gemacht? — Nun wundern ſie ſich noch,
Und treten vor das Auge mir und fragen —
Nein! du biſt ohne Schuld, — nur kann ich, Sohn!
Was mir zu nahe kömmt, nicht wohl ertragen.

Pauſanias.

Und mich, mich ſtößeſt du von dir? — — — —
— — — — — — — — — — —

Empedokles.

Verſtehſt du mich auch? Hinweg. Ich hab'
Es dir geſagt: es iſt nicht ſchön, daß du
So ungefragt mir an die Seele dringeſt,
An meine Seite ſtets, als wüßteſt du
Nichts andres mehr, mit armer Angſt dich hängſt,
Du mußt es wiſſen: dir gehör' ich nicht,
Und du nicht mir, und deine Pfade ſind
Die meinen nicht; mir blüht es anderswo,
Und was ich mein' es iſt von heute nicht,

Da ich geboren wurde, war's beſchloſſen.
Sieh auf und wag's! was Eines iſt, zerbricht.
Die Liebe ſtirbt in ihrer Knospe nicht
Und überall in freier Freude theilt
Des Lebens luſt'ger Baum ſich auseinander.
Kein zeitlich Bündnis bleibet, wie es iſt;
Wir müſſen ſcheiden, Kind! und hielte nur
Mein Schickſal mir nicht auf und zaudre nicht.
O ſieh! es glänzt der Erde trunknes Bild,
Das Göttliche, dir gegenwärtig, Jüngling!
Es rauſcht und regt durch alle Lande ſich
Und wechſelt, jung und leicht, mit frommem Ernſt
Den luſt'gen Reigentanz, womit den Geiſt
Die Sterblichen, den alten Vater, feyern.
Da gehe du und wandle traumlos
Und menſchlich mit und denk' am Abend mein.
Mir aber ziemt die ſtille Halle, mir
Die hochgelegene, geräumige,
Denn Ruhe braucht' ich wohl, zu träge ſind
Die Glieder mir geworden — —
— — — — und hab' ich ſonſt
Ein feiernd Lied in Jugendluſt geſungen,
Zerſprungen iſt das zarte Saitenſpiel.
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —

Pauſanias.

Das hofft' ich nicht, wenn wir Gedichteten

Den Wohnungen der Menschen — —
— — — — — — — — — — — —
— — — wenn mit den Thränen dir
Vom Angesichte traf des Himmels Regen,
Wenn lächelnd du das rauhe Sklavenkleid
Mittags an heißer Sonne trocknetest
Auf schattenlosem Sand, wenn du die Spuren
Wohl manche Stunde, wie ein wundes Wild,
Mit deinem Blute zeichnetest, das auf
Den Felsenpfad von nackter Sohle rann.
Ah! darum ließ ich nicht mein Haus, und lud
Des Volkes und des Vaters Fluch mir auf:
Daß du mich, wo du weinen willst und ruhn,
Wie ein verbraucht Gefäß, bei Seite werfest! — —
Ich wandre mit; zwar seh' ich nicht, wie du
Mit Kräften der Natur im trauten Bunde,
Mir steht, wie dir, Zukünftiges nicht offen.
Doch freudig in der Götter Nacht hinaus
Schwingt seine Fittige mein Geist —
Ja, wär' ich auch ein Schwacher, dennoch wär'
Ich, weil ich so dich liebe, stark, wie du.
Beim göttlichen Herakles! stiegst du auch
Um die Gewaltigen, die drunten sind,
Versöhnend, die Titanen heimzusuchen,
Ins bodenlose Thal, vom Gipfel dort
Und wagtest dich ins Heiligthum des Abgrunds,
Wo duldend vor dem Tage sich das Herz

Der Erde Hirat und ihre Schmerzen hin
Die dunkle Mutter sagt — o du der Nacht,
Des Aethers Sohn! ich folgte dir hinunter!

Empedokles.

So bleib!

Pausanias.

Wie meinst du dich?

Empedokles.

Du giebst
Dich mir; bist mein: so frage nicht!

Pausanias.

Es sey!

Empedokles.

Und sagst du mirs noch einmal, Sohn? und giebst
Dein Blut und deine Seele mir für immer?

Pausanias.

Als hätt' ich so ein tolles Wort gefaßt,
Und zwischen Schlaf und Wachen dir's versprochen.
Ungläubiger! ich sag's und wiederhol' es.
Auch dieß, auch dieß — es ist von heute nicht:
Da ich geboren wurde, war's beschlossen.

Empedokles.

Ich bin nicht, der ich bin, Pausanias

— — — — — — — — — — —

Ein Schimmer nur, der bald vorübergeht,
Im Saitenſpiel ein Ton —

Pauſanias.

So tönen ſie,
So ſchwinden ſie zuſammen in die Luft!
Und freundlich ſpricht der Wiederhall von ihnen.
Verſuche nun mich länger nicht und laß'
Und gönne du die Ehre mir, die mein iſt.
Hab' ich nicht Leid genug, wie du, in mir?
Wie möchteſt du mich noch beleidigen?

Empedokles.

O alles opfernd Herz! und dieſer giebt
Schon mir zu lieb die goldne Jugend hin.
Noch biſt du nah, indeß die Stunde flieht,
Und blüheſt mir, du Freude meiner Augen!
Noch iſt's, wie ſonſt, ich halt' im Arme dich
Und mich bethaut der holde Traum noch einmal.
So Arm in Arm, ſtatt Eines Einſamen
Ein feſtlich Paar, am Tagesende —
Und gerne nähm' ich, was ich hier geliebt,
Wie ſeine Quellen all ein edler Strom.
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —
Doch beſſer iſt's, es gehe ſeinen Pfad
Ein Jeder, wie der Gott es ihm beſchieden,
Und billig iſt's, und recht, daß überall

Des Menſchen Sinn ſich eigen angehöre,
Und leichter trägt der Mann die eigne Bürde.
So wachſen ja des Waldes Eichen auch,
Und Keines kennt, ſo alt ſie ſind, das Andre.

Pauſanias.

Du ſagſt es mir, und wahr iſts wohl, und lieb
Iſt billig mir dieß letzte Wort von dir.
So geh' ich denn! ich ſtöre deine Ruhe
Dir künftig nicht, auch meineſt du es gut,
Das meinem Sinne nicht die Stille tauge.

Empedokles.

Doch, Lieber! zürnſt du nicht?

Pauſanias.

Mit dir? mit dir?

Empedokles.

Was iſt es denn? ja! weißt du nun, wohin?

Pauſanias.

Gebiet' es mir!

Empedokles.

Es war mein letzt Gebot
Pauſanias! die Herrſchaft iſt zu Ende.

Pauſanias.

Mein Vater! rathe mir!

Empedokles.

Wohl manches ſollt'
Ich ſagen, doch verſchweig' ichs,

Es will zu ſterblichem Geſpräche mir
Und eitlem Wort die Zunge nimmer dienen.
Sieh! Liebſter! anders iſt mir ſchon, und leichter
Und freier athm' ich auf, und wie der Schnee
Des hohen Aetna, der am Sonnenlichte
Erwarmt und ſchimmert und vom Gipfel wogt,
Und über den entſtürzenden Gewäſſern
Sich blühend Iris ſtiller Bogen ſchwingt:
So rinnt und reißt vom Herzen mir ſich los,
So rauſcht es weg, was mir die Zeit gehäuft,
Und freier blüht das Leben mir darüber.
Nun! wandre muthig, Sohn! ich geb' und küſſe
Verheiſſungen dir auf die reine Stirn:
Es dämmert dort Italiens Gebirg;
Das Römerland, das thatenreiche, winkt;
Dort wirſt du wohl gedeihn, dort, wo ſich froh
Die Männer in der Kämpferbahn begegnen.
O Heldenſtädte dort, und du Tarent!
Ihr brüderlichen Hallen, wo ich oft
Frohſinnend einſt mit meinem Plato ging,
Und immer neu uns Jünglingen das Jahr
Und jeder Tag erſchien in heil'ger Schule.
Beſuch' ihn auch, o Sohn! und grüſſ' ihn mir,
Den alten Freund, an ſeiner Heimat Strömen,
Am blumigen Iliſſus, wo er wohnt;
Und will die Seele dir nicht ruhn, ſo geh'
Zum andern Strande, — — —

Dort hören du das ernste Saitenspiel,
Dort wird dir vieles heller sein und offner

— — — — — — — — — — —

Empedokles. Der Greis. (Manes.)

Der Greis.

Willkommen hier! was suchst du, Empedokles?

Empedokles.

Wer bist du, Mann?

Greis.

Ein Sterblicher, wie du.
Zu rechter Zeit gesandt, dir, der du dich
Des Himmels Liebling dünkst, des Himmels Zorn,
Des Gottes, der nicht müßig ist, zu sagen.

Empedokles.

Ha! kennst du den?

Greis.

Ich habe manches dir
Am fernen Nil gesagt.

Empedokles.

Und du? du hier?
Kein Wunder ist's! Seit ich den Lebenden
Gestorben, stehen mir die Schatten auf!

Greis.

Die Schatten reden nicht, wo du sie fragst.
Doch, wenn du eines Worts bedarfst, vernimm!

Empedokles.

Die Stimme, die mich ruft, vernehm' ich ſelbſt.

Greis.

So wird es mit dir? — ſprich!

Empedokles.

Was ſoll die Rede, Fremder?

Greis.

Ja! fremde bin ich hier, und unter Kindern!
Das ſeyd ihr Griechen all! Ich hab' es oft
Vormals geſagt. Doch wollteſt du mir nicht
Wie dirs ergieng bei deinem Volke, ſagen?

Empedokles.

Was mahnſt du mich, was rufſt mir noch einmal —
Mir ging es, wie es ſoll.

Greis.

Ich wußt' es auch
Schon längſt voraus, ich hab' es dir geweiſſagt.

Empedokles.

Nun denn! was hältſt du es noch auf? was drohſt
Du mit der Flamme mir des Gottes, den
Ich kenne, dem ich gern zum Spiele diene;
Und richteſt mir mein heilig Recht, du Blinder!

Greis.

Was dir begegnen muß, ich ändr' es nicht.

Empedokles.

So kamſt du her, zu ſehen, wie es wird?

Greis.

O ſcherze nicht, und ehre doch dein Feſt,
Umkränze dir dein Haupt, und ſchmück' es aus,
Das Opferthier, das nicht vergebens fällt.
Der jähe Tod, er iſt von Anbeginn,
Das weißt du wohl, den Unverſtändigen
Die deinesgleichen ſind, zuvor beſchieden.
Du willſt es, und ſo ſey's, doch ſollſt du mir
Nicht unbeſonnen, wie du biſt, hinab,
Ich hab' ein Wort, und dieß bedenke, Trunkner!
Nur Einer darfs in dieſer Zeit, nur Einer,
Nur Einen adelt' ſie, die ſchwarze Stunde,
Ein Größrer iſts, denn ich! denn wie die Rebe
Von Erd' und Himmel zeugt, wenn ſie getränkt
Von hoher Sonn' aus dunklem Boden ſteigt,
So wächst er auf, aus Licht und Nacht geboren:
Es gährt um ihn die Welt, was irgend nur
Beweglich und verderbend iſt im Buſen
Der Sterblichen, iſt aufgeregt von Grund aus,
Der Herr der Zeit, um ſeine Herrſchaft bang,
Thront finſter blickend über der Empörung,
Sein Tag erliſcht, und ſeine Blitze rauchen.
Doch was von oben flammt, entzündet nur,
Und was von unten ſtrebt, die wilde Zwietracht.
Der Eine doch, der neue Retter, faßt
Des Himmels Stralen ruhig auf, und liebend
Nimmt er, was ſterblich iſt, an ſeinen Buſen,

Und milde wird in ihm der Streit der Welt,
Die Menſchen und die Götter ſöhnt er aus,
Und näher wieder leben ſie, wie vormals.
Und daß, wenn er erſchienen iſt, der Sohn
Nicht größer, denn die Eltern ſey, und nicht
Der heil'ge Lebensgeiſt gefeſſelt bleibe,
Vergeſſen über ihm, dem Einzigen,
So lenkt er aus, der Abgott ſeiner Zeit,
Zerbricht, er ſelbſt, damit durch ſeine Hand
Dem Reinen das Nothwendige geſchehe,
Sein eigen Glück, das ihm zu glücklich iſt,
Und giebt, was er beſaß, dem Element,
Das ihn verherrlichte, geläutert wieder. —

Biſt du der Mann? derſelbe? biſt du der?

Empedokles.

Ich kenne dich im finſtern Wort, und du,
Du Alles Wiſſender! erkennſt mich auch.
O ſage, wer du biſt! und wer bin ich?
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —
Ein Knabe war ich, wußte nicht, was mir
Ums Auge fremd am Tage ſich bewegt',
Und wunderbar umfiengen mir die großen
Geſtalten dieſer Welt, die freudigen,
Mein unerfahren ſchlummernd Herz im Buſen.
Und ſtaunend hört' ich oft die Waſſer gehn,

Und ſah die Sonne blühn, und ſich an ihr
Den Jugendtag der ſtillen Erd' entzünden.
Da ward in mir Geſang, und helle ward
Mein dämmernd Herz im dichtenden Gebet, —
Wenn ich die Fremdlinge, die gegenwärt'gen,
Die Götter der Natur, mit Namen nannte,
Und mir der Geiſt im Wort — — —
Im ſeligen, des Lebens Räthſel löſ'te.
So wuchs ich ſtill herauf und anderes
War ſchon bereitet. Denn gewaltſamer
Wie Waſſer, ſchlug die wilde Menſchenwelle
Mir an die Bruſt, und aus dem Irrſal kam
Des armen Volkes Stimme mir zum Ohre.
Und wenn, indeß ich in der Halle ſchwieg,
Um Mitternacht der Aufruhr wehklagt',
Und durchs Gefilde ſtürzt', und lebensmüd
Mit eigner Hand ſein eignes Haus zerbrach — —
Wenn ſich die Brüder flohn, und ſich die Liebſten
Vorüber eilten, und der Vater nicht
Den Sohn erkannt' und Menſchenwort nicht mehr
Verſtändlich war und menſchliches Geſetz:
Da faßte mich die Deutung ſchaudernd an,
Es war der ſcheidende Gott meines Volks!
Den hört' ich, und zum ſchweigenden Geſtirn
Sah' ich hinauf, wo er herabgekommen.
Und ihn zu ſühnen ging ich hin. Noch wurden uns
Der ſchönen Tage viel. Noch fügten es ſich

Am Ende zu verjüngen; und es wich, —
Der goldnen Zeit, der allvertrauenden,
Des hellen, kräft'gen Morgens eingedenk, —
Der Unmuth mir, der furchtbare, vom Volke,
Und freie, feste Bande knüpften wir.
Doch oft, wenn mich des Volkes Dank bekränzte,
Wenn näher immer mir, und mir allein,
Des Volkes Seele kam, befiel es mich.
Denn wo ein Land erſterben ſoll, da wählt
Der Geiſt noch Einen ſich am End', durch den
Sein Schwanenſang, das letzte Leben tönet.
Wohl ahndet' ich's; doch dient' ich willig ihm.

Es iſt geſchehn, den Sterblichen gehör' ich
Nun nimmer an.

O Ende meiner Zeit!
O Geiſt, der uns erzog, der du geheim
Am hellen Tag und in der Wolke waltest,
Und du, o Luft! und du, o Mutter Erde!
Hier bin ich ruhig, denn es wartet mein
Die längſtbereitete, die neue Stunde,
Nun nicht im Bilde mehr, und nicht, wie ſonſt,
Bei Sterblichen, im kurzen Glück, — ich ſind',
Im Tode ſind' ich den Lebendigen,
Und heute noch begegn' ich ihm; denn heute
Bereitet er, der Herr der Zeit, zur Feier,
Zum Zeichen ein Gewitter mir und ſich.

Kennſt du die Stille rings? kennſt du das Schweigen
Des ſchlummerloſen Gotts? erwart' ihn hier!
Um Mitternacht wird er es uns vollenden.
Und wenn du, wie du ſagſt, des Donnerers
Vertrauter biſt, und, Eines Sinns mit ihm,
Dein Geiſt mit ihm, der Pfade kundig, wandelt,
So komm mit mir, wenn jetzt zu einſam ſich
Das Herz der Erde klagt und eingedenk
Der alten Einigkeit die dunkle Mutter
Zum Aether aus die Feuerarme breitet,
Und itzt der Herrſcher kömmt in ſeinem Stral,
Dann folgen wir, zum Zeichen, daß wir ihm
Verwandte ſind, hinab in heil'ge Flammen.
Doch wenn du lieber ferne bleibſt, für dich:
Was gönnſt du mir es nicht? wenn dir es nicht
Beſchieden iſt zum Eigenthum, was nimmſt,
Und ſtörſt du mir's! O euch, ihr Genien!
Die ihr, da ich begann, mir nahe waret,
Ihr waltenden! euch dank' ich, daß ihr mir's
Gegeben habt, die lange Zahl der Leiden
Zu enden hier, befreit von andrer Pflicht,
In freiem Tod, nach göttlichem Geſetze!
Dir iſts verbotne Frucht! drum laß und geb,
Und kannſt du mir nicht nach, ſo richte nicht!

Manes.

Dir hat der Schmerz den Geiſt entzündet, Armer!

Empedokles.

Was heilst du denn, Unmächtiger, ihn nicht?

Manes.

Wie ist's mit uns? siehst du es so gewiß?

Empedokles.

Das sage du mir, der du Alles siehst!

Manes.

Laß still uns seyn, o Sohn! und immer lernen.

Empedokles.

Du lehrtest mich; heut lerne du von mir.

Manes.

Hast du nicht alles mir gesagt?

Empedokles.

O nein!

Manes

So gehst du nun?

Empedokles.

Noch geh' ich nicht, o Alter!
Von dieser grünen, guten Erde soll
Mein Auge mir nicht ohne Freude scheiden.
Und denken möcht ich noch vergangner Zeit,
Der Freunde meiner Jugend noch, der theuern,
Die fern in Hellas frohen Städten sind,
Des Bruders auch, der mir geflucht — so mußt'
Es werden. — Laß mich izt; wenn dort der Tag
Hinunter ist, so siehest du mich wieder.

Verbeſſerungen.

Seite 1	Zeile 2		lies: σοφοι
— 10	— 4	v. u.	l. ſchreckt'
— 21	— 9		l. beſiegt,
— 22	— 10		l. ſtill
— 27	— 2		l. eigenen
— 28	— 3	v. u.	l. der Sehnde!
— 29	— 11		l. Denn
— ebd.	— 2	v. u.	l. Jedem trauend,
— 31	— 10		l. jammre
— 40	— 2		l. ſchoneren
— 43	— 3		l. ſchweigt
— ebd.	— 6		l. des Walds
— 46	— 5	v. u.	l. Wandrer
— ebd.	— 3	v. u.	l. denn
— 47	— 3		l. raucht
— ebd.	— 4	v. u.	l. bluhet
— 50	— 4	v. u.	l. unſern Zaun
— 55	— 2		l. jungern
— 59	— 3		l. kennen
— 60	— 4	v. u.	l. eurer
— 62	— 2	v. u.	l. goldenen
— 70	— 6		l. Wo ſie des
— 71	— 4	v. u.	l. Haus (ohne ;)
— 73	— 12, 13, 14		ſtatt der . ſind , zu ſetzen.
— 78	— 2		l. verſtehn
— 85	— 11		l. Da auf der Inſeln ſchonſter
— 86	— 11		l. Und alan" auch,
— 89	— 3	v. u.	l. Ein andres:
— 92	— 12		l. Vergeshoh'n
— 134	— 7		l. Wo du
— 134	— 9		l. ſanftmuthathmende
— 137	— 7		l. Satt gehn
— 141	— 14		l. der geehrte,
— 142	— 3		l. Haus grun
— 143	— 18		l. Landes,
— ebd.	— 2	v. u.	l. hieher ward, hier in die Ebne, das Gut
— 144	— 1		l. Landesleuten

Seite	145	Zeile	9	lies: empor ziehet
—	ebd.	—	12	l. Mensch,
—	ebd.	—	20	l. unter
—	146	—	11	l. nur
—	148	—	3	l. treulich
—	156	—	14	l. Aus der Woge
—	158	—	6	l. Meeresfluth — Ebnen
—	160	—	8	l. Teos
—	163	—	4	l. nimmer
—	177	—	2	v. u. l. Halle
—	183	—	2	l. Suevin,

Friedrich Hölderlin

und

seine Werke.

Friedrich Hölderlin

und

seine Werke.

Mit besonderer Beziehung auf die Gegenwart

Von

Alexander Jung.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'scher Verlag.
1848.

A. L.
BIBL. R. SIF
MONAC.

[illegible] wird dastehen am literarischen Himmel Deutschlands wie ein Stern, wenn Deutschland Dichter von solcher Großartigkeit der Begriffe und Einfachheit der Ansicht ertragen kann.

Karoline von Woltmann
in einem Briefe

Universitäts-
München

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Inhalt.

		Seite
I.	Allgemeine Charakteristik	3
II.	Hölderlins lyrische Gedichte. Erste Abtheilung	27
III.	Empedokles	49
IV.	Hyperion	76
V.	Hölderlins Briefwechsel, Jugendgedichte, Prosaischra	201
VI.	Hölderlins Leben, Gedichte aus der Zeit des Irrsinns, Anhang	264

Es darf als eine besonders günstige Fügung angesehen werden, daß gerade jetzt eine Gesammtausgabe der Werke Hölderlins erscheint. Bei dem Einzelnen der vielen Schriftsteller, welche eine bestimmte Zeitperiode verherrlichen helfen, die dem Zeitgeiste schmeicheln, die ihn selbst hervorbringen, ist es weniger von Wichtigkeit, ob überhaupt und wann eine Sammlung seiner Schriften herauskommt. Denn ein solcher hat seiner Zeit bereits genutzt oder geschadet, er hat sein Aroma bereits ausgesprühen lassen, und es könnte eher als entbehrlich betrachtet werden, daß man auch noch die vertrocknete Eintagspflanze dem Herbarium der Zeitliteratur überweist. Aber ein ganz anderer Schriftsteller ist Friedrich Hölderlin. Er gehört zu denjenigen Autoren, die nie einer Zeit als solcher, auch nicht einmal der antiken geschmeichelt haben, am wenigsten, daß er sich je darauf hätte einlassen wollen, in den förmlichen Dienst eines bestimmten Zeitgeistes zu treten, um diejenigen Gedanken zu verarbeiten, welche dieser ihm zugeführt, und welche demselben auch wieder zum Nutzen gereichen. Damit soll nun keineswegs denen ihr Verdienst abgesprochen werden, welche sich für den klaren Nutzen berufen fühlen, die ihre Zeit vielleicht um ein Bedeutendes vorwärts bringen. Es soll nur von vorn herein Hölderlin die Stellung zuerkannt werden, welche sein eigentlicher Beruf war, welche sein Genius ihm anwies, und wonach er sich gedrungen fühlte, eine Wirklichkeit der Welt zu verkündigen, an welche die Welt leicht den Glauben verliert, und welche auch der Gegenwart, die zunächst andere Aufgaben zu lösen hat, leicht zu sehr zurücktreten könnte. Und eben deßhalb halten wir dafür, daß das Erscheinen der Werke Hölderlins jetzt von großer Bedeutung ist, weil er besonders stark die Gegenwart an dasjenige gemahnt,

dessen sie mehrfach entbehrt, und welches viele selbst der Begabteren jetzt häufig vernachlässigen. Welches ist aber die eigenthümliche Stellung, die Hölderlin einnimmt, und was ist es, das Hölderlin besitzt, dessen die Heutigen nicht selten ermangeln?

Hölderlins eigenthümliche Stellung besteht in dem tragischen Geschick: dasjenige Land, welches ihm durch die Geburt als Heimath zugewiesen ist, nicht als seine eigentliche Heimath zu erkennen, und dasjenige Land, welches er als seine wahre Heimath erkennt, nicht mehr in der geschichtlichen Wirklichkeit vorzufinden. So schwankt er seinem irdischen Wesen nach zwischen Deutschland und Griechenland, zwischen Barbaren und Menschen, zwischen Gegenwart und Vergangenheit, indem er in jener nicht zu bleiben weiß, und in diese doch nicht mehr gelangen kann. Aber als Dichter schwankt er nicht, sondern als Dichter findet er — zumal wenn wir auf seine Stärke im Plastischen, weniger im Musikalischen achten — seine Heimath und damit seine Stellung in der Wirklichkeit des griechischen Ideals, welches er aufs Neue durch seine Schöpfungen zu verwirklichen weiß. Und diese Verwirklichung des Ideals, diese Herausarbeitung der Schönheit ihrer selbst willen, nicht im Dienste der Zeit, nicht zum Nutzen oder höchstens zur bloßen Unterhaltung des Zeitgeistes, die Verwirklichung des Ideals in es eben, welche die Modernen der letzten Zeit vielfach vernachlässigt haben, und welche ihnen in Hölderlin aufs Neue nahe gebracht wird.

Es kommt nun für die Aufgabe, welche wir uns vorgesetzt haben, darauf an, die weitere Eigenthümlichkeit Hölderlins zuerst in einigen allgemeineren Umrissen zu entwerfen, sodann aber zuzusehen, wie sich dieses Allgemeinere auch im einzelnen seiner Werke abspiegelt, und endlich wie beide, Eigenthümlichkeit und Werke, in seinem Leben sich zusammenschließen und einander bedingen, bis auf das tragische Verhängniß, in welches die zweite größere Lebenshälfte des herrlichen Dichters ausläuft.

I.

Allgemeine Charakteristik.

Wenn wir von Hölderlin, indem wir seine Stellung, seinen ursprünglichen Ausgangspunkt nachwiesen, sagen mußten, er habe das Land, in dem er geboren worden, nie als seine eigentliche Heimath erkannt, so muß dieß nicht in ausschließlichem Sinne genommen werden. So verträgt sich jenes starke Pathos der Abgestoßenheit in einer so durchaus griechisch und dennoch ächt germanisch angelegten Natur, wie der seinigen, sehr wohl mit der tiefsten Vaterlandsliebe, die Hölderlin in einem andern Bezuge auch wirklich zu Deutschland empfand. Er liebte sein Volk in dem Grade stark, als er von Natur die kindlichste Pietät besaß, als er die damaligen Deutschen vielfach anders wünschte, er haßte und verurtheilte gewisse Seiten an seinen Landesgenossen in dem Grade, als er wußte, welche Anlagen diesem Volke eigen seyen, wie selbst der Sinn für das Griechenthum ihm aufgeschlossener wäre als irgend einem andern. Aber den bloßen Nützlichkeitskrämer, den Sklaven des Vielbeschäftigen, den einseitigen Fachmenschen, kurz den Philister haßte er in dem Deutschen, und man muß sagen, in dieser Beziehung war sein Haß nicht ungerecht, wenn auch krankhaft, und die bekannte Polemik, welche Hölderlin dem Hyperion gegen die Deutschen in den Mund legt (Hölderlins Werke, herausgegeben von Chr. Th. Schwab. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag. 1846. 1. Band S. 142 u. f.) trifft mit der ganzen Schärfe des Schwertes wirkliche Gebrechen, welche der Masse bei uns vielleicht stärker anhaften als irgendwo sonst, obschon jetzt wohl nicht mehr in dem

Umfange wie früher. Woher doch käme anders die so oft gehörte Klage vieler unserer Genien, oder, wenn sie selbst für sich längst verzichtet hatten, doch derer, welche den Genius zu schätzen wußten, die Klage, daß die ausgezeichnetsten Geister von der Mehrzahl völlig unvernommen bleiben? woher der so oft gemachte Vorwurf, wir Deutsche hätten gar keine Nationalliteratur, wie andere Völker sie besäßen, ja, wir wären eigentlich gar keine Nation (wenn auch in all diesen Aussagen viel Uebertriebenes lag), wie daher, daß wirklich der deutsche Philister unaustilgbarer ist als irgendwo sonst, indem er entweder nur für das Allerhausbackenste Sinn hat, oder doch nicht bis zu der Einsicht sich zu erheben weiß, daß keine geistige Errungenschaft Privatbesitz, schöngeistiger Dilettantismus bleiben dürfe, sondern dem Allgemeinen gehört, und darum auch in die öffentlichen Institutionen eines Volkes übergehen müsse. So daß es sehr wohl seyn konnte, daß Hölderlin, dessen große Seele, ungeachtet sie seiner Zeit diente, immer die vollendete Blüthe der Schönheit in die reife Frucht politischer Freiheit gezeitigt haben wollte, was die letzte betrifft, mit den heutigen Deutschen völlig ausgesöhnt seyn würde, wenigstens ausgesöhnter, als er es mit den früheren zu seyn vermochte. Und konnte nicht Hölderlin selbst, wenn er auch von sich absah, es täglich schon erleben, wie man das zu würdigen wußte, was diejenigen damals hervorbrachten, welche unsern unvergänglichen Ruhm und unser classisches Zeitalter hervorrufen sollten? Die Stumpfheit der Menge wetteiferte schon damals mit der Stumpfheit des Recensententhums, das Meisterwerk für eine Verfehltheit auszugeben, und dafür an der Halbheit sich schadlos zu halten, mit der fadesten Mittelmäßigkeit sich gütlich zu thun.

Aber sehen wir vor Allem zu, wie diese äußersten Gegensätze von irdischer Heimath und Fremde, von Menschlichkeit und Barbarei, von Liebe und Haß schon durch den geistigen Ursprung Hölderlins bedingt werden, wo sie indessen noch in voller Eintracht mit einander harmoniren, während die Gegensätze im Fortgange seiner Bildung und seiner Schöpfungen immer schroffer sich spannen, indem aus ihrer Reibung Werke hervorgehen, die oft ganz nahe der künstlerischen Vollendung kommen, ohne sie völlig zu erreichen, und wie das Letzte durch einen Mangel in

Hölderlin bewirkt wird, der ihn wieder auf die Grenze zwischen Griechenland und Deutschland stellt, so daß er eben an dem Conflikt zwischen dem Antiken und Modernen zu Grunde geht.

Der geistigen Abstammung nach ist Hölderlin vollendet antik. Er ist ein Sohn des Aethers und des Lichtes, so aber, daß er als Dichter-Heros ganz den neuen Göttern Griechenlands und ihrer Klarheit angehört, welche abgeschlossene, fertige Gestalten sind, welche den ewig heitern Olymp bewohnen, und die alte Nacht, das verzehrende, nach schönen Gestalten zwar ringende, aber sie auch schon wieder zerstörende Element des unheilvollen Kronos bereits überwunden haben. Aether und Licht sind die Urgegensätze in Hölderlin (wenigstens in der Theorie seiner Weltanschauung, denn was wäre der Aether ohne das Licht als die Nacht? Auch sind ja Aether und Tag die Kinder des Erebos und der Nacht), die durch alle seine Werke hindurchgehen, die sich in dem kleinsten seiner Gedichte, wie in der ausgeführtesten Produktion, ja in jedem Momente seines Lebens, selbst in seinem Irrsinn noch abspiegeln. Wie er aus Aether und Licht geworden, wie überhaupt aus diesen eine Welt, und noch dazu eine Welt schöner Gestalten hat werden können, er weiß es nicht, es ist ihm zunächst ein Mysterium, denn es wäre ja wohl möglich, daß es ihm zu Zeiten höchster Begeisterung aufgegangen wäre, in jenen Eleusinien, welche die Griechen keineswegs bloß gedichtet haben, und die einer Natur, wie der Hölderlins, stets Bedürfniß seyn mußten. Aber wie er sein und der Welt Daseyn zunächst als Geheimniß hat, welches sich jedoch fortwährend enthüllt, so feiert er dieses nun auch in Allem, was er lebt und schafft, und es wird ihm Alles und Jedes zu einem Cultus, seinen Göttern, seinen Erzeugern, dem Aether und dem Lichte dargebracht, denen er stets in Ehrfurcht zugethan ist, ja mit denen er sich, obwohl ein Individuum neben andern Individuen, Eins weiß.

Aber wie weiß er sich mit jenen Eins, und wird er sich in dieser Einheit auf die Länge auch erhalten können?

Daß der Dichter, und noch dazu ein so vorwiegend antiker Dichter, wie Hölderlin, die Welt sich ins Unendliche individualisiren sieht, daß Gestalten auf Gestalten aus dem Urelemente des Aethers und des Lichtes auftauchen, kann ihn ursprünglich

noch in keiner Weise beunruhigen. Im Gegentheil, er labt sich daran, in ihrer Anschauung der Welt die höchste Befriedigung seines Schönheitssinnes. Denn wie jene Gestalten aus dem Element hervorgehen, so sind sie auch dessen eignes Abbild. Sie haben sich in ihm, sie spiegeln sich in seiner Schönheit, sie sind selbst nur fortgesetzte Ausdrucksmomente desselben. Dies ist die poetische Allgemeingültigkeit, die keiner weiteren Genugthuung bedarf, die keine Probleme kennt, viel weniger deren Lösung erbricht. Denn jedes Wesen ist der poetischen Anschauung schon eine harmonische Welt für sich, und wenn der Dichter die Einzelnen zu einander bringt, so gerieth er sie zwar, wie es ihm beliebt, wie es das Spiel seiner Phantasie verlangt, die aber als poetische immer wieder das Rechte, das Harmonische zu treffen weiß. Doch — wie ganz anders verhält es sich mit derselben Welt der Beziehungen, wenn es sich nicht mehr um die bloße Anschauung und Nothwendigkeit, sondern wenn es sich auch um die Einheit und die Freiheit handelt!

Ungeachtet Hölderlin vorherrschend stets Grieche geblieben, so mußte er doch den Tribut seiner germanischen Natur und dem Jahrhundertthum zollen, daß er an dem Mißbrauch der Freiheit, an der Verleugnung des Nichtzuvollendenden Antheil nahm, daß er darüber Aufschluß haben wollte; wie er ja auch zu der Entdeckung gelangt, daß die Unendlichkeit draußen nicht wie die in der Anschauung des Dichters als ewiges Universum existirt, sondern in zahllose Erscheinungen auseinanderfliegt, die, wenn sie sich suchen, sich finden, in Kampf mit einander treten, sich an einander aufreiben, so daß hier durch die Vergänglichkeit ernst sich alles wieder erhält, und sich die Gegenwart immer nur in Mitte von Vergangenheit und Zukunft behauptet, Leben und Tod sich verfolgen, wie ja auch Hellas in der Wirklichkeit nicht mehr vorhanden ist. Hier tritt selbst in dem griechischen Hölderlin an die Stelle der poetischen Allgemeingültigkeit die deutsch-philosophische Bedürftigkeit, die sich aber in ihm wieder ächt griechisch zu helfen weiß, denn Hölderlin, der Philosoph, ist griechischer Pantheist, wenn sich auch, wie wir sehen werden, dieser Pantheismus in Hölderlins Individualität ganz eigenthümlich gestaltet. Hölderlin also wird, um auch zu einer philosophischen Allgemeingültigkeit zu gelangen, und wäre es auch nur

auf den Versuch hin, ob sie erreichbar sey, Pantheist. Denn der Pantheismus ist die entsprechende Gestalt der Philosophie zu dem physischen und poetischen Urelemente des Aethers und des Lichtes, die alles verklären und durchleuchten, die imvalvabel, absolut durchdringlich sind, die jede Sprödigkeit des Einzelnen ein für allemal aufzehren, kurz der Pantheismus in dem Philosophen auf dem angegebenen Standpunkt einzig das Allumfassende, Alleinigende, wenn auch — wenigstens bei Hölderlin — zugleich das Allerunterscheidende, zu Vermeidende ist.

Bis zu dieser Höhe erhebt sich in Hölderlin der Dichter und Philosoph. Jener weiß uns Griechenland nicht zu vergegenwärtigen, als lebte es noch, er ahmt die griechische Natur nicht etwa nach, er beschreibt sie uns nicht, er gibt sich uns selbst und seine Freude an der Welt, und er gibt uns die griechische Natur, und gibt uns lauter fertige, schöne Gestalten. Dieser dagegen, der Philosoph, will auch über die Sinnlichkeit, über den Schmerz sich erheben, daß das alles nicht mehr so ist, er will uns über die Klüfte der Jahrhunderte hinwegtragen, und glaubt solches zu vermögen, indem er in dem Einen das All, und in Allem das Eine sieht. Aber er selbst straft diesen seinen Glauben Lügen, denn sein Pantheismus läßt ihn im Stich, und der Dichter, der einen noch ein heiterer Grieche und durch Philosophie ein weiser Pantheist war, er klagt jetzt auch schon, daß das schöne Hellas gestorben sey, daß Barbaren an die Stelle der feinen Menschen gekommen, daß Barbaren ihn selbst in seinem Vaterlande umgeben. Er klagt nicht bloß wie die Griechen gemeinverachtend und doch so natürlich klagten, wenn der physische Schmerz sie maßlos erfaßte, wenn sie der freudlosen Existenz der Sklaven gedachten, Hölderlin klagt bleibend, daß Griechenland vom Tode dahingerafft worden, er klagt, daß es für immer zu den Schatten hinuntergestiegen sey. Wir sehen also, der Pantheismus reicht ihm nicht aus, und daß er ihm nicht ausreicht, beweist in Hölderlin die Tiefe der germanischen Natur, aber beweist auch, daß Hölderlin das Letzte des griechischen Kunstwerks, wie der griechischen Lebenskunst, wodurch die Griechen den Mangel des Heidenthums, wenn auch nicht tilgten, doch ersetzten, nicht zu erreichen vermochte. Dieses Letzte, welches ihm fehlt und allein fehlt, und wodurch er, wenn er es gehabt, die Herbigkeit des Lebens, die Vergäng-

lichkeit der irdischen Schönheit überwunden, vielleicht sogar das tragische Loos seiner Zukunft unmöglich gemacht hätte, ist die griechische Ironie. Hölderlin hat alles von den Griechen, er ist ein Poet, der in dem Wenigen, was wir von ihm besitzen, den größten Griechen an die Seite gestellt werden darf, aber — Hölderlin hat keine Ironie. Diesen Mangel müssen wir erst näher in Betracht ziehen, um uns der ganzen Herrlichkeit des Dichters dann auch um so ungestörter zu erfreuen.

Die Ironie der Griechen ist die naive, heitere Gewißheit in ihnen, daß alle Verneinung in den Dingen und den Menschen dem Positiven der Welt nichts anhaben könne, sie ist die Schalkhaftigkeit des Weisen, die er von den Charitinnen überkommen hat, um die üble Laune der Ereignisse, den Widerspruchsgeist in der Welt zum Besten zu haben, und dadurch die Schwachheit dieses Geistes bloß zu geben. Die Griechen kannten die Macht der Verneinung schon in bedeutendem Umfang, aber sie beruhten auf einer so unverwüstlichen Natur, sie wußten den Verlaß auf das Naturgesetz so sicher der Verneinung entgegenzustellen, daß sie dieser sogar absichtlich noch Nahrung gaben, daß sie ihr in der Skepsis und Sophistik sogar eine Methode zueigneten, welche sich in dem schönen Rhythmus einer gesetzmäßigen Bewegung ergehen durfte, und sie wußten dennoch, daß die Verneinung gegen das Wesen der Welt lauter Ohnmacht sey. In dieser Sicherheit des Verfahrens erkennen die Griechen die Ironie nicht bloß als in der Wahrheit und Ewigkeit der Welt gegründet, sondern sie üben sie sogar als Kunst aus, sie ist ihnen das heitere Spiel mit der Verneinung, die siegesgewisse Herausforderung und Ueberlistung derselben. Kurz, die Ironie ist der Humor, ist die erlösende Macht der alten Welt. Daher ist auch eben derselbe, welcher dem Christenthum handelnd im Antiken am nächsten kommt, Sokrates, ein besonderer Vertreter und Meister der antiken Ironie.

Hölderlin, wie gesagt, wäre vollendet antik, wenn er auch nur einen Anhauch von Ironie hätte. Er hat die schärfste Antithesenschärfe der Polemik gegen die Mittelmäßigkeit, gegen die Stumpfheit der Menge; er hat das leidenschaftlichste Pathos mit dem classischen Ausdruck dafür gegen das Barbarenthum und die Verheerungen, welche es anrichtet; er hat im Empedokles eine der

Ironie ganz nahe kommende Kunst der Zersetzung des Ungeeigneten; aber er hat keinen Anhauch von Ironie, und eben weil er ihn nicht hat, so wird seiner antiken Hoheit und Erhabenheit die Niedrigkeit und Rohheit der Masse völlig unerträglich. Er flüchtet sich mitten aus der Antike, man sollte es kaum für möglich halten, in die Sentimentalität. Derselbe Dichter, welcher fast den ganzen Empedokles in der herrlichsten Plastik durchführt, bekommt in derselben Dichtung kennen Sie nur da eine leise Anwandlung zum Musikalischen, ja Sentimentalen, und vermag vollends fast durch den ganzen Hyperion musikalisch zu bleiben. Er leistet auch in der Verschmelzung des Plastischen und Musikalischen vielleicht das Höchste, was denkbar ist, aber eben weil der Kampf zwischen diesen Gegensätzen von ihm nie völlig ausgefochten, geschweige zum einmalallemaligen Sieg geführt wird, so weiß er den grenzenlosen Schmerz um Griechenland nicht zu überwinden, und geht in der Welt, die er pantheistisch faßt und doch nur als herrliche Ruine Griechenlands oder als unerquickliches, rohes Material der Gegenwart hat, zu Grunde.

Die deutsche Sprache ist fast auf eine wunderbare Weise dazu prädestinirt, Griechenland nicht blos durch Uebersetzungen, sondern durch Schöpfungen wiederzugeben. Vergißt man noch dazu, daß unser Idiom eine ähnliche Begabung wie Shakspeare hat, so wird man darin den unzerstörbaren Beruf Deutschlands ohne Zweifel anerkennen müssen. Was nun Griechenland betrifft, so sind es besonders Schiller, Hölderlin und Goethe, welche den ächt griechischen Geist schöpferisch darzustellen vermögen. Wie nahe Hölderlin aber auch in andern Beziehungen Schillern kommen mag, z. B. darin, daß er die Götter Griechenlands schmerzlich vermißt, in der reflexionslosen, ruhigen, objectiven Anschauung des griechischen Geistes kommt er Goethen näher, und kommt ihm näher als irgend ein anderer Dichter, ja er würde ihn und mit ihm die Griechen völlig erreichen, wenn er eben Ironie hätte, die Goethe in einer so feinen Weise benutzt, daß er uns wahrhaft Griechen aus der schönsten Zeit von Hellas zu sein scheint, sowie er in der Dichtung auch kaum je einen Ausdruck braucht, welcher irgendwie das Vermissen Griechenlands bei ihm vermuthen ließe. Hölderlin hat in unserer Literatur ein ganz ähnliches Verhältniß zu unserer classischen Periode wie Novalis zur romantischen Schule.

fortwährend stellenweise verwirklicht würden. Der Götterproceß zieht sich daher mit Nothwendigkeit bei den Griechen durch ihre ganze Bildung hindurch, so jedoch, daß er in dem griechischen Denken immer auf den [illegible] der Welt hindeutet, und die Skulptur der Griechen wie ihre Institutionen der Oeffentlichkeit beweisen es zur Genüge, daß die Griechen nicht etwa bloß in moderner Schwächlichkeit bedünkt so ein wenig die Verwirklichung der Ideen für möglich hielten, sondern daß sie dieselben eben verwirklichten. Nun aber das Christenthum gar, wenn man nur gläubig sein will, wenn man nur zu leben vermag, legt zur Ehre der Vernunft, nicht zur Verläugnung derselben, die Idee unmittelbar aus ihrem Ursprung heraus an das Licht der Welt. Und zwar will das Christenthum die Idee in allen einzelnen Richtungen von den Momenten verwirklicht haben, wie es schon in jenem ersten Ausdruck mit der Idee keineswegs bloß sittlich, wie viele immer noch meinen, sondern total, das heißt wieder[illegible] (Wiedergeburt) verfährt, denn es handelt sich ja [illegible] im Christenthum um nichts Geringeres als um die Wiedergeburt, also um die fortgesetzte Schöpfung der Welt, um die Schöpfung im Geiste und deren Verwirklichung, wobei denn das Christenthum eben so kindlich verfährt, wie die Griechen in allem [illegible] verfahren, und eben damit die Ideen verwirklichten. Die höhere Kindlichkeit, als die erste des bloß griechischen [illegible], welche das Christenthum meint, wenn es sagt: werdet wie die Kinder, ist daher auch der entscheidende Fortschritt über die griechische Naivetät, und es sind deshalb Naivetät und Kindlichkeit nur [illegible] die Grundzüge des ächten Genius. Das Christenthum fordert dem Individuum nicht bloß so im Allgemeinen eine unendliche Bedeutung, eine unendliche Freiheit zu, sondern, was wohl davon zu unterscheiden ist, es weist dem Individuum [illegible] eine unendliche Berechtigung zu, wenn auch nicht aus eigenem Rechte des Menschen, wohl aber aus dem Rechte und [illegible] Geistes. Da aber das Individuum in seiner [illegible] Erscheinung [illegible], so fällt die [illegible] jener Berechtigung in eine ganz andere als die sinnliche Sphäre, [illegible] überhaupt das, was hier [illegible] Complement in Betreff jener noch zu erfüllenden Berechtigung zu dem [illegible], nicht [illegible] Totalität ist. Da daß auch in dieser

Hinsicht von jenem Complement gar nicht als von einer räumlich und zeitlich abgegrenzten Sphäre gesprochen werden darf. Die unendliche Berechtigung aber ist und bleibt dieselbe, wenn sie in der zeitlichen Existenz auch erst eine theilweise erfüllt, in der überzeitlichen — wie Viele in dem Wahne stehen — sogar eine verklärte genannt werden sollte. Die unendliche Berechtigung ist vielmehr für den Geist, das heißt, der Idee nach, an sich schon ewig erfüllt.

Wenn nun aber nach dem, was von den Griechen und dem Christenthum geleistet worden ist, nach jenen großen [illegible], wie die Deutschen sie in der Philosophie bei Kant und Fichte, in der classischen Literatur bei Schiller und Goethe durchgemacht haben, und zwar zu Gunsten der Idee mit ihrer Darstellung, zu Gunsten eines zu realistischen Idealismus durchgemacht haben, nachdem für die Schule die absolute Gegenständlichkeit der Immanenz und Transcendenz, wie deren Ueberwindung in einem Höheren als beide, für die classische Literatur das vollendete [illegible] der Idee in eine ihr angemessene Form durch die That außer Zweifel gesetzt worden; wenn nach all dem von Jemand in neuester Zeit wieder ein solcher Rückfall gethan wurde, daß man eine Immanenz ohne die Transcendenz zu behaupten wagte, so war die weitere Folge davon die, daß man sich [illegible] für ein Diesseits erklärte, aus welchem die Uebertragung der Idee schlechterdings nicht nachgewiesen werden konnte. Für die Kunst aber folgt aus jener Erklärung, wenn deren Inhalt den ganzen Menschen einnimmt, das Uebelste: es ist gar kein Kunstwerk mehr möglich. Denn das Kunstwerk faßt zwar Geist und Stoff, das Jenseits und Diesseits zusammen, es ist die versöhnende Unendlichkeit, aber der Uebertragung einer Idee in das Sinnliche. Die Einseitigkeit des Diesseits läßt eine solche Uebertragung wie für das Kunstwerk gar nicht zu, weil solches [illegible] ist, was [illegible] Können. Das Princip, was übrig bleibt, um nur einen Schein von Halt und Inhalt zu gewinnen, war die Natur. Nun bringt zwar die Natur die Idee auch, aber sie gelangt nie zum adäquaten Ausdruck derselben; denn was wäre sonst denn die Kunst im Unterschiede von der Natur? Hegel hatte eben auf die Natur als ein Außersichsein der Idee hingewiesen. Auch war man in der neuesten Zeit viel zu schwächlich, [illegible] dem

Ueberschwänglichen entfremdet worden, als daß man sich wieder hätte in jene großartige Naturbestimmtheit der Alten zurückversetzen können, von der wir eben gesprochen haben. So gelangte man zu einer trivialen Halbheit von Natur und Reflexion, zu einer Halbheit, welche aus einem ganz unwahren Dünkel heraus den Idealismus als eine leere Jenseitigkeit verwarf, und mit den wenigen Ideen, welche man aus seiner eigenen schwachen Naturwüchsigkeit noch zusammenhaschte, überließ man sich auch in der Kunst ganz dem Dienste der Zeit. Die Schmeichelei des Zeitgeistes, die Vertheidigung desselben auch da, wo er sich allem Höheren als das bloß Zeitliche widersetzte, die Opposition gegen jenes Höhere selbst, war die Aufgabe, die man sich stellte. Kurz, die Tendenz mit ihrem ganzen Gefolge von Reflexion, von Nüchternheit, von Flüchtigkeit, von rhetorischer Phrase, renommirter Eleganz, von Eitelkeit, von Tagesruhm, ohne Glauben an die Idee, ohne Begeisterung für das Ideal, ohne die Ruhe, es in reiner Weise auszutragen, war der Ungeist, welcher von jetzt ab in viele unserer jungen Producenten fuhr. So daß man hienach unschwer zu ermessen vermag, was die Vernachlässigung des Idealismus, ja die Frivolität, durch welche man denselben unwürdig geworden war, der Literatur eines Volkes für Früchte bringt. Was aber die eben berührte Tendenz vieler Modernen betrifft, so ist hier wohl jenes herrliche Wort recht anwendbar, welches Schiller bereits im Jahre 1797 an Goethe schreibt: „Der Dichter schlägt sich mühselig und ängstlich mit Zufälligkeiten und Nebendingen herum, und über dem Bestreben der Wirklichkeit recht nahe zu kommen, beladet er sich mit dem Leeren und Unbedeutenden, und darüber kommt er in Gefahr, die tiefliegende Wahrheit zu verlieren, worin eigentlich alles Poetische liegt. Er möchte gern einen wirklichen Fall vollkommen nachahmen, und bedenkt nicht, daß eine poetische Darstellung mit der Wirklichkeit eben darum, weil sie absolut wahr ist, niemals coincidiren kann."

Wenn schon Schiller, im Jahre 97, so sprechen konnte, was sollen wir von dem Beginnen vieler heutigen Tendenz-Dichter sagen?

Die Hingebung an einen überschwänglichen Idealismus, der Glaube an das Jenseits der Ideen, welche erst durch langsam geistige Thätigkeit, durch Begeisterung des Dichters, in das

Diesseits und dadurch zu menschlicher Verwirklichung gelangen, haben das Leben der Modernen vielfach zu einem solchen gemacht, welches aller Weihe durch die Ideen entbehrt, welche die ganze Existenz des Schaffenden einnehmen und verklären sollen. Daß man sich heut zu Tage des wahrhaften Glaubens an die Muse entschlagen hat, dürfte ein nothwendiger Einfluß des Jahrhunderts und ihrer Culturen seyn. Daß man aber auch so ausgezeichnet ist, um auch des begeisternden Gottes völlig zu entbehren, und dennoch zu dichten und zu denken unternimmt, wie Verstand und Gelegenheit es eben wollen, ist wieder ein Beweis, daß in der Poesie ein großer Ideenbankerott bereits zum Ausbruch gekommen. Der poetische Atheismus befindet sich fast in einem noch größeren Widerspruch als der philosophische. Der poetische Atheismus läugnet Gott und behauptet dennoch den Genius, für den er aber keinen Ursprung hat. Dies ist die contradictio in adjecto. Schiller, welcher jeden Hauch seines Geistes und so langen Lebens dem Cultus der Ideale widmete, und ungeachtet seiner Krankheit im Schweiße des Angesichts an der allseitigen Veredlung des Menschengeschlechts arbeitete, würde sich entsetzen, wenn er sähe, wie sie heut zu Tage den Zeitgeist an die Stelle der Ideale gebracht haben, und wie man schon die natürliche Beschaffenheit eines normalen Verstandes, das Gefühl, die Sprache ganz äußerlich aufs Pathetische oder Pikante, oder Gehaltene oder Dialekt mit Anspielungen auf die Tagesgeschichte zu stimmen, für die ausreichende ästhetische Begabung hält. So hat denn der Poet sich davon losgesprochen, der Idee zu dienen, gleichviel, daß auch der Mensch in ihm die Weihe des Idealismus bekunden sollte. Mit Anspielung auf das bekannte Wort Goethe's müßte man daher von dieser modernen Art der Dichtkunst sagen: sonst ohne Amor (und vielleicht ohne Venus) aber auch ohne die neun Musen wird der ganze poetische Haushalt betrieben.

Ein völlig antimoderner Dichter im Betreff unserer letzten Erörterung ist nun eben Hölderlin. Er ist ganz und gar hingegeben an die Idee, er ist durch und durch erfüllt von ihr. Er ist aber auch weit davon entfernt, die Idee als sein eigenes Machwerk, als einen bloß subjectiven oder phantastischen Einfall zu betrachten, eben so wenig wie er sie selbst etwa als die Gottheit verehrt, als wenn die Idee der Urheberin seiner und aller andern

Existenzen wäre. Sondern wie er in antiker Weise den Aether und das Licht als seine Erzeuger feiert, und wie sie ihm auch außerdem nichts Leeres, Unfruchtbares sind, sondern aus ihnen die Gestirne hervorgehen, so sind Aether und Licht auch die Erzeuger der Ideen, denn diese sind ja die Sphären des geistigen Universums, und wie die Erde ein Stern ist unter Sternen, so ist sie dem Geiste nach auch Idee, nämlich Idee der Menschheit und deren Verwirklichung. Dieses alles zusammengenommen, das Urausgängliche und jede einzelne und letzte der Weltwirkungen im Welt zeugenden Aether, im weltschwangern Lichte gegenwärtig zu haben, so zwar, daß eben so ewig das All aus ihnen herausgeboren wird, wie es schon aus ihnen geboren ist, dieses ist der Hölderlinsche Pantheismus. Wie aber in Hölderlin die germanische Natur seltsamer Weise mit der griechischen so innig zusammenrinnt, daß man oft gar nicht weiß, ob man ihn einen Deutschen oder einen Griechen nennen solle, so vollbringt doch das germanische Wesen in ihm, ohne daß er weiß, was mit ihm vorgeht, tief im Verborgenen den ganzen ungeheuern Proceß, welchen die Geschichte durch das Christenthum über die Griechen hinaus bereits durchgemacht hat, während ihn zugleich, um vieles ihm bewußter, die Schönheit der antiken Welt mit allem Zauber der Wirklichkeit, als lebte sie noch, zu sich hinzieht. So daß aus diesem Doppelspiel, aus diesem fast tragischen Streit Deutschlands und Griechenlands um seine Individualität, um seine Seele, in den Akt seines Schaffens selbst, ja oft sogar in das Geschaffene hinüber, die leidenschaftliche, glühende Vermählung jener beiden Agentien tritt, des Deutschen und des Griechischen, und nun wie aus zwei Elementen, welche der Chemiker zusammenbringt, jenes Aufbrausen der Sehnsucht, der feurigsten Liebe und Umarmung entsteht, wie wir sie im Hyperion durchweg vernehmen, eine Sehnsucht, die Hölderlin selbst nur auf Griechenland deutet, an welcher aber sein tiefes Germanenthum den gleich positiven Antheil hat.

Aus dieser Doppelnatur Hölderlins heraus bekommt denn auch sein Pantheismus ein ganz eigenthümliches Gepräge. Er ist weder ganz griechisch, noch ist er auch nur entfernt spinozistisch, am allerwenigsten aber modern im Sinne der Gegenwart, und doch enthält er den ächten hellenischen Geist in der schönsten

Blüthe des griechischen Dichtens und Denkens, aber enthält auch bei aller Einheit die entschiedene Differenz zwischen dem Jenseits und Diesseits, wie dieselbe dem Christenthum thatsächlich eigen, eben weil das Christenthum universell ist. Ja es geht dieses in Hölderlin so weit — und das ist eine äußerst bemerkenswerthe Eigenschaft, worin er fast einzig ist, und wobei er sich doch völlig naiv verhält — daß er es, ungeachtet er Pantheist ist, dennoch mit sehr verschiedenen Sphären des Jenseits innerhalb seines Pantheismus zu thun hat, und dabei dennoch in der gesundesten Weise, wie im Empedokles, das Diesseits verherrlicht, indem er das Griechenthum verwirklicht. Ueberall aber ist Hölderlin von der Hoheit der lautersten Idealität erfüllt, sie ist ihm in Fleisch und Blut übergegangen, sie ist ein wahres Priesterthum für ihn geworden; sie nimmt ihn so ganz und gar ein, daß sie nicht bloß sein Dichten und Denken, sondern auch seine ganze Existenz begleitet, der Grundton derselben geworden ist; so daß wir es aus dem, was er hinterlassen hat, aufs Deutlichste herausspüren, daß er ein würdiges Menschenleben gelebt, daß er mit reinem Auge alles geschaut, mit reiner Hand alles berührt, daß das Triviale, das Platte, das Ordinäre, was nicht selten auch edle Naturen mehr zu überlisten vermag, als man meinen sollte, seiner Individualität völlig fremd gewesen ist. Und allerdings kommt für den wahrhaften Idealismus alles darauf an, daß er nicht bloß in der Kunst, sondern auch in der anderweitigen Handlung, daß er in jedem Augenblicke des Lebens mitdargestellt werde. Dennoch konnte es bei Hölderlin nicht ausbleiben, daß das Ideale und Reale, daß Griechenland und Deutschland, daß sein innerstes Wollen und Anschauen und wiederum seine Umgebung, sein Erfahren in einen so gewaltigen Conflikt an einander getrieben wurden, daß der Kampf solcher Gegensätze mehr oder weniger auch in seinen Produktionen hervortritt, obgleich Hölderlin diesen Widerstreit in vielen Oden, in den Distichen und vor allem im Empedokles zu einem so classischen Siege hinausführt, daß wir in dieser vollendeten Harmonie zwischen Inhalt und Form — so weit es in seinem Gegenstande ohne Irren möglich ist — von Kampf gar nichts mehr gewahr werden. Hölderlin erreicht in den genannten Darstellungen eine Höhe, in der er nur mit Goethe verglichen werden darf.

Eigenthümlicher und wunderbarer vielleicht als bei irgend einem andern Schriftsteller ist die Stärke, welche Hölderlin im Plastischen und Musikalischen besitzt, obgleich er nach unserem Dafürhalten im Ersten dennoch weit mehr befriedigt als im Letzten. Den Beleg für unsere Auffassung geben die beiden Hauptwerke Hölderlins: der E m p e d o k l e s und der H y p e r i o n. In dem letzten Roman, obwohl er die unendliche Sehnsucht des Herzens nach der vollendeten Schönheit, nach der heitern Freiheit einer gesunden Oeffentlichkeit ausdrückt, das Verlangen, daß auch in der Menschheit die Herrlichkeit des Alls pantheistisch und doch so bestimmten, in fertigen Gestalten sich abspiegele, bleibt ein bedeutender Rückstand auf hinter dem, was die eigentliche Aufgabe war. Im Hyperion, obwohl er die Sehnsucht des Herzens hinreißend ausdrückt und fast durch und durch musikalisch ist, entfernt sich Hölderlin, der Deutsche, möglichst weit von der Lösung des Weltproblems und dem Christenthum. Denn das Christenthum, wenn man es in seiner Grundidee faßt, indem es das Diesseits und Jenseits z u g l e i c h berechtigt und sicherstellt, ist die Befriedigung aller Sehnsucht. Im Hyperion dagegen haben wir es überall mit dem Unerfüllten zu thun. Hier nimmt uns die unendliche Weite des Aethers auf, der uns in dem Grade durch die Erhabenheit des Grenzenlosen, durch die Elasticität des Athems erhebt und befreit, als er uns durch seine Reinheit einengt, und die Lebensluft zum Fortbestehen fast gänzlich entzieht, so daß unsere Lungen in ihm kaum mehr zu athmen wissen. Alles ist hier ein Dort, und Alles ist hier ein Jenseits, und selbst Griechenland, obwohl uns der Dichter, der Idee nach, mitten hinein versetzt, erscheint uns nur wie eine reizende Fata Morgana am fernsten Horizont, oder wie der hängende Garten eines magischen Aethergebildes, und alle Gestalten, welche der Dichter sonst noch aus diesem ätherischen Element musikalisch hervorzuzaubern weiß, sind herrliche Luftspiegelungen, die in Tönen, schwebend nieder und wieder, an uns herankommen, in Tönen, welche wie Harmonikaglocken unser Ohr entzücken, aber auch in unsere Nerven einschneiden, und Sehnsucht auf Sehnsucht erregen, die nicht befriedigt wird, die an ihren eigenen Entzündungen hinsiecht. — Im Empedokles jedoch, obwohl er durchaus antik und vorherrschend plastisch ist, kommt Hölderlin,

der Griechen, der Lösung des Weltproblems, ja dem Christenthum, sehr nahe, denn die Griechen kamen selbst in der Plastik ihrer Skulptur, als der Erscheinung des Göttlichen auf Erden in realer Kunstgestalt, dem Christenthum möglichst nahe, und Empedokles findet bei Hölderlin durch den Tod, durch die Selbstopferung sogar die Versöhnung. Was nun aber das Antike betrifft, so müssen wir unsern Dichter zwar schon im Allgemeinen preisen wegen seiner glücklichen Darstellungen desselben, aber auch noch aus einem ganz besondern Grunde.

Hölderlin gehört zu den wenigen Schriftstellern, welche durch die specielste Art, wie sie das Griechische behandeln und es auf's Neue schaffen, den zweifellosen Beweis abgeben, daß das Hellenische noch eine ganz andere Würdigung und Anerkennung verdient, als man demselben vom Standpunkt eines mißverstandenen Christenthums aus zu geben geneigt ist. Einige unserer Theologen könnten von Hölderlin außerordentlich viel lernen. Es setzt eine bedeutende Unkunde über das Wesen des griechischen Geistes voraus, wenn man ihn noch so häufig mit dem Worte heidnisch abfertigen hört. Der griechische Geist, wie er sich in der Sprache und in den Werken der Skulptur bei den Alten offenbart, ist vielmehr eine ewige Gestalt nicht bloß in der Geschichte, sondern in der Absolutheit und Gutigkeit des Geistes selbst. Jene Theologen müßten daher aus einer tieferen Erfassung des classischen Hellenismus auch zu einer ganz andern Auffassung Goethe's kommen, als sie solche zu haben pflegen, aber auch über die universelle Bedeutung des Christenthums würden sie zu einer ganz andern Anschauung gelangen, als sie bis dahin besitzen. Schon die Bibel selbst, bis auf die Sprachen der beiden Testamente hin, des Hebräischen und Griechischen, mußte den Theologen symbolisch das Hellenische als ein wesentliches Element des Christenthums zu erkennen geben, so daß von einer Zurückstellung des Griechischen in gar keiner Weise mehr die Rede sein kann, wenn man sich bis zur eigentlichen Universalität des Christenthums zu erheben vermag. Diese Veranschaulichung der Bibel, der unvergänglichen Bedeutung des griechischen Geistes gewährt, wie gesagt, unter wenigen andern Hölderlin, auch für das Denken. Und wie wir Hölderlin schon am Anfang in Ansehung des Antiken in die Mitte stellten zwischen Schiller und Goethe, so

müssen wir ihn hier aufs Neue, in Bezug auf die reine Würdigung des Hellenischen, in die Mitte stellen zwischen Schelling und Hegel, die auch überall der theologischen und sonstigen Nullität gegenüber das Hellenische in seinem vollen Werth anerkannt haben, wie sie sich denn auch stets in dieser heitern Beziehung auf Goethe erhalten.

Man könnte in Betreff des Verhältnisses Hölderlins zu Schelling und Hegel, wie es ja in der Wirklichkeit des Umgangs selbst, schon nach dem Wenigen, was wir darüber bis jetzt wissen, von manchem Einfluß gewesen, jener Stelle aus einem Briefe Hegels an Schelling vom Jahre 1795 gedenken, wo Hegel schreibt: „Hölderlin ist, wie ich höre, in Tübingen gewesen. Gewiß habt Ihr angenehme Stunden mit einander zugebracht. Wie sehr wünschte ich, der dritte Mann dazu gewesen zu seyn!“

Ueberhaupt ist diese Wahlverwandtschaft der Beziehungen theils in der Wirklichkeit, theils im Geiste und der aus ihm sich ergebenden Annäherung der Naturen zwischen Hölderlin, Schiller und Goethe auf der einen, und zwischen Hölderlin, Schelling und Hegel auf der andern Seite eine der geheimnißvollsten und tiefsinnigsten im deutschen Culturleben, wenn auch noch wenig erforscht. Es ist ein weiches süddeutsches Natur- und Volkselement in aller Naivetät, Süßheit und ungenirter Freizügigkeit der Sprache, welches durch die Weite der Bildung aber auch das Norddeutsche in sich hereinnimmt, das zwischen ihnen webt, ein Element, das bei Goethe unter andern in den Briefen an die Gräfin Auguste zu Stolberg hervortritt; es ist der reinste Idealismus, welcher die Ineinsbildung in eine ihm angemessene Form sucht und oft findet, es ist Griechenland und Deutschland, es ist Marbach und Frankfurt am Main, es ist Tübingen und Stuttgart, es ist Jena und Weimar und Nürnberg, es ist die idealische Anschauung und schöpferische Bearbeitung bestimmter Objekte (oft mit den intensivsten Sprachton dafür), die sich zum plastischen Kunstwerk oder zur Anschauung des Universums oder zum Begriff derselben erweitern, was zwischen diesen seltenen Geistern die Verbindungsfäden schlägt, die bis in die fernste Zukunft hinauslaufen. Wie diese Geister einander gefallen — wovon unsere Zeit bei vielen kaum noch das Verständniß mehr hat — welche Weihe des Idealismus über sie gekommen war, aber keines

trägen, abstrakten, sondern eines thatenvollen, dem wir Jetzigen es verdanken, wenn wir endlich auch politisch und kirchlich selbstständig werden; das klingt aufs Herzlichste wieder in dem trefflichen Gedicht von Hegel: Eleusis, welches Neuenkranz uns in dem Leben Hegels höchst dankenswerth mittheilt. Hier verwandelt sich Hegel wunderbar leicht, und doch ohne seine bekannte Tiefe zu verlieren, in Hölderlin, ja er verwandelt sich in dessen Pendant, in Novalis, indem er uns in jenem Gedicht einen Hymnus an die Nacht gibt, oft ganz in der Anschauungsweise Hardenbergs und doch zugleich in der von Hölderlin, bis auf das Pantheistische und den Drang, dem Idealen Form, dem Unendlichen Gestalt zu geben, sogar bis auf die Nahebringung Griechenlands. Und was könnte auch wohl mehr den Herzpunkt Hölderlins uns erschließen, mit allen Geheimnissen der Griechen und Hölderlins selbst, als gerade die Idee und dichterische Ausführung: Eleusis? So sehr schmiegt sich Hegel in dem genannten Gedicht an Hölderlin an, daß er gegen das Ende desselben ganz im Sinne, in der Wehmuth seines Freundes auch den Schmerz über das verschwundene Hellas ausspricht, ein Bangen um das Vergangene, das sonst Hegeln eben so wenig eigen war als Goethe'n.

Es trägt sich auf dem Gebiete des Geistes wie auf dem des natürlichen Lebens viel häufiger zu, als man bemerkt, daß unter den Gliedern eines Doppelverhältnisses ein hinzukommendes, das sich durchaus abweichend von ihnen und noch dazu abnorm entwickelt, der eigentliche Centerpunkt für die übrigen, für ihre Unterschiede und Aehnlichkeiten, für ihre ganze Wahlverwandtschaft wird. Dieses hinzukommende Glied in dem Doppelverhältniß von Schiller und Goethe, von Schelling und Hegel ist kein anderer als eben Hölderlin. Er entwickelt sich allmählig in einer so herrlichen Weise, ja er wird objektiv, wie es ihm Schiller und Goethe, nach dem Briefwechsel zu schließen, vielleicht nimmer zugetraut hätten. Und was würde er vollends geworden seyn, wenn er nicht, wie Schiller es allerdings in den Worten eines seiner Briefe an Goethe bereits fürchtet: „sein Zustand ist gefährlich, da solchen Naturen so gar schwer beizukommen ist," wenn er nicht wirklich in den Abgrund des Subjekts hinuntergegangen wäre! Was nun aber jenen Centerpunkt betrifft, so vergegenwärtige man sich nur die ganze Entwicklung, die Schiller

und Goethe, Schelling und Hegel genommen, besonders in dem, was sie producirt haben; man vertiefe sich in die Ideen Hölderlins, wie sie uns nun vollständig in seinen Werken vorliegen, um unsere Bekanntschaft weiter zu prüfen. Dabei könnte freilich fast ein Schmerz in uns anklingen, wenn man sich nicht immer mit demjenigen versöhnen müßte, was auch in der Literatur sich zuletzt als eine tiefere Nothwendigkeit zu erkennen gibt, die dennoch wieder das Bessere herbeiführt. Wir haben uns nämlich in mancher Beziehung daran gewöhnt, und es ist schon die Gelaufigkeit eines bestimmt ausgeprägten Sprachgebrauchs für uns geworden, eben so Schelling und Hegel zusammen zu nennen, wie wir Schiller und Goethe zusammen aufführen. Auch beruht jenes Zusammen wirklich auf einer Geistesverwandtschaft, auf einer Annäherung der Entwicklungsphasen jener Genien, welche durch nichts, was dagegen sprechen sollte, gestört werden kann. Und auch dafür enthält Hölderlin in dichterischer wie in philosophischer Hinsicht die wichtigsten Belege. Nun schmerzt es uns aber mit Recht, daß dieses schöne, sich und die Nation in Gegenseitigkeit der Mittheilung, in rascher, jugendlich-kühner Schöpfungslust und Polemik, in dem neidlosen Erfahren großer Umwälzungen durch die eigenen Thaten fördernde Doppelleben der Freundschaft in Schelling und Hegel in der zweiten Lebenshälfte verstummen konnte, während uns doch die erste ein ähnliches Zusammenwirken beider, ein gleich feuriges Arbeiten für die Ideen und Abweisen der Philister darbietet, wie bei Schiller und Goethe. Wie entreißt die Zeit, in welcher sich Schelling und Hegel in jugendlicher Werkeslust für das kritische Journal der Philosophie und andere Schöpfungen rüsten, und die Lust zur That werden lassen, jener unvergeßlichen, gemeinsamen Pflege der Horen bei Schiller und Goethe, jenem erhabenen und doch so jovialen Götterakte, als sie das Xeniengewitter mitsammen brauen, als sie es über Teutschland hinbrausen und links und rechts einschlagen lassen! Denn es ist bekannt, daß Schelling und Hegel in der Polemik auch nicht blöde gewesen sind, und ebenfalls große Niederlagen unter den Spießbürgern angerichtet haben. Daher denn auch Rosenkranz in seiner geistreichen Weise einem feinfühligen Takte folgte, als er im Königsberger Literaturblatt einige der herrlichen Fragmente Hegels aus der Jenaer Periode unter dem

Namen Xenien veröffentlichte. — Was nun aber jenes Verhältniß Schellings und Hegels betrifft, so ist es ein so natürlicher Wunsch, daß es sich auch im Persönlichen bis zu Ende erhalten haben möchte. Man könnte einen entsprechend fruchtbaren Briefwechsel von sommerlich heißer Triebkraft des Reifens dichten, in Ermangelung des wirklichen, zwischen dem Schöpfer der Identitätsphilosophie und dem großen Denker des Absoluten, wie wir den poetischen von Schiller und Goethe besitzen: auch sind wir vielleicht nicht sicher, daß nicht auch ihn Bettina noch dichtet. Aber, wie gesagt, daß das alles nicht so geworden wie es doch angelegt war, darf uns nicht verdrießen, es hat vielmehr die spätere Disharmonie in beiden Philosophen, wie bereitwillig Hegels Natur auch war, in der Notwendigkeit der philosophischen Fortgestaltung seinen Grund, in dem unberechenbaren geistiger Differenzen, die unter den wacker Strebenden immer wieder zur Einheit hinabren mußten.

In Hölderlins Individualität ist nun vieles von dem, was das Charakteristische jener Dichter und Denker, Schillers wie Goethe's, Schellings wie Hegels, genannt werden muß, völlig wie latent. Dann löst sich solche Gebundenheit in der Produktion, und verliert sich entweder ätherisch in ein grenzenloses Heimweh nach Griechenland, in ein leidenschaftliches Bangen nach dem Ideal, in ein lyrisch musikalisches Hinschmelzen nach dem All, oder es findet die volle Befriedigung in der Welt schöner Gestaltung, in dem Maß und der Heiterkeit der reinsten Antike, oder es eröffnet sich zur Anschauung der Ideen und der Natur und zum Denken des Absoluten. Ja in einigen sehr merkwürdigen Aeußerungen im Hyperion über Philosophie finden wir sogar einen leisen Anklang von dem, was den jetzigen Schelling bezeichnet, namentlich wie dieser gegenwärtig die Vernunft im Verhältniß zum Seyenden deducirt.

Haben wir nun in dem Vorherigen das Wesen Hölderlins in dieser lebendigen Wechselbeziehung Deutschlands und Griechenlands auf einander erkannt, und haben wir ihn den Modernen der Gegenwart darin völlig entgegengesetzt, daß er das Ideal in seiner Ursprünglichkeit und Erscheinung zugleich, in seinem Jenseits und Diesseits, ja in einem Höheren als es selbst, begründet weiß, so könnte er dennoch in einer Richtung sogar auf das

Moderne eine concrete Beziehung haben, und zwar eine Beziehung auf eine ganz bestimmte Gestalt desselben. Nämlich darin, daß Hölderlin seine Sehnsucht nach der vollendeten Schönheit, im Sinne der Griechen, immer mit der heitern Freiheit einer nationalen Oeffentlichkeit in Verbindung bringt. Auch darüber klagt er am Grabe von Hellas, daß das neue Griechenland unter dem Joche der Tetretie seufzt. Auch das ist sein Schmerz, daß die Jetztgeborenen jenes einst so herrlichen Volkes, nicht ahnend von wem sie stammen, noch dazu die Ketten der Sklaverei tragen. Er bangt nach Griechenlands Befreiung, er ersinnt oder vielmehr erdichtet einen Plan, den ihm wieder die Muße der heißesten Sehnsucht diktirt, den ihm sein musikalisches Herz förmlich in Töne setzt. Diese Musik, diese antike Marseillaise der griechischen Freiheit, dieser Hymnus, trunken von Begeisterung und Wehmuth, schwellend von Manneskühnheit und Melancholie, durchdrungen von sanfter Schönheit und griechischer Religion, von Kunst und Philosophie, von zartester Liebe und Freiheit glühender Politik ist — Hyperion. Und wie Hölderlin seinen Helden sich losreißen läßt von der seltensten Geliebten, von Diotima, die ein acht griechisches Frauenbild, die vollendete Schönheit weiblicher Antike wäre, wenn sie nicht allein aus Aether und Licht bestände; und wie er ihn hinausschickt zum Kampfe um Griechenlands Freiheit; so ist Hölderlin dieser Hyperion doch selbst, und in so fern ist Hölderlin der deutsche Prototyp Byrons (wenn auch sonst allerdings eine ganz und gar abweichende Natur von dem Lord), als auch er fortwährend nach Griechenland strebt, als auch er sinnt und schafft, wenigstens ideell, Hellas zu befreien, wie jener dem gemäß sogar handelt. So daß in dieser schwärmerischen Liebe zu Griechenland, in dieser begeisterten Aufopferung für seine Freiheit Hölderlin allerdings eine Beziehung auf die moderne Zeit darlegt, in der das, wonach er bangte, und was er bloß dichtete, ausgeführt werden sollte.

Nachdem wir nun den Charakter Hölderlins in seinen allgemeinsten Umrissen entworfen haben, gehen wir zur näheren Betrachtung seiner Werke über, um uns zu überzeugen, wie fern sich das von uns Angedeutete bewährt finden sollte oder nicht, aber auch um einen und andern der bisher nur skizzirten Züge weiter auszuführen.

II.

Hölderlin's lyrische Gedichte

Erste Abtheilung.

Nach der vom Herausgeber, Christoph Theodor Schwab, passend getroffenen Zusammenstellung gruppiren sich die Werke Hölderlins: 1) Gedichte; 2) Hyperion oder der Eremit in Griechenland; 3) Briefwechsel; 4) vermischte Briefe; 5) Jugendgedichte; 6) Prosaisches; 7) Hölderlins Leben; 8) Gedichte aus der Zeit des Irrsinns; 9) Anhang.

Die lyrischen Gedichte Hölderlins (dieser ersten Abtheilung) gehören ohne Zweifel schon zu demjenigen Theil unserer schönen Literatur, welcher in den letzten Jahren bereits bis zum gebildeten Urtheil der Nation vorgedrungen ist und sich hier die allgemeine Anerkennung seiner Classicität erworben hat. Man kann dieses bekanntlich nicht von allen classischen Leistungen unserer Sprache, man kann es auch nicht von den andern Arbeiten Hölderlins sagen. Es gibt vollendete Schöpfungen, die immer nur noch dem kleinsten Ausschuß von Kennern angehören und gewiß noch lange in der klaren Würdigung nur Wenigen sich befinden werden. Hölderlin, der Lyriker, in dieser ersten Abtheilung dagegen einem großem Publikum schon aus Chrestomathien bekannt, ungeachtet auch er zum vollen Verständniß das reifste Geschmacksurtheil voraussetzt, hat dennoch etwas, was den empfänglichen Sinn schon von vorn herein anspricht, was tief ins Gemüth dringt und den reichen Gehalt, wie die Anmuth und Vollendung der Form vielen sogleich deutlich macht. Vielleicht verdankt Hölderlin einen Theil dieser Popularität in idealer

Bedeutung einer gewissen Aehnlichkeit mit Schiller, aber er verdankt sie sich auch selber, wiefern er in diesen lyrischen Gedichten Weisen der Sprache anschlägt, von denen man sagen möchte, sie seyen in dem deutschen Gemüth, in der deutschen Weltanschauung ewig schon angelegt, sie seyen in ihr bereits vorhanden, er habe diese Gedichte nicht erfunden, er habe sie nur entdeckt. Daher kann man denn auch viele der lyrischen Schöpfungen Hölderlins aus unserer Bildungsmitte gar nicht mehr fortdenken, sie scheinen uns nothwendig, sie scheinen nicht gemacht, sondern in der Geisteskultur Deutschlands prädestinirt, wie so vieles von Schiller und Goethe. Diese süße Anempfindung des Lesers, des Zuhörers an etwas bereits Gekanntes und doch Ueberraschendes und doch immer wieder zum Genuß Anlockendes gilt aber nicht bloß von den Gedichten in Reimen, in denen Hölderlin ganz besonders — und doch immer originell — an den allgemein geliebten Schiller gemahnt, es gilt auch von den in antiken Maßen meisterhaft versificirten Oden. Auch sie sind dem Deutschen aus dem Herzen und sind für sein Herz geschrieben: sie entzücken unmittelbar die Anschauung, das Ohr, und befriedigen auch den Kunstkenner. Was mögen wohl Klopstock und der alte Voß zu diesen Oden gesagt haben? Hier fand Klopstock endlich denn doch seinen Erbfeind, den Reim, gemieden, und Voß seine strengste, rhadamanthische Strenge in der Metrik befriedigt, und Griechenland noch dazu, wie es leibte und lebte, war eben aus weicher Welle, aus dem Schaum der kastalischen Fluth jugendlich-frisch herausgeboren. Und was Klopstock und Voß besonders in Verwunderung setzen mußte, es ging das alles ohne Steifheit vor sich, der sorglos siegesgewisse Dichter hatte hier nicht einmal den Pas des Odentanzes in Längen und Kürzen, in Strichlein und Häklein, vor dem Gedichte gründlich und doch pedantisch vorgezeichnet.

Tragisch und zugleich treffend führt „das Schicksal,“ wie die Ueberschrift des ersten Gedichtes lautet, den Reigen dieser Poesien. Und welch ein Schicksal sollte hier in vielen, vielen Jahren ausgelebt werden! Doch προσκυνοῦντες τὴν εἱμαρμένην, σοφοί, wie das Motto sagt. Ja, ein Schicksal, wenn auch durch Freiheit, doch mit dem furchtbarsten Pathos gezeugt, wenn auch spielend in jugendlicher Schönheit am lieblichen Skamander, am

Wagenplätschern des Piräus, wenn auch vom Munde, von Begeisterung beseelt, werth den Preis zu finden bei jedem olympischen Spiele, doch endend, o nicht endend blieb, nein lange, lange hausend in des Wahnsinns Revier, in dem Bereiche wüster Traumgestalten, in den Einöden, in denen nichts mehr wohnt als Ich und wieder Ich und noch einmal Ich, und dennoch ein Ich, das stets ein Nicht-Ich ist, in einem Verlies, in dem nichts sich sehen läßt als ein wildes Heer von lauter Doppelgängern, von Verirrmenschen, von Menigen, die keine sind, von Bergesgipfeln und Silberdünen, von Olivenwäldern und ägäischen Inselgruppen, von Cypa und Olymp, von Aether und Licht, von vielen Diotimen, von denen jede die rechte sein will, und die doch alle, alle nur tantalisch äffen und nicht sind: und dieser ganze Schementanz, dieser tolle Larventumult von lauter Spiegelbildern in der reinen, weichen, griechischen Seele?!

Und doch, wie sagen es uns gleich die ersten Gedichte, besonders: „dem Genius der Kühnheit," welche Kraft hier verhanden war, welcher Kampf hier gewollt, hier glühend angeführt wurde! Recht amii, ächt hellenisch wollte der Dichter dem Schicksal alles abringen, nichts wollte er geschenkt haben. Er wollte ringend leben, ringend wollte er bilden, ringend zum Aether und zum Lichte, den ewigen Erzeugern, nicht seines Schicksals, nein seiner Arbeit, seines Ichs wieder hinaufsteigen. Nur der Kraft auch begegnet die Ehre eines tragischen Geschicks, nur im Kampfe auch erstarkt der Held! Und wenn die härtere, die ungestümere Kraft des Schicksals ihn umklammert hat, langsam hinrichtet, wie die Schlange den Laokoon, auch so, auch langsam, aber anhaltend, wirkt doch nur ein Held.

Das Gedicht „Griechenland," in dem sich uns zugleich die eigentliche Heimath des Dichters ankündigt, ist ganz in der symmelancholischen Weise Schillers erfunden. Auch drückt es zugleich das Ideal der Freundschaft aus. In diesem Gedichte taucht denn auch schon das Jenseits auf, mit dem wir es bei Hölderlin in sehr verschiedenartigen Beziehungen zu thun bekommen. Nur in dem „Gott der Jugend," Strophe 4, sehen wir einmal in die noch unangebrochene, ewig frische Gegenwart hinein, in der noch kein Vermissen ist, sondern die volle Seligkeit. Während es nun in dem schönen Hymnus „an die Natur" ihren Aether und Licht

sink, welche vom Dichter ausdrücklich in der dritten Strophe gefeiert werden, so faßt das Gedicht „Diotima," Seite 16 — denn es begegnen uns später noch zwei desselben Namens — vor allen das ganze Wesen Hölderlins im Kleinen, gleichsam wie in einem Rahmen, zusammen. Es senket sich in dieser Umrahmung ein aufs Zarteste und Sinnreichste zur Erscheinung gebrachtes Jenseits, und zwar ein Jenseits, welches sich, wie mehr oder weniger in allen Darstellungen des Dichters, zwei- und dreimal verschränkt reflektirt, als Jenseits der Jugend, welches ein Paradies ist gegen die jetzigen Tage der Wehmuth, und nur dadurch diese wieder zu einem Paradiese macht, daß dieses Jenseits in einer Linien gegenwärtig wird; sodann als Jenseits der Welt, als elysisches Jenseits, wo dann wieder bei Hölderlin in dieser Anschauung die Griechenwelt als seine eigentliche Heimath sich abspiegelt; und endlich als Jenseits des Weltäthers, des sternigen Himmels, des Lichtes, welches in dem vorliegenden Gedichte als Helios, als der Gott, als Vater des Dichters gefeiert wird, während sonst der Aether sein Vater ist. Diotima ist bei Hölderlin durchaus musikalischer, nicht plastischer Natur, sie ist eine Allegorie des Aethers, einer jenseitigen Idealität. Dabei kontigat Diotima bereits den Hyperion an, nicht den Empedokles. Diotima ist aus Aether und Licht gewoben, eine Gestalt, die der Urather und das Urlicht dem Dichter zusenden, um ihn zu sich zu erheben; sie ist aus dem Grunde auch weiter Emanation, wie die Griechen solche Wesen eigentlich gar nicht kannten. Diotima ist eine ganz eigenthümliche Schöpfung des Dichters, aus einem poetisch erfundenen antiken Lokalismus herausgeboren, wie es bei den Griechen nie existirt hat, eine Art von zartestem Uebergangswesen aus Geist durch Licht in die Materie, aber kaum diese schon erreichend. So daß man bei dieser wunderbaren Schöpfung Diotimens von Hölderlin, um anzudeuten, daß eine so subtile Geistigkeit nie bis zur eigentlichen Körperlichkeit verdrängt, an den paradoxen Ausspruch von Hemsterhuis denken könnte — freilich im zartesten, kaum schon materiellen Sinne genommen — Licht sey geronnener Geist, wie denn auch bekanntlich die Fürstin von Galitzin, in deren Kreise Hemsterhuis lebte, mit dem Namen Diotima von ihm bezeichnet wurde. Dieses nur ganz beiläufig, denn es braucht wohl kaum erst gesagt zu werden

daß jene katholisch ins Geistliche hineinspielende, das Seelenheil mit seminarischer Exercitienstrenge betreibende Region nie die Welt Hölderlins war, wie denn auch Goethe darin kein rechtes Verweilen zu finden vermochte. In dem Roman Hyperion ist Diotima, obwohl sie aus dem musikalischen Element nie heraustritt, dennoch schon viel palpabler als in dem Gedichte, welches uns jetzt beschäftigt; sie beweist dort vielmehr, daß es wirklich musikalische Gestalten gibt — während sie hier mehr ein musikalisches Meteor ist — so daß allein schon die Diotima des Hyperion zur Widerlegung derjenigen gereicht, welche in jenem Roman keine Gestaltung finden.

Ganz anderer Art, als das eben betrachtete, ist das Gedicht „Ahnenbild." Es setzt das Ideal für das Objekt, welches hier geschildert werden soll, zum Theil in die Wirklichkeit über. Es ist in diesem Gedicht für den Moment das gesunde, vollendete Diesseits erreicht. Es ist ein köstliches, naturwahr und treu und lebendig gehaltenes Familienahnengemälde, wie es nur je ein lebenskundiger Dichter geschaffen hat. Dieses Bild athmet Segen durch und durch. Er thaut vom Himmel unmittelbar auf die Erde hernieder, er kommt von denen, die nicht mehr sind und dennoch sind, auf die, welche sich noch des Lichtes der Sonne erfreuen. So wie in dieser Familie soll die ganze Erde voll werden des segnenden Gottes und segnender Menschen, so soll sich Familie an Familie schließen, Generation auf Generation folgen, das Besitzthum der Scheidenden auf die Bleibenden sich vererben, und die ganze Abfolge der Geschlechter, von Einer Liebe umfaßt in Todten und Lebenden sich Eins nennen. Nun könnte es scheinen, als habe der Dichter in diesem ganzen herrlichen Familienbilde auch für sich selbst das volle Genügen, die abgeschlossene, in sich selbst unendliche Diesseitigkeit verwirklicht. Je mehr sich überhaupt, wie in diesem Gedicht, Hölderlin dem Antiken zukehrt, oder es gar vollendet zur Darstellung bringt, desto mehr könnte es den Anschein bekommen, als sey er mit vielen Modernen, welche in der Philosophie die Immanenz ohne die Transscendenz behaupten, in der Religion und im ganzen Menschenleben das Diesseits ohne das Jenseits festhalten wollen, durchaus einverstanden. Und doch nichts weniger als das. Hölderlin ist ein viel zu tiefer Mensch, er ist von dem Wesen des Ideals

aber auch von dem Schmerz, welcher durch die ganze Menſchheit zuckt, viel zu mächtig untergriffen, als daß er ſich ſo leichten Sinnes eine abſolute Dieſſeitigkeit zurecht machen ſollte. Der ganze Pantheismus Hölderlins beruht auf dem tiefen Bedürfniß einer Anſchauung des Univerſums, welche dem Dichter in den ſchönſten Momenten ſeines Schaffens, in der Darſtellung der Antike, annäherungsweiſe auch zu Theil wird. Aber der Philoſoph in ihm iſt zu ſpekulativ, der Menſch in ihm iſt zu geweckt, als daß er ſich durch die Illuſion jener Momente täuſchen ließe. Auch will er mit Recht das bleibend, er will das als abſolute Gegenwart, was als Moment eben nur vorübergeht, und hofft auch nur ihm, nicht auch der Menſchheit schon zu Theil wird. Auch Hölderlin hat, wie wir es bereits angedeutet haben, in ſeinem Pantheismus ſo ſehr zugleich die Inferenz, daß er, auf [illegible] Dieſſeits in ſeiner Verſchmelzung vollauf anerkennt, [illegible] er wieder auch vom Jenſeits gefaßt wird, von jenem [illegible] Reſt, der immer noch nicht aufgehen will, und der [illegible] denkende Geiſt poſtulirt es, der ſchaffende Geiſt pro[illegible] völlig aufgehen ſoll. Und ſo verhält es ſich auch mit ſeinem Gedicht. Die geſunde Gegenwart, das ſchöne Dieſſeits iſt in dem „Abendbild“ mit herrlicher Kraft wirklich zur Darſtellung gebracht. Aber der Dichter ſingt hier ſolches Dieſſeits ſchwerlich von ſich, ſondern von einem, der eben glücklich genug iſt, ſolch eine Heimath auf Erden gefunden zu haben, wie Hölderlin ſie ſo gern in dem dreifachen Jenſeits der Kindheit, der Griechenwelt und des Alters hat. Und nun dennoch jene Heimath des Dieſſeits auch nur darſtellen zu können, als wäre ſie des Dichters eigenes Schickſal, während er ſchon tief ein tragiſches ahnt, das in eben ein Beweis von der Größe Hölderlins. Er erſcheint uns in ſolchen meiſt antik gehaltenen Compoſitionen des gegenwärtigen Vollglücks wahrhaft Goetheſch, wie denn dieſelben Töne, wie in unſerem Gedicht, der Ausdruck einer geſunkten Daſeinsluſt, einer ſtillen Zufriedenheit, eines thätigen Genießens und Wohnens treffen, was das Erbe von den Vätern iſt, auch bei Goethe ſo häufig anklingt, und oft erſt durch vollendet wird, wie in Hermann und Dorothea.

Es tritt uns bei Hölderlin aber auch gleich in dem folgenden „Des blinden Sängers“ das Tragiſche des eigenen Looſes vor die Seele, ſo jedoch, daß daſſelbe in eine ächt antike Hoheit, in

die Ergebung an die Nothwendigkeit des Geſchickes hineingelenkt wird, wo denn das ſchmerzlichſte Pathos darin liegt, daß der blinde Sänger hier der Vorbote des einſt am Auge der Seele erblindenden Dichters, als des wahrhaft modernen aber ſchuldloſen Oedipus iſt, der aber auch in ſolcher Einſamkeit und Nacht, von Aether und Licht ſelbſt durch den Geiſt jetzt geſchieden, dennoch, wie die Gedichte aus der Periode des Irrſinns zeugen, der gleichen Erhebung und Göttlichkeit oft noch theilhaftig wird, wie nur je in den ſchönſten Tagen der Jugend, der Geſundheit. Und wie nun Hölderlin in dem Gedicht Diotima der zarteſten Vergangenheit früheſter Jugend gedenkt, im Abendkühle die heiterſte Gegenwart, wenn auch die eines Andern darſtellt, und in dem blinden Sänger ſeine eigene ſchauervolle, aber Gott geweihte Zukunft vorausſieht, ſo bilden dieſe drei Poeſien eine Trilogie der abgerundetſten Art zur Darlegung der Natur unſeres Dichters.

Das iſt der große Vorzug der Hölderlinſchen Lyrik, daß Hölderlin, wozu der Lyriker ſonſt ſo viel Neigung und Gelegenheit hat, nie etwas in ſeiner Auffaſſung feſt werden läßt und daher immer wieder zu neuen Darſtellungen übergeht, wie er die Welt empfindet; am wenigſten, daß er ſich durch die Zeit allein lyriſch beſtimmen ließe. Daher iſt es gewiß, daß es nicht Hölderlins lyriſche Natur, ſeine dichteriſche Potenz geweſen, welche eine kranke Idee in ihm hat für werden laſſen, ſondern der eigentliche Grund davon war der Conflikt zwiſchen ſeiner überaus empfindſamen, nach der Verwirklichung des Ideals in allen Beziehungen verlangenden Receptivität und den Eindrücken ſeiner Erfahrung im äußeren Leben. Hätte ſich Hölderlin, wie Goethe, ſtets, auch gegen jenen Conflikt, von innen heraus fortgehend produktiv verhalten, ſo würde er jede Fixation der Ideen wieder flüſſig gemacht haben, oder vielmehr es würde nie zu einer ſolchen Fixirung haben kommen können. Gerade dafür, daß der Poet in ihm immer auf die Freiheit, auf die Darſtellung der höchſten Vernunft hinarbeitet, wird uns die ſelbſt in der Geiſteskrankheit immer noch thätige lyriſche Kraft den zweifelloſeſten Beweis geben.

Wir ſehen das auch in den nächſten Gedichten wieder aufs Gelungenſte ausgedrückt. So enthält der „Dichtermuth" die Beſchwichtigung jeglicher Bedenklichkeit und jeder ängſtlichen Schwermuth. Die „Stimme des Volks" lenkt ganz von der Entſcheidung

des Ich ab und laßt eine Mission anklingen, welche ins Universum gerichtet ist und hier aufs Neue den ewigen Kreislauf eines gottfrommen, nicht gottlosen Pantheismus feiert. Dem schließt sich denn auch sogleich aufs Würdigste und Gedankenvollste „die scheinheiligen Dichter" an, welches, in tiefsinniger Naivetät empfangen und ausgesprochen, auf unsere Zeit und viele ihrer Genossen seine reichliche Anwendung findet, indem diese Produktion, selbst bei dem ironielosen Dichter, für viele der heutigen Poeten fast zur treffendsten Ironie wird, nämlich bei denjenigen Poeten, die hinter den neueren Philosophen nicht zurückgeblieben sind, um an die Stelle Gottes die „Erde" und die „Natur" zu setzen. — Wie unser Dichter immer gerecht zu seyn strebt, wie er in dieser Zeit nie bei den Extremen weilt und dennoch die Mittelmäßigkeit haßt, das spricht uns die Ode „Gesang des Deutschen" aus. Wir kommen hier mit Nothwendigkeit auf ein früher Berührtes noch einmal zurück. Wie vieles in dem Lande der damaligen Deutschen für den Dichter auch seyn mochte, was er als Barbarei empfinden mußte, nie vergißt er, daß Deutschland irdischerweise sein Vaterland ist, nie verkennt er dessen Vorzüge, die so groß sind, daß sie es allein mit Griechenland vergleichbar machen. So daß in dem Dichter die innigste Pietät und Begeisterung für die Deutschen laut wird. Aber wie konnte er anders als Griechenland mitfeiern? Ja, Hölderlin steht in diesem Gedicht, aus milder Weiblichkeit und männlicher Kraft gezeugt, selbst wie ein vollendeter Hermaphrodit — obwohl dabei weniger an ein Kunstwerk als vielmehr an den sinnvollen Mythos zu denken ist — auf der Grenze zwischen Deutschland und Griechenland, und sehnt sich mächtig nach beiden und vermag keines von beiden zu vergessen, indem sich, von Hermes geführt, die Liebe zu Deutschland zugleich dem Lande der Griechen gesellt, die aber bereits im Schattenreiche wohnen.

Freilich kann es indessen nicht ausbleiben, daß in dem deßhalb nicht unterbrochenen Kultus, dem Aether und Lichte dargebracht, auch die eigensten verborgensten Schmerzen wie ein Gebet laut werden. So in der „Abendphantasie." In diesem Gedicht, welches ein Seitenstück genannt werden könnte zu dem früheren an Tiefurt, drückt sich die tiefste Melancholie, die dennoch hofft und zwar von dem Aether Ruhe hofft, darin am rührendsten aus,

daß es auf den Frieden derjenigen hindeutet, welche ſich am Abende der Ruhe oder geſelliger Freude hingeben, nachdem ſie des Tages Hitze und Laſt getragen haben. Und ab der, welcher mit dem Gedanken Welträume durchmißt, welcher Welten an Welten zu ſchließen begehrt, der, welcher im All ſeine Heimath finden möchte und den dennoch während ſo vieler Jahre Aether und Licht nicht aufnehmen, er iſt auch auf Erden der Heimathloſe! Aber vielleicht das Alter, welches für den Jüngling auch wieder noch ein Jenſeits iſt, gewährt Erſatz für die Jugend! Tod — gewährte es ihm den? — Und eben ſo das Gedicht „an die Hoffnung," wo es aufs Neue das Jenſeits iſt — denn iſt nicht die Hoffnung recht eigentlich die Göttin des Jenſeits? — an welches der ſchmerzbeladene Dichter appellirt und ausdrücklich dem bloßen Glücke nicht traut, indem er, wenn auch unter Schauern, vielmehr der Seligkeit der Götter theilhaftig zu werden gedenkt.

Ein ſehr merkwürdiger und tiefſinniger Zug in Hölderlin, ebenfalls antiker Natur, iſt der, daß er häufig ſein Höchſtes, Letztes, Theuerſtes, dasjenige, wovon er Ruhe und Seligkeit erwartet, als ein Geſchlechtsloſes bezeichnet, wie wenn etwa Goethe im zweiten Theile des Fauſt auch ſo bedeutſam ſagt: „Das ewig Weibliche zieht uns hinan," und wo ſogar das weibliche Element, die Weiblichkeit ſchlechthin, als ein Neutrum ausgedrückt wird. Es iſt dieſes bei Hölderlin nicht bloß eine griechiſche Sprachwendung, indem er ſo das Beiwort vom Hauptworte trennt und ihm dadurch den Anklang von etwas Subſtantiviſchem, ja oft ſogar von etwas Perſönlichem gibt, wie in dem Gedicht „mein Eigenthum," in der Wendung „o goldnes," wo es ſich auf das Licht in der vorhergehenden Strophe bezieht, oder in dem Gedicht „der blinde Sänger," in dem Ausdruck „Du Jugendliches," „du Holdes," ſo auch in „Ehiren" (aus der Periode des Irrſinns): „Du, Nachdenkliches!" welches Gedicht der zur den unglücklichen Dichter in Erfüllung gegangene „blinde Sänger" iſt, und wo denn beſonders ſchauerlich hervorklingen Stellen, wie: „wenn einer zweigeſtalt iſt" und: „Irrſtern des Tages." Es iſt jener Zug des Neutrums bei Hölderlin vielmehr wahrhaft pantheiſtiſch, ohne daß dabei Gottes entbehrt wird; es iſt ein Zug, der bei unſerem Dichter aus der tiefſten Tiefe ſeiner Weltanſchauung kommt, die in dem Neutrum, in dieſem Hinaus über

die Differenz der Geschlechter, das Allumfassende ahnt, das völlig Ungeschlechtliche nahe bringt, aus dem dennoch alle Geschlechter herausgeboren werden, das rein Gestaltlose vergegenwärtigt, aus dem alle Gestalten hervorgehen, welches die Werkstätte, ja der Werkmeister — obwohl in diesem schönen Ausdruck doch schon wieder das Männliche störend antönt — aller Gestalten ist. Es soll mit einem solchen Neutrum in keiner Weise der feindliche Gegensatz zu dem Geschlechtlichen bezeichnet werden, vielmehr der Indifferenzpunkt beider, dasjenige worin beide Geschlechter in ihren ewigen Grund zurückgehen. So ist nur solches Neutrum bei Hölderlin der schönste Ausdruck für das Hermaphroditische in ideellster Bedeutung, für das Androgyne, wie wenn etwa für Gott und Göttin das Göttliche τὸ θεῖον, für die Welt τὸ πᾶν gesetzt wird, oder wie auch selbst in dem τὸ πνεῦμα das Geschlechtslose des göttlichen Wesens prägnant sich ankündigt. Ein solches Neutrum ist dann die kürzeste Formel für jene spekulative Einheit zweier Glieder, die in ihr zugleich sind, die in jene Einheit ohne Rest zusammengehen.

Daß Hölderlin immer nur aus innigster Liebe den Deutschen zürnt und ihnen oft das Bitterste sagt, bewährt sich auch in der kleinen Apostrophe „an die Deutschen," welche wir S. 42, 43 lesen, und wir Jetzige würden uns gewiß vor ihm bewähren in dem, was er, selbst sich beruhigend, hier von dem „Gedanken" der Deutschen ahnt, von dem im Verhältnisse zur „That" wohl dasselbe gilt, was auf christlichem Gebiet von dem Glauben und den Werken, über die so viel unnützer Streit geführt worden ist.

In der Ode „Empedokles" S. 44 hören wir schon das Vorspiel, oder richtiger, wir gewahren in ihr die herrliche Vorstudie zu der größten, plastischen Composition, welche unser Dichter in seiner Entwickelung ausführt, nämlich zum Trauerspiel des gleichen Namens. Auch wird uns aus dieser Ode zugleich ersichtlich, wie der, welcher außer den Griechen nichts Heiligeres kennt, nichts was ihn mit festeren Banden umstrickt als die Natur, damit er sie auch seinerseits wieder in ihrer Allheit umfasse, wie der nothwendig zu dem Problem Empedokles kommen mußte. Ist doch dieser Empedokles Hölderlins eigentlicher Ahn, sein früherer Miterzeugter aus den Urelementen des Aethers und des Lichtes, wenn auch mit dem Unterschiede, daß der Alte erdwärts

ſtrebt, nachdem er zeitlich bis zur vollſten Reife des Weines ſich ausgelebt hat, während es den Späteren himmelwärts zieht: aber beide werden einſt ſicher zuſammentreffen bei ihrer Expedition ins Univerſum, wie ja ſchon zwei Erdumſegler, wenn ſie auch von verſchiedenen Punkten aus und nach entgegengeſetzten Richtungen hin fahren, doch zuſammentreffen in der Entdeckung derſelben Wahrheit, daß die Erde rund iſt. Auch das Univerſum iſt ſphäriſch, denn es iſt die Sphäre aller Sphären. Die angeführte Ode enthält ſchon den ganzen Tiefſinn und alle Schönheiten des Trauerſpiels, aber ins Kleinſte zuſammengezogen. Hölderlin, der Dichter des Dieſſeits und Jenſeits zugleich, kommt, wie geſagt, mit Nothwendigkeit zum Empedokles, denn dieſer iſt ja der Denker, der gleichfalls, nur in umgekehrter Richtung, aus dem Dieſſeits ins Jenſeits des Erdinnern ſtrebt. Hier dringt alſo wirklich, und zwar im eigentlichſten Sinne, gegen Hallers bekannte Verſicherung, ein erſchaffener Geiſt ins Innere der Natur, und es iſt dieß Mythiſche in der Geſchichte des Empedokles die koloſſalſte Ironie der Philoſophie gegen ſo manche Behauptungen der Empiriker, und daß der ironieloſe Hölderlin dieſe Ironie der mythiſchen Erzählung aufnahm, kommt ihm vortrefflich zu ſtatten. Weiter aber zeigt ſich auch für Empedokles in der Unterwelt der entſprechende Cultus unſeres Dichters. Denn wie dieſer in den obern Räumen den Aether und das Licht anbetet und ſich immerdar zu ihnen hingezogen fühlt, alſo Empedokles in den untern die Urwaſſer und die vulkaniſchen Feuer. Daher der Dichter denn auch dem Denker „in die Tiefe“ zu folgen wünſchte, wenn er nicht den obern Mächten in die Höhe folgen müßte. Aber das iſt die Sympathie in Beiden, daß ſie von der Erde aus das All umfaſſen wollen, und deshalb den Tod nicht ſcheuen, ſondern ihn lieben, da auch er noch das Leben iſt. Hölderlin mußte in Empedokles vorzugsweiſe den Repräſentanten ſeines Pantheismus finden, um alle Sehnſucht nach dem All zu ſtillen. Denn in Empedokles, wie er der Held des Trauerſpiels wird, iſt ſolche Sehnſucht individualiſirt. Empedokles empfindet dieſe Sehnſucht als unendliche Qual des Individuums, daß bloß der menſchliche Leib ſein Leib, und nicht vielmehr die ganze Natur ſein Leib, er, ihre Seele, ihr Gott iſt, daß er nur Augen, Ohren, Arme, Füße hat, und nicht alle Partikularitäten,

alle Einzelnheiten und Glieder der Natur seine Glieder, seine Organe sind, Sterne, Wolken, Bäume, Blumen, Felsen, Thiere und wie all' das Einzelne, was sich wieder in sich besondert, nur heißen mag. Und Empedokles stellt sich die Aufgabe, das zu werden, was er noch nicht ist, Thier, Pflanze, Mineral, Himmel und Erde zugleich. Empedokles wird Natur und die Natur wird Individuum. Auch erkennt er zunächst diesen Zug noch gar nicht als Isolirt, sondern im Gegentheil als Allheit. Diese Bedeutung hat auch zunächst sein Sturz in den Krater. Es ist nicht der Sturz der Titanen aus dem Himmel, sondern der in den Himmel, wenn auch in den untern.

Wie innig und neidlos der Dichter Deutschland und Griechenland wieder und wieder zusammenschließt und in beiden zugleich, die einander verstehen, wie nimmer zwei andere Länder, sein Vaterland hat, das drückt das Gedicht S. 45 „der Neckar" aus.

Sollte nun aber, wie keineswegs unbillig, auch nach dem gefragt werden, was bei Hölderlin Religion ist, so könnte der „Lebenslauf" S. 52 wohl die befriedigendste Antwort darauf geben. Wenn Religion vor allem nicht darin besteht, daß man das All bloß als ein unermeßliches Draußen sich vorstellt, oder es sich aus dem Sinne schlägt, es in unaufrechter Geistes- und Gesichtsstellung gar nicht einmal gewahr wird, oder es wohl gar fürchtet, sondern wenn Religion sich darin bewährt, daß man in dem ruht, der das All ist und durchdringt, sich aber dennoch von ihm unterscheidet, so ist das angezogene Gedicht der schönste Ausdruck für die Religion unseres Dichters, wenn er auch sprachlos genug ist, statt des Singulars der Gottheit den Plural „der Himmlischen" zu setzen. Mit all' dem indessen soll nur gesagt seyn, daß sich das religiöse Leben Hölderlins in dem erwähnten Gedicht ganz besonders zusammenfaßt, bis auf das „aufwärts oder hinab," worin sein und seines Doppelgängers Empedokles Leben und Beruf verzeichnet stehen. Obwohl nun aber Hölderlin in diesem Gedicht wieder entschieden als der antike Mensch auftritt, so durchmißt er doch den ganzen Kreislauf des Lebens bis auf Freude und Leid, bis auf Freiheit und Nothwendigkeit, ja er, der Lichtanbeter, nimmt in derselben zweiten Strophe Empedokleischer Anwandlung fast einen Hymnus an die Nacht an, so daß er in diesem pantheistischen Lobgesang mit

seinem antiken und modernen Doppelgänger, mit Empedokles und Novalis in eine Anbetung zusammenschmilzt. Außerdem allerdings ist Religion so sehr in allen Gedichten Hölderlins wie ein intelligibler Raum ausgebreitet, daß Aether und Licht es sind, in denen alle seine Gedanken atmen und leben. — Was nun weiter in einer zweiten Poesie an die Deutschen S. 60 gesagt wird, dürfte in unsern Tagen bereits im Begriff sein einzutreffen.

Haben wir den Dichter bis dahin kennen gelernt, wie er sich mehr in allgemeineren, in weiteren Sphären ergeht, um unter den Segnungen des Aethers und Lichtes das Erhabene und Schöne zunächst nur als Idee und lyrischen Drang (wie selbst in dem früheren Gedicht an Diotima) ohne eigentliche feste Gestaltung herauszuarbeiten, so drängt es ihn jetzt auch zu dem Persönlichen hin, er will auf das Eigenthümlichste und Zarteste menschlicher Verhältnisse eingehen, kurz es drängt ihn zu eigentlichen Charakteren. Und es überrascht uns nicht wenig, ihn hier, wo wir fast fürchten, ihn musikalisch zerfließen zu sehen, fast noch vollendeter zu finden.

Wir deuteten schon früher darauf hin, daß Hölderlin unvergleichlich in der Zueinsbildung des Musikalischen und Plastischen sey. Das zeigt sich nun aufs Vorrefflichste in der überaus zarten Aneinanderreihung kleiner Briefgedichte S. 65 „Emilie vor ihrem Brauttag" überschrieben, welche zu dem Vorzüglichsten gehören, was Hölderlin je gedichtet hat. Wie er das Plastische meisterhaft im Trauerspiel Empedokles handhabt, so daß hier das musikalische Element nur ganz untergeordnet erscheint, wie er dagegen in dem Roman Hyperion das Musikalische in den vollsten Akkorden unbefriedigter Sehnsucht ertönen läßt, indem das Plastische nur hie und da, in der Schilderung bestimmter Objekte der Griechenwelt hervortritt, so arbeitet er in Emilie beide Elemente aufs glücklichste in einander, wenn auch allerdings das Musikalische dennoch hier vorwaltet.

In diesen mit der feinsten psychologischen Begründung weiblicher Natur skizzirten Bekenntnissen Emiliens an ihre Freundin Klara spiegelt sich ein ganzes Menschenleben ab, wie es heilig durch und durch ist, und wie es in jedem Momente, idealisch und doch naturwahr, unschuldsvoll und doch ins Höchste und

Bekenntniß geweckt, als ein Gott geweihtes ſich zu erkennen gibt. Wie man von dem Grafen Stolberg erzählt, er habe ſich die Bekenntniſſe einer ſchönen Seele aus Wilhelm Meiſters Lehrjahren eigens herausnehmen und zum Handgebrauch binden laſſen, ſo ſollten Emiliens Bekenntniſſe an ihre Freundin ganz beſonders dem weiblichen Geſchlecht empfohlen und zu ſpeciellem Gebrauch vervielfältigt werden. In dieſen mit anmuthigſter Einfachheit verfaßten Briefen ſpricht ſich ein weibliches Weſen aus, welches alles, was ihm begegnet, mit Geiſtestiefe und würdiger Haltung aufnimmt, und doch ſo unmittelbar Leben, ſo klare Selbſtſtändigkeit, ſo geiſtesreife Naivetät iſt, daß dieſer liebenswürdigſte aller Charaktere weder allein erklärt werden kann aus der Fülle der Anlagen, noch aus dem geſundeſten Naturell, noch aus ſorgfältigſter Erziehung, oder aus der würdigſten Umgebung, in der ſie von früh auf gelebt, ſondern aus allem dem zuſammen, nur daß ſolches Weſen dennoch ein unendliches Geheimniß bleibt. Sie weiß nicht um ihre Schönheit, die Jungfrau, und darum iſt ſie ſo ſchön, ſie reflektirt nicht auf ihren Verſtand und darum iſt ſie ſo verſtändig, ſie erkennt nie Lebensmanieren und darum iſt ſie ſo taktvoll und nimmt jede Lebensfügung wie eine heilige Sendung von oben auf, und labt ſich an der himmliſchen Liebe, ob es die Tiefe des Schmerzes oder die Tiefe der Wonne iſt. Wie ein unſchuldiges, lauteres Weib, welches naturgemäß und mit weiſer Pflege des Geiſtes ſich entwickelt, unſchuldig und fein bleibt, auch wenn ſie empfangen hat, ſo daß ſie kaum weiß, was in ihr vorgeht, indem unter ihrem Herzen ein neues Leben ſich bildet, ſo durchaus jungfräulich und naturwahr iſt Emilie. Ungeachtet ihr nichts fehlt, was auch den Geiſt auszeichnet, ſo weiß ſie doch kaum, wie ihr geſchieht, indem ſie vom Leben Leiden und Kränken empfängt, den herbſten Verluſt erleidet und das tiefſte Weh in Erfahrung bringt. Und dennoch empfindet ſie das alles aufs Innigſte, Beſonnenſte, ſie verſteht mit Sinnigkeit und Urtheil es ſich zurechtzulegen, mit weiſer Mäßigung es ſich anzueignen, aber ſie iſt erhaben über all dieſes Einzelne, ſie kennt eine Ferne, die von all dieſem Wechſel nimmer geſtört wird. Kurz, wir ſagen nicht zu viel, wenn wir ſagen, nie ſind die Vorgänge in einem weiblichen Weſen, wie das Leben ſie vermittelt, nie iſt eine unbewußt arbeitende, herrliche Natur zarter,

treuer, edler belauscht und wiedergegeben worden, als dieses von Hölderlins Emilie gilt, wie sie sich in diesen Briefen an Klara selbst ausspricht. Ein idealisches und doch so reales Menschenleben, mit allen Veränderlichkeiten des Geschicks, spinnt sich hier in einem reinen, aus allen Verwickelungen sich wieder entwirrenden Faden vor uns ab, ein Menschenleben wie es seyn soll und verhältnißmäßig für Jeden seyn könnte und müßte, ungeachtet aller Mängel und Leiden, von denen kein menschliches Individuum ausgeschlossen ist. Vater, Tochter, Schwester, Bruder, Geliebter, Natur, Geist, Tod, Leben, Diesseits, Jenseits, eins ergänzt hier das andere, eins löst hier das andere ab und erfüllt es, wie es der Rhythmus, der heilige Kreislauf des Lebens, mit sich bringt, und wie es der Höchste wie der Niedrigste erfahren könnte, wenn er so naturfrisch und geistgeweckt, wenn er vor allem ein so reiner Mensch wäre, wie Emilie es ist. Selbst der Krieg mit seinen Schrecken wird hier verklärt, und der Tod des geliebtesten Wesens wird hier gesegnet, und alles was das Leben nur zu bringen vermag, reiht sich zu einem harmonischen Ganzen zusammen. In dieser Dichtung, zu welcher die idealste Wirklichkeit gesessen hat, ja, welche Dichtung Wirklichkeit ist, eile man, um sich mit einemmale davon zu überzeugen, worin das Ideale besteht (welches so vielfach den Neueren fehlt), wie es verwirklicht wird, und auf welche Weise in Hölderlin Poesie, Religion, Philosophie und Leben in einander wuchsen.

Aber — Griechenland, das vom Geist der angestammte, lockt ihn aufs Neue! Die Darstellungen in antiker Weise von S. 88 ab werden immer schöner, an Inhalt und Form vollendeter, je weiter man hineinliest. Indessen wir müssen, um uns nicht den Vorwurf eines überschwänglichen Lobes zuzuziehen, dem Ausdruck unserer Bewunderung schon einigen Einhalt thun (obwohl wir nicht zu denen gehören, welche sich der Bewunderung, des Enthusiasmus schämen), und doch werden wir es nicht immer vermögen, da der Reiz dieser Dichtungen zu mächtig ist.

Unter den nächsten zeichnet sich besonders S. 91 „Menons Klage um Diotima" aus. Das sind ächte classische Mänien der Poesie, Elegien, welche den Todten ehren und verherrlichen. Diese Distichen hat der edle Deutschgriechе hinterlassen, um selbst seinem doppelten Vaterlande ein unvergängliches Denkmal zu setzen, und diejenigen, welche von den Deutschen sogar in sprach-

Lieder hinsicht gering denken, deren es in der politischen Zerrissenheit unserer Tage wieder so manche gibt, mögen doch zusehen, welches andere Volk — etwa die Franzosen? — so die Griechen zu erreichen vermag, wie sie in diesen Elegien der deutsche Dichter erreicht hat. Höheres, Reineres und Weihevolleres haben die Hellenen nie geleistet. Die vier letzten Verse Nr. 1, S. 92, dürften eine besondere tragische Bedeutung für den heiligen Wahnsinn Hölderlins in späterer Zeit haben. Viele von uns nannten ihn sinnlos, hier nennt er *sie* sinnlos, ganz dem entsprechend, wie Novalis das Wirkliche märchenhaft unwahr und das Märchen Wirklichkeit nannte. Und Beide treffen hier wieder um so mehr zusammen, als Beide *verloren* haben, und zunächst nur *trauern*. In Nr. 3 erreicht der Schmerz den stärksten Ausdruck und enthält daher für den Hörer eben den Anlaß zur Versöhnung mit dem Schicksal. Weisen, wie diese, erreichen immer mehr als sie wollen. Sie gewähren nämlich einen Durchblick in die Unendlichkeit. Alles Hintere, alles Problematische, alle Wehmuth des Menschenlebens wird getilgt und demjenigen, der selbst Durchblick hat, enthüllt sich der eigentliche Sinn des Universums, aber auch, was Forderung und Erfüllung im Menschenleben ist, enthüllt sich aufs Deutlichste, so daß die ewige Harmonie der Welt wie ein Gelebtes sich ergibt, wie es denn auch die Schlußelegie S. 94 so herrlich aussagt, indem der Dichter im Aether, den er mit einem wahrhaft platonischen Lichte umgießt, das Vaterhaus findet, in welchem er alle Wesen zu bleibender Gemeinschaft versammelt, wobei man nur ja nicht an ein, im Sinne des Rationalismus kleinstädtisch construirtes Wiedersehen nach dem Tode denken wolle. — In der neunten Elegie, in den beiden letzten Versen, spricht der Dichter das selbst aus, was wir so eben die Tilgung alles Problematischen nannten, wie solche schon in der schmerzvollsten Klage Menons um Diotimen sich zu erkennen gibt. In jenen beiden Versen liegt auch die wahre Religion der Zukunft angedeutet, mit welcher es sich die Neueren nur so leicht gemacht haben, mit Prophetinnen, die keine sind. Auf die Frage: wie ächte Poesie wirkt? gibt diese neunte Apostrophe Antwort durch die Wirkung selbst. Sie wirkt wie Religion, besänftigend, erlösend, heiligend. Und das erfahren wir an einem Dichter, der seiner eigentlichen Natur nach antik

iſt! Seltſame Fügung, daß die Modernen von dem Antiken, den die Ueberfrommen auch wieder als Heiden verſchreien werden, wie ſie es mit Goethe'n gethan, die Erlöſung lernen ſollen'

Und dennoch — der Schmerz um das Verlorene, welches ein Theil unſeres Selbſtes geworden, er verſinket zwar, wenn die Begeiſterung ſich zur höchſten Höhe erhebt, aber wenn wir an die Stelle zurückkehren, die leer geworden iſt, wenn die ganze Oede des Verluſtes wieder an uns herankommt, ſo fordert der Schmerz auf's Neue und zwar doppelt ſein Recht. So iſt des Menſchen Natur. — Schon im Fortgange jener Strophen nimmt der Dichter, der ſonſt nur an das Licht und den Aether Hymnen ſingt, ſeine Saiten zu Hymnen an die Nacht. Er ſingt uns Hymnen an die durch den Verluſt Diotimens ihm nunmehr gewordene Sonne, an den wie mit einem Trauerflor umzogenen Aether. So daß ſich denn nach dieſen Hymnen an die Nacht, in der die Nacht eintritt wird (S. 93, 6), die Nacht auch wirklich einſtellt (obſchon eine Zuſammenſtellung des Dichters oder erſt des Herausgebers, jedenfalls ſinnreich), indem das nächſtfolgende Gedicht, S. 95, uns in der That die Nacht vorführt, ſo aber, daß in derſelben dennoch das Licht nicht ausbleibt, und der allumfaſſende Aether den verſchwundenen Helios in tauſend und wieder tauſend Sonnen vervielfacht. Hier erſcheint alſo nicht bloß ſo ein Geſpenſt, höchſtens ein Geiſt in der Nacht, hier erſcheint die Nacht ſelbſt. So vereinigt auch in dieſer ganzen Partie der Hölderlinſche Pantheismus alle ſeine, wenn auch bisweilen nur theoretiſchen Gegenſätze, Grab und Nacht, Aether und Licht, den Schmerz und die Erhebung darüber, das Zeitliche und das Ewige, wie ja auch — ordentlich eine winzige Allegorie im Bau des Himmels — der Planet Saturn, der alte Kronos, die Zeit, einen lichten Kreis, den Ring als Sinnbild des Ewigen um ſich hat.

So treffen denn auch hier wieder, eben weil Hölderlin und Novalis entgegengeſetzte Naturen ſind, beide im Hymnus an die Nacht zuſammen, obwohl jeder ſeiner Weiſe aufs Innigſte treu bleibt.

Und wie unſern Dichter der Thau der Nacht erquickt hat, ſo wird dieſer Thau das Symbol ſeiner beiden Urelemente, der Thau, der unten in unzähligen Tropfen als niedergegangener Aether glänzt, während er in Millionen Tropfen von funkelnden

Sternen als eigentliches Licht am Firmament wieder aufsteigt. Hier heißt es daher wohl mit Recht beim Pantheisten: es ist überall nur Eines und Dasselbe. Und so ergeht sich der vom Thau der Nacht erquickte Dichter im Folgenden, S. 90 f. „Herbstfeier“, während die liebliche Sonne wieder alles erleuchtet, in der Herbstlandschaft, die selbst vom Regen erquickt ist. In welcher Abfolge der Zeit diese Gedichte auch entstanden wären, hier haben wir es einmal allerdings mit dem zu thun, was sie, jedes für sich, für eine Wirkung üben, dann aber auch mit dem, wie ihre Abfolge den Eindruck des Einzelnen accompagnirt. In einer Gedichtsammlung soll auch wo möglich die Aufeinanderfolge der einzelnen Gedichte Poesie aussprechen, wie ein Blumenstrauß ohne sinnige Zusammenstellung keiner ist. Wie Hölderlin uns hier im Nächsten erscheint, so muß es für ihn Herbst sein, denn er hat ja das Theuerste, er hat Diotimen verloren. Und es ist auch Herbst für ihn. Und wieder wie einfach anmuthig, wie lebendig und mannichfaltig ist diese Herbstnatur gehalten! Zugleich welche Pindarische Kühnheit sogar in der Idylle! Und wo Wagen bespannt mit freiem Willen, so ziehn die Rosse voran.“ S. 96. 1. In diesem und in dem nächsten „Der Wanderer“ macht der Dichter Schillersche Spaziergänge.

Schien uns der Sohn des Aethers mit des Lichtes Strömung an die Nacht dem Lichte fast untreu zu werden, so erkennt er uns nun seine wahre, ihm angestammte Heimath in dem prächtigen Gedichte „an den Aether,“ S. 102. Diese Dichtung ist das rechte Gegenstück zu jener nicht minder ausgezeichneten bei Novalis, im zweiten Theile des Ofterdingen: der Nachthof, ja der verwandtschaftliche Gegensatz beider Poesien liegt so tief, daß er von der Wahl bis zur kleinsten Durchführung des Themas die Natur und Richtung der Verfasser auf so Ueberraschendste kund gibt, bis auf den Gedanken und die Wendung: „Kamm genug ist für alle.“ Wie Novalis durch das Grab zum Lichte hindurchdringt, so dringt hier Hölderlin durch den Aether zum Licht, und zwar zur Quelle alles Lichtes.

So ist in der Eigenthümlichkeit unseres Dichters ein tiefes, echt künstlerisches Verhältniß, wie mächtig ihn auch sein centrifugales Genie in die Unermeßlichkeit reißt, sogleich wieder zurück, aber ebenso umzulenken, um die schöne Kreisbewegung zu

beschreiben und zur Vollendung der sybarischen Gestalt zu gelangen. Dieses Gesetz nöthigt ihm seine wahrhaft griechische Natur auf. Es ist das Gesetz, nach welchem das Leere zum Erfüllten, das Chaos zur Welt, das Lockere zum Dichten, die Willkür zur Freiheit, die Masse zum Maße, zur Gestalt wird, und wir werden sehen, wie trefflich das unserem Dichter beim Empedokles zum Gewinn ausschlägt, beim Empedokles, der in seiner festen, dramatischen Gliedlichkeit, verglichen mit den lyrischen Gedichten, die fertige, objektive Welt ist (wie weit das Fragment es zuließ), zu den ätherischen Geistern, welche in jenen Gedichten noch über der Welt schweben und sie erst gleichsam tastend versuchen.

So sehen wir Hölderlin denn auch in dem schönen Hymnus auf den Aether, wie reich die Phantasie des Dichters denselben zu bevölkern weiß, und wie mächtig es ihn, wenn er sich gehen ließe, immer weiter aufwärts zöge, da dieser Zug noch nicht in Erfüllung gehen darf, umlenken und wieder der Erde und ihres Reichthums sich zuwenden. So kehrt der Dichter, wahrhaft anspruchslos auf das Universum, den Willen der Götter ehrend, nach Griechenland zurück; denn welches andere Land gäbe ihm wohl für den Aether Ersatz als das Vaterland schöner Gestalten? Auf's deutlichste sind diese Spiegelungen, welche von Gedicht zu Gedicht unausgesprochen weben, dem schärferen Sinne wahrnehmbar.

Wie der Dichter den Aether des Weltraums mit seinen Sterneninseln so eben verließ, so kehrt er jetzt zu den Erdinseln, welche im Aether des Meeres schwimmen, zurück, von denen jede für sich wieder eine kleine Erde ist. So gelangen wir zu dem stolzen, von allen Wellen griechischer Schönheit geschwellten Gedicht: „Archipelagus," S. 103. Wie freut sich der Dichter hier des Bestimmten, Festen, Bleibenden, wenigstens des noch übrig gebliebenen Herrlichen von dem, ach! Geschwundenen! Es ist noch dieselbe Welt, und sie ist es doch nicht mehr. Aber die Natur wenigstens und einige Trümmer untergegangener Vollendung täuschen die Ewigkeit des Irdischen doch vor. Welches Leben hier! Die Geschichte Griechenlands bis auf das einzelne Ereigniß, bis auf die Schlacht bei Salamis, weiß uns der Dichter auf diesen Inseln, die unter der Macht seiner Töne Zauberinseln werden, vorzuführen. Und das eben, daß die

Natur und ihr Geiſt bleiben, daß ihre Hauptgeſtalten bleiben, während die Individuen fliehen; vollends aber, daß alles und jedes im Geiſte der Menſchheit bleibt, wofern es nur weſentlich iſt, das erhebt ihn und uns. Wir ſehen die Sterne noch, welche die Griechen ſahen, ſo ſehen wir auch die Inſeln der Erde noch, welche die Griechen ſahen und belebten. Aber bei einem Gemüthe wie das Hölderlins, bei einem ſo mannweiblichen Dichter, im beſten Sinne des Worts, miſcht ſich auch die Klage wieder ein. Wie er indeſſen der ſelbſtſtändige Dichter der Schillerſchen Spaziergänge iſt, ſo iſt er auch der gleich ſelbſtſtändige der Klagen um die Götter Griechenlands. Das aber bleibt dennoch der unterſcheidende Zug zwiſchen Hölderlin und Schiller auf der einen und Goethe auf der andern Seite, daß während es Jeder von ihnen bis zur griechiſchen Wirklichkeit bringt, Goethe das Griechiſche als Gegenwart gibt ohne alles Vermiſſen, ohne Sehnſucht und Klage, vielmehr, wie es der Dichter nur vermag, sub specie aeternitatis.

Das was das eigentliche Weſen des Chriſtenthums iſt, was auch Novalis ſeiner Eigenthümlichkeit gemäß weniger erkannte als tiefſinnig herausſpürte, indem er das Chriſtenthum als Religion der Krankheit bezeichnete (ſeine Bezeichnung, in der das aufreibende Element des Lebens, die Macht der Vergänglichkeit nicht ohne Wahrheit auf den Totalzweck aller Chriſten hindeutet), was auch in der wahren Religion der Zukunft beſonders dargeſtellt werden mußte, daß nämlich das Chriſtenthum keine Vergangenheit und Gegenwart ohne die Zukunft kennt, das ahnt und ſchaut Hölderlin überall auf's deutlichſte heraus, und darin iſt er in ſeiner Sehnſucht dennoch zugleich geſtillt und beſeligt. Sogar dasjenige, was an dem rationaliſtiſchen Wiederſehen nach dem Tode Wahres iſt, enthält das Chriſtenthum, nämlich: das Anſchauen Gottes, in welchem alles Wiederſehen geborgen iſt. Den Ausdruck für das Geſagte finden wir auch in dem Gedicht „Archipelagus," zumal in Bezug auf die Verherrlichung, z. B. in den Worten, S. 110: „daß Ein Geiſt Allen gemein ſey," — und beſonders im vorhergehenden —; ſo daß damit bei Hölderlin der Religion vielmehr die einzige Heiterkeit und Geſundheit und nicht die Krankheit mit vollem Rechte zugeſchrieben wird. Und dieſes Letzte bis zur Evidenz auch für das

philoſophiſche, theologiſche und Gemeindeberathungen zu leiten, iſt eben die Aufgabe der Religion der Zukunft.

So legen auch die folgenden Verſe deſſelben Gedichtes höchſt bedeutſam die ganze Weltbetrachtung, den prophetiſchen Spürblick unſeres Dichters, mit welchem er in der Schweiz bis auf eine gewiſſe atheiſtiſche Schicht unſrer Tage vordrängt, aufs zweifelloſeſte dar, die Verſe:

„Aber weh' es wandelt in Nacht, es wehet, wir im Ocean,
Ohne Göttliches unſer Geſchlecht. Aus eigener Freiheit
Sind ſie geſchmiedet allein, und ſich in der freieren Werkſtatt
Hämmert jeglicher nur und viel arbeiten die Walten
Mit gewaltigem Arm, tauſtes doch immer und immer
Unfruchtbar, wie die Aurien, bleibt die Mühe der Armen."

Wenn hier nicht das neuere und neueſte atheiſtiſche Bemühen, an die Stelle Gottes die Selbſtgenügſamkeit und That des Individuums zu ſetzen, mit der größten Treue vom Dichter wiedergegeben worden iſt, ſo gibt es keine Kunſt des Portraitirens in der Poeſie.

Wir fürchten nicht, mißverſtanden zu werden. Die große, ja die unausweichbare Bedeutung der Vernehmung für die Wiſſenſchaft iſt uns nicht unbekannt: auch verkennen wir in keiner Weiſe die Zweifler unſerer Tage, wir ſchätzen ſie ſogar, wenn ſie nur ehrenwerth und methodiſch zweifeln, und nicht mit unbegründetem Zweifel noch groß thun. Auch verkennen wir keineswegs Hölderlin. Wir haben uns ſchon darüber ausgeſprochen, in welchem Sinne dieſer ein Dichter des Jenſeits iſt. Er iſt es nur, inſofern er das ächt ſpeculative und doch poetiſche Bedürfniß der Anſchauung des Univerſums hat. Er iſt es nur, inſofern ihn die Thatſache vielfacher Barbarei des Dieſſeits faſt und alſo das Dieſſeits unbefriedigt läßt. Das oft Krankhafte ſeiner Sehnſucht haben wir noch nie geläugnet. Aber im Punkte des Dieſſeits und Jenſeits, darin daß beide zugleich anerkannt werden müſſen, hat Hölderlin vollkommen Recht.

Indem wir uns nun dem Ende dieſer Abtheilung nähern, machen wir noch auf die herrliche Malerei in „Ankenken" S. 112 aufmerkſam. Es iſt dieſes Gedicht ein Genrebild im Odenſtyl, ein Genrebild aus der Wirklichkeit des Paradieſes. In der Poeſie „Wanderung" erhebt uns der Dichter zur höchſten Idea-

heat der Existenz, wir fühlen es daraus, wir athmen es mit jedem seiner Worte ein, daß Hölderlin in dieser idealen Sphäre wirklich zu leben, auf die Länge zu leben vermochte, daß es sein heimathliches Element war, und fragen uns unwillkürlich, wie viele von uns auf solcher Höhe der Lebensitte und Gewohnheit sich wohl erhalten, sie auch nur erreichen könnten. Freilich wußte nach dem, wie wir ihn kennen, Hölderlin sehr gut, daß dasjenige, was so viele auf unserm Planeten schon Wirklichkeit nennen, ganz anderer Art ist. Daher weht denn auch in dem angeführten Gedichte ein Luftzug, welcher das rechte Signal für Zugvogel ist, um eine andere Gegend des Bleibens und Wohllebens aufzusuchen. Daß der Dichter am Schlusse des Gedichts noch die Grazien für uns bittet, ist in ihm die Mahnung ächt prophetischer Frömmigkeit. In Betreff der nächsten Dichtung: „Der Rhein" überschrieben, S. 117, wünschten wir, daß der sorgfältige Leser einmal die Hymne auf das Abendmahl von Novalis damit vergleichen möchte, um die Aehnlichkeit und die Abweichung, wie diese der Polarität beider Verfasser entspricht, bei zwei so verschiedenen Gedichten ein für allemal zu gewahren.

Wie unser Dichter wahrhaft antik mit dem herrlichen Gesange auf das Schicksal seinen lyrischen Cultus begann, so schließt er ihn hier mit „Hyperions Schicksalslied." So entspricht das Ende dem Anfange und ist der Anfang. Dieses Schicksalslied ist in jeder Hinsicht eine classische Leistung, vor allem aber classisch im Sinne der Griechen. Und wer nun auch die Zusammengehörigkeit, die künstlerische Verwandtschaft Hölderlins und Goethe's mit einem Blicke zur Anschauung sich bringen will, der vertiefe sich, nachdem er die Schönheit des angeführten Gesanges völlig durchdrungen, sogleich in jenes classische Lied der Parzen, bei Gelegenheit des Tantalus, in Goethe's Iphigenie, um sich selbst davon zu überzeugen, ob wir zu viel behaupten. Doch wir gehen jetzt auf das Trauerspielfragment Empedokles über.

III.

Empedokles

Durch den Päan auf das Schickſal, welchen wir ſo eben vernommen haben, würdig geſtimmt und vorbereitet, treten wir in das Allerheiligſte unſeres Griechentempels. Und doch iſt es eigentlich kein Tempel der Kunſt, es iſt nicht ein auf einen engen Raum beſchränktes Heiligthum, in welchem der Hauptvorgang unſeres Stückes ſpielt, es iſt der große Tempel der Natur, es iſt ein Heiligthum, welches zur Wölbung den tiefblauen Aether, zur Erhellung die ewigen Lichter des Himmels, zum Altare den rauchenden Aetna hat, an welchem der Prieſter, der hier fungirt, Opferer und Opfer, Prieſter und Gott zugleich, in eigener Perſon iſt. Hölderlin konnte keinen herrlicheren, großartigeren Stoff für ein Trauerſpiel im größten Styl wählen, als der iſt, den er gewählt hat, wenn man auch bekennen muß, daß es ihm nicht beſchieden worden, ihn zu Ende zu führen. Man könnte höchſtens beſorgt ſeyn, ob der Gegenſtand auch die Möglichkeit in ſich ſchließe, daß aus ihm ein Reichthum der Handlung entwickelt werde. Indeſſen bei einem ſo durchaus antiken Stoffe kam es gar nicht auf die Mannichfaltigkeit handelnder Perſonen an, und wie mit dem einfachſten Aufwande dennoch die ſtärkſte Spannung erreicht, wie durch wenig Perſonen dennoch ein erfolgreiches Zuſammenwirken zu gewinnen ſey, Hölderlin hat es durch die That bewieſen. Glücklich aber war die Wahl beſonders deßhalb, weil ſie den Dichter in den Stand ſetzte, ſich ſelbſt und ſein Wollen, den ganzen geheimnißvoll tiefſinnigen Hintergrund ſeiner Natur einmal an das volle Licht und in Scene zu

ſehen, um daran zu ermeſſen, wie gewiſſe Ideen und ihre Vertreter mit der Umgebung übereinſtimmen oder nicht, durchdringen oder nur wenigen verſtändlich werden und zu Grunde gehen.

Empedokles, wie er doch mehrfach der philoſophiſchen Sage gehört, iſt in gewiſſem Sinne der entſprechende, ſpätere Mythos, wenn auch hiſtoriſch durchwirkt, zu dem Urmythos des Prometheus. Wie dieſer in ſeiner Weiſe die Natur durchdringt und beherrſcht, wiefern er ſich ihre Elemente zu Nutzen macht, wiefern er ihr vorgreift und den Menſchen bildet (wenn anders ſie allein es vermöchten), indem er ihn ſchafft; ſo weiht Empedokles ſein ganzes Leben der Erforſchung der Natur, und wird ſo vertraut mit ihr und doch zugleich ihr Herr, daß er am liebſten nur mit der Natur und mit den Göttern lebt, aber, indem er doch auch den Erdgebornen ſich weiht, in dem höheren Sinne Menſchen bildet, als er ihnen den Geiſt der Götter zuführt, ſie der Götter würdig leben lehrt, und ſo den Menſchen erſt wahrhaft zum Menſchen macht. Wie Prometheus das Sonnenfeuer raubt und dafür an den Kaukaſus geſchmiedet wird, ſo weiht ſich Empedokles dem vulkaniſchen Erdfeuer, und wird ſelber, aber freiwillig, deſſen Raub, ſo daß der Aetna ihn befreit, während jenen der Kaukaſus knechtet. Wie endlich Prometheus den Göttern Trotz bietet, wie er als Menſch ſich ihnen gewachſen zu ſein dünkt, ja ſie faſt armſelig findet, ſo weiß ſich Empedokles, als der eigentliche Elementar-Meiſter und -Schöpfer, ſelbſt vergöttert, er weiß ſich zu entſchicken den Menſchen entwachſen, als daß er noch fürder mit ihnen zu wandeln vermöchte.

Kann man einen großen Theil der griechiſchen Philoſophie, beſonders wenn man an ihre großartige Naivetät, an ihr unmittelbares Verhältniß zur Natur denkt, als Naturwiſſenſchaft bezeichnen, ſo daß beide, Philoſophie und Naturwiſſenſchaft, wieder vielfach mit der Poeſie Eins werden, wie das bei dem Philoſophen Empedokles der Fall war, ſo darf man den Empedokles von Hölderlin eine poetiſche Apotheoſe der Naturphiloſophie und der Philoſophie überhaupt nennen, in welcher der Dichter uns das Leben und Ende, faſt in ſeiner Nothwendigkeit und daher tragiſch, kurz die höchſte Vollendung des Denkers, der doch zugleich Dichter iſt, vorführt. Wie Goethe, im Sinne der deut-

ſchen Sage, Leben, Tod und Höllenfahrt des Doktor Faust dichtete, und dabei fortwährend mit aller Wärme den Prometheus hegte, ganz ſo dichtete Hölderlin, im Sinne der Griechen, mit aller Wärme das Leben, den Tod und die Höllenfahrt des Empedokles.

Doch nicht umſonſt iſt auch Empedokles, wie wir ſchon einmal darauf hingewieſen haben, der eigentliche Ahn Hölderlins in der alten Welt, nur mit mehrfach entgegengeſetztem Schickſal, wie wir für die neue Zeit an Novalis die entgegengeſetzte Richtung von Hölderlin wahrnahmen. Auch ſieht nach Panthea's ſchöner Ausſage Empedokles vor ſeinem Sturze nicht bloß „zur Erd' hinab," er ſieht auch zum Himmel „hinauf," gleichſam noch ſchwankend und erwägend, was er wohl wählen, wohin er wohl gehen ſolle. Das Hinunter iſt nun freilich dem Menſchen, trotz der Erfindung des Prometheus, das Leichtere, und Empedokles hätte ſich in Betreff des Hinauf wahrſcheinlich mit dem Geiſte und ſeiner Abſolutheit begnügen müſſen. Er wählt endlich — und erſcheint darin als der eigentliche Gegenmann unſeres Dichters — das Hinunter. Er fährt zu dem untern Helios, in das Grab des Aethers, wo der Aether ſich nicht mehr ſpiegelt in den Waſſern der Erde, ſo daß das Urgewäſſer dort unten blind und traurig iſt aus Gram um den Geliebten droben. Dieſe Fahrt des Empedokles zu den Unterirdiſchen, nachdem er auf der Erde fertig geworden iſt, konnte in ihrem Tiefſinn als eine fortgeſetzte Naturforſchung, ja als eine Höllenfahrt der Philoſophie vorgeſtellt werden mit Anſpielung auf die Höllenfahrt Chriſti, deren ſpekulativen Gehalt der tiefere Forſcher verlangnen wird.

Aber — wer iſt denn nun eigentlich Empedokles ſelbſt, der Held unſeres Trauerſpiels? Empedokles iſt derjenige Menſch, deſſen harmoniſche Anlagen und Kräfte, die er bis zur reifſten Blüthe und Frucht ausgebildet hat, das Schöne dem Wahren geſellend, ihn ſchnell über andere Menſchen weggetragen haben. Es war der Flug des Genius. Aber nie vergaß er die Menſchen, wie er nie die Natur vergaß. Im Gegentheil, er war der Menſchen Lehrer, Arzt, Geſetzgeber, Staatslenker, Gründer, Anwalt, Verſöhner, er war ihnen Prieſter, und erſt als er fortſchritt und ſie nicht mitwollten, und erſt als er entdeckte,

daß die Natur sich ewig gleich bleibe, die Menschen nicht, ja daß die meisten von ihnen dem Rechten widerstünden und nicht einmal der Natur sich gleich achteten, geschweige den Göttern, daß sie die Götter aber dennoch verachteten, und als er gar erkannte, daß der Geist das All durchdringe, die Götter nur des Geistes gleichen seyen, daß der edlere Mensch Geist sey von ihrem Geiste, und also ebenbürtig den Göttern, als er sich selbst ein Gott wußte, nicht mehr ein Mensch, ein Priester bloß, und nun dennoch die Rohheit, die Gemeinheit, die Stumpfheit, die ihn nicht ahnte, sein Recht antastete, ihr Unrecht zum Recht machen wollte, da wurde es ihm, wie sehr er bis dahin sein Volk geliebt hatte, zu enge auf Erden, er wußte, er habe ausgelebt, denn wer vollendet sey der müsse sterben, und er, Empedokles, könne um so leichter sterben, als er nicht aussterbe, als er einen Schüler gefunden habe, der dem gleich geworden sey, der Empedokles gewesen als er noch Mensch war; aber er müsse auch nicht bloß so zufällig sterben, er müsse auch sterben wollen, da er mit der Erde eben fertig sey und nur das Untere gewählt werden müsse, um auch das Oberste zu bewältigen: kurz, der Tod aus Götterstolz, aus Erkenntniß, aus Menschenverachtung, aus Liebe zu seinem Schüler, aus Naturheimweh, aus Allkunst, der Opfertod aus Pantheismus, zu dem seine Elemente ihn doch zuletzt hinführen mußten, ist der Tod des Empedokles. Doch gehen wir aus solcher Allgemeinheit an das Einzelne selbst, so wird sich uns die Bedeutung des Helden noch mehr ergeben.

Im reizendsten Contrast zu dem tiefen Ernste des Trauerspiels versetzt uns der Anfang des Stücks in das liebliche Gespräch zweier Jungfrauen, die sich nach Mädchenart in anmuthiger Unbefangenheit ihre Herzensgeheimnisse, ihre Lieblingsneigungen mittheilen. Sie bilden selbst zu einander den schönsten Contrast in ihrer ganzen Sinnesweise, in ihrer Liebe, nebenbei wohl auch in ihrem Temperamente. Sie könnten uns wie jene holden Fürstinnen gemahnen am Anfange des Goethe'schen Tasso, die auch gegen einander offenherzig sind, im Punkte zartesten Geheimnisses einander necken; nur sind die unsrigen mehr einfach bürgerlichen Wesens, obwohl ebenfalls das Höchste von ihnen berührt wird; nur weht hier mehr griechische Luft, während dort

der volle italieniſche Hauch alle Blumen und Blätter ſchwellt. Dieſer Gegenſatz von Pantheen und Telien, ein Gegenſatz zweier **Naturen**, nicht bloßer **Zufälligkeiten**, reflektirt ſich in dem Wohllaut eines Dialogs, der, ganz dem Inhalte angemeſſen, mit Proſa und Vers abwechſelt. Darin iſt denn auch, was die eben erwähnten Charaktere betrifft, die menſchliche Natur ſich durchaus gleich geblieben, daß wir noch jetzt, wo es ſich um Neigungen handelt, dieſelben Nuancen im weiblichen Geſchlecht hervortreten ſehen wie hier. Dieſe Uebereinſtimmung aber klar und anſchaulich zu machen, das iſt eben die große Kunſt des Dichters.

Telia, obwohl auch ſie ſo einen gewiſſen Zug der Seele immer noch mitmacht, ſo einen gewiſſen Sinn für's Höhere, Idealiſche ſich immer noch gefallen läßt, ihn sogar liebt, nach Art aber doch gewiſſer Mädchen, die immer das Zuviel, die Ueberſpanntheit fürchten, und daher gern in der Halbheit bleiben, Telia weiß ſich doch nicht recht in den Enthuſiasmus Pantheens, in dieß himmliſche Schwärmen für deren Ideal hinein zu finden. Panthea dagegen iſt ganz aufgegangen in ihren Gegenſtand, ſie ſieht ihn und hört ihn, wo ſie geht und ſteht, ſie zweifelt keinen Augenblick, daß ſeine Ideen, in denen er lebt, verwirklicht werden können, daß er die Verwirklichung des Ideals ſelbſt iſt; ſie ſchaut in Empedokles den Wohlthäter der Menſchheit, den Erforſcher aller Geheimniſſe, den Gebieter über die Mächte der Natur, den zur Erde gekommenen Gott, wogegen alles was um ihn weilt, nur unbedeutend erſcheint, oder doch nur da iſt, ihm zu dienen, ihm mit aller Liebe, ja faſt mit Anbetung anzugehören. Und dennoch! Obwohl er vor ſie ein Gott iſt, bangt ſie um ihn, ſo oft ſie nicht auch leiblich ihn ſieht, ihn hört; es iſt, als fürchte ſie, die Menge, die tief unter ihm weilt, könnte ihm dennoch unwürdig begegnen, ja er könnte nicht lange mehr hienieden bleiben. Und wie ſich das alles in klarer ſchöner Proſa, oder in der Wohlredenheit Sophokleiſcher Diktion Pantheens kund gibt, wir möchten es immer aufs Neue hören, wir fühlen uns in die goldenſten Tage Griechenlands lebendig zurückverſetzt. Iſt Telia leicht, hat ſie aber dennoch einen feinen griechiſchen Anflug von Idealität, begnügt ſie ſich durchaus mit dem Mäßigen, bekennt ſie ſich, auch ſie fühle ſich

von dem Großen angezogen, aber sie muß nicht dadurch irgendwie beeinträchtigt werden, so schließt sich in Pausbeen der höchste Adel weiblicher Natur auf, der das Kühnste mitdenkt, dem höchsten Fluge nachfolgt, und doch bekennt sie, hier an dem Unergründlichen des Geheimnisses der Welt zu stehen; sie ist zerstreut, und doch thut sie fast nur so, da sie vielleicht sogar in den Schein einer andern Liebe kommen, nur die nicht zum größten Menschen, zum Gotte, verrathen will, da sie auch weiß, sie wird nicht verstanden. Auch dämmert uns aus diesem Gespräch im fernsten Hintergrund nun schon das Bild des Empedokles selbst in immer bestimmteren Umrissen auf: es wird bald zur Gestalt werden. Empedokles, in tiefster Zurückgezogenheit weilend, aber wo er auftritt, Segen verbreitend; ein Retter des Lebens Anderer, und dennoch nahe daran, sich selbst freiwilligem Tode zu ergeben. Dieß Geheimnißvolle, dieß Unsichtbare der Existenz des Weisen, sowie daß er, so oft er sich zeigt, alle, selbst die ungestümsten, rohen Gewalten bändigt und niederhält, schnell dann aber wieder zurückweicht, spannt von vorn herein aufs Gewaltigste.

Aus dem Gespräch zwischen Mekades und Hermokrates in der nächsten Scene entnehmen wir, daß das Volk wie gewöhnlich das Höchste ehrt und auf dessen Seite ist, sobald es nicht irre geleitet wird, während die Kleinmeister bangen, wie es wohl werden möge, wie dem Volke das Höchste fern zu halten sey. Mekades und Hermokrates sind zwei griechische Philister, die sich nur damit etwas wissen, daß sie den größten Menschen bekritteln und bemakeln und, in dem einen Punkte Delia's schöner Weiblichkeit entsprechend (während sie sonst mit ihnen verglichen eine Aspasia ist), sich ja nicht zu hoch erheben wollen. Kurz, jene beiden Männer sind die Klugen des Tages, die Männer des gesunden Menschenverstandes, die Vorsichtigen, die Gescheuten und Artigen aus Geistesknappheit, die ihr bischen Weisheit ohne Kopfzerbrechen schon mit auf die Welt gebracht, oder auch durch saure Erfahrung gelernt haben, womit sie sich nicht wenig dünken. Hermokrates triumphirt ordentlich, daß Empedokles größer seyn wolle denn sie, daß er noch am Wahnsinn zu Grunde gehen werde. Hermokrates ist unter den beiden Flachköpfen der Unternehmendere, der Weiterblickenwollende

und auf die Länge doch Kurzsichtige. Zu vielen Scharfblick aber hat er, daß er sieht, die Menge lebt im Volke, und die Menge will nur für den Augenblick unterhalten seyn, sie eilt daher auch von Liebling zu Liebling, sie thut heute den ab, den sie gestern noch anbetete. Die Menge also muß vor allem von ihnen gewonnen werden. Des Hermokrates Weisheit ist die bekannte des vulgären Priesterthums, daß die tiefe Erkenntniß Geheimniß bleiben müsse, worin immer das Bestandniß liegt, daß man keine tiefere Erkenntniß habe. Dennoch ist unverkennbar in Hermokrates eine gewisse Größe angelegt, die aber nicht zum Durchbruch gekommen ist, die von Amtswegen im Priester durch Selbstverblendung niedergehalten wird. Er erkennt darin Empedokles richtig, daß dieser nahe daran sey, sich zum Zolus aller Dinge zu machen, er sieht richtig voraus, daß dieses jenen zum Falle bringen werde, er ist darin der gemeine Priester, daß er das Licht scheut, und irrt sich darin gänzlich, daß er dem Empedokles eine „tyrannische Begierde" zutraut. Melades dagegen ist der Gutmüthigere, aber auch in jeder Hinsicht der Schwächere, der Zagende, der Feige, der sich bestimmen und zwar zum Schlechtesten bestimmen läßt.

Aber — Empedokles tritt auf! Dieser herrliche Monolog spricht ganz jenes unbezähmte Vertrauen auf sich aus, jenes erhabene Bewußtseyn der Zielstrebigkeit, welche dem natürlich sind, den das Weltproblem gefaßt hat, damit er selbst es fasse und löse. Wie ganz griechisch wahr und groß dieser Empedokles ist, Hölderlin erscheint uns unsichtbar in und mit ihm, er ist oft völlig Eins mit Empedokles, so sehr erkennt sich der Jetzige in dem Früheren. Daher denn auch dieselben Sympathien der Seele, wenn auch oft in entgegengesetzter Richtung. Empedokles begrüßt in dem Monolog das Licht und den Aether. Ja er begrüßt die Wasser der Erde, zu denen es ihn schon dunkel immer zieht, zum Grabe des Aethers, zu dem innern Helios vulkanischer Mächte. Denn wie das All überall ist, so sind auch seine Erzeuger überall, wenn auch in immer andern Gestalten, und unsere Neptunisten und Vulkanisten müßten sich billig beim Empedokles die Hand reichen. In der Gestalt des Empedokles findet sich das schon zusammen, wenn auch nur mythisch und unvollendet angedeutet, was wir in Hölderlin und Novalis germanisch-

antik und germanisch-christlich getrennt, in einer Art von Metempsychose wieder hervorkommen sehen, nämlich Aether und Licht, Grab und Nacht. So zieht es Hölderlin nach der einen Stelle an Diotima ausdrücklich hinauf: „Dort, wo die Adler sind, die Gestirne, die Boten des Vaters," und Novalis singt, wie bereits bemerkt worden, in dem einen Hymnus an die Nacht: „Hinunter in der Erde Schooß, weg aus des Lichtes Reichen!"

Empedokles fühlt sich einsamer als je, und spricht es aus, daß er sich einsam fühlt. Zuerst hatte er in der Einsamkeit sich den Zutritt zur Natur und den Göttern gebahnt, um den Menschen wohl zu thun. Dann hatte er eine neue Einsamkeit erfahren, die in dem Grade herbe für ihn war, als die andere beseligend, und als er die Menschen liebte, nämlich die Einsamkeit, als er die Menschen fliehen mußte, oder da sie selbst ihn durch ihre Rohheit von sich stießen. Jetzt aber kommt gar die Einsamkeit der Todesnähe über ihn, er ahnt sein Ende, er will es, er muß sein Ende wollen. Aber auch dem Einsamsten sogar, wenn er nur wie hier ein Edler ist, ist ein anderer Edler gewiß immer noch beigegeben. Dem Empedokles ist dieser Edle Pausanias. Wer solch einen Schüler fand, auch nur den Einen fand, der wie dieser den Meister völlig versteht, ihn mit aller Innigkeit und Selbstentäußerung liebt, der stirbt auch auf Erden nicht, oder vielmehr, der muß sterben, denn er ist irdisch fertig, er hat seine Mission vollbracht, er ist ersetzt, denn der Schüler ist Meister geworden, wie der Meister selbst ein Gott. Pausanias, der idealste, zarteste, ebenbürtigste Schüler, den Empedokles gezogen, entspricht in seiner Hoheit und Liebe, in seinem Enthusiasmus für Empedokles durchaus Pantheen. Pausanias im Verhältniß zum Empedokles ist das ideale Gegentheil von Wagner im Verhältniß zum Faust.

Das Merkwürdigste am Empedokles ist nun aber zunächst dieses, daß er, der Fertige, der am Gastmahl der Götter, selbst Gott, genossen hat, und sich jetzt durch den Tod für immer von ihnen geladen weiß, um seine Vergottung zu feiern, daß der jetzt plötzlich an sich irre wird. Dieser hervorbrechende Dualismus ist schon der in den Tiefen der Seele beginnende Todeskampf. Und wie nun Pausanias ihm auch hier zur Seite steht, wie er in dem Verse sich ihm zuwendet: „O laß den Unmuth, Lieber!" so

erklingt in dieſer Reſonanz des treueſten Zuſpruchs das Tiefſte und Ergreifendſte, was man nur vernehmen kann. Welch ein Pathos, welch ein Mitſchmerz dieſes' nicht mit dem Leibe und ſeinen Sorgen und Nöthen, nein, ein Mitſchmerz mit dem Geiſte, der auf den Olymp zu kehren gedenkt, und nun auf einmal wie in ſeinen Zügen auseinanderreißt! Und daß eben Pauſanias dieſen Mitſchmerz, dieſe Verzweiflung des Geiſtes, als eines Gottes, an ſich ſelber, zu theilen vermag, daß er trotz dieſer Zerklüftung, die ſelbſt jetzt noch möglich iſt, an ſeinem Meiſter nicht irre wird, das eben beweiſt, daß er ein Ebenbürtiger mit dem Meiſter iſt. Denn was gehört dazu — man frage nur die Erfahrung — es an einem andern auch nur zu verſtehen, geſchweige denn an ihm es zu ehren und mit ihm durchzukuſten, wenn der Gott die Feindſchaft gegen ſich aus ſich ſelbſt herausgebiert, wenn nicht eine Welt, ſondern der Schöpfer einer Welt zertrümmert, ja wenn der Schöpfer vieler noch möglichen Welten an ſeiner eigenen Energie zerſcheitert, wenigſtens nahe daran iſt, in ſeinen eigenen Abgrund zu Grunde zu gehen, wenn er, wie hier Empedokles, ein umgekehrter Narciſſus in ſich verbaut iſt, und an dieſem Haſſe gegen ſich zu ſterben eben im Begriff ſteht.

Und dennoch auch ſelbſt Pauſanias — wie menſchlich das' — wird einen Augenblick faſt irre an dem, was Angeſichts ſeiner vorgeht; er wankt nicht in ſeiner Liebe, er wankt nicht in ſeinem Verſtande, er wankt als Menſch in ſeiner Kraft, als die Qual ihn packt, ſeinen Meiſter in dieſem Zuſtande zu ſehen. Denn muß das nicht Entſetzen erregen, wenn der aus den Fugen des ewigen Geſetzes geht, wenigſtens zu gehen ſcheint, wenn der ſelbſt maßlos wird, der uns das Geſetz, der uns als Meiſter das Maß aller Dinge überlieferte, der unſer Ohr für die entzückenden Harmonien des Weltalls öffnete, und auf den wir ſelbſt wie auf das Geſetz der ewigen Vernunft hingeſehen haben?

Je mehr Empedokles ſeinen Mitbürgern unverſtändlich und läſtig durch die Strenge ſeiner Forderungen geworden war, je mehr er wirklich über ſie hinausragte, und ſie in ihrem Getreibe verachtete, deſto mehr hatten ſie ſich in kleinlicher Weiſe nach Art gemeiner Seelen zu rächen geſucht. Sie hatten ihm den Wahnwitz vorausgeſagt, ſie hatten ſich in ihrem geſunden Menſchenverſtande recht behaglich und ſicher ihm gegenüber gefühlt. Nun

ſollte das wirklich eingetreten ſeyn? Der große Denker, der, welcher die Menſchen mit Klugheit, mit Zartheit und Liebe behandelte, dem ſie alles verdankten, was an ihnen noch menſchlich war, der, welcher das All mit Liebe umfaßte, und mit Vernunft die Vernunft der Welt dichtete und erkannte, der Werkmeiſter der Elemente, er ſollte von Vernunft gekommen ſeyn? und Pauſanias, ſein geliebteſter, ihm ebenbürtigſter Schüler, ſollte deſſen Zeuge werden? er ſollte noch von Glück ſagen, daß er allein Zeuge dieſer Scene ſey, und daß es die Welt bis dahin noch nicht erfahren habe? Wie? Der ewige Arzt der Welt — er lebte ja im Empedokles — ſollte von Sinnen gekommen ſeyn? Unmöglich! Wir können mit Pauſanias den Gedanken nicht aushalten, wenn er auch noch ſo wahrſcheinlich wäre.

Hier weiſen wir nun auf den tiefſten Punct unſerer Tragödie, ſchon hier iſt der eigentliche Knoten geſchürzt, deſſen Löſung freilich erſt die Ausführung des Stückes geweſen wäre, welche dem herrlichen Dichter nicht mehr vorbehalten ſeyn ſollte. Die Griechen waren darin ein einziges Volk, daß ſie dem tiefſten Schmerz noch Sprache zu geben wußten und zwar eine gedankenvolle Sprache. Es haben ſeitdem nur wenige Einzelne dieſes Vermögen erwirbt. Zu dieſen wenigen gehört unſer Dichter. — Die Art wie Empedokles an Pauſanias ſein Irrewerden an ſich ausſpricht, iſt der thatſächliche Beweis, daß er nicht irre iſt, ſondern daß er vor ſeiner wirklichen Vollendung nur noch einmal in den furchtbarſten Abgrund des menſchlichen Dualismus, in das Zerwürfniß des Dämoniſchen mit ſich ſelbſt, hinuntergeht, und damit den koloſſalſten Widerſpruch der Philoſophie aufdeckt aber auch hebt. Der, welcher eben zerſcheitert am innern Grimm über ſich ſelbſt, der welcher ſich, nachdem er noch eben als Gott ſich erkannt hat, als Hauptgegenſtand alles Zweifels ſetzt, und ſein Leben faſt als verfehlt preisgibt — wir wiſſen noch nicht woher er wohl dennoch immer noch zu ſagen, wie Maß und Haltung und Seligkeit der Götter des Weiſen allein würdig iſt, und dieſe Ausſage der Vernunft iſt der Beweis ſeiner Vernunft. Die Sprache iſt der Geiſt und ſein Zuſtand. Und wenn Empedokles ſelbſt im Ausbruch ſeiner Verzweiflung zurückzubleiben ſcheint hinter ſeiner eigenen Lehre, hinter ſeines Mundes goldenen Worten, ſo iſt er dennoch nicht Heuchler, er iſt nicht Schwäch-

ling nach Art gemeiner Seelen, er ahnt nur — ſo weit bringt ſein philoſophiſcher und poetiſcher Scharfſinn — daß noch ein letzter Reſt von Irrthum, von Fehler, ja von Schuld übrig geblieben ſey in ſeiner Wiſſenſchaft, ſeiner Kunſt, kurz in ſeinem Leben, und ſeine Vollendung hindere. Und ſollte er dieſen Fehler, dieſe Schuld, in ihrer Beſtimmtheit, ſelbſt auch nicht mehr *erkennen* — während er ſich doch erkennt — ſondern in dieſem undurchdrungenen Dualismus ſeiner ſelbſt zu Grunde gehen, ſo hat er ſie doch geahnt, und ſein Tod iſt der letzte Ausbruch der Schuld, aber auch ihre Tilgung. — Seite 115, in der herrlichen Rede des Empedokles, mitten im Sturm ſeiner zerſcheiternden Natur: „mit Ruhe wirken ſoll der Menſch," iſt die Löſung des Räthſels angedeutet, des Räthſels, welches im Einzelnen der ſcheinbare Irrthum unſeres Philoſophen, im Ganzen die Welt ſelbſt iſt, des Räthſels, welches die Philoſophie eben löſen ſoll. Merkwürdig aber, als wäre gerade hier dem Dichter plötzlich unter den Händen eine Saite geſprungen, oder als ſollte das Tiefſte *unausgeſprochen* bleiben, ſtockt ihm plötzlich die Sprache, und nach den Worten: „und unter den Händen" folgen nur Gedankenſtriche. Welches iſt nun aber die Löſung dieſes Räthſels? Es iſt unſeres Erachtens dieſes.

Daß Ich ſein eigen Weſen und Geſetz im Weſen und Geſetz aller Dinge, ja im Weſen und Geſetz des andern Ich wiederfindet, nicht bloß in Bezug auf die Wahrheit, ſondern auch in Bezug auf die Güte und die Schönheit, kurz in Bezug auf alles Seynſollende, dieſes führt Ich unaufhaltſam zur Entdeckung, daß die Vielheit der äußern Dinge, die Vielheit der Individuen, nun gar die Vielheit der Götter als ein *bloßes* Außereinander gar nicht im Weſen der Welt, des Univerſums ſeinen Beſtand habe. Der Tiefe dieſer Erkenntniß liegt die höchſte und abſolute Wahrheit der Philoſophie ſehr nahe, daß Ich ein abſolutes Du fordert, aber auch der Irrthum einer abſoluten Selbſtüberhebung droht hier als Gefahr, wonach Ich, nachdem es das All in *ſeiner Allgemeinheit* erkannt und begriffen hat, nicht mehr erkennt, wie es — nämlich dieſes Ich — Weſen und Geſetz zwar überkommt, nicht aber ſelbſt ſetzt, Weſen und Geſetz zwar entdeckt aber nicht erfindet, wie Ich daher ſo ſehr ſelbſt geſetzt wird, daß Ich ſich ſelbſt plötzlich erſt *vorfindet*. Kurz

Ich verfällt in den Irrthum, daß es, indem es ganz richtig in der Erkenntniß ergründet, Wesen und Gesetz der Welt seyen sein eigenes Wesen und Gesetz, und es selbst habe demnach das Maß für alle Dinge, dennoch übersieht, daß dieses Maß ihm nur zugewiesen wird, so daß Ich zwar Grund hat, sich zum Meister in der Erkenntniß zu machen, nicht aber zum Werkmeister der Welt, d. h. zum Meister der Schöpfung.

Wie der Kranke die Nähe des Todes oder die Nähe des Wahnsinnes, den Wahnsinn selbst, dadurch zu erkennen gibt, daß er Niemanden mehr erkennt, oder dadurch, daß er alles doppelt sieht; so daß Ich in dem ersten Falle aufgehört hat, die Gleichberechtigung und Existenz des andern Ich zuzugeben, im zweiten Falle, in dem Doppelsehen eigentlich schon verblendet ist, und weder das Seyn noch dessen Nesser sieht: so erkennt auch Empedokles, indem er sich vergottet, nicht mehr Gott, und indem er doch auch wieder Gott behauptet und sich doch zugleich als Gott setzt, so sieht er Gott zweimal, oder sich selbst zweimal, und so ist dieses ein Doppelgesicht, welches weder nach der einen, noch nach der andern Seite ein Reales zu Grunde hat. So steht denn Empedokles hier am Abgrunde der psychischen und physischen Existenz, er erkennt eigentlich nicht mehr das Wir der Götter, oder vielmehr das absolute Du (oder Ich) des Universums, auf welches er den mythologischen Plural längst reducirt haben mußte, er ahnt zwar den Singular Gottes, aber da er zugleich sich selbst als Gott erkennt, sieht er, wie gesagt, sich doppelt, und dieser Widerspruch einer Tautologie, daß Gott zweimal sey — das Absolute zweimal sey!!! — oder daß er selbst zweimal sey, ruft jenes Entsetzen in ihm hervor, welches sich gegen Pausanias ausspricht.

Nämlich Empedokles ahnt sehr tief, daß das auch der Widerspruch gegen seine Vollendung und demnach gegen sein absolutes Hinaus über andere Menschen sey. Wäre er vollendet, und ferner auf Erden übrig, und müßte demnach er freiwillig sterben, so daß die Selbsttödtung seine sittliche That wäre, so konnte er in seinem Doppelgesicht keinen Widerspruch erkennen. Auch liegt in dieser Erkenntniß das ganz Richtige (was eben der moderne Atheismus übersieht, und wodurch er leicht dahin kommt, zu meinen, Hölderlin habe auch seinen Irrthum

gehegt), daß die Immanenz ohne die Transscendenz undenkbar sey. Hier nun fällt die ganze Schwere der Idee des Universums bei Empedokles ins Gewicht, wie es sich als unendliches Auseinander expandirt (daher des Empedokles doppelte Sehnsucht, gleichsam sein Januszug in die Vergangenheit und in die Zukunft, oder räumlich, in den Aether und in den Krater); so daß der Mensch zwar die Idee des Universums hat, aber es noch nicht durchdringt, und demnach als bloß äußeres Außereinander es nicht tilgt. Das Problem des unendlichen Raumes wird nie vom Atheismus gelöst werden. Er vermag es nicht einmal zu denken, geschweige es zu töten, er denkt immer etwas anderes, wenn er es denkt, und bildet es sich daher auch nur ein, es gelöst zu haben. Dasselbe Problem wird aber auch nie von denen gelöst werden, welche die Immanenz einseitig fixiren und daher leichten Kaufes meinen, Gott sey zwar, aber der Mensch sey Gott. Die Thatsache, daß der unendlich größere Rest des Alls ganz außerhalb alles menschlichen Bewußtseyns fällt, statt daß er völlig in das menschliche Bewußtseyn aufgehen müßte, ist auch der thatsächliche Beweis, daß in dem Menschen allein, in dem Menschen als Individuum, Gott keineswegs die Gleichheit mit sich selber erreicht habe, eben so wenig in der Welt als solcher. Dieß — der Proceß, der in Empedokles in jener furchtbar schönen Krisis unseres Gedichtes vorgeht. Er dünkt sich vollendet, und gesteht dies dem Pausanias, daß er an sich und der Welt irre wird. Daher ist sein beabsichtigter Tod bis dahin der Tod der Verzweiflung (während er, wie wir angedeutet haben, für die Philosophie allerdings noch eine andere tiefsinnige Bedeutung zuläßt), Empedokles weiht sich daher auch den Unterirdischen, nicht den Ueberirdischen: jenes ist räumlich dem Menschen auch physisch möglich, dieses bis dahin nur intellektuell. Kurz, Empedokles stirbt freiwillig, indem er sich dem Grabe und dem Feuer des Vulkans übergibt, und Hölderlin dagegen, der sich dem Aether und dem Lichte des Himmels geweiht hat, hält aus und hält selbst im Wahnsinn noch aus.

Allerdings ist nun aber diese ganze Krisis als Bekenntniß an Pausanias, wie der Dichter sie vortrefflich zur Darstellung bringt, nur vorübergehend, wie ein Wort der Erleichterung,

das aus dem Munde eilt. Die Selbstbesinnung folgt, ja die Erkenntniß der Götter tritt wieder in das vollste Licht des Aethers. Aber der Riß tief innen bleibt, auch ist er längst da gewesen, jetzt aber klafft er bis zur äußersten Qual für Empedokles auseinander, so daß er Reue fühlt über sein Läugnen der Götter und den Wahn seiner alleinigen Selbstvergottung. Und so kann in dem weitern Fortgang im Schicksal des Empedokles, was sein eigentliches Ende betrifft, die Selbstbesinnung keine Veränderung mehr bewirken. Er kann jetzt nicht wider seine zweite bessere Erkenntniß, nämlich die, gefrevelt zu haben. Er handelt darnach. Und sonach stirbt er aus Reue, und muß so sterben. Er stirbt also nicht, wie er anfangs wollte, aus Verzweiflung, er stirbt den Opfertod dafür, daß er die Götter geläugnet hat, er stirbt, obwohl er mit der Menschenwelt, die er tief unter sich achtet, zerfallen bleibt, er stirbt, wie es antiker Weise möglich, den Tod der Selbsttödtung, aber dennoch in seinem Bewußtseyn den Tod der Versöhnung. Empedokles versöhnt sich selbst, denn er ist durch die Besinnung wieder zur Anerkennung der Götter gekommen, nur daß er noch immer den Widerspruch zwischen seinem Gottseyn und den Göttern draußen, oder vielmehr dem Einen Gotte, den Widerspruch zwischen der Vielheit und dem Einen nicht zu lösen weiß, und wäre es auch nur der Widerspruch zwischen den Elementen und dem All. Aber der Tod ist dem Empedokles, indem er durch die Elemente freiwillig hindurchgeht, Lösung und Versöhnung. Er stirbt als Grieche versöhnt — wohl zu merken als Grieche — denn er erkennt die Götter an und liebt sie. Er stirbt sogar, indem der Tod nicht mehr Tod für ihn ist, denn der Tod ist für ihn nicht mehr das, als was er ihn S. 143 ergreifend bezeichnet:

„Allein zu seyn und ohne Götter, dieß
Dieß ist er, mein Pausanias, der Tod'"

Etwas sehr Betrachtenswerthes an unserem Trauerspiel ist dieses, daß Hölderlin zum Theil sein eigenes, tragisches Schicksal darin mitdichtet, wenn auch mit dem Unterschiede, daß seiner lautern Seele alle eigentliche Selbstüberhebung stets fremd gewesen ist, und er vielleicht in der entgegengesetzten Weise zerrüttet

werden mußte, daß er in dem menſchlichen Du, aber doch eben in dem Du, den Idealismus ſeiner Liebe, und noch dazu in einer durch die bereits beſtehende Ehe unerlaubten Weiſe, wiederfinden wollte und, indem der Tod dazwiſchen trat, an dieſem Doppelgeſicht ſeiner getäuſchten Liebe zu Grunde ging. — Und wie bewährt es ſich auch wieder in unſerem Stücke, in Bezug auf den Charakter des Empedokles (der doch nur in einem Moment nahe daran iſt, wahnſinnig zu werden), daß wenn die Höhe wankt oder gar fällt, und Fama, die bekanntlich tauſend Augen, Ohren und Zungen hat, es verkündet und entſtellt, die Menge herbeieilt, um ſich an dem Ereigniß zu weiden, daran, daß ſo etwas der Höhe begegnen konnte, welche nach dem Gutachten der Menge auch nur zu niederem Brauch und Nutzen verwendet werden ſollte. So iſt denn auch hier, von S. 116 ab, das Treiben dieſer Menge mit den glücklichſten Farben und in den lebendigſten Geſtalten in Scene gebracht.

Welch herrlicher Gegenſatz zwiſchen Hermokrates, dieſem griechiſchen Phariſäer, und Empedokles, dem reinen Götterſohn, der trotz alledem, was vorging, dennoch den heilſten Weltverſtand hat, während Hermokrates den geſunden Menſchenverſtand zu haben meint. Selbſt jetzt ſogar, indem Empedokles vollauf ſeine Verachtung gegen dieſe Menge blicken läßt, bricht das allmächtige Gefühl durch von dem, was wahrer Göttercultus iſt, Cultus den Liebesmächten des Alls, dem Aether und dem Lichte, dargebracht, im Unterſchiede von der bloßen Satzung, welche ſtatt des Lichtes die dumme Weisheit lehrt, das Volk müſſe man im Finſtern laſſen, und ſtatt des freien Aethers nur die dumpfe Luft des Tempels kennt. — Wie nun Pauſanias im Andringen der Profanen den Empedokles in Schutz nimmt, ſo ruft ſolche Liebe: „O komm, du gehſt nicht allein, es ehrt noch einer Dich, wenn's ſchon verboten iſt, Du Lieber!“ S. 151. Und Empedokles folgt. So ſingt auch Novalis: „Wenn alle untreu werden, ſo bleib' ich Dir doch treu, daß Dankbarkeit auf Erden nicht ausgeſtorben ſey:“ und in demſelben: „Die treuſte Liebe ſieget, am Ende fühlt man ſie.“ — Und auch hier wieder bei Hölderlin der tiefe Zug nach Griechenland, als einem Aſyl, in der Rede des Pauſanias, wie früher in dem Gedichte „Emilie,“ der Zug nach Corſika. So dringt überall die Sehnſucht des

Dichters durch. — Wie richtet ſich in Empedokles der verzweifelt geweſene Gott aufs Neue auf in dem Gegenfluch! Und wieder faßt das Verlangen nach Griechenland beim Empedokles ſelbſt, und ſeine zarte Verwendung für Pantheen an Kritias. Und auch der Segen folgt aus dem Munde des Weiſen dem Gegenfluche, S. 157, indem uns hier Empedokles völlig wie verklärt erſcheint. Wie Hölderlin, ungeachtet der innigſten Liebe zu ſeinem Volke, dennoch am Ende des Hyperion in die ſtärkſten Vorwürfe gegen die Teutſchen ausbricht, ſo tritt an dieſer Stelle unſeres Trauerſpieles derſelbe Groll im Empedokles hervor gegen die Agrigentiner, die auch er geliebt und zu dem Höchſten hat fördern wollen, während er ſich jetzt voll Verachtung von ihnen wegwendet. So ſagt Empedokles auch zu Kritias Pantheens wegen, S. 157: „Und geh' aus dieſem Land," wie es im Hyperion heißt: „Ich wollte nun aus Deutſchland wieder fort." Hyperion II. 146. Charakteriſtiſch für Hölderlin iſt denn auch ſeine unendliche Sehnſucht nach Freiheit. So auch hier, wo dieſes Verlangen im Charakter des Empedokles beſonders wirkſam und prägnant wird, indem Empedokles, ſelbſt dieſer Freiheit voll, auch den Menſchen ſie verkündet, und ſelbſt die Sklaven ſo gehalten hat, indem er jetzt zu dieſen ſpricht: „Die Welt iſt aufgethan für euch und mich!" S. 159. Es iſt eine große Schönheit des Gedichtes, daß die Sklaven hier den ſittlichen Gegenſatz zu den Agrigentinern, den freien Bürgern, bilden, die vom Empedokles, ihrem Wohlthäter weichen, während die Unfreien bei ihm bleiben, obwohl er doch aufs Beſtimmteſte erklärt, ſie zu entlaſſen. So tritt uns eine Antitheſe bedeutſamer Art auch beim Scheiden des Weiſen von ſeinem bisherigen Wohnort entgegen, S. 161. Wir erſehen daraus, wie Menſchen und wie Götter handeln, wie dieſe und wie jene fluchen, und indem Empedokles hier zufällig ſeiner kühnen Fahrt in der Jugend auf der Rennbahn gedenkt, ſo bildet dieſe Stelle in ihrem Konflikt zwiſchen dem Menſchlichen und dem Göttlichen, um den ſich doch das Ganze bewegt, auch wirklich gleichſam die Achſe des Trauerſpieles.

Die Alten, beſonders die Griechen, ſind darin unendlich groß, und Hölderlin beſitzt dieſe Größe ebenfalls, daß ſie da, wo das höchſte Unheil, bis zum Vergehen an den Göttern, wo die Furien hereinbrechen, dem Verfolgten immer noch den Adel

der Gesinnung, den Geistesschwung erhalten, einen Flug des Geistes, der den Fluch des Schicksals auslöscht, wie ein Blitz den andern tödtet; so daß die Griechen dadurch dem Helden mitten in der eisernen Nothwendigkeit noch die Freiheit bewahren, mitten in der Gewissensqual die Rückkehr zu den Seligen, ja die Seligkeit selbst. Orestes in Goethe's Iphigenie gibt ebenfalls dazu den schönsten Beleg. Auch diese an den Griechen zu bemerkende Eigenthümlichkeit ist ein wichtiges Moment in der Religion der Zukunft.[1]

Aber der Dichter überrascht uns in der folgenden Scene mit neuen Liebenswürdigkeiten seiner weiblichen Charaktere. Es sind wieder Panthea und Delia, welche hier erscheinen, jedoch in wie veränderten Gestalten und Aeußerungen nach den großen Veränderungen, welche seitdem eingetreten sind! Wie ergreifend steht Pantheen dieser Schmerz, S. 164, indem sie über die Vergänglichkeit alles Schönen und Erhabenen auf Erden weint! Recht weiblich ist es, daß Delia, die früher allerlei Bedenklichkeiten gehabt, nun der Schmerz, der Verlust über Pantheen hereinbricht, sich ganz ihr hingibt, in ihrer Natur bis zum Heroismus gesteigert wird, ohne Scheu für die Freundin zu handeln unternimmt. Eine unendliche Zartheit und Tiefe des Seelenlebens ist über dieses Zwiegespräch beider Freundinnen hingehaucht.

Nun treten im Folgenden, während wir uns dem erhabenen Schlusse unseres Trauerspielfragmentes nähern, Aether und Licht in volle Wirkung, indem sie hier, wie sie die heimathlichen Elemente Hölderlins sind, mit dem Grabe und der Feuernacht des Vulkanes, zu deren heimathlichen Regionen Empedokles hinunterzusteigen sich anschickt, einen prächtigen Contrast bilden. Und hier klingt denn aufs Neue in schwermüthig langsam gezogenen Tönen die Zukunft unseres unglücklichen Dichters mit an, das Grab einer jahrelangen Geisteseinsamkeit und die Nacht eines nur von ätherischen, lichten Momenten durchzuckten Wahnsinnes. — Und so findet auch Empedokles, indem er von den Menschen scheidet, denen er das Höchste offenbart hat, sein Ziel und Asyl

[1] Vieles von demjenigen, was in Bezug auf Religion und Philosophie in der vorliegenden Entwickelung nur angedeutet werden konnte, werde ich in meiner Religionsphilosophie, die ich bald zu liefern gedenke, weiter ausführen. Anm. d. Verf.

in der Nähe des Aethers und zugleich auf der Werkstätte des Lichtes, des Erdfeuers, da wo der Berg nur selten noch Wolken, wohl aber Flammen braut, wo er den ewigen Aether und den Helios und die Gestirne über sich trägt. Der Dialog auf dem Aetna zwischen dem Anwohner des Gebirges und Pausanias ist äußerst charakteristisch gehalten, mit einem höchst eigenthümlichen nur ganz leise zwischen den Zeilen vernehmbaren Patois der Sprache, durch welchen uns sogleich der Charakter des Gebirgs, die Abgelegenheit dieser Gegend wie ein Walddust anfliegen. Wir finden einen ähnlichen Ton, ein ähnlich feines Fluidum der Sprache mehrfach bei den Griechen, wo sie solche Naturmenschen schildern, wie hier der Gebirgsanwohner einer ist, besonders bei Homer und bei den Tragikern. Das gibt denn im Gespräch mit Pausanias eine wunderbare, wieder zugleich plastische und musikalische Mischung. Einfach, groß, wie das Gebirg da droben, hart, naturwahr, kurz, nur gerad zur Sache, ohne Culturregung und doch unverdorben, so daß sich auch menschliche Theilnahme zeigt, von Seiten des Landmannes; würdevoll, ebenfalls zur Sache sich haltend, entschieden und doch ganz im Tone des Flehenden, im Tone dessen, der für seinen Meister Theilnahme sucht, im Tone dessen, der da kommt, um zu empfangen, nicht zu geben, aber ohne Bettlerhaftigkeit, von Seiten des Pausanias. — Und dennoch (ganz im Sinne des Volkes) obwohl der Landbewohner uneigennützig, unbezahlbar ist, und alle Hoffnung nur die Unglücklichen entsteht, und dennoch, da er den Verfluchten wittert, ist auch er eingenommen gegen ihn. Hier erwacht denn aufs Neue in dem edeln Pausanias die volle Energie, da es gilt, resolut seyn, seinen Lehrer zu vertheidigen.

Indem nun Empedokles bald darauf aus dem reinen Bergquell trinkt, indem er der Götter gedenkt, ihnen den Weihegruß gibt, weiht er sich selbst mit diesem Trunke aus unterirdischer Fluth den Unterirdischen, dem Tode, und doch weiht er sich zugleich seinem Vater, denn er trinkt ja Aether, wenn auch den unterirdischen, den Aether der Urgewässer, den Grabesäther. Empedokles trinkt diesen Labebecher des Aetna, wie Sokrates den Giftbecher trinkt, zur Erlösung von allen irdischen Fesseln. Es ist dieses ein dämonischer Trunk, der den Empedokles nach unten zieht, ihn aber eben so gut nach oben bringt, denn unten und

oben sind im pantheistischen All ja völlig dieselben. Empedokles trinkt den Gesundbrunnen des Todes, der Ewigkeit aus dem Feuerbecher des Aetna, er wird hinuntersteigen in das Brautbette der jungfräulichen Erde, er wird wie ein unvorsichtiger Liebhaber seine Sandalen draußen zurücklassen am Fuße dieses Bettes, so daß sie den Wanderer auf Liebeswegen schalkhaft verrathen. — Empedokles deutet (S. 171) auf die letzte Unterredung, welche er mit seinem Pausanias noch haben wolle. Dieses wird ein Gespräch über das Höchste, das Ewige seyn, hier nur mit einem Freunde, wie Sokrates nach dem Trunke über die Unsterblichkeit mit Vielen es führt. Das Ende ist der Anfang des Menschen. In Empedokles erwacht aufs Neue das ganze Hoch- und Welt- und Götterbewußtseyn, wie er es nur je gehabt hat, seitdem er überhaupt zu leben anfing, nämlich im Geist. Daher er denn auch in der folgenden Scene, wo, ihm selbst ein Gräuel, sogar in seine Verklärung noch die unseligen Agrigentiner wieder hereineilen, die absolute Scheidung ausspricht zwischen ihm und ihnen; er ahnt, er schaut es, welche Getrenntheit zwischen ihm und dem Priester und dessen gleichen selbst im Tode noch bestehen muß. Woher aber die eingetretene Sinnesänderung in diesen Elenden?

Der Menge und selbst dem Kritias (dem Richter) imponirt, wie das Menschen solchen Schlages noch heute passirt, die Entsagung der Königswürde von Seiten des Empedokles. Sehr beachtenswerth ist das Gespräch zwischen diesem und Kritias. Empedokles entfaltet hier die feinste, uneigennützigste Politik (178), in der Hölderlin uns wie der erhabenste Seher von Zeiten erscheint, welche, natürlich cum grano salis, für uns bereits Gegenwart sind, so daß hier der idealste, antimodernste Dichter, eben weil er ein Dichter und kein frivoler Tendenzphrasenmacher ist, auch als der realste sich kund gibt, der, weil er wahrhaft real aber auch wahrhaft ideal zugleich ist, hoch über allem bloßen politischen Parteiwesen steht. Empedokles kennt die große Bedeutung der Entsagung, wenn's Zeit ist. So finden wir bei einem Dichter, der nicht Gott und das Jenseits negirt, bei einem Dichter, der ein Sohn des Aethers und des Lichtes, ein Priester der Ideen ist, bei einem Dichter, welcher den Empedokles in den neunziger Jahren verfaßte, bei einem Dichter, der ein zu reines

Gemüth hatte, als daß ihn die Gräuel der franzöſiſchen Revolution nicht hätten empören ſollen, folgende Stelle:

„Empedokles
Es iſt die Zeit der Könige nicht mehr.
Die Bürger erſchreckend.
Wer bin Du, Mann?
Pauſanias.
So lehnt man Kronen ab.
Ihr Bürger.
Erſter.
Unbegreiflich iſt das Wort,
So Du geſprochen, Empedokles.
Empedokles.
Hegt
Am Neu, denn die Jungen immerdar
Der Adler? Für die blinden ſorgt er wohl,
Und unter ſeinen Flügeln ſchlummern ſüß
Die ungefiederten ihr dämmernd Leben.
Doch haben ſie das Sonnenlicht erblickt
Und ſind die Schwingen ihnen reif geworden,
So wirft er aus der Wiege ſie, damit
Sie eignen Flug beginnen. Schämet euch,
Daß ihr noch einen König wollt; ihr ſeyd
Zu alt; zu eurer Väter Zeiten wär's
Ein anderes geweſen. Euch iſt nicht
Zu helfen, wenn ihr ſelber euch nicht helft."

Man bedenke, das ſagt Empedokles, derjenige alſo, welcher ſich höher als alle dünkt, der, welcher ſich den Göttern gleich achtet. Und dennoch, obwohl er ſich gegen die Krone, die ſie ihm bieten, ablehnend verhält, er iſt nicht ein Meiſter bloß, er iſt auch ein König, denn wie man den Meiſter an der freiwilligen Beſchränkung erkennt, ſo erkennt man auch den König daran. Und auch allein in dem Sinne werden Deutſche von geſundem Auffaſſungsvermögen obige Stelle verſtehen, wo ſie dann allerdings die richtigſte Prophetin iſt. Die Zeit der bloß willkürlich herrſchenden Könige iſt vorüber, nicht die Zeit der Könige überhaupt, ſondern nur derjenigen, welche es auf Koſten aller Rechte ihres Volkes, welche es im Sinne der Deſpotie ſeyn wollen. Und wie nun Empedokles auch ſelbſt den Agrigentinern

noch, die ihn mit ſolchem Undank gelohnt haben, den letzten Rath gibt, wie er ihnen ſein Teſtament, die Geheimniſſe ſeiner Weisheit enthüllt, ſo ſpiegelt hier der ſchöne, reimloſe Jambus recht die Unendlichkeit deſſen ab, was der Philoſoph jetzt vor ihnen eröffnet, wärend der gereimte Vers die Illuſion ſtören, die Unendlichkeit gleichſam beſchränken würde. Wo ſind die Zeiten hin, in denen in Deutſchland, dem Lande der Philoſophie, man möchte ſagen ein ganzes Volk von gebildeten Menſchen, Jünglinge, Männer, Greiſe, ja Frauen — man erinnere ſich nur an Schelling, Hegel, beſonders an Fichte, den auch Frauen bisweilen hörten — nicht bloß ein knappes Auditorium von Studenten, dem Philoſophen lauſchte, der wirklich etwas zu enthüllen hatte? Und doch war das keine Huldigung von Sklaven an einen bevorzugten Ariſtokraten des Geiſtes. Denn den Denker wie den Dichter *hören* und *verſtehen* iſt dieſelbe Freiheit, welche denkt und dichtet, und dieſelbe Philoſophie und Poeſie, welche aus dem Philoſophen und dem Poeten ſpricht, ſpricht zu beiden aus dem Univerſum oder vielmehr aus Gott. Wie würde auch den *heutigen* Denker die ſchaffende Begeiſterung wieder erfaſſen, wenn jene Empfänglichkeit bei vielen auch für Philoſophie noch vorhanden wäre! Es iſt keineswegs, wie man ſich eitlerweiſe ſo gern einredet, die Mündigkeit, welche gegenwärtig auch in philoſophiſchen Dingen allgemein eingetreten ſeyn ſoll, wie ſehr wir in anderem Bezuge die Mündigkeit der deutſchen Nation aufs Freudigſte unterſchreiben: — es iſt vielmehr in vielen ein leerer Dünkel, ein ſelbſtſüchtiger Materialismus, eine mit hohlen Redensarten über die ſchwierigſten Gegenſtände wegfahrende Sophiſtik und unverſchämte Phraſenhaftigkeit, die ſich heut zu Tage einredet, ſie ſey der philoſophiſchen Belehrung bereits entwachſen. Der Genius aber wird dennoch, wie überall, ſo auch in der Philoſophie ſein Recht wieder in Anſpruch nehmen. Es iſt jetzt nicht ſowohl der Mangel an ſchöpferiſchen Individuen in der Philoſophie, als vielmehr eine weit um ſich greifende Ausgelebtheit in allem, was das Weſen der Idealität betrifft, eine Ausgelebtheit, welche nicht mehr fähig iſt des Reizes für das enthüllte Myſterium eben ſo wenig wie für das Myſterium ſelbſt, eine Dürftigkeit, die ſich ſogar etwas mit dem Wahne weiß, es ſey kein Myſterium vorhanden. Wie

es aber kein Volk von Dichtern gibt und nie geben wird, so wird es auch nie ein Volk von ſchaffenden Denkern geben und die Meiſten hätten ſtets mit Ehren und zu eigenem Gewinn dem Denker zu lauſchen. In ähnlichem Sinne iſt für uns Deutſche denn auch jene Stelle Hölderlins über das Königthum auszulegen. Es darf und kann kein Volk von Königen geben. Die Denker vollende, aus ſehr tief liegenden Gründen, werden wahrſcheinlich ſtets das Königthum in ſeiner Einheit, Würde und Nothwendigkeit anerkennen, aber allerdings iſt das Königthum unter den Deutſchen eben ein Begriff, ſich zu ſeiner wahren und höchſten Blüthe zu entfalten, in welcher ſich erſt recht die Herrlichkeit auch der Nation in einer lebendigen Metamorphoſe und in der ganzen Farbengalerie der Exiſtenz auseinanderlegt. Ueberhaupt haben wir S. 180 und 181 wieder den eigenſten Hölderlin, das was er im Empedokles will, das was er unter allen Umſtänden von ſich und was er von den Deutſchen will, das was den Empedokles zu den Unterirdiſchen hinunterruft, ſowie den Hyperion und Hölderlin ſelbſt unaufhaltſam nach Griechenland lenkt, ja, was den Letzten, da er die Erfüllung des Geforderten den Deutſchen kaum zutraut, vielleicht mit in den Irrſinn hinunterreißt, nach der leidenſchaftlichen Polemik am Ende des Hyperion zu urtheilen. Denn den bloßen Schmerz vereinſamter Liebe in Betreff des liebenswürdigſten Weibes würde der ſchon verwunden haben, der hier einen Pantheismus ſchildert, wie er nie herrlicher, eigenthümlicher dargeſtellt worden iſt, nicht einen jeden, der in moderner Denkſchwäche das Individuum und ſeine Einigkeit verpuffen läßt. Der Hölderlinſche Pantheismus vereinigt in ſich den Zug griechiſcher Natur nach dem Hervorbringen ſchöner Individualität aus dem Volksleben heraus in der Einigkeit der Göttergeſtalt, welche nur der erhöhte Menſch iſt, und wiederum das tief dem Germanen durchs Chriſtenthum eingeimpfte Feſthalten univerſeller Intelligenz noch ſelbſt in dem perſönlichen Einzelleben, im Menſchen, zu dem ſich Gott ſelbſt erniedrigt hat; ſo daß Hölderlin in ſeinem Pantheismus nicht bloß auf das Uebergehen in die Allgemeinheit hindeutet, ſondern auch auf eine Wiedergeburt durch das Uebergehen, durch das Verſchwinden. Daher kommt Hölderlin eben, wie wir bereits geſagt haben, im Empedokles dem Chriſtenthum unendlich näher,

als im Hyperion, ungeachtet jener antik, dieser modern, jener plastisch, dieser musikalisch gehalten ist.

Sehr beachtenswerth für die Vollendung, zu der sich Empedokles gereift weiß, so daß sein Tod auch deßhalb nothwendig wird, ist die Scheu, welche er vor dem Alter und dessen zweiter Kindheit hat. Auch deutet er ausdrücklich an, das wieder zu erneuernde Bewußtseyn sey, S. 181: „Ich fort zu neuer Jugend noch mich rettet;“ und S. 187: „Wenn Droben er die neuen Pfade wandelt.“

Auch darin sind die Griechen bewunderungswürdig großartig und frei, und Hölderlin hat in diesem Sinne den Empedokles durchgeführt, daß sie mit der größten Naivetät und Lebensweisheit dasjenige behandeln, was eigentlich transscendental ist, und dessen bloße Beachtung schon, geschweige denn die Behandlung, die Modernen mit den Namen Ueberspanntheit und Abenteuerlichkeit, mit der Bezeichnung der Verirrung ins Unpraktische, abzufertigen pflegen. Die Griechen aber erkannten sehr wohl, ungeachtet sie in der Praxis hinter keinem Volke zurückstanden, daß das Transscendentale (wir dürfen diesen Ausdruck hier brauchen, ohne einen Anachronismus zu begehen, da es im Reich der Ideen keine Zeit gibt) mit und vorzugsweise zum Ganzen der Welt gehört und daher immer mehr durchdrungen und hereingezogen werden müsse in den Lebensverkehr gebildeter Menschen. Daher wurden die Griechen denn auch solche Meister in der Verwirklichung des Ideals. Obwohl sie oft mit dem einfachsten Inventarium die reichste Praxis bestritten und der unmittelbaren Natur viel näher standen als wir, so ruhten die Bedeutendsten unter ihnen dennoch mit aller Lebenswärme und Innigkeit in den Ideen und ließen es sich nicht entfernt beikommen, daß das abenteuerlich seyn solle, was ihnen zur Ausführung des Großen nothwendig zu seyn schien. Alles das tritt nun so recht im letzten Theile des Empedokles unseres Dichters hervor. Viele der Jetzigen würden es gar nicht zu denken vermögen, wie zwei so gesetzte Menschen, wie hier Empedokles und Pausanias, aufs Verständigste, Weiseste, Geistvollste Reden mit einander wechseln können, wo es sich doch zuletzt darum handelt, daß der Eine von ihnen (und noch dazu, wie er meint, aus Pflicht) sich allen Ernstes in den Krater eines Berges stürzen wolle'

Für den ethisch-religiösen Charakter unseres Gedichtes sind die Worte des Empedokles von tiefer Bedeutung: „und o Vergessenheit, Versöhnerin!“ S. 187, wie denn die Alten in diesem lethe'schen Wasser der Tilgung, des geistigen Vernichtungsprocesses, durch ein herankommendes Naturelement vermittelt, wieder ihren spekulativen Scharfblick in das Wesen der menschlichen Natur zu erkennen geben und eine dunkle Ahnung verrathen von dem reinen Vernichtungsprocesse des Geistes selbst, ohne noch erst eines Naturmediums zu bedürfen. Und so flechten denn jetzt in der nächsten Scene Panthea und Telia dem, welcher der nahen Scheidestunde entgegengeht, den Todtenkranz, oder vielmehr ist dieser herrliche Dialog, S. 192 und 193, das Duett eines Todtengesanges, in den beider Naturen aufs Sinnigste zusammenschmelzen, und in dem sie sich doch wieder mit einander unterscheiden, ganz ihrem früheren Auftreten gemäß. Panthea, die heldenmuthigere, dem Pausanias mehr entsprechend, so daß sogar sie es jetzt sieht, Empedokles müsse sterben; Telia, die schwächere, die lieber mit dem Leben der Endlichkeit tändelt, mit ihm unterhandelt, so gut es gehen mag, und nicht begreift, wie man sterben wollen könne. Und indem nun zu den Zweien gar Pausanias hinzutritt, hebt sich die Fülle des edeln Todtengesanges, das weiche Duett geht in ein durch männliche Kraft gesteigertes Trio über. In des Pausanias Rede S. 195 steht der Gedanke im Hintergrunde, daß das Göttliche, wie es sich auch entscheide, immer das Rechte treffe, daß es unfehlbar sey.

Und welche Situation jetzt? welches Finale das?! Bleibt doch hinweg, ihr künstlichsten aller Theaterdekorateure, ihr Maschinenmeister moderner Illusion und Coulissenmagie! Zündet doch nicht Kolophonium an, laßt doch nicht die bengalischen Feuer flammen, auf daß unter dem Rollen der täuschendsten Donner und den gelungensten Blitzen des künstlichen Kraters die Landschaft umher und das ganze Orchester und die Zuschauer all' erschüttert werden, und noch dazu in schönen Reflexen widerleuchten! Hier brauchen wir all diesen modernen Tand nicht, nicht diesen Kinderapparat zu einem ernsten, schauerlich erhabenen Todesnachtstück. Hier dichtet einer den Schluß, der Dichter dichtet das Finale des Denkers in einer Weise, in deren Hintergrunde der wirkliche sicilianische Feuerhimmel glüht, der wirkliche Aetna raucht und

donnert, der wirkliche Aufruhr aller Elemente ſich hören läßt beim Aufruhr eines wirklichen Menſchen, der ſeinen Aufruhr durch den wirklichen Opfertod zu ſtillen ſich anſchickt.

Hier handelt es ſich nicht um einen bloß ſo vorgeſtellten Tod des Herkules auf dem Oeta, nicht um den Tod des älteren Plinius, welcher doch mehr, wie man zu ſagen pflegt, zu Schaden kommt, indem er ſich nicht recht in Acht nimmt, hier wird vollends nicht vorgeſtellt, wie ein moderner Naturforſcher unter viel Abenteuern und Lebensgefahren und Zeitungslärm die Quellen des Nil ausſpäht, den Fall des Niagara beſucht, oder zum Ganges ohne Gewiſſensbiſſe und Buße bloß ſo ein bischen ſpazierwallfahrtet; nein, hier wallfahrtet wirklich einer zu der ewigen Werkſtatt der Cyklopen, zu den Urquellen der Erde und des Erdfeuers, ja er bringt nicht wie Odyſſeus mit einigen Thieropfern zu den Schatten, er muß ſich ſelbſt bezahlen, er gibt ſich ſelbſt zum Opfer, er bringt, der kühnſte Naturforſcher, der je gelebt, hinunter zu den vulkaniſchen Feuern der Urwelt, nachdem er droben auf Erden ſeine Beobachtungen zu Ende geführt hat. Wie ein beherzter Arzt, der die leidende Natur in allen ihren Symptomen, in den krampfhafteſten ihrer Zuckungen, in ihrer Abgeſperrtheit ſogar beobachten will, ſich zu einem Kranken in das Bette legt, auf die Gefahr des Todes hin, um die Anſteckung zu erprüfen, ſo legt jener ſich in das Bette des Vulkans, und er weiß es, er wird angeſteckt werden von den Fieberflammen des hörbar Raſenden, er wird den Tod in dieſen Flammen finden, und er will es ſogar.

Einiges von dem, was in dem herrlichen Monolog des Empedokles, S. 198, vorkommt, könnte als ein Gegenſtück erſcheinen zu manchen Einzelnheiten im Sturm von Shakſpeare, wie ja auch Empedokles eines Bruders gedenkt, der ihn vertrieben habe. Proſpero auf einer Inſel, wo ihn ein Waſſermeer umwogt, Empedokles auf einer Inſel, wo ihm das Feuermeer des Aetna entgegenfluthet. Und ſo vereinſamt er ſich jetzt denn immer mehr da droben auf dem Berge. Alle Schrecken dieſer Einſamkeit kommen über ihn, die Schrecken des Vulkans, der Seele, des Todes erfaſſen ihn. Bereits iſt er von aller Kreatur geſchieden (203) und hält ſchon für ſich eine Lebensabrechnung, und dennoch tritt jetzt noch einer zu ihm herein in der Geſtalt

eines Greises. Manes iſt es. Das Dunkle, Kurzſelbige in der Aeußerung, das Urſprungsloſe, Uebernächtige, Ueberweltliche dieſer Erſcheinung iſt von großer Wirkung für die Phantaſie. Wer iſt dieſer Manes? Iſt er ein Jenſeitiger oder Dieſſeitiger? Er gibt ſich für den letzten aus, aber dennoch macht er einen Eindruck, bei dem einem, wie man zu ſagen pflegt, nicht recht geheuer wird. Manes, obwohl in der Geſtalt eines Sterblichen, kann dies und kann das ſeyn, und darin liegt eben ſeine Geiſterhaftigkeit. Er erſcheint uns wie der ſchwarzgraue Schatten, den Empedokles ſelbſt ſchauerlich über das lange, weiße Schneefeld der wilden Gebirgskoppe wirft, und dann kommt dieſer Schatten doch auch wieder in rieſenhafter Ausdehnung weit, weit vom fernſten Horizont her, gerade auf den Empedokles zu. Daher erſcheint dieſer Manes auch wieder wie ein Abgeſandter des Schattenreichs, wie ein Bote aller Manen dort drüben, wie ein Grenzwächter, den dieſe dem Empedokles ſchicken, um ihn von Grund aus zu erkunden, bevor er gewürdigt wird, in das letzte aller Myſterien, in das größte Gleuſinium, nach dem er ein glühendes Verlangen hat, einzutreten. Manes iſt ſo nicht der ſubjektive, ſondern der objektive Richter: der ſubjektive iſt ſich Empedokles ſchon ſelbſt. Manes ſoll ihm feſten Blickes Aug' in Aug ſehen, das Auge eines Greiſes in das Auge eines Greiſes, der ſich wenigſtens Greis dünkt und, wenn nicht Greis, doch ein Vollendeter, ja Gott zu ſeyn wähnt. Kurz, von dieſer Seite betrachtet erſcheint Manes dem Empedokles, der wohl gemeint hat, ſo ohne weiteres zur Pforte des Aetna und durch die Pforte zur Unterwelt zu gelangen, wie der Urmanichäer der Ewigkeit, der ihn an die Geſammtſchuld des Lebens mahnt und ihm daher mitten in den Weg tritt, um ihm den Paß zu viſiren, um ihm ein Uebermenſchliches nahe zu bringen. Aber ſogleich wird er auch wieder zu ſeines gleichen, ja er ſinkt unter ihn. Er wird ein Wahrſager, er wird das ſchwächere, irdiſche Selbſt des Empedokles, die Feigheit bloß individueller Natur, die vor dem Sturz in den Abgrund des All zurückbebt, der nur noch zum Schemen herabgeſunkene Sterbliche, über den der jetzige Empedokles triumphirt. So ändert dieſer Manes denn auch nichts, wer er auch ſeyn mag! Empedokles, indem er noch einmal ſeine Miſſion ausſpricht und ſich noch einmal in den innerſten

Gedanken zurückzieht, verschwindet auch schon unsern Blicken wie der prächtig scheidende Sonnenuntergang seines Volkes, indem ein eben heranbrausendes Gewitter dem Scheidenden die letzte Erdenehre ertheilt.

Und so scheiden wir denn auch von diesem ausgezeichneten Fragment unserer Literatur, indem wir zu unserem anfänglichen Wunsch wieder zurückkehren: möchten die bessern unter den tendenzflüchtigen Schriftstellern unserer Zeit aus Hölderlins Empedokles Vertiefung in die Objekte, auf denen ihre Wahl beruht, und Darstellung dieser Objekte lernen! Möchten jene Eintagsdramatiker, die alles für die Bretter, und zwar so gewöhnlich wie möglich zuschneiden, welche es vergessen, daß der ächte dramatische Dichter das einzige Ideal in der vollen Strömung des Lebens als Handlung an uns vorüberführen soll, an unserem Trauerspiel absehen, wie man zu erfinden hat, wie man in der einfachsten Gruppirung sich dennoch die größte Wirkung sichern und einen Eindruck erreichen kann, der an Macht, an Erhebung dem nicht nachsteht, welchen die Religion übt! Möchten alle die, welche in einer ewigen Jagd auf das trivialste Geschehen nun gar noch in der Hetze auf das Pikante und Frivole leben, aus unserem Dichter entnehmen, welches höhere Ereigniß aus dem wirklichen Gedanken, vollends aus der Idee folgt, und wie bloße Reflexionen auf den Zeitgeist und Accomodationen an die Menge nie die Nation erfassen, daß Thaten daraus hervorgehen! Doch — wir wollen diese Betrachtung abbrechen und wenden uns dem nächsten Hauptwerke Hölderlins zu, es ist der Roman Hyperion.

VI.

Hyperion.

Da wir in der Charakteriſtik der Werke unſeres Dichters uns, was die Ordnung betrifft, nicht durch chronologiſche Abfolge ihres Entſtehens, ſondern durch die Aneinanderreihung beſtimmen laſſen, welche der Herausgeber getroffen, ſo haben wir jetzt, nachdem wir den Empedokles in nähere Erörterung gezogen, um einige Jahre zurückzublicken, da der Roman Hyperion ſchon vom Anfange der neunziger ab gearbeitet wurde, während Hölderlin zu dem Empedokles erſt im Jahre 1799 überging. Ungeachtet nun aber dieſes Trauerſpiel dem eigentlichen Kunſtwerthe nach offenbar über jenen Roman geſtellt werden muß, was denn auch in ſofern erfreulich iſt, als wir daraus erſehen, der Dichter ſey in der Produktion überhaupt vorwärts gelangt, ſo leidet es dennoch keinen Zweifel, daß der Hyperion Hölderlins ganzes Weſen viel mehr feſſelte und ſo zu ſagen ihm inniger am Herzen lag, als irgend eine ſeiner übrigen Leiſtungen. Sehr natürlich. Ohne Einfluß, und zwar ohne vorwiegenden Einfluß, konnte es nicht bleiben, daß Hölderlin in Deutſchland geboren worden, und wenn er auch, wie wir bemerkt, in Hellas dem Geiſte nach ſeine eigentliche Heimath erkannte, ſo war es doch, da dieſes Land der Wirklichkeit nicht mehr angehörte, und nach dem, wie noch jetzt Hölderlins Natur angelegt war, vorzugsweiſe die Sehnſucht, welche ihn unabläſſig nach Griechenland zog, und ſo mußte denn ſein deutſches Gemüth dieſe Sehnſucht vorherrſchend muſikaliſch und nicht plaſtiſch ausklingen laſſen. Dieſe Compoſition iſt eben Hyperion.

Wie nun dieſer Hyperion nach immer wieder erneuter Ueberarbeitung des Dichters vor uns liegt, ſo beweiſt er recht unzweideutig, wie weit der Zerfall mit der Wirklichkeit in dem Verfaſſer ſchon gediehen war. Verſuchen wir aber unſern Roman erſt im Allgemeinen uns zurecht zu finden.

Der Plan, wie er der Ausführung größtentheils zu Grunde liegt, iſt aufs Schönſte erſonnen, der Held iſt aufs Treffendſte und Ergiebigſte gewählt. Wie Hyperion ſeiner Abſtammung nach dem Titanengeſchlechte gehört, ſo könnten wir von ihm unter der Hand eines ſolchen Dichters das Glücklichſte erwarten. Aber wie verläuft ſich das Ganze? Zunächſt in ſchöner, einfach antiker Aneinanderreihung, wenn wir von der Form abſehen, die als Briefform hier in keiner Weiſe dem Antiken anpaſſen will, obwohl auch in jener Gruppirung, wo ſie ins Ende ausgeht, bereits das Krankhaft-Moderne hervortritt, welches ſich freilich zuerſt und entſcheidend ſchon in dem Abſchiede von Adamas zeigt. Umdrängt von der immer gleichen Fülle und Heiterkeit griechiſcher Natur, auf den herrlichen Trümmern dieſer einzigen Verwelt, finden wir den jungen Helden im Umgange mit einem Lehrer, der, aller Weisheit und Geiſtesreife der Alten kundig, ihn dem Höchſten weiht. Und ſo iſt ſpäter einem ſolchen Zögling, nachdem er den Segen und die Weihe vom Meiſter erhalten, die ihm das Kühnſte als erreichbar verführt, auch ein Freund beſchieden, dem nur er fehlt, wie dieſem jener, um den Kampf für das Theuerſte, für die Befreiung des Vaterlandes zu beginnen und auszufechten; Muth geſellt ſich hier dem Muthe, Flamme ſchlägt in Flamme, der Thatendrang beider lechzt nur nach Gelegenheit. Aber auch die Geliebte findet der Held, nicht eine, die in gedankenloſer Liebe mit dem Gefundenen ſchwärmt, nicht eine, die ſich von ihm für den Werktag des Lebens werben läßt und ihn dafür im Gewöhnlichen zurückhält, nein, eine Griechin, die der Väter, wie er, immerdar eingedenk iſt, eine Griechin, die einer Familie gehört, welche neben den übrig gebliebenen, ehrwürdigen Trümmern und Kunſtwerken des Alterthums aus lauter lebendigen, übrig gebliebenen Idealen des alten Hellenismus beſteht. Und dieſe Tochter einer ſolchen Family, ganz zarte, ganz geſunde, ächt jungfräuliche Natur, dem häuslichen Herde neben der würdigſten Mutter in unuberſpannter

Treue vorschwebt, und dennoch Schülerin Platons saß, so eingewohnt in allen Tälern der Menschenbrust, diese Tochter einer solchen Familie sendet selbst noch einmal den Jüngling ins Leben hinaus, damit er anderer Länder Sitte und Art erkunde, damit er neue Ideen, neue Schätze der Erkenntniß sammle, ja sie sendet ihn sogar, als sie hört, daß der Kampf sich entzünde, in den Krieg, sie entläßt ihn unter den Sternen des Himmels in eine ungewisse Erdenzukunft, auf Wiedersehen oder nicht, damit er sich und ihr selber, damit er dem Vaterlande genug thue. Und er trifft aufs Neue mit dem Freunde zusammen, der wieder nur ihn braucht. Sie vermählen sich dem Kampfe wie einer gemeinsamen Braut. Aber der Kampf freilich, obwohl er so herrlich beginnt, obwohl die Freunde schon innerlich aufjauchzen, wie sie mit dem Schwerte die Trophäen ihrer Thaten in die Annalen einer neuen Geschichte zeichnen, er nimmt nicht durch ihre Schuld ein unglückliches Ende. Und was ist es zuletzt, was unsern Helden, den jungen Titanen, nach einem solchen Aufwande von Geist und Kraft erwartet? Die Einsamkeit, eine Eremitage, am Abhang eines reizenden Waldgebirgs. Hyperion, im Beginne seiner Tage, ein griechischer Titan, der Sohn des Himmels und der Erde, voll Trotz und Drang nach der Götter olympischem Reich, wenigstens nach dem antiken Himmel auf Erden, nach Griechenland, und jetzt noch lange nicht einmal am Ende seines Lebens, noch erst im Uebergang vom Jüngling zum Mann, zur Wehmuth gestimmt durch den Abschied vom Lehrer, schon geknickt durch die Trennung vom Freunde, schon abgetödtet an allen seinen Hoffnungen durch den Tod der Geliebten, ein wilder Anachoret mitten in der treibenden Frühlingspracht der griechischen Landschaft, nur noch der Contemplation, dem Handeln der Beschauung, der heiligen Betrachtung des Vergangenen hingegeben! Wahrlich, hierin liegt ein Contrast, hier zittert ein Mißton durch die entzückenden Harmonien unseres Romans, Harmonien, in welche Himmel und Erde, Vergangenheit und Gegenwart, Aether und Licht einstimmen, aber auch ein Mißton, der nirgends aufgelöst wird, ein Mißton, der allerdings der tragische Schicksalruf im Leben des Dichters, ja — wir verkennen es keineswegs — ein Mißton des Menschenlebens selbst ist, aber dennoch ein Mißton auch im Kunstwerk, mit dem noch dazu die Zerstörung eines so

ausgezeichneten Dichters beginnt. So ſind es alſo Adamas, Alabanda, Dietima, der Befreiungskrieg, Hyperion der Eremit, welche uns die Wendepunkte im Verlaufe unſeres Romans und im Leben ſeines Helden bezeichnen.

Es kommt beim Kunſtwerk immer darauf an, was man für einen Standpunkt für daſſelbe einnimmt, ob einen rein ethiſchen oder einen äſthetiſchen. Im erſten Falle würde die letzte Wendung unſeres Romans eben ſo ausgezeichnet befunden werden müſſen, wie der Gedankengehalt und die Darſtellung in den übrigen Theilen deſſelben vortrefflich genannt werden müſſen, und wir können es uns wohl denken, wie der bloß ethiſche Puritanismus dieſen Ausgang des Holderlin'ſchen Hyperion viel befriedigender finden wird, als etwa den Ausgang des Werther mit einem Piſtolenſchuß. Aber der bloß ethiſche Geſichtspunkt iſt nie der richtige für ein Kunſtwerk. Das Ethiſche wird immer die unauslöſchbare Immanenz des wahrhaft Aeſthetiſchen ſeyn, aber es darf das Ethiſche nie äußerlich als Zweck geſetzt werden, ſonſt iſt es unfehlbar um alle Kunſt geſchehen. Wie ſehr man ſich in der Beurtheilung von Kunſtwerken nicht bloß theoretiſch an dem Geiſt dieſer Werke verſündigt, ſondern auch praktiſch ſich verrechnet, das beweiſt häufig die Wirklichkeit ſelbſt. In unſerm Falle bewies ſie es ſchlagend bis zum Tragiſchen. Goethe ſchrieb ſich und viele mit ihm an dem Werther geſund, und Holderlin ſchrieb ſich am Hyperion bis zur Zerſtörung des Geiſtes krank. Nicht aber als wenn es mit dem freiwilligen Tode des Helden in ſolchem Fall abgemacht wäre. Im Gegentheil, wir müſſen es an den Modernen aufs Strengſte rügen, daß bei ihnen in und außerhalb der Kunſt der Selbſtmord bereits zur ſiehenden, ſophiſtiſch gerechtfertigten Kataſtrophe geworden iſt, die ſich kunſtleriſch nicht immer, und ethiſch gerade ſeit der Anerkennung der Freiheit des Individuums durch das Chriſtenthum nie rechtfertigen läßt. Was für Werthers Individualität und demnach auch für den Roman eine Nothwendigkeit war, das leidet gar keine Anwendung auf den Hyperion. Am wenigſten aber können wir es mit der griechiſchen Natur des jungen Titanen zuſammenreimen, daß der Dichter ihn in eine mönchiſche Thatloſigkeit der Verbannung verſinken läßt. Auch hätte es Holderlin ſchwer werden ſollen, ferner noch, bei weiterer Fortführung des Romans, für ſeinen Helden

ein spannendes Interesse zu erregen. Und doch hatte er ihm durch die Bestimmung des Themas: „der Eremit in Griechenland“ schon von vorn herein alle Rückkehr ins Leben erschwert. Der Dichter hätte denn etwa die Absicht gehabt, ein solches Asyl des Einsiedlers, nach der Vernichtung aller Hoffnungen desselben, als den eigentlichen Wendepunkt seines Lebens und des Romans zu betrachten, als die letzte und entscheidende Wiederverjüngung der angeflammten Titanenkraft des Helden, um nach solcher Vertiefung in Mitte der siegenden Barbarei dennoch wieder Gleichgesinnte, wenn auch wenige um ihn zu sammeln, und dem Schicksal zum Trotz, wenn auch unter den Augen der Barbaren, ein neu griechisches Leben des alten würdig ihn beginnen zu lassen, auf daß er so ein geistiger Titan den Himmel stürmte durch Erweckung eines neuen, vaterländischen Geistes, da wir wissen, daß in diesem Sinne das Himmelreich stets Gewalt leidet. So würde der Dichter auch den großen Vortheil erlangt haben, daß er, seiner schönen Doppelnatur entsprechend, in der zweiten Hälfte des Werks das ermudend Musikalische ins Plastische hinübergeleitet, und eben dadurch Griechenlands eigentliche Natur wiedergebracht hätte. Statt dass uns jetzt in dem bloßen Aether des fragmentarischen Ausgangs, in diesen zitternden Tönen, Griechenland verschwindet, wie wir den Helden selbst aus den Augen, oder man möchte vielmehr sagen, aus den Ohren verlieren, wir wissen nicht wie, indem er in den herrlichen Akkorden eines Monologs plötzlich vor unsern Ohren verklingt.

Darauf aber, glauben wir, kam es dem Dichter diesesmal auch eben an. Er wollte sich in diesem Roman einmal völlig Genüge leisten in seiner Trauer um Griechenland. Er wollte seine glühende Liebe zu den Hellenen, er wollte seinen eben so glühenden Haß des Barbarenthums, selbst des deutschen, einmal so recht in sich austoben lassen. Er wollte sich und der Welt gleichsam den Beweis geben, daß es nicht am Willen der Einzelnen, Bessern liege, die alte, goldene Zeit nicht wieder zurückbringen zu können, sondern daß die Rohheit zu tief Wurzel geschlagen, daß die Niedrigkeit der Gesinnung und des Strebens zu weit sich der Mehrzahl bemächtigt habe, als daß alle Bemühungen, alle Opfer der Besseren nicht umsonst seyn sollten. Dies Umsonst ist des Dichters Genugthuung, eine tonreiche Apologie

ſeiner Schwermuth, aber eine gefährliche. Es iſt daher auch recht charakteriſtiſch, wie Alles fehlſchlägt in unſerem Roman, wie alle Schönheit im Aether nur aufleuchtet, um der Vergänglichkeit, dem Grabe, und wäre es auch nur das Grab verzichtender Einſamkeit mitten in der ſchönen Welt, recht ſchleunig anheim zu fallen. Wie ſchnell trennt ſich Adamas von Hyperion, auf eine ganz ungewiſſe Miſſion hin nach Aſien, und hinterläßt dieſem eine Wehmuth, die er ſchon in alle ſpäteren Kreiſe mit hineinbringt! Darauf findet er Alabanda, aber er wird faſt irre an ihm, da er ihn in einer Geſellſchaft trifft, die ſeine zarte, reine Seele und nicht mit Unrecht beſorgt macht. Und ſo trennt er ſich ſchon wieder auch vom Freunde. Er findet Diotima, er feiert mit ihr Griechenland wie noch nie, und verbindet ſich mit der Geliebten auf dem Grabe von Hellas zu ewiger Eintracht, aber ſchon muß er auch von ihr ſcheiden, und ſie ſelbſt, die Geliebte, ſinkt in daſſelbe Grab, welches noch kürzlich der bräutliche Altar geweſen iſt, während ihm auch Alabanda ſchon entriſſen worden, der freiwillig dem Tode, den die Richter über ihn beſchließen werden, entgegengeht. Kurz, Hyperion iſt allein mit ſich; und nun noch dazu, im Hintergrunde von all' dem, der Fluch des Vaters. Genug, Hyperion, der Einſiedler, zergeht vor uns, er wird vor uns hinweggenommen, wir wiſſen nicht wer, oder was ihn hinwegnimmt.

Tragiſch im höchſten Grade iſt dieſer Verlauf, zumal wiefern dieſer ganze Roman das Requiem iſt, welches der Dichter ſich ſelbſt darbringt, ohne daß er es weiß, wie er ſich in demſelben für das irdiſche Leben den Tod des Geiſtes componirt. Und welche übeln Zeichen auch begleiten das Werden des Werks. Immer freilich ſolche, die uns das höchſte Gelingen eine Zeit lang vortäuſchen, bis auch ſie in zahlloſe Gräber wieder verſinken. Es iſt die franzöſiſche Revolution, die ihre Feuerzeichen überall aufgerichtet hat, die als die furchtbarſte und doch gerechteſte Nemeſis der Modernen über Frankreich und weiter hinwegſchreitet, aber die gerechte Strafe dieſer Göttin wird Grauſamkeit, aber der Zorn des beleidigten Volks wird thieriſche Losgelaſſenheit, aber die Rechte der Menſchen werden Frevel gegen den Himmel, der geläugnet und dennoch geläſtert wird. Und auch dieſes Zorn- und Todesgericht der franzöſiſchen Kataſtrophe,

wenn es auch die Sünden, die Nichtswürdigkeiten der Vorväter und Väter rächt an den Enkeln und Kindern, wenn es auch annimmt die heroischen Häscher des Volkes: nicht allein, daß es die Unschuld mit in den Tod hineinreißt, es scheitert großentheils selbst wieder an seiner eigenen Lebsucht, an dem Barbarenthum, welches in dem Wahn steht, mit roher Hand das Menschenthum aufrichten zu können, statt dessen es wieder eine Despotie, wenn auch die eines Kaiserreichs, ins Leben ruft. Und sehen wir nicht zunächst, wenn auch ganz eigenthümlich durch die selbstständig hohe Idealität unseres Dichters motivirt, und nach der Seite des Helden durch den Ton entsagender Schwermuth elegisch gemildert, denselben Verlauf auch die Wiederbefreiung Griechenlands in unserm Roman nehmen? Scheitert nicht auch hier die wieder erwachende Humanität an der Barbarei, die Liebe zur Freiheit und brüderlichen Gemeinsamkeit an der Rohheit sklavischer Gesinnung, die nur darauf sinnt, durch physische Gewalt und Grausamkeit ihre Habsucht und Genußgier zu befriedigen?

Und dennoch wird unser Dichter, ohne daß er es ahnt, gar mehrmal zum Propheten in seinem Werke. Einmal, indem er eine Befreiung Griechenlands ersinnt und dichtet, die später in der Wirklichkeit gelingt, und sodann dadurch, daß er, da die begeisterte Kraft seines Helden nicht zu siegen vermag, dessen Schwermuth siegen läßt, welches für den Dichter in den Sieg der Weltesverwirrung, in das geistestranke Vegetiren fürs Leben ausschlägt. Selbst ein so gesunder, plastischer Wurf, wie der Empedokles, konnte nach einigen Jahren das Gift der Melancholie nicht mehr aus dem Dichter herausbringen, welches der Hyperion in demselben abgesetzt hatte, und welches um so unheilbarer jenen zerstörte, als der Roman Hyperion, wie er bis dahin ihn beschäftigt hatte, auch über den Empedokles hinaus immer mehr unbewußt in seiner Seele fortklang und auch weiter gearbeitet wurde, so daß er auch Diotima, wie er sie in der Wirklichkeit findet, in denselben aufnimmt. Wir müssen es daher nach der außerordentlichen Leistung, die wir in dem Empedokles kennen gelernt haben, um so mehr bedauern, daß Hölderlin, statt sich immer wieder mit dem Hyperion zu beschäftigen, nicht zur Ausführung des schon früh vorgenommenen Trauerspiels kam gelangte. Vielleicht daß dessen Vollendung nicht bloß der Trümmer

über die beiden Fragmente Hyperion und Empedokles, sondern auch über die verzehrende Schwermuth des Dichters geworden wäre. Aber dieser sein eigener Sirenenton jenes Romans sollte ihn bald in eine brütende Einsamkeit verlocken, aus der er nicht wiederkehrte. Kurz, Hyperion ist der Epigone des achtzehnten Jahrhunderts, der da schwankt zwischen griechischer Naivetät und germanischer Sentimentalität, der zwar fortwährend lebt in der idealen Erinnerung an seinen hellenischen Ursprung, aber zu wenig titanenhafte Ausdauer der That hat, besonders aber keine attische Ironie, um mit heiterer, klassischer Gewalt über die idealischen Zwiegespräche mit seinem Lehrer, mit seinen Freunden und der Geliebten, über das erste Mißlingen des Kampfes und alle Verluste des Lebens hinauszubringen, sondern der statt dessen aus musikalischer Sehnsucht und Weichheit in immer tiefere Melancholien verfällt, und statt, seiner Abnahmung würdig, den Ossa auf den Olymp zu thürmen, und die Götter, die alten Ideale und die alte Freiheit aus dem Aether aufs Neue auf die Erde zu bringen, resignirender Melancholie und Beschaumung sich ergibt, indem er, halb Wirklichkeit, halb Traumbild, durch Illusionen ein deutsches Gebirg zu einem griechischen Olymp ermählt, und in solcher Absicht vor uns verschwindet. Doch — gehen wir jetzt an das Einzelne unseres Werkes, dessen großer, übriger Reichthum an Gehalt und an Form es verdient, daß wir ihn in näheren Betracht ziehen.

*

Der Verfasser gibt schon in der Vorrede seine Besorgniß kund — und es ist ihm, wie man die Mehrzahl der Leser kennt, nicht zu verdenken — daß die Deutschen mit diesem Romane nicht recht umzugehen wissen werden. Denn hier allerdings, wenn irgendwo, ist es zu beweisen, ob man es beim Idealen, noch dazu bei einem so übersinnlichen Idealen, aushält oder nicht. Dieses Werk ist recht dazu geschaffen, daß man sich an der Fülle und Schönheit der reinen Ideen, an dem Schmerze, daß dieselben in dem vorherrschenden Treiben der Welt nicht fortkommen, an der Musik der Sprache einmal genugen lasse. Nur in dem einen Punkte des »labula docet« irrte der Vorredner gänzlich. Das Schicksal übernahm auch diesesmal die Ironie an des edeln

Dichters Stelle. Er selbst sollte, wie bereits gezeigt, tragisch genug, zur Lehre seines eigenen Gedichts werden, da ihn die Geister der Schwermuth, die er so feurig heraufbeschworen hatte, nicht wieder losließen, ihn als Opfer sogar mitnahmen. Wir ersehen es gleich aus dem ersten Briefe an Bellarmin; Hyperion, obwohl Grieche, ist mit den Deutschen sehr vertraut, und wie sollte er es auch nicht, da Hyperion ja doch eigentlich Hölderlin selbst ist, wie wir ja auf dessen doppeltes Vaterland bereits öfter hingewiesen haben. Wir sehen aber ferner gleich aus dem ersten Briefe, indem wir ihn mit dem zweiten zusammenfassen, daß es wieder der unserm Dichter ganz eigenthümliche Pantheismus ist, auf dem er ruht, auf den er daher auch seinen Helden schon von wie auf die äußerste Perspektive alles Erfahrens im Leben hinweist. Es ist die Anschauung des Universums, zu der auch Hyperion durch Aether und Licht hindurchstrebt. Wir erkennen daraus, welch reicher Quell aus unserm Roman für eine Philosophie hervorsprudelt, die sich nicht bloß mit dem Abstrakten, dem Partikulären, dem Immanenten oder Transscendenten begnügt, sondern durch Vereinigung mit Natur und Kunst in das Ganze des Alls hinausdringt, und so können denn auch schon im ersten Briefe diejenigen der jetzigen Zeit, welche selbst da wo es sich um das Gesammtresultat handelte, der Philosophie so unwirsch das Wort That entgegenraunten, die rechte Antwort lesen. Auch fürchten wir keineswegs, der Dichter würde uns, die wir seine Anschauung deutlich ehren, im Fall er noch lebte, jenen Deutschen beigesellen, die, wo es auf das Höchste ankommt: „klage nicht, handle!“ ihm entgegenrufen. Denn das, was wir vom Hyperion am Ende des Romans fordern, ist vielmehr nur die Fortsetzung der That, nur in anderer Weise, wie er sie ja so feurig bereits beginnt, um durch solche Rüstigkeit erst recht zur heitern Anschauung der Welt zu gelangen. Indessen beraubt der Dichter vielmehr gleich am Anfange das Handeln seines Helden. Darin aber liegt unseres Erachtens schon der kranke Keim des Romans, und es spiegelt sich hier am Ende des ersten Briefes im Hyperion auch schon des Empedokles Schicksal ab, der den Menschen ebenfalls den Rücken „kehrt“ und kopfüber in das Urelement der Natur zurückgeht, was jedoch bei ihm durch den Glauben an seine Vollendung und den Schmerz, gegen die Götter

gefrevelt zu haben, wieder gut gemacht wird. Was aber den Hyperion betrifft, so mußte hier wohl gefragt werden: hat denn die Natur die Unwandelbarkeit und Ruhe auch wirklich, welche in den ewigen Ideen allerdings geschaut wird? und hat sie nicht bloß eine Schein-Ewigkeit?

Das starke Bedürfniß des Universellen in Hölderlin, die große Gabe der Zusammenschauung gibt sich nun gleich darin bei ihm kund, daß er Homer und Ossian, zwei bis zur Entgegensetzung verschiedene Dichter, doch mit gleicher Liebe umfaßt, so daß wir in diesen beiden Gestalten seiner Dichtung sogleich wieder auf das Plastische und Musikalische seiner eigenen Natur hingewiesen werden. Aber im Hyperion war Griechenlands Hingang nach Hölderlins Art eben zu beklagen, und hier mußte denn unser Dichter Ossians Klänge der Wehmuth, der vergangenen Herrlichkeit, mit seinem Gedichte selbst auf Hellas zu übertragen, was für einen andern, weniger großen Dichter gewiß ein sehr bedenkliches Wagestück gewesen wäre. Auch im Hyperion überall Sonst und Jetzt; auch über diese Landschaft bis zum Meere hin schweben die Schatten der Väter, denen der Spätgeborene lauscht, aber es sind elysäische Schatten, nicht feuchte Schatten des Nebels und auch in wie ganz andern Gegenden, unter ganz anderer Beleuchtung! Der Nebel des Ossian ist hier vielmehr zergangen über das ganze Gebreite der Aussicht, daß Alles in den klarsten Umrissen, in den weichsten Formen, in den frischesten Farben sich darstellt, vom Thal und Gebirg, bis zu Feld und Wald, vom Aether bis zum Meere, dessen weißer Schaum dem Ossianischen Meere nichts nachgibt, dessen tiefe Bläue es aber übertrifft, in deren dunklem Spiegel man allnächtlich jene unendlich cultivirteren Götter sieht (als die celtischen es je gewesen), jene Götter, welche jetzt droben unter den Gestirnen gehen, als hätte sich unten eben nichts verändert. Und auch in dem Lande selbst, ungeachtet die Barbaren darin hausen, überall noch berührt man eine Stelle, wo einst eine Idee gelebt und ihren schönen Leib blumengleich ausgestattet hat, eine Idee, die jetzt unter andere Völker ausgewandert ist und dennoch immer noch fortlebt. In den Hallen, in den Grotten, in den Tempeln, auf den Ruinen, in der Ortschaft und an der Meeresbucht, im Grase und im Sande, nirgend, wie bei Ossian, bloße Erinnerung

an tapfere Thaten der Väter, überall für den Kundigen ausgeprägte Menschenspur des sinnenden Verstandes, des denkenden und dichtenden Menschengeistes, so daß der Dichter mit seinem Helden frohlockt, wie einst Euklid, als er auf eine einsame Insel verschlagen wurde, einen Freudenruf ausstieß und zu hoffen begann, als er auf Menschenspuren stieß, indem er im Sand geometrische Figuren bemerkte. Auch Hyperion knüpft an solche Menschenspuren des Geistes seine Hoffnung für die Zukunft, ja er findet sogar hie und da noch Menschen, wahrhaft griechische Menschen, nach dem Modell der Vorwelt gebildet, bis zu dem entzückenden Ebenmaß von Nase und Stirn. Er findet diese Menschen zerstreut, da und dort, als hätte sie die Vorwelt wie ein stilles, heiliges Priesterthum in dem Lande zurückgelassen, damit die reinen Stätten nicht ganz verwaist wären, damit das reine Feuer selbst noch unter dem Tempelschutt erhalten bliebe. Aber ach, es ist eben der Schutt, den sie hüten, und das ist bei unserm Dichter ewiger Klage Grund, und so ist ihm, wie jene Nacht, auch der Geist Ossians über die ganze Landschaft gegangen, um Griechenlands würdige Todtenfeier zu begehen, um dem erhabenen Homer, jenem Dichter, der einst in seinen Werken alle Werke der Menschen, die kriegerischen und die friedlichen, die der Wissenschaft und der Kunst, die der Natur und der ländlichen Arbeit, mit klugem Sinne, mit fester Hand classisch für alle Zeiten ausgeprägt hat, in einer der Grotten die Exequien darzubringen. Und so ist es schön und erhaben, daß gerade der große celtische Barde dem unsterblichen Sänger der Ilias und Odyssee den Leichenhymnus singt, daß Harfe und Leier über der friedlichen Asche sich vermählen.

Aber auch selbst Hölderlin, der Pantheist, der noch eben für all das Vergangene Ersatz in der Natur fand, und hier Alles in Einem hatte, entdeckt doch sogleich, daß man sich in dieser Anschauung innerhalb der Natur gar nicht erhalten könne (S. 7). Wie sollte man es auch? Die Natur hat den holden Schein, daß sie da, wo sie uns ganz hinnimmt, still zu stehen sich das Aussehen gibt, aber sie geht selbst auch dann noch rastlos vorwärts. Wer erlebte nicht schon Ansichten von der Natur, Situationen und Constellationen, die ihn mit so süßer Täuschung umstrickten, daß er glaubte, diese elastische Zeitwelle der Luft, diesen Wolken-

himmel, dieſen ſchwärmeriſchen Moment, wenn er nur wollte, feſthalten zu können: aber umſonſt! Alles das ging raſtlos weiter und war, indem es ging, zugleich wieder ein Anderes. Das Draußen der Natur iſt nimmer zu ſtillen, und hier erſt recht ebenſo wie in den Ereigniſſen der Geſchichte iſt kein Pantheismus im höchſten Sinne möglich. Denn im Gegentheil: *[illegible]*

Und doch iſt das Räthſel zu löſen, wie das zu erreichen ſey, worauf allerdings das höchſte Verlangen des Geiſtes ſich richtet. Auch iſt dieſes Verlangen kein Egoismus, ſondern das Gegentheil von aller Selbſtſucht, denn der Egoismus will Ich ſeyn, jenes Verlangen will Alles ſeyn. Das Draußen der Natur und Geſchichte muß getilgt werden, und iſt alſo auch zu tilgen, im Denken deſſen, was iſt, weil es iſt; denn hier iſt kein Vergehen. Dahin iſt für die Löſung der höchſten Probleme, nicht zum Nutzen, ſondern des Geiſtes ſelbſt wegen, denn auch Hyperion zu berichtigen, wenn er ausruft: „Ach! wär' ich nie in eure Schulen gegangen.“ Denn abgeſehen davon, daß die Schule doch nimmer zu verachten iſt, wo ſie ſich nicht zu hoch anſchlägt, wo ſie nur der Willkür und Zufälligkeit durch Regel und Geſetz ſteuert, und die Methode des Verfahrens für das Mittheilbare feſtſtellt, ſo gibt es doch für den Geiſt, der den Genius kennt und in Reinheit ihm treu bleibt, ein Freiwerden von allen Schulmeiſtereien der Welt, ein Standpunkt, auf dem man nur mit Gott und mit ſich iſt, weil man auf ihm nur in Gott iſt und wo kein Dritter etwas drein zu reden hat. Dieſer Standpunkt der reinſten Urſprünglichkeit des Individuums iſt durch Kampf, durch Gruft, durch Schmerz, durch Selbſtentäußerung, durch Kindlichkeit, durch Denken und Willenskraft, durch Anſchauen zu erreichen. Es iſt der Standpunkt jedes ſchaffenden Genius auch des ſittlichen, und Hölderlin kannte ihn ſehr wohl, dieſen Standpunkt, ſo daß er ſeinen Helden jenen Augenblick hätte berichtigen können. Es kommt daher, um über die Unruhe der Natur und Geſchichte hinauszugelangen, und ſich der freien, bleibenden Urſprünglichkeit ſeines Weſens bewußt zu werden, auf die wahrhafte Erkenntniß Gottes mehr an, als man oft meint. Auch iſt das All gar nicht anders zu faſſen — da es mit der bloßen Idee deſſelben keineswegs abgemacht iſt — innerhalb der Geſchichte ſetzt ſich das All vollende in der unendlichen

Punktualität des Nicht-Ich dem Ich unermüdet gegenüber. Gott aber ist der spekulative Punkt, dem Punkte der Mathematiker in lebendiger Weise entsprechend, in dem jener ganze Doppelproceß der Natur und Geschichte als bloß äußerlicher getilgt ist, da Gott zugleich Princip und Resultat, Anfang und Ende jenes Weltprocesses genannt werden muß, den er ja durchdringt und dadurch das Leben jenes Processes ist — ohne je selbst Proceß zu werden — wie er sich von ihm unterscheidet und dadurch dessen Schöpfer ist. In und außerhalb des Pantheismus wird dagegen hier, wo es auf das Innewerden des Wichtigsten ankommt, häufig darin gefehlt, daß man sich immer nur bei den Radien, bei der Expansion des Weltwesens aufhält, bei der Linienausbreitung ins Unendliche der Natur und Geschichte, statt auch darauf einzugehen, woraus diese Ausbreitung erst herkommt. Gerade aber diesen spekulativen Punkt, welcher der Nervpunkt des Universums ist, der Punkt, welchen schon Archimedes suchte, halten sie für Nichts, da ihnen das eben Nichts ist, was keine Theile hat. Daher sagen sie denn auch gedankenlos-atheistisch: Gott ist Nichts, und daher ist er ihnen auch nicht. Und wenn sie jenen Punkt ja noch suchen, so suchen sie ihn lediglich außer sich, oder auch wohl dicht in sich, und er wird ihnen zum punctum saliens, das ihnen immer voraus ist, welches sie daher auch ewig anzweifeln können, denn sie leben ja mit ihrer Forschung nicht im Ursprünglichen, sondern im Abgeleiteten, im Buche, in der Construktionslinie, im Apparate, kurz in der Gemachtheit. Sie sind viel zu nüchtern besonnen, als daß sie unterzutauchen wagten in den Quell des Lebens, um so erneut mit heiliger Begeisterung — wie Plato sie schon fordert — auch einmal an das Denken zu gehen und nicht mit ideenloser Abstraktion. Der Mensch handelt auch auf dem Gebiete der producirenden Logik, wie in der Sittlichkeit, dann am ersten, wenn er ohne Begeisterung verfährt. Dieses nun mußte berücksichtigt werden, wiefern Hyperion schon am Anfang aus Unmuth über die Menschenwelt in den Pantheismus der Natur sich wirft, und doch auch in der Natur die Flucht der Erscheinungen gewahr wird.

Vom dritten Briefe ab (es wäre vielleicht wünschenswerth, daß die einzelnen Briefe mit Nummern versehen wären, um sie leichter citiren zu können), da der Dichter mit Schmerz es zur

Erkenntniß bringt, daß auch er in die Vereinzelung, in die Trennung vom Natur-All getreten iſt, wird er durch dieſes Schickſal und durch Bellarmin an die Geſchichte und auch an ſeine eigene Geſchichte gemahnt. Von hier ab, Seite 8, wird die Proſa des Romans immer rhythmiſcher, ſie wird Geſang, was für die Eigenthümlichkeit Hölderlins eben eine ſo tiefe Nothwendigkeit hat, wie dieſes bei Novalis oft ſogar in den Fragmenten der Fall iſt, da beide Schriftſteller eine Weltverachtung ausſprechen, welche an genialiſche Hervorbringungen der Alten gemahnt, in denen Philoſophie und Poeſie völlig Eins ſind. Unter den deutſchen Autoren ſind es außer Hölderlin und Hardenberg beſonders noch Görres und Schleiermacher, welche dieſe rhythmiſche Proſa oft wahrhaft künſtleriſch cultivirt haben.

Daß aber das ſentimentale Element unſeres Romans und ſein muſikaliſcher Ausdruck, bei gänzlicher Selbſtſtändigkeit des Verfaſſers, oft ganz ein ähnliches Genre erreichen, wie wir es in Werthers Leiden vollendet ausgeſtaltet finden, das bewährt ſich vorzüglich da, wo die Naturanſchauung des Dichters auf ihrer höchſten Höhe im ſchönſten Periodenfall ſich vernehmen läßt. So heißt es bei Hölderlin: „Und wenn ich oft da lag unter den Blumen und am zärtlichen Grünlingslichte mich ſonnte, und hinauf ſah ins heitere Blau, das die warme Erde umfing, wenn ich unter den Ulmen und Weiden im Schweiße des Berges ſaß, nach einem erquickenden Regen, wenn die Zweige noch bebten von den Berührungen des Himmels und über dem tröpfelnden Walde ſich goldene Wolken bewegten, oder wenn der Abendſtern voll friedlichen Geiſtes heraufkam mit den alten Jünglingen, den übrigen Helden des Himmels, und ich ſo ſah, wie das Leben in ihnen in ewiger mühelofer Ordnung durch den Aether ſich fortbewegte und die Ruhe der Welt mich umgab und erfreute, daß ich aufmerkte und lauſchte, ohne zu wiſſen, wie mir geſchah — haſt du mich lieb, guter Vater im Himmel' fragt' ich dann leiſe und fühlte ſeine Antwort ſo ſicher und ſelig am Herzen." Oder in einem andern Zuſammenhange: „Wenn mich oft um Mitternacht das heiße Herz in den Garten hinunter trieb unter die thauigen Bäume und der Wiegengeſang des Quells und die liebliche Luft und das Mondlicht meinen Sinn beſänftigte, und ſo frei und friedlich über mir die ſilbernen Gewölke ſich regten

und aus der Ferne mir die verhallende Stimme der Meereshuth tönte, wie freundlich spielten da mit meinem Herzen all die großen Phantome seiner Liebe!" — Und in Goethe's Werther: „Wenn das liebe Thal um mich dampft und die hohe Sonne an der Oberfläche der undurchdringlichen Finsterniß meines Waldes ruht und nur einzelne Strahlen sich in das innere Heiligthum stehlen, ich dann im hohen Grase, am fallenden Bache liege und näher an der Erde tausend mannigfaltige Gräschen mir merkwürdig werden; wenn ich das Wimmeln der kleinen Welt zwischen Halmen, die unzähligen unergründlichen Gestalten der Würmchen, der Mückchen, näher an meinem Herzen fühle und fühle die Gegenwart des Allmächtigen, der uns nach seinem Bilde schuf, das Weben des Alliebenden, der uns in ewiger Wonne schwebend trägt und erhält — mein Freund, wenns dann um meine Augen dämmert und die Welt um mich her und der Himmel ganz in meiner Seele ruhen wie die Gestalt einer Geliebten, dann sehne ich mich oft und denke:" u. s. w. — Und an einer andern Stelle: „Wenn ich sonst vom Felsen über den Fluß bis zu jenen Hügeln das fruchtbare Thal überschaute und alles um mich her keimen und quellen sah, wenn ich jene Berge vom Fuße bis zum Gipfel mit hohen dichten Bäumen bekleidet, jene Thäler in ihren mannigfaltigen Krümmungen von den lieblichsten Wäldern beschattet sah, und der sanfte Fluß zwischen den lispelnden Rohren dahin gleitete und die lieben Wolken abspiegelte, die der sanfte Abendwind am Himmel herüber wiegte; wenn ich dann die Vögel um mich den Wald beleben hörte und die Millionen Mückenschwärme im letzten rothen Strahle der Sonne muthig tanzten, und ihr letzter zuckender Blick den summenden Käfer aus seinem Grase befreite; und das Schwirren und Weben um mich her mich auf den Boden aufmerksam machte, und das Moos, das meinem harten Felsen seine Nahrung abzwingt, und das Genist, das den dürren Sandhügel hinunter wächst, mir das innere, glühende, heilige Leben der Natur eröffnete: wie faßte ich das alles in mein warmes Herz, fühlte mich in der überfließenden Fülle wie vergöttert und die herrlichen Gestalten der unendlichen Welt bewegten sich allbelebend in meiner Seele."

Jetzt ist denn für Hyperion auch die rechte Gelegenheit gekommen, indem er in der Betrachtung der Natur eine große Lücke

ſicht, jener ſchönen Zeit wenigſtens in der Erinnerung zu gedenken, als er noch ſelbſt aus der erſten Knoſpe der Natur ſich erſchließt, als er ſich noch arglos den Menſchen zuwendet und nun jenem Herrlichen begegnet, der ihm Lehrer wie Freund zugleich wird, der ihm erſt recht den Reichthum alles Lebens eröffnet, indem er alle Schätze der Weisheit ihm zuführt. Dieß iſt wieder ächt griechiſch vom Dichter gedacht und empfunden worden und in eine durchaus lebenswahre Darſtellung gebracht. Die Griechen hatten ſo ſehr alle Ideale des bloß Menſchlichen ſchon entdeckt, daß ſie auch eine doppelte Freundſchaft zum Muſter für alle Zeiten bereits kannten, die des Alten zum Jungern und die unter Gleichalterigen. Zu jenem Verhältniß prägt ſich oft aufs reinſte das Verhalten des Lehrers zum Schüler aus und es iſt daſſelbe das Ureiement einer kleinen Akademie im Sinne der Griechen. Dieſes dagegen iſt mehr heroiſcher Natur, es geht aber von hier aus in die verſchiedenartigſten Thätigkeiten über, die, wie ein fortgeſetztes heiteres Kampfſpiel, im Ebenmaß harmoniſcher Geſinnung und einiger Gegenſeitigkeit der beiden Dioskuren vollbracht werden. — Wie ſchnell die Griechen auch alles unmittelbar für den Staat ausbeuteten, wie ſtreng und kalt ſie uns oft auch erſcheinen, indem ſie den Einzelnen faſt nur dem Allgemeinen verpflichten, in der Periode des akademiſchen Umgangs, zumal in dieſem Zwiegeſpräch belehrender Freundſchaft, hier iſt der Muße goldene Zeit vollauf gegeben, hier drängt keine Eile, hier unterbricht kein Zweck, hier quält kein Dienſt, hier führen die Horen den Tanz einiger Weltjugend auf, hier haucht eine pflegende Wärme uns entgegen, hier überraſcht uns eine geſetzmäßige Erziehung des Gedankens, die nach dieſer Seite einer claſſiſchen Ausbildung auf dem Wege belehrender Freundſchaft noch nie von den Späteren übertroffen, kaum erreicht worden iſt. Hier ſtört uns noch nicht die Maſſe, die zu Menſchen gemacht werden ſoll, und wo ſich dann leicht eine Abrichtungsmanier, eine Methode aufs Tempo, nach Vorſchrift und mit mechaniſchem Nachdruck einſchleicht. Hier iſt es vielmehr ein künſtleriſches und doch reinmenſchliches Walten des Lehrers, der durch Freundesarme wie Pygmalion belebt und einen ausgeſuchten Jugendſtoff zu einem Weſen ſeines Gleichen bildet, ja dieſes Gleiche in ihm ſchon vorausſetzt und den jüngern Freund

alle Herrlichkeit der Welt, alle Schönheit des Gedankens und der Form, alles Gesetz, alle Wahrheit und Werkthätigkeit des Lebens nur *finden* läßt, auf daß er eingestehe, er habe *sich selbst* gefunden.

Dieß nun erfährt Hyperion an Adamas. Dieser ist hier gleichsam Sokrates, der in Hyperion seinen Alcibiades findet, wenn auch vielleicht der letzte in mancher Hinsicht weiter von dem Urbilde abstand, welches Sokrates von ihm in sich trug, als solches bei Hyperion der Fall war. Auch steht Adamas in unserem Roman zu Hyperion in einem ähnlichen Verhältnisse wie Empedokles zu Pausanias in dem früher betrachteten Trauerspiel. Der Styl wird hier eine wahre Partitur. Die rhythmisch gegliederte Fiktion erhält durch eine von der gewöhnlichen oft ganz abweichende Wortstellung noch mehr den Ausdruck des Antiken, wie z. B. in der ungewöhnlichen des „uns" in: „auf allen Seiten, in allen Tiefen und Höhen ergreift sie im Augenblick uns." Wie Schleiermacher auch ganz ähnlich in den Monologen gern das reciproke oder reflexive „sich" stellt, wie z. B.: „umfaßte Alles mit Liebe sich;" oder auch: „er freut der schönen Stunden sich." — Und auch in der Prosa bei Novalis: „zu Ende neigte die alte Welt sich." „Des Himmels Fernen füllten mit leuchtenden Welten sich."

Es ist diese Zeit für Hyperion, den Jüngling, der erste Tagesanbruch des verwirklichten Ideals, und doch zugleich der große Moment, in dem der Jüngere den Alten mit gespannter Erwartung schaut und hört, noch in dem schönen Jünglingsvertrauen lebt, dieser habe alle Mysterien der Welt ergründet, darum müsse auch er sie noch einst ergründen können. Die Welt ist ihm jetzt zu einer immer offenen Ausstellung geworden. Himmel und Erde, Aether und Licht, Tag und Nacht, Wissenschaft und Kunst geben ihre Herrlichkeit zur Betrachtung her, ihre tiefsinnigen Werke, die der Lehrer dem staunenden Jünglinge enträthselt, in das Auge der Erhabenheit und Schönheit ihm rückt. Wie blitzt hier der Gedanke in Gedanke, wie ist hier der Eine des Andern lebendige Begeisterung, und all das klingt zusammen in den schönen Refrain: „So fand er mich;" „so fand ich ihn;" mit denen die beiden Absätze der Prosa wie zwei Stimmen eines Wettgesanges schließen. S. 11.

Welch eine Pädagogik dieß, die ſich von S. 12 ab eröffnet! Hierher kommt ihr Lehrer, hierher ihr Erzieher! Es iſt etwas Platoniſches und doch ſo ewig Natürliches, Ungekünſteltes, Menſchliches in dieſem Umgang; es iſt das Erhabenſte, das Idealiſche und doch auch wieder das Kindlichſte und Populärſte, es iſt eine Ueberlieferung der Ideen, der Kenntniſſe, der Gegenſtände, als wenn ein leichtes, heiteres Spiel durch beider Hände ginge. Wie wenn zwei Muſikgenoſſen in heiterer Luſt und doch mit ſorgſamer Gründlichkeit ein reizendes Tonſtück zuſammen ſich einſtudiren: ſo fröhlich und vertraulich dringt hier der Alte mit dem Jungen in das Verſtändniß der Welt ein, ſo regſam geben hier hiſtoriſche Erinnerungen und die höchſten Ideen, Blumen und Sybaren durch den teleſkopiſchen Spiegel ihrer Anſchauung. Kurz es iſt dieß eine Tradition des Wiſſens und des aufgeſchloſſenen Schönheitsſinnes, der Kenntniß und des Urtheils, der gegenſeitigen Erweckung und des Unterrichts im höchſten Lehrſtyl. Der Alte und der Jüngling im Bunde innigſter Freundſchaft ſind zwei Peripatetiker in der weiteſten Bedeutung des Wortes, bis auf die herrliche Fahrt, welche Adamas mit Hyperion nach den griechiſchen Inſeln ausführt. Feuriger, lebendiger iſt Griechenland nie beſchrieben worden. S. 12, 13. Was aber überhaupt den Geiſt und den Ton betrifft, in welchem dieſe ganze Partie gehalten iſt, ſo finden wir die entſprechende Pädagogik dazu, auch in dem Geiſte einer platoniſchen Darſtellungsweiſe, bei Novalis in den Lehrlingen zu Sais — wo denn die Pilgerfahrt Hyacinths nach dem Wohnſitze der Iſis zu jener Fahrt Hyperions nach den griechiſchen Inſeln das Seitenſtück bildet — nur daß bei Hardenberg nicht bloß zwei ſprechen, ſondern ein ganzer Chor von Lehrlingen nach einander ſprechend aufgeführt wird.

An dieſem Orte möchten wir uns nun zur mehrſeitigen Beurtheilung der eben betrachteten Stelle unſeres Romans eine Bemerkung allgemeiner Art erlauben. Der Religioſe, der Künſtler, der Pädagog, die ihren Gegenſtand bis in ſeine innerſte Tiefe durchdringen, und zugleich die volle Virtuoſität der Ausführung beſitzen, werden in allen Zeiten, und in der unſrigen ganz beſonders, mit einer gewiſſen ſchwärmeriſchen Willkür des Dilettanten, des Naturaliſten, des ſeichten Aufklärers zu kämpfen haben. Die letzten nämlich ſind immer auf dem Sprunge, dem Geſetze

und der geordneten Regel in einer bestimmten Institution, in einer zugemessenen Form zu entziehen, wenn sie ihr nicht bereits entzogen sind, und wissen sich namentlich dadurch eine Art Schein des Rechten zu geben, daß sie Alles auf die grenzenlose, unmittelbare Natur, wie unter andern Umständen auf den gesunden Menschenverstand, den sie auch wohl leichten Kaufs schon Vernunft nennen, zurückführen. Sie sprechen, etwa wo es sich um die gemeinsame Erhebung einer großen Gemeinschaft von Menschen zu den heiligsten Mächten der Existenz handelt, ihre gänzliche Verachtung alles Positiven aus, alles dessen, was sich darauf, der Idee nach als Kirche begründet, und dehnen diese ihre Verachtung bis auf das Gebäude aus, welches dem Kultus gewidmet worden, und wäre es im würdigsten Geschmacke des Kirchenstyls ausgeführt: sie rühmen dafür höchst lobrednerisch ihre unbedingte Selbstgenugsamkeit in religiösen Dingen und preisen die Erhabenheit des Naturtempels mit einer so sentimentalen Wärme, wie man sie ihrer sonstigen kalten Nüchternheit gar nicht zutrauen sollte. Sie verzichten aber auch überhaupt auf alle maßvolle Concentrirung der Schönheit zum Kunstwerk und wollen uns wieder die Bedeutung aller individualisirten Gestalt dadurch verkümmern, daß sie der Natur als der Mutter alles Schönen und Erhabenen so in Bausch und Bogen den Vorzug geben. Endlich aber werden sie auch immer wieder den Anlauf nehmen, daß es doch um alle Erziehung eigentlich etwas Mißliches und Mühseliges sey, vollends die Abverrung des Unterrichts in die Klause der Lehrstube oder des Lehrsaals sey etwas rein Unnatürliches, auch hier müsse der Mensch wieder auf freien Fuß gesetzt und ohne Einschränkung der Natur übergeben werden. Das Alles überträgt sich denn auch auf andere Gebiete und es ist unglaublich, was dieser wüste, gedanken- und formlose Naturalismus einer rohen Barbarei bis in unsere Tage hinein für Verwirrungen anrichtet, während die Griechen, ungeachtet ihres bis dahin noch unübertroffenen Naturſinnes, in allen den angeregten Beziehungen zugleich die künstlerische Form, das Institutive, als unentbehrlich zu schätzen wußten. Jenen dilettantenhaften und noch dazu inhaltsleeren Zumuthungen ist, ohne bedeutenden Nachtheil für die gediegenere Bildung, kein Fuß breit nachzugeben. Dennoch aber hat der Religiose, der Künstler, der Pädagog stets

auf ſeiner Hut zu ſeyn, daß er ſich auch nicht nach der andern Seite hin in die Starrheit des bloßen Geſellſchaftszuſtandes, in den Rigorismus der abgegrenzten, unbeweglichen Form feſtbannen laſſe, ſondern, indem er die Aufgabe des Geiſtes, ſich ſeine eigene, beſtimmte Welt zu gründen, vor allem feſthält, iſt doch immer zugleich der Uebergang in die unendliche Natur frei zu halten; ſo daß von dem wahrhaft Religiöſen, dem Künſtler, dem Pädagogen einmüthig eingeſtanden werden wird, daß ihre Gebiete auch durch die Natur immer wieder neu cultivirt und erweitert werden müſſen, wofür in unſerm Roman das freie, naturempfängliche, pädagogiſche Verhältniß zwiſchen Adamas und Hyperion einen ſo überzeugenden Ausdruck gibt. In der Unendlichkeitsrechnung der Idee kann oft beim Begabteſten eine Stockung und Unklarheit entſtehen, die beide durch alle Bemühungen der Kunſt und der Wiſſenſchaft unaustilgbar ſind, während ſchon das an der Natur für das Religiöſe, Künſtleriſche und Pädagogiſche überaus wohl thut, daß die Unendlichkeit hier ſo zu ſagen vor aller Augen liegt, daß hier die Unermeßlichkeit und Beweglichkeit alles Lebens unläugbar iſt, und wurde die letzte auch nur als die Möglichkeit unendlicher Bewegung eingeſehen.

Aber hier ſtehen wir bei unſerm Dichter, nach ſolchem Mitgenuß an dem Umgang zwiſchen Lehrer und Schüler, als zwiſchen Freund und Freund, auch ſchon bei der Trennung, wogegen nichts einzuwenden wäre, denn es iſt das ja der Gang des menſchlichen Lebens. Doch wir fürchten, und ſo trifft es auch zu. Hölderlin werde ſeinen Helden nun auch wieder in der Schwermuth, in dem verödenden Schmerz, daß mit dem alten Hellenismus doch alles Erquickliche dahin ſey, grenzenlos ſich ergehen laſſen. Dieß iſt der ewig kranke Zug in Hölderlin, daß er ſo oft alles Heil in ein ſelbſt wieder beſchränktes, nämlich zeitliches Jenſeits, in die Vergangenheit ſetzt, und dann in das ätheriſche Jenſeits flieht, eine Krankheit, die gar nicht ſeinem urſprünglichen Weſen gehört, ſondern erſt eine Folge iſt ſeines Schickſals, in Deutſchland im achtzehnten Jahrhundert geboren zu werden, und nicht in Griechenland zur Zeit der olympiſchen Siege; dann aber auch eine Folge ſeiner zart beſaiteten Individualität, die jeden Hauch, geſchweige denn den Sturm der ihn umgebenden

Wirklichkeit als Klage zurückgibt. Und wie nun der Lehrer seinen Schüler von sich entläßt, wie er ihm den Segen als Gebet, die Götter möchten immerdar ihn geleiten, ertheilt, so ist der nachfolgende Brief, S. 15: „wohin könnt' ich mir entfliehen" ein Hymnus, worin sich Hölderlins ganzes Naturell wieder aufs Bedeutsamste zusammenfaßt. Was hier Hyperion von sich sagt, ist das seelenkundigste Bekenntniß Hölderlins von sich selbst. Er gesteht, wenn wir nur zwischen den Zeilen noch mitzulesen verstehen, daß gerade in dem, was wir seine Schönheit nennen, der Wurm seiner Zerstörung wohnt, daß seine Stärke auch seine Schwäche ist, und daß Griechenland mit einer solchen Macht ihn hingenommen habe, daß er der übrigen Existenz nicht mehr gewachsen sey, ja daß, wenn ihm überhaupt noch etwas genügen solle, es das All seyn müsse und nimmer etwas Einzelnes. Darin aber liegt zugleich mehr, als Hölderlin eigentlich gestehen wollte. Es liegt darin, daß auch das Griechenland, wonach er Verlangen trägt, wenn er es zum Diesseits hätte, ihm auch wieder nicht genügen würde, weil eben tief in Hölderlins Wesen, im Contrast mit seiner krankhaften Sehnsucht, die gesunde Anschauung ruht, daß eigentlich alle Zeiten und alle Räume zusammengehören, daß daher der tiefere Mensch (wie unser Dichter ein solcher war), sobald er sich auf einen einzelnen Standpunkt stelle und den Versuch über sich ergehen lasse, ob dieser Standpunkt in seiner Ausschließlichkeit ihn völlig befriedige, es vielmehr mit einem absoluten Jenseits zu thun bekomme, dem kein beschränktes Diesseits die Wage hält. Wie wir auch früher schon gesehen haben, daß es Hölderlin fortwährend, ungeachtet er das Diesseits oft in der gesundesten Weise zu schätzen weiß, mit einem vielfach verschränkten Jenseits, mit sehr verschiedenen Sphären desselben zu thun hat. Jenes absolute Jenseits nun aber, entsprechend dem, was wir bei Betrachtung des Empedokles das absolute Du genannt haben, worin für den Menschen alles Ich zusammengenommen ist, dieses ist es eben, wohin der Hölderlin'sche Pantheismus, sich selber nicht genügend, eben so wenig wie die Natur ihm genügt, hin gravitirt, und welches dem Denker wie dem Dichter ebenso wie dem Christen in der Anschauung Gottes, wenn nicht schon gegeben, doch verheißen ist.

Wir sind hier bei einem Punkte angelangt, der in Hölderlins

Natur wie in ſeinen Schriften einer der ſchwierigſten iſt, wie denn dieſer Punkt überhaupt eines der tiefſinnigſten Probleme, das Verhältniß des Dieſſeits zum Jenſeits betrifft, worüber wir uns noch ausſprechen müſſen. Könnte man zwar wünſchen, es möchte dem Dichter gelungen ſeyn, auch im Hyperion ſeinen Helden über das bloße Werden der Natur und der Geſchichte zu erheben, wie es ihm in mehreren Stellen des Empedokles möglich geweſen, ſo muß man doch als Ausdruck der Sehnſucht nach Griechenland nicht bloß, ſondern nach dem All den Hyperion als eine für die Religion, die Philoſophie wie Poeſie höchſt wichtige und zugleich claſſiſche Leiſtung bezeichnen. Man muß ſich freuen, daß es ein- für allemal einem Modernen gelungen iſt, nicht etwa in einer Reihe von Formeln, nicht etwa in bloßen Reflexionen, ſondern in einer Reihe idealiſch-muſikaliſcher Geſtalten dasjenige zu objektiviren, was die Sehnſucht des edleren Menſchen eigentlich auf ſich hat, was der letzte Grund des Pantheismus, aber auch der Antrieb iſt, über den bloßen Pantheismus hinaus zu gelangen. Hier berühren wir denn auch die Stelle, welche für Hölderlin und Schiller die Urfaſer ihres beiderſeitigen Zuſammenhangs, die Urſympathie beider Seelen war. Hyperion iſt der eigentliche Roman der menſchlichen Sehnſucht, deſſen Kunſt und Geheimniß der Darſtellung eben darin beſteht, daß der Dichter, ohne ins Plaſtiſche überzugehen, aus bloßem Aether und Licht noch Geſtalten gewinnt, die zwar abſolut durchdringlich gegeneinander ſind, die in gegenſeitiger Wehmuth und Sehnſucht in einander überſcheinen und überzittern, die aber durch muſikaliſche Verhältniſſe dennoch auseinandergehalten werden, und woraus jene Harmonie der Sprache entſpringt, worin der Hyperion kaum ſeines gleichen hat, woraus aber auch auf die Länge eine Monotonie entſteht, die, weil der Wohllaut hier überall gegeben iſt, wenn man ſich nicht immer gleich geſpannt auf den Gedanken concentrirt, etwas auf die Länge hin überaus Angreifendes mit ſich führt. Dieſe wohllautende Monotonie des Hyperion iſt dem Meere vergleichbar, deſſen Wogenſchlag uns in ſeiner Erhabenheit, in ſeinem ewig gleichen Rhythmus auch Stunden lang feſſelt. Aber dieſer Rhythmus, dieſe Erhabenheit iſt überall dieſelbe, wo wir das Meer auch betrachten. Es iſt eben das reine Unendliche, welches ſich hier in ſeinem Element zwar dialektiſch

bricht, ſich in ſich ſelbſt zwar bewegt und dieß Leben auch dem Ohre rhythmiſch vernehmbar macht, aber in der Bewegung ſelbſt ſich überall gleich bleibt, als Meer überall gleich ausſieht und nur durch den Spiegel des Himmels, durch Aether, Licht und Gewölk, durch das Gethier, welches aus ihm vortaucht, durch Schiffe, welche kommen und gehen, eine Veränderung erleidet oder doch wenigſtens eine Abwechslung darbietet. So geht es uns mit dem Roman Hyperion. Die Sprache in ihm iſt überall Wohllaut, überall Rhythmus, überall Wellenſchlag der aufgeregteſten Empfindung, überall Modulation, aber in der Modulation ſtets ſich ſelbſt gleich. Dieſes Ab und Zu von Länge und Kürze, dieſe wohlklingende und nur wohlklingende Bewegung der Proſa wird uns für die Dauer ein unendliches, ein erhabenes aber nervenprickelndes Seufzermeer, deſſen ſchwankende und ſchwindelnde Spiegelungen von Aether und Licht, von Hellas und den darin auftauchenden Geſtalten, als ſchauten wir das Univerſum von der Hängematte eines Schiffes aus, durch ihre Erhabenheit und Schönheit zwar feſſeln, aber auch ſo bloß receptiv machen, daß wir zuletzt durch den Klageton der herrlichen Sprache förmlich angegriffen werden, daß uns ſelbſt Schwanken und Schwindel ergreifen. Es iſt die Seekrankheit des Aethers, welche uns auf der ſchönen Gondel des Ballons packt, auf dem wir uns befinden. Daher iſt der Hyperion ein Werk, welches man nur in gewiſſen Stimmungen, in einer vom Gewöhnlichen beengten Bedürftigkeit nach dem Idealen, zur Ausweitung der Seele, und auch dann nur mit großer Sammlung und nur in kleineren Abtheilungen leſen kann oder doch leſen ſollte. Man darf den Hyperion nicht herabwürdigen wollen zum Nützlichen oder gar zum Genuſſe im Sinne einer dürftigen oder pikanten Unterhaltung, eben ſo wenig wie man Meereswaſſer, um den gemeinen Durſt zu ſtillen, ohne Nachtheil trinken darf. Aber unterzutauchen in dieſes Element des ewigen Dieſſeits und Jenſeits, die ſich ſuchen und ſich finden, die in einander überſchlagen wie Welle der Welle folgt und eine die andere überſtürzt; aber zu baden in der Fluth dieſer Gegenſätze, um ſich von der Stumpfheit des Organs, das keine Gegenſätze mehr ſieht, zu heilen und den Reiz ſich zu erhalten, über allen Gegenſatz endlich hinausgerückt zu werden: dazu iſt der Hyperion ein Werk, welches

Wunder thun kann bei dem, der nicht überhaupt ſchon aufgegeben werden muß, da er ſich ſelbſt aufgibt, da er ſeine Seele an die Endlichkeit der Dinge verkauft hat und es nicht merkt, wie gerade ſein Behagen am bloßen Dieſſeits das gefährlichſte Siechthum, ſein Leben der Tod iſt.

Aber wir wollten, um uns auch in dieſer Beziehung über Hölderlin zu orientiren, noch etwas über das Verhältniß des Dieſſeits zum Jenſeits bemerken. Diejenigen, welche das zeitliche Dieſſeits auf Koſten des Jenſeits allein feſthalten und meinen, daß ſie dieſes in der Folgerichtigkeit eines geſunden Philoſophirens dürfen, widerſprechen dem Weſen des menſchlichen Geiſtes in jeder nur möglicher Richtung und Schlußfolge. Sie haben es auf ihrem Standpunkt ungeachtet ihres Sträubens erſt recht immer nur mit dem Endlichen und Unendlichen als Gegenſatz zu thun und meinen, indem ſie die Unendlichkeit der Zeit — obwohl ſie dieſe gar nicht ausdenken können — der Menſchheit übertragen, die ja wohl immer ſo fortdauern und ſich endlos vervollkommnen werde, wie ſie ja wohl ſchon unendlich fortgedauert habe, das Unendliche für ſich losgeworden zu ſeyn, oder es vielmehr ſchon im Endlichen zu beſitzen als ein von der künftigen Menſchheit wieder fortzuſetzendes unendlich Endliches, wie es die frühere Menſchheit ja auch bereits durchgemacht habe. Dieſe Unendlichkeit einer bloßen Zeitreihe iſt ihre Ewigkeit, und ſie nennen mit ſtolzer Hervorhebung ein ſolches Eintagsleben: Dieſſeits, indem ſie jedem andern Jenſeits, welches auch ſchon jetzt wäre, nicht zwar für ſie, wohl aber für ſich ſelbſt Hohn ſprechen. Wer aber das Ewige nur als Reihe, als Tiremtien von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, oder als bloß zeitliches Jetzt denkt, der denkt es eben gar nicht. Wie ich das wahrhaft Unendliche ſchon im Endlichen haben ſolle, iſt ſchlechterdings nicht einzuſehen, wenigſtens nie zu wiſſen, da ich zwar allenfalls das Endliche, indem es das Jetzt und das Hier für mich iſt, beſitze, immer aber das Unendliche, von dem ich ja nie wiſſen kann, was es in der Ausdehnung als räumlicher Natur und in der Dauer als geſchichtlicher Zeit auch noch bringen werde, wovon ich alſo jetzt noch gar keine Ahnung haben kann. So und nur ſo, als Wiſſen und als Nichtwiſſen, hat jeder Menſch das Endliche und Unendliche, und dieſer Gegenſatz iſt eben der nicht zu

läugnende von Dieſſeits und Jenſeits, und wer ihn läugnet dieſen Gegenſatz, wer ihn auszudenken verſichert, der macht ſich und Andern nur etwas weiß.

Wenn wir aber oben, von einem ganz andern Princip aus, von einem abſoluten Jenſeits ſprachen, eben ſo wie früher von einem abſoluten Du, ſo ſoll damit nur dieſes ausgedrückt werden, daß es dem Denken einleuchtet, daß es einen Standpunkt für das Univerſum geben müſſe — denn das Univerſum iſt — auf welchem das All der Natur eben ſo wenig räumlich in eine Unendlichkeit auseinanderflieht, als das All der Geſchichte zeitlich in einem Vielerlei von Greigniſſen oder in der unendlichen Punktualität des Nicht-Ich dem Ich gegenübertritt, ſondern wo die Gegenwart mehr iſt als bloß zeitliches Jetzt und mehr iſt als bloß räumliches Hier, wo ſie daher mehr iſt als bloß mittleres Moment von Vergangenheit und Zukunft und mehr iſt als bloß relatives Moment von Da und von Dort, das heißt: wo ſie abſolut iſt, wo Ausdehnung und Dauer als Außereinander und Nacheinander, als Raum und als Zeit gar keine Anwendung mehr finden, und dieſe ausdehnungs- und dauerloſe, abſolute Gegenwart allein erſt iſt: Ewigkeit. Wenn wir nun aber dieſen Standpunkt für den jetzigen Menſchen in Bezug auf die Unſterblichkeit abſolutes Jenſeits und in Bezug auf Gott abſolutes Du nennen: ſo könnten beide Bezeichnungen einen Widerſpruch für den Verſtand zu enthalten ſcheinen. Denn Jenſeits kann doch nicht abſolut ſeyn, da es das Dieſſeits vorausſetzt und ſich auf daſſelbe bezieht, und Du kann doch auch nicht abſolut ſeyn, da es das Ich vorausſetzt, und ſich ebenfalls auf daſſelbe bezieht. Auch hat der Verſtand ganz Recht, dieſen Widerſpruch zu urgiren. Er iſt wirklich vorhanden, wenn man dieſe Begriffe ſo und nicht anders faßt. Wir aber wollen mit jenem Abſoluten des Jenſeits und des Du vielmehr ſagen, daß beide einen Standpunkt bezeichnen, den der Menſch in ſeiner dermaligen Beſchaffenheit nie permanent einnimmt, ſondern immer nur mehr momentan, in der Andacht, in der Anſchauung des Kunſtwerkes, in dem Erkennen der Wahrheit. So daß ſogar ſein geprieſenes, ſogenanntes Dieſſeits der ganzen Durchdringung nach von demjenigen, der es ununterbrochen durchdringt (der dem Menſchen eben Du κατ' ἐξοχήν iſt), in ſich aufgenommen, und damit für

den Menſchen ſelbſt wieder als Jenſeits geſetzt iſt, ein Standpunkt, der freilich ſeinerſeits ſelbſt oder vielmehr an ſich weder Dieſſeits noch Jenſeits, weder Ich noch auch Du, ſondern Ewigkeit und Gott iſt. Daß ſo betrachtet, aber auch nur ſo, das ganze Dieſſeits des Menſchen ſeinem eigentlichen Urſprunge und Weſen nach Jenſeits, nämlich abſolutes iſt, geht ſchon daraus hervor, daß Jetzt und Hier zeitlich und räumlich gar nicht feſtzuhalten ſind. Damit aber bleibt ganz und gar unangefochten, daß man, wie wir es ja oben ausdrücklich der Religion, der Kunſt, der Wiſſenſchaft zugeſprochen haben, auch in der Zeit ſchon des Ewigen inne werden könne, daß dieß innen, im Geiſte auch des Menſchen der Gegenſatz von Dieſſeits und Jenſeits getilgt iſt, aber der Erſcheinung, der natürlichen und geſchichtlichen Exiſtenz des Menſchen nach iſt er ſo wenig getilgt, daß er vielmehr erſt recht in ſeiner Spannung beſteht, und wer dieſe Spannung nicht erkennt, der hat weder einen philoſophiſchen Blick für die Natur noch ein ſolches Organ für die Geſchichte, und am wenigſten hat er eine Ahnung vom Univerſum. So daß alſo noch lange nicht Grund vorhanden iſt, das Jenſeits zu läugnen, um das Dieſſeits für den empiriſchen, bloß reflektirenden oder gar nur vegetirenden Menſchen in aller Einſeitigkeit feſtzuhalten. Man wird ſich auch leicht davon überzeugen können, daß überall wo ein ſolcher Rigorismus des Dieſſeits hervortritt, ein großer Mangel an Gemüth (von dem man doch nicht überſehen darf, daß es ebenfalls zur Vollſtändigung des Menſchen gehört, und alſo in Fragen wie die unſerige mit von Gewicht iſt), wie eine große Schwäche im ſpekulativen Denken, vor allem aber eine gänzliche Unfähigkeit für das Intuitive wahrgenommen werden kann.

Nun war aber gerade Hölderlin ein Menſch, der in den drei zuletzt hervorgehobenen Beziehungen, durch Gemüth, Spekulativ- und Intuitivſinn, noch außer ſeinen dichteriſchen Anlagen ſchon von Natur ſich auszeichnete, daher er ſich auch gewiß früh ſchon vielfach von gewöhnlichen Naturen auf ſich ſelbſt zurückgeworfen, und durch ihre Nüchternheit erkältet ſah. Ich ſage abſichtlich: von Natur ſchon wäre er in jenen Richtungen ſehr überlegen geweſen, denn die ſpätere Art, wie er dieſe Natur nun auch ausbildete, wie er von der Welt ſich auf ſich ſelbſt,

von der Gegenwart in die Vergangenheit des Griechenlebens zurückstoßen ließ, wurde vollends gefährlich für ihn. Und wenn er auch durch die große Vereinseitigung, dem Jenseits von Hellas zuzufliehen in den Stand gesetzt wurde, das Herrliche hervorzubringen, was er eben hervorgebracht hat, so sollte doch er selbst, wie diesen Geistesproceß der Roman Hyperion bereits darlegt, auf solchem Wege sich in's idealische Leere rettungslos verflüchtigen. Dieß ist sein tragisches Schicksal, dem wir hier eine besondere Betrachtung zu gewähren haben, um das Weitere im Verlaufe des Hyperion in seiner Vortrefflichkeit zu würdigen, aber auch in seiner furchtbaren Gewalt, die es über den herrlichen Dichter ausübt, uns deutlich zu machen.

Ja, es ist wahr, was Hölderlin selbst einmal ahnt, sein Liebstes, sein Alles, sein Hellas, zumal bei der Darstellung, welche dieses Griechenland im Hyperion findet, ist ihm zur Uebermacht geworden, es hat ihm zum Tode des Geistes verholfen. Denn hatten wir früher beim Trauerspiel Empedokles, in dem unser Dichter das schöne Maß der Griechen zur Ausübung brachte, es besonders gerühmt, daß er die seiner Natur eigenthümliche Centrifugalkraft, dieß excentrische Streben in den grenzenlosen Aether, in's All, durch sein Bedürfniß der Schönheit, durch sein Verlangen nach Gestaltung gebrochen habe, daß er dadurch aus dem Leeren zum Erfüllten, aus der Sehnsucht zur Befriedigung, aus dem Unendlichen in die schöne, feste Beschlossenheit der Individualität gelangt sey, so gibt er der Richtung in's All, dem unplastischen Pantheismus im Hyperion, mit dem er doch ganz besonders eine Wiederbringung Griechenlands andeutete, immer mehr Spielraum. Mit der Trennung von Adamas beginnt dieß, mit der Trennung von Alabanda hat es schon mehr Gewalt über ihn, mit dem Tode jedoch von Diotimen durchbricht es alle Schleusen, und seine schöne Individualität verklingt hier mit Hyperion wie ein Ton, verflüchtigt sich in den Aether, da ohnehin auch alle die andern Charaktere des Romans bloße Klangfiguren und Lichtgestalten, bloße Aethervibrationen sind, die ihm fürs Leben keinen Halt gewähren konnten, so daß daher alles und jedes in die ganz unbestimmte Unendlichkeit der Welt aufgeht. Denn da das alte Griechenland nicht mehr existirt, und die Natur, wie er selbst eingesehen hat, vom Individuum nicht

umfaßbar iſt, wie hat Hölderlin wohl noch die Welt? Er hat ſie wirklich nur noch als Aether und als Licht, und ſo erſt recht wieder unſicher, ſo erſt recht wieder völlig excentriſch. Aether und Licht ſind die feinen Spinnengewebe, ſind die ſubtilſten aller Liebesſeile, welche der kühne Dichter über die Unendlichkeit ausſpannt, und ſich — wir zittern für ihn — daran anklammert, um an ihnen blindlings über und unter dem doppelten Abgrund dieſer ſeiner Weltanſchauung ſich loszulaſſen, und ach, im Gegenſatz zum Empedokles himmelan ſtrebend, dennoch wie er hinunterzutaumeln in ſein eigenes Ich, ſtatt in das Feuergrab des Vulkans, und daher ſpäter verwirrt nach ſolchem Fall nur noch fortzuvegetiren. Es hatte den kühnen Schiffer auf dem Wege nach der neuen Welt des Univerſums, zu der er eine ganz neue Durchfahrt gefunden, unter dem himmliſchen Aequator, indem er die Linie des Unendlichen paſſirt, der Sonnenſtich des Urlichtes mitten im Aether getroffen. — So ſind denn auch Aether und Licht allerdings die conſequenten Attribute des Hölderlinſchen Pantheismus, in dieſer Hinſicht ganz entſprechend der Ausdehnung und dem Denken des Spinoza, indem die Ausdehnung im Sinne Hölderlins als Expanſion des Aethers, das Denken aber vorzugsweiſe als das Klarwerden des Geiſtes, ja als die Verklärung der ſchweren, dichten und finſtern Materie ſelbſt vorgeſtellt werden kann. Da er in dieſem Pantheismus jedoch keineswegs an der Subſtanz feſthält, da ſein Pantheismus im Gegentheil den Dualismus ſchon im Princip hat, nämlich als Aether und als Licht, da Hölderlin in ſeinem glühenden Verlangen, die Welt zu umfaſſen, den Unterſchied mitſetzt, einmal nämlich den Unterſchied von ſich und der Welt, ſodann aber auch den Unterſchied von Gott und der Welt, und da er dennoch im Hyperion über ſeinen griechiſchen Anfang, über ſein Zweigötterſyſtem, über Aether und Licht nicht hinauskommt, ſo iſt dieſe unreale Idealität, dieſes Jenſeits einer ganz unbeſtimmten Sehnſucht, die das Ewige nicht bleibend, als abſolute Gegenwart erkennt, ſein Grab, und zwar das Grab ſeiner Vernunft. Was daher im Empedokles Vollendung der irdiſchen Laufbahn des Helden iſt, das iſt im Hyperion Lebensſattheit deſſelben und zuletzt Geiſtesſtörung des Verfaſſers; was in jenem freiwillige Opfer, einmal weil er fertig mit dem Leben geworden iſt, ſodann weil er

gegen die Götter, ja gegen Gott gefrevelt hat, das iſt in dieſem beſchaulichen, obwohl ſehnſüchtiges Abwarten des Endes, Klageruf an die Luft, paſſives Sichergeben auf Hoffnung an die alles bergende Natur: wie jener ein Mann bleibt bis zum letzten Augenblicke, und die letzte Wanderung unternimmt, da er weiß, daß er ein Gott unter die Götter geht, daß ſein Leib zum Leibe der realen Welt ſich erweitert, ungeachtet aller Feindſchaft doch in Freundſchaft die Elemente des Univerſums anzieht; ſo ſieht dieſer mit ſchmerztrunkener Genugthuung, wie alles Feſte an dem Feuchten, an der Thräne der allgemeinen Vergänglichkeit, vollends an der Luft weich wird, wie ſelbſt der ſtarke Granit am zehrenden Aether verwittert, ja Hyperion verwandelt in idealer Schwindſucht ſeinen eigenen Geiſt im flüchtigen Aether, und läßt ihn in einem ſeltſamen Raffinement ſeines hohen Idealismus — der Verſchwender des Edelſten, was es gibt — langſam und um ſo thatloſer, damit Aether zum Aether komme, verſiegen, und dennoch rechnet er am Ende des Romans auf Erhaltung des geiſtig Individuellen auch bei Diotimen und bei ſich. Dieſe Thatloſigkeit, dieſes träumeriſche Verſinken in den Schmerz über den Tod Griechenlands, über die Fortdauer einer barbariſchen Menſchenwelt, dieſe Verzweiflung über den Tod Diotimens, dieſe Reſignation, die auf gut Glück an den Aether appellirt, ſind die Mächte, welche aus der Uebermacht Griechenlands Hölderlin ſelbſt, dem ſonſt ſo ſchuldloſen und reinen, erinnyenhaft erwachſen, und ſo über ihn hinauswuchern, daß ſie ihn von Sinnen bringen. Wie ſtark ſein Geiſt war, obwohl er ſich Hellas gegenüber mit Hyperion die rechte Stärke nie zutraute, das erſieht man auch daraus, daß er ungeachtet dieſer abſichtlichen Öffnung aller Seelenadern, um am Geiſt zu verbluten, doch ſo lange ſich noch hält, und gerade während ſo langſamer Verblutung noch das Vortrefflichſte und ſogar eine plaſtiſche Schöpfung, den Empedokles, hervorbringt. Der Dichter gemahnt uns in ſeiner germaniſchen Natur an das nördliche Klima, wo auch, nachdem die Sonne ſchon wieder rückgängig geworden, mit dem Beginne des Sommers die ſchönſten Tage erſt kommen. Während er, wie ſein Hyperion, ſchon in der Scheideſtunde von Adamas die Unheilbarkeit ſeiner Schwermuth empfängt, und ſie auf alle ſpäteren Verwundungen, ſogar auf Diotimen überträgt, während er mit

ſchnellen Schritten dem Herbſte ſeines Geiſtes ſich nahert, empfangen wir in der ferneren Bearbeitung des Hyperion und ſonſt noch die ſchönſten Schöpfungen ſeiner Poeſie: empfangen wir was Einzelnes betrifft, den heißen, ſommerlichen Bund der Freundſchaft mit Alabanda, ein Bund, welcher es auf keine geringere Ernte abgeſehen hat, als die der griechiſchen Freiheit; empfangen wir die ſommerlichen Gluthen ſeiner Liebe zu Diotimen, einer Liebe, deren Sonnenfeuer ſchon am Anfange etwas Verwüſtendes hätte, wenn es nicht durch das mild beſonnene, prieſterliche Weib behütet würde, wenn ſolche Liebe nicht ihre himmliſche Beruhigung erhielte durch dieſe klare Fülle großer Ideen, die, zahllos wie die Sterne über ihnen, in ihren Geſprächen auf- und niedergehen, und aufs Neue Griechenland verherrlichen; endlich aber empfangen wir ſogar noch den ſchönſten Werktag dieſes Dichterlebens, ein Lodtenfeſt zugleich, oder vielmehr wir empfangen die reifſte Frucht ſeines griechiſchen Sommers, den Empedokles, worauf aber nun auch der durch den Hyperion mit in den Untergang Geriſſene dieſem um ſo unaufhaltſamer entgegeneilt. Was dabei jedoch nie vergeſſen werden darf, iſt dieſes. Daſſelbe, was an dem Hyperion für das Kunſtwerk zu tadeln iſt, und worin er hinter dem Empedokles um vieles zurückſteht, nämlich die Ausdauer in der Vereinſamung, das iſt in ſittlicher und religiöſer Hinſicht an Hölderlin dem Menſchen wieder höchlich zu preiſen. Indem Hölderlin in dem tragiſchen Verlaufe ſeines Lebens wie Hyperion ausharrt, iſt er mehr als Empedokles, der nur Mann war, und als ſolcher auch den freiwilligen Tod nicht ſcheute, während Hölderlin darin, daß er ausdauert, Chriſt iſt, nur daß ſich hierin nun auch, als es noch Zeit war, das rechte Handeln hätte bewähren müſſen, denn der Chriſt iſt auf das Thun und das immer wieder erneuete Thun aus dem Glauben gewieſen, da die Wiedergeburt, aus der er lebt, nicht bloß Moment, ſondern auch ſtetiger Proceß iſt, und zwar Proceß, der ſich nach allen Seiten der Pflicht, des Geſetzes und der Liebe (nicht bloß excentriſch nach einer Seite, wie die Schwärmer und die Feinde des Chriſtenthums meinen), in die Vollendung durch die Erlöſung verläuft. In welchem Grade aber, ſelbſt bei einem ſo reich ausgeſtatteten Geiſte wie der Hölderlins, jene ganze excentriſche Richtung auf

die Länge hin verallgemeinernd, verödend wirken mußte, das werden wir später noch besonders nachweisen.

Wie nun Hyperion, nachdem er auf Scio vom Lehrer geschieden, nachdem es ihn unstet auch von hier weiter getrieben, seinen Alabanda findet, so erhalten wir hier zu jener akademischen Freundschaft, in dem oben näher angegebenen Sinne, jene zweite heroische, deren wir ebenfalls bereits früher gedachten. Wir wissen schon, wie großartig sie beginnt, wie mannhaft kühn sie sich später im Kampfe bewährt, in einem Kampfe, der aber keine Früchte bringt. Was schon von jetzt ab und zwar leise anhebend von Polemik eingeflochten und dem Hyperion in den Mund gelegt wird, was denn am Ende des Romans seine stärkste Stärke erreicht, ist aus einer so feurigen und doch in die Idealität der Vergangenheit versunkenen Natur wie die Hölderlins leicht zu begreifen. Schon hier (S. 19) erhellt es aufs Deutlichste, daß diese scharfe Anfeindung, indem die griechische Umgebung hervorgehoben wird, doch eigentlich auch bereits auf die Deutschen gemeint ist, wenn zwar allerdings mit Beziehung auf jede andere, mit sich selbst zufriedene Mittelmäßigkeit, wie denn die Deutschen am Ende auch ausdrücklich genannt werden. Was des Leidenschaftlichen, des Aufreibenden, des zu Jähen in dieser Polemik war, das hat der unglückliche Dichter später selbst erfahren und büßen müssen, und es mag dieses zugleich eine Warnung für alle Zeiten seyn, daß auch die Polemik nie aufhören sollte, Kunst zu seyn, um über das Maß und die nöthige Milde nicht hinauszuschweifen. Dennoch darf nicht übersehen werden, daß die Polemik in einer so durchaus edeln Individualität wie die Hölderlins einen tiefen und gerechten Grund haben mochte und sie hatte ihn auch wirklich; so daß die Polemik als Recht der Selbstvertheidigung im Kampfe mit der unidealen Wirklichkeit ihm beim besten Willen oft allein übrig blieb, wie denn eine gewisse Polemik sogar durch die universellste, gerechteste und zugleich versöhnlichste Weltanschauung, welche es gibt, durch das Christenthum oft sogar als heiligste Pflicht geboten wird. Was aber bei der Polemik, wie sie Hölderlin übt, vor allem berücksichtigt werden muß, ist dieses, daß sie bei ihm einigermaßen, obgleich immer doch nur schwach, dasjenige ersetzt, was ihm fehlt, nämlich die Ironie; wie denn die durch das eigene

Pathos auf das Erhabene gerichtete Seelenstimmung eben so gern auf die Polemik übergeht, wie eine durch heitere Behaglichkeit aufs Schöne gelenkte Stimmung auf die Ironie. So viel entnehmen wir schon da, wo im Hyperion diese Polemik Hölderlins zum ersten Ausbruche kommt, daß er seine Zeit so gut wie aufgab (S. 20), daß er sich auch hier nicht über den Gegensatz von Diesseits und Jenseits, von Barbarenthum und Griechenthum zu erheben vermochte.

In der Art nun, wie in vortrefflicher Durchführung des Dichters die beiden Freunde sich dem Bunde für die Befreiung ihres Vaterlandes weihen, dürfte noch besonders zu bemerken seyn, daß sich hier (S. 25) die entschiedenste tabula rasa, ein rücksichtsloser Radikalismus, jedoch immer nur als letztes Mittel, wo nichts anderes übrig bleibt, abspiegelt, so wie in den schönsten Contrast mit dieser Stelle S. 28 und 29 tritt, wo der Dichter mit den Worten: „O Regen vom Himmel" u. s. w. den versöhnenden Friedensbogen des Himmels enthüllt, der sich vor unsern Blicken in den prächtigsten Farben aufbaut, wie eine Pforte, welche in die Zukunft leitet, so daß wir durch sie in die künftigen Weltalter hineinblicken, selbst bis auf eine Zukunft der Kirche hin, wobei man, der sonstigen Eigenthümlichkeit Hölderlins wegen, zumal wenn man sein Gedicht Patmos beachtet, von dem wir gegen das Ende ausführlicher zu sprechen gedenken, an die Johanneische Kirche gemahnt werden könnte, welche bekanntlich Schelling vorausgesagt hat.

Dieses ganze kriegerisch-revolutionäre Wechselgespräch beider Freunde nicht bloß, sondern noch anderer Waffengefährten, welche unterdeß hereingetreten sind, rhythmusvoll wie ein Gesang, ist, wenn hier auch in ganz anderer Bedeutung, als wir schon einmal darauf hingedeutet haben, in Beziehung zu setzen mit jener Stelle bei Novalis, in den Lehrlingen zu Sais, wo die Lehrlinge sich in ähnlichem Geiste, rhythmisch, als sängen sie einen Wechselhymnus, über die Weisen unterhalten, die Natur zu erobern, gleichsam einen Krieg gegen deren spröde, in sich verschlossene, feindliche Selbstständigkeit zu führen, um ganz und gar Herr dieser Natur zu werden: nur mit dem Unterschiede, daß wir im Hyperion in die eigentliche Situation gleich am Anfang eingeleitet werden, während bei Novalis die Feststellung dieser Situation der Sprechenden erst nachfolgt.

So heißt es bei Hölderlin: „In demſelben Augenblicke traten etliche Fremde ins Zimmer, auffallende Geſtalten, meiſt hager und blaß, ſo viel ich im Mondlicht ſehen konnte, ruhig, aber in ihren Mienen war etwas, das in die Seele ging, wie ein Schwert, und es war, als ſtände man vor der Allwiſſenheit; man hatte gezweifelt, ob dieß die Außenſeite wäre von bedürftigen Naturen, hätte nicht hie und da der getödtete Affekt ſeine Spuren zurückgelaſſen. — — Alabanda ſprang auf wie gebogener Stahl bei ihrem Eintritt. — Wir ſuchen Dich, rief einer von ihnen. — Ihr würdet mich finden, ſagt' er lachend, wenn ich in den Mittelpunkt der Erde mich verbärge. Sie ſind meine Freunde, ſetzt' er hinzu, indeß er zu mir ſich wandte. — — Das iſt auch einer von denen, die es gerne beſſer haben möchten in der Welt, rief Alabanda nach einer Weile und wies auf mich. — Das iſt Dein Ernſt? fragt' einer mich von Dreien. — Es iſt kein Scherz, die Welt zu beſſern, ſagt' ich. — Du haſt viel mit einem Worte geſagt! rief wieder einer von ihnen. Du biſt unſer Mann! ein andrer. — Ihr denkt auch ſo? fragt' ich. — Frage, was wir thun! war die Antwort. — Und wenn ich fragte? — So würden wir Dir ſagen, daß wir da ſind, aufzuräumen auf Erden, daß wir die Steine vom Acker leſen, und die harten Erdenkloſe mit dem Karſt zerſchlagen, und Furchen graben mit dem Pflug und das Unkraut an der Wurzel faſſen, an der Wurzel es durchſchneiden, ſammt der Wurzel es ausreißen, daß es verdorre im Sonnenbrande. — Nicht daß wir ernten möchten, tief ein andrer ein; uns kömmt der Lohn zu ſpät; uns reift die Ernte nicht mehr. — Wir ſagen das nicht um unſertwillen, rief ein anderer, wir ſagen es um euertwillen! Wir betteln um das Herz des Menſchen nicht. Denn wir bedürfen ſeines Herzens, ſeines Willens nicht. Denn er iſt in keinem Falle wider uns, denn es iſt alles für uns, und die Thoren und die Klugen und die Einfältigen und die Weiſen und alle Laſter und alle Tugenden der Rohheit und der Bildung ſtehen, ohne gedungen zu ſeyn, in unſerem Dienſt und helfen blindlings mit zu unſerem Ziel — nur wünſchten wir, es hätte jemand den Genuß davon, darum ſuchen wir unter den tauſend blinden Gehülfen die heuen uns aus, um ſie zu ſehenden Gehülfen zu machen — will aber niemand wohnen, wo wir bauten, unſere Schuld

und unſer Schaden iſt es nicht. Wir thaten, was das unſere war.“ — —

Dagegen lautet die entſprechende Stelle in den Lehrlingen bei Novalis, wo es ſich darum handelt, das rechte ſtrategiſche Verfahren ausfindig zu machen, um die Natur zu erobern: „Wohl, ſagten Muthigere, laßt unſer Geſchlecht einen langſamen, wohldurchdachten Zerſtörungskrieg mit dieſer Natur führen. Mit ſchleichenden Giften müſſen wir ihr beizukommen ſuchen. Der Naturforſcher ſey ein edler Held, der ſich in den geöffneten Abgrund ſtürze, um ſeine Mitbürger zu erretten.“ (Hier hätten wir alſo auch bei Novalis den eigentlichen Empedokles, wie er nach der einen Seite vollendet, nach der andern, die letzte univerſelle Vollendung erſt anſtrebend, in den Tod geht, und wie er doch auch ſtets ſeinen Mitbürgern gelebt hatte, indem er ſie zu derſelben Höhe hinaufführen wollte, welche ihm ſelbſt zu erreichen gelungen war, ſo daß den Beſſeren unter ihnen nun auch ſein Tod zu ſtatten kommen ſollte.) „Die Künſtler haben ihr“ (der Natur) „ſchon manchen geheimen Streich beigebracht, fahrt nur ſo fort, bemächtigt euch der heimlichen Fäden, und macht ſie lüſtern nach ſich ſelbſt. Benutzt jene Zwiſte“ (divide et impera) „um ſie, wie jenen feuerſpeienden Stier, nach eurer Willkür lenken zu können. Euch unterthänig muß ſie werden. Geduld und Glauben ziemt den Menſchenkindern. Entfernte Brüder ſind zu Einem Zweck mit uns vereint; das Sternenrad wird das Spinnrad unſeres Lebens werden, und dann können wir durch unſere Sklaven ein neues Tſchinniſtan uns bauen. — Sie haben recht, ſprechen mehrere; hier oder nirgends liegt der Talisman. Am Quell der Freiheit ſitzen wir und ſpähn; er iſt der große Zauberſpiegel, in dem rein und klar die ganze Schöpfung ſich enthüllt. — — Die Andern reden irre, ſagt ein ernſter Mann zu dieſen. Erkennen ſie in der Natur nicht den treuen Abdruck ihrer ſelbſt? Sie ſelbſt verzehren ſich in wilder Gedankenloſigkeit. — — Der Lehrling hört mit Bangigkeit die ſich kreuzenden Stimmen. Es ſcheint ihm jede Recht zu haben, und eine ſonderbare Verwirrung bemächtigt ſich ſeines Gemüthes. — — Auf alles was der Menſch vornimmt, muß er ſeine ungetheilte Aufmerkſamkeit oder ſein Ich richten, ſagte endlich der Eine, und wenn er dieſes gethan hat, ſo entſtehen bald Gedanken oder

eine neue Art von Wahrnehmungen, die nichts als zarte Bewegungen eines färbenden oder klappernden Stiftes oder wunderbare Zusammenziehungen und Figurationen einer elastischen Flüssigkeit zu seyn scheinen, auf eine wunderbare Weise in ihm. — — Es ist wohl viel gewagt, sagte ein Anderer, so aus den äußerlichen Kräften und Erscheinungen der Natur sie zusammen setzen zu wollen, und sie bald für ein ungeheures Feuer, bald für einen wunderbar gestalteten Fall, bald für eine Zweiheit oder Dreiheit, oder für irgend eine andere seltsamliche Kraft auszugeben. — Laßt es gewagt seyn, sprach ein Dritter; je willkürlicher das Netz gewebt ist, das der kühne Fischer auswirft, desto glücklicher ist der Fang. Man ermuntre nur jeden, seinen Gang so weit es möglich fortzusetzen, und jeder sey willkommen, der mit einer neuen Phantasie die Dinge überspinnt. — Nur die Dichter haben es gefühlt, was die Natur den Menschen seyn kann, begann ein schöner Jüngling, und man kann auch hier von ihnen sagen, daß sich die Menschheit in ihnen in der vollkommensten Auflösung befindet, und daher jeder Eindruck durch ihre Spiegelhelle und Beweglichkeit rein in allen seinen unendlichen Veränderungen nach allen Seiten fortgepflanzt wird. — — Nach einer langen Stille hörte man „den Einen" sagen: Um die Natur zu begreifen, muß man die Natur innerlich in ihrer ganzen Folge entstehen lassen. — — Ja, sagte der Zweite, nichts ist so bemerkenswerth, als das große Zugleich in der Natur. Ueberall scheint die Natur ganz gegenwärtig. — — Unter dieser Rede hatte sich der Lehrer mit seinen Lehrlingen der Gesellschaft genähert. Die Reisenden standen auf, und begrüßten ihn ehrfurchtsvoll. Eine erfrischende Kühlung verbreitete sich aus den dunkeln Laubgängen über den Platz und die Stufen." —

Wir haben hier zum weitern Vergleichen besonders nur die verschiedenen Reden aus beiden Werken anklingen lassen, aber der sinnige Leser wird uns schon verstehen, wird sich schon in dem weiteren Zusammenhange des Verglichenen zurecht zu finden wissen. Freilich ist was die beiden hier in Erwähnung gebrachten Parallelstellen betrifft, der Unterschied nicht zu übersehen, daß die Sprechenden bei Hölderlin, wo es sich um die Befreiung Griechenlands vom Joche der Barbaren handelt, mit Ausnahme Hyperions und Alabanda's, leider Abenteurer, versprengte Glücks-

oder vielmehr Unglücksritter ſind, die wie ſie im Leben Unglück erfuhren, fürder auch Unglück bringen. Aber was das Schlimmſte iſt, ſie ſind ſogar von moraliſcher Anrüchigkeit, weßhalb ſie denn auch Hyperion ſogleich als „Betrüger“ herausſpürt, ſo daß auch ſolcher moraliſchen Verkommenheit wegen das von Hyperion ſo idealiſch, großartig und rein gefaßte politiſche Unternehmen, Griechenland zu befreien, mit dem Hinzutreten neuer Unwürdigkeiten wohl ſcheitern mußte und das alles dann die ganze Tragik unſeres Romans herbeiführt. Bei Novalis dagegen, wo es ſich in der angezogenen Stelle um die Befreiung des Geiſtes vom Joche der Natur handelt, haben wir es auch mit wirklichen Trägern und Repräſentanten des Geiſtes und ſeiner Intereſſen zu thun, mit der uneigennützigſten Begeiſterung alles Weltweſens Herr zu werden, es ſind hier die Sprechenden theils wirkliche Forſcher, theils ſolche die es werden wollen, es ſind Künſtler und Dilettanten und zwar hier nur ſolche, die mit reinſter Geſinnung bei der Sache ſich betheiligen, ſo daß dieſe Rüſtung, dieſer Feldzug gegen die Natur denn auch alle Ausſicht des Gelingens hat, und wir wiſſen in welchem Grade bereits gelungen iſt und alle Tage mehr noch gelingt.

Doch auch Hyperion und Alabanda müſſen einſtweilen von einander ſcheiden. Und ſehen wir den erſteren nach dieſem Scheiden von ſeinen Genoſſen nicht noch hoffnungsleer, noch ſchwermuthsvoller und lebensſatter auftreten als nach der Trennung vom Lehrer? Aber eine ganz neue Zeit kommt! Es iſt im zweiten Buche die Liebe, welche in Kalaurea ihn in ihr heiliges Gebiet aufnimmt. Wir haben ſchon geſehen, welches ſeltene aller weiblichen Weſen dieſe Griechin iſt, welche ihm Geliebte wird. Es iſt wieder ein tiefer, ſeelenkundiger Zug von Hölderlin, daß er eben jetzt ſeinen Helden in den Bereich der Liebe führt. Denn gerade oft dann, wenn der edlere Menſch Wunden vom Leben empfangen hat, von denen er glaubt, daß ſie nie heilen werden, wenn er das Leben eigentlich ſchon aufgegeben hat, iſt er nicht ſelten doch noch am empfänglichſten für ein geliebtes Weſen, welches ihm plötzlich die Menſchennatur in einer völlig neuen Weiſe offenbart, in einer Weiſe die er bis

dahin nicht geahnt, vielleicht nicht für möglich gehalten hat, ſo daß dieſes neue Erfahren alles Verlorene ihm wieder erſetzt und er in glücklicher Stunde wähnen kann, in dem neuen Beſitzthum das All zu umſchließen. Dieß erfahrt Hyperion an Diotimen.

Wie heruntergeſtimmt unſer Held bereits war, und doch in dieſer Stimmung ſich wieder bis zum höchſten elegiſchen Ausdruck erhebend, wie er jede Zuverſicht und Hoffnung aufs Leben bereits aufgegeben hatte, das entnehmen wir beſonders aus dem letzten Briefe des erſten Buches, wo ſein Hymnus, der ſonſt im Preiſe des Aethers und des Lichtes das All zu feiern pflegt, nun gar ſchon das Nichts zu feiern im Stande iſt, in welches er durch Schwermuth den Aether des Geiſtes wieder zu verflüchtigen weiß. Und doch ſollte ſich gerade aus dieſem Nichts der Zukunft und der Welt eine Geſtalt wie Diotime für ihn entwickeln, woran ſich denn nicht bloß Hyperion, auch Hölderlin, der doch Diotima in der Wirklichkeit ſelbſt erlebte, ein für allemal hätte orientiren und genügen laſſen ſollen, um feſtzuhalten daran, daß die Zukunft auch im erfreulichſten Sinne ſtets unberechenbar ſey, daß der immerdar ſchaffende Gott ſtets reich genug bleibe, um immer noch aus dem Nichts eine Welt, aus dem Leeren eine Geſtaltung zu gewinnen, die uns alles gewährt und uns ſelig wie er macht. Vielleicht daß durch dieſe Zurücklenkung aus ſeiner excentriſchen Bewegung, in der er nicht bloß den Roman, ſondern auch ſeine eigene Lebensreiſe fortſetzt, dem edeln Dichter wieder ein ſchöneres Loos zu Theil geworden wäre, als er es nun dennoch erleben ſollte. Wie ſehr er es werth geweſen wäre, erſehen wir auch daraus, daß ſich ſelbſt in dem hervorgehobenen Briefe, dem hohlen Nichts gegenüber, ſein Geiſt über das Wunder der Exiſtenz bewundernd ausläßt, ein Wunder, über welches viele auch in der heutigen Zeit ſo leicht wieder hinwegſehen, ohne zu bedenken was es ſagen wolle, daß aus den Urſachen keineswegs bloß körperlicher endlicher Funktionen, ſondern aus einem Zuſammentreffen im Kleinen gewiß alle Potenzen, welche im Großen das Univerſum bilden, eine Individualität, Menſch genannt, hervorkommt, welche der Welt und ihrer ſelbſt ſich bewußt iſt, welche den Gedanken des Univerſums, ja Gottes hat und von allen Creaturen, die wir kennen, allein hat. So geht auch dem Hyperion aus dem, was er im Sturm der

Verzweiflung Nichts nennt, ein Individuelles, ein Wesen noch hervor, welches vor allen andern die Schönheit der Welt in geistiger und leiblicher Weise ihm zur Anschauung bringt, ein Gebilde, welches er noch kurz vorher nicht für möglich gehalten hätte, welches er trotz aller Lebendigkeit seiner Phantasie nie hätte erfinden mögen und welches seine eigene Existenz unendlich verändert, wenn auch freilich nicht rettet.

Auch scheint ihn schon ein neuer unwiderstehlicher Lebensgeist zu erfassen, sowie er nur über die Grenze von Diotima's Sphäre tritt. Welche Lebens-Wärme und Gluth der Natur und des Geistes treibt in dieser Landschaftsschilderung!' (S. 10.) Daher erwacht denn auch sogleich wieder sein eigenthümlich pantheistischer Intuitivsinn, er bedient sich auch hier (wie wir schon früher darauf hingedeutet haben), um das große Phänomen seiner Entdeckung, sein Heiligstes zu bezeichnen, des Neutrums: „das Göttliche, das mir erschien" S. 10, und so auch: „das Einzige," „es," „das Höchste," S. 18, bis er S. 19 den Namen dafür ausspricht: „Diotima." Das Neutrum wird in dieser Partie des Romans, die meisterhaft gehalten auch in der stylistischen Durchführung ist, wirklich der reinste Ausdruck platonischer Liebe, dieses so vielsagenden und doch so gemißbrauchten Wortes. Das Geschlechtliche nämlich tritt hier bei Hölderlin völlig in den Hintergrund, so sehr wird es überboten durch das höchste und doch realste Ideal, eine Idealität, welche hier nicht bloß in Diotimen, sondern in der ganzen Umgebung bis auf die bewußtlose Natur zur Wirklichkeit kommt, und in der einfachen Sitte, in der Gewohnheit der täglichen Lebensweise, dem Umgange der harmonischen Stimmung aller Wesen, welche diese kleine Welt bilden, uns in einen Himmel versetzt, in dem nach irdischer Weise nicht mehr gefreit wird und doch die reinste Bewerbung um das schönste Kleinod dieses Kreises stattfindet. Charakteristisch und lebenswahr werden die Briefe jetzt immer kürzer. Sie werden dabei aber nicht bloß zum Hymnus im Munde dessen, der selig ist in dem gewonnenen Besitzthum, sie werden zur Unruhe der Liebesqual, zum höchsten Preise, sie erheben sich zum Psalter, daher die so bedeutsame Paraphrase S. 55 des erhabenen Psalmisten, wenn dieser singt: „Wo soll ich hingehen vor Deinem Geist? Und wo soll ich hinfliehen vor Deinem

Angesichts! Fahre ich gen Himmel, so bist Du da, bettete ich mich in die Hölle, siehe, so bist Du auch da. Nähme ich Flügel der Morgenröthe und bliebe am äußersten Meer, so würde mich doch Deine Hand daselbst führen und Deine Rechte mich halten."

Hier begegnet uns nun schon, bereits brieflich reflektirt, die eigentliche Katastrophe des Romans, welche auch wohl die im Leben des Dichters ist, der Tod Diotimens, so wunderbar und analytisch überraschend, und gibt uns aufs treueste den Seelenzustand einer solchen Liebe zu erkennen, daß der Dichter gleichsam in kühner Ellipse vergißt, wie er uns erst nach einander alle Seligkeit seines Helden und freilich auch dessen Qualen, und doch erst am Ende von dem allen das herbste, den Tod Diotimens, erzählen wolle. Diese natürliche Verwirrung ist eine der größten Schönheiten des Hyperion. Er ist im Anfange seines Glückes auch schon am Ende desselben. Aber Hyperion ist so sehr auch wieder Hölderlin selbst, daß die Schwermuth über den Tod Diotimens nicht Geduld hat, wenn die Zeit da ist, wieder durchzubrechen, sondern schon jetzt das furchtbare Faktum erzählt und daher genöthigt ist, nach eingetretener Orientirung die Erzählung noch einmal anzuknüpfen, und uns auch den Tod eines solchen Wesens später noch einmal vorzuführen. Hier, S. 55 und 56, reißt das Saitenspiel mit dem Herzen des Dichters entzwei, aber dieser Riß ist auch noch Wunde. Doch, wie gesagt, der Unglückliche kommt wieder zum Erzählen, denn — was bliebe ihm wohl sonst? — Aber auch selbst da, wo er sich wieder sammelt, wo er wieder zur Mittheilung des Herganges gelangt, brechen die Perioden der Sprache ab (S. 57), ganz wie im Werther, wo der Schmerz die höchste Stärke erreicht. „Wenn ich so, mit allen Huldigungen des Herzens, selig überwunden, vor ihr stand — wenn, wunderbar allwissend," u. s. w.

So bedarf nur einiger Vertrautheit mit Hölderlins Werken, mit dem Geiste, der ihn als Schriftsteller eigentlich in Bewegung brachte und erhielt, um sich davon zu überzeugen, daß es besonders das Individuelle und das Pantheistische waren, welche ihm mehr zu schaffen machten, als vielleicht je einem andern, welche ihm in der Weise zusetzten, daß sein ganzes Leben darin auf und zu Grunde ging. Daher eben ist Hölderlin schon als

Phänomen eine für Poeſie wie Philoſophie gleich wichtige Erſcheinung, ganz abgeſehen noch von dem großen objektiven Werthe ſeiner Produktionen. Jene Macht des Individuellen war der Dichter in ihm, der ſich in der Beſonderheit ſeines Perſönlichen, in der Eigenthümlichkeit ſeines Naturells ſtärker fühlte, als proſaiſche Naturen es je vermögen; wogegen die Macht des Pantheiſtiſchen der Philoſoph in ihm war, der bei ihm gerade pantheiſtiſch ſich äußern mußte, weil auch hier das eine Extrem durch das andere bedingt wurde, weil er in dem Grade das All umfaſſen wollte, als für die Schönheit deſſelben ſeine dichteriſche Individualität höchſt reizbar und empfänglich, für die Umfaſſung deſſelben im menſchlichen Sinne aber zu zart, zu weiblich, vielleicht auch wiſſenſchaftlich nicht feſtig genug war, abgeſehen davon, daß hier auch die ſtärkſte Menſchlichkeit nicht ausgereicht haben würde; ſo daß er ſich durch das Individuelle in eine Schranke zurückgewieſen ſah, in der weder ſein Gemüth noch ſein Verſtand auszuhalten vermochte. Aber eben weil er, ungeachtet aller Zartheit, ſo ſtark als Individuum ſich fühlte, weil er die Schönheit der Individualität überhaupt in ſeiner griechiſchen Auffaſſungsweiſe ſo lebhaft empfand, ſo war er lange ſpröde genug das Individuelle in das Allgemeine der Welt nicht verſchwimmen zu laſſen, um ſo eben die *eine* Differenz in ſeinen Pantheismus zu bringen, obwohl er es auf die Länge nicht fortzuſetzen vermochte, ſondern in den tragiſchen Pantheismus einer kranken Bewußtloſigkeit überging, aus der aber dennoch ſtets wieder und wieder ſein dichteriſcher Individualismus ſich, wenn auch in Bezug auf den vollſtändigen Sieg, ohnmächtig emporrang. Auf der andern Seite aber, *weil* er das Individuum der Vergänglichkeit unterworfen ſah, weil er die ewige Idee der Schönheit mit der Flucht der Erſcheinung im Widerſtreit bemerkte, weil er das All der Natur ſelbſt in ſtetem Wandel ſchaute, ſo mußte er ſich gedrängt fühlen, über die Natur noch hinaus, zur eigentlichen Gottheit aufzuſteigen, um dadurch die *zweite* Differenz in ſeinen Pantheismus hineinzubringen, nur daß er hier wieder ſeinem Schickſal anheim fiel, ſeinen Göttern, ſeinen Erzeugern, dem Aether und dem Lichte, von denen der Vater ihm ſein Philoſophem in das Leere verflüchtigte, die Mutter ſeine poetiſchen Gedanken ebenfalls in die unbeſtimmteſte

Unendlichkeit auseinander sprühen ließ, heilte den Zauber ihm anhaften, daß er in den Kreis der Natur gebannt blieb, ohne die Fähigkeit des Universums in Gott auch zu erkennen, mehr noch phantasiereich zu schauen, in Gott, dessen absolute Persönlichkeit zugleich das Individuelle als das Pantheistische zugleich setzt, aber auch zugleich ewig überwindet, eine Anschauung, zu welcher den edeln Dichterphilosophen sein großer Zeitgenosse Hegel hinzog, die er aber nie völlig erreichte. Kurz, wir haben es in Hölderlin mit einem Menschenphänomen zu thun, wie es sich nicht im Empedokles, sondern im Hyperion am treuesten reflektirt, mit einem Phänomen, welches sich nicht als kleines Atom in der großen Atomistik des Außereinander und Nacheinander empfand, dachte, schaute, nicht als einen Splitter in der großen Weltzersplitterung der Menschheit und Natur in philiströse Individuen, sondern welches sich selbst als All dunkel empfand, aber in dem Bemühen, dichterisch und philosophisch dieses Dunkel zu erhellen, gerade in der Kunst die ewige Bestimmung des Individuellen, die heitere, vollendete Gestalt auf der dunklen Seite der Unendlichkeit und in Gott ewig geborgen zu erkennen, sich vielmehr immer stärker in den Widerspruch verwickelte zwischen dem Endlichen und Unendlichen, wie er ihn fand, so daß er sich für immer darin verlor, als die schönste Offenbarung in der Sphäre der Gestalten, als Diotima ihm verschwand.

Aber sie selbst ahnt dieses sein Schicksal schon: „Ich fürchte für dich," sagte sie zu Hyperion, „du hältst das Schicksal dieser Zeiten schwerlich aus. Du wirst noch mancherlei versuchen, mehr — o Gott! und deine letzte Zufluchtsstätte wird ein Grab sein." — „Du wirst noch mancherlei versuchen, wirst —," das Wort erstickt der zarten Seherin auf der Lippe; ach, sie war ganz nahe daran, Hölderlins eigenes Geschick mit klaren Worten auszusprechen, und so ist es also doch Hölderlin selbst, der sich hier weissagt und darüber verstummt, als er an dasjenige rührt, als er an demjenigen rührt, was seine Zukunft ist, und was er sich eben weissagt. „Du wirst noch mancherlei versuchen." Mahnender, tragischer Ausdruck derjenigen, die (wie er selbst wenn zu thun pflegte) hier in seinem Namen das Herrlichste, was Hölderlin geschaffen hat, anspruchslos, bescheiden

bezeichnet, wie auch sonst wohl der Schriftsteller seine Werke bescheiden Versuche zu nennen beliebt. Und wie nun in unserem Roman, in dieser verhängnißvollsten aller Situationen, Hyperion wieder zum Pantheismus, zum All seine Zuflucht nimmt, S. 63, wie er es ausspricht, sie, Diotime, solle ihm „Alles" seyn, so fühlt sie sogleich den Widerspruch heraus, der darin liegt. Und so findet denn diese tiefsinnige Stelle ihre Parallele in jener des Empedokles, wo dieser Gott oder sich selbst zweimal sieht. Diotime fühlt es aufs richtigste heraus, daß demjenigen am wenigsten ein Mensch „Alles" seyn könne, welcher im Grunde kein Individuum mehr beabsichtigt, da er ja eben das All wolle, welches ihm sogar „die Menschheit" doch höchstens nur repräsentiren könne. Auch vielleicht einer tiefen religiösen Scheu folgt hier die weibliche Natur, indem sie sich so unterbricht, ungeachtet sie antik vom Dichter gedacht ist, wie ja auch sonst wohl die Religion es einschärft, man solle sich nicht den Creaturen ergeben. Und doch folgt wiederum auch Hölderlin in jener Aeußerung Hyperions und Diotimens in Betreff der „Menschheit" dem tiefsten Zuge seiner eigenen höheren Natur, und zwar einem richtigen, nämlich der Einsicht, daß das Individuum, wenn es, wie wir oben schon darauf hingedeutet haben, nur den wahrhaften Standpunkt einnimmt, zugleich mehr sey als Individuum, wie denn an allem bloß Individuellen etwas empfunden oder überhaupt erfahren wird, was den Geist völlig unbefriedigt läßt, denn das Individuum als solches, als bloß dieses oder jenes, unterliegt immer der Endlichkeit und demjenigen, was seine eigene Specialität ist, daher die so viel sagende Benennung, die Christus sich selbst im neuen Testamente gibt, sogar da, wo er auch seine menschliche Seite hervorhebt, indem er sich schlechthin als des Menschen Sohn, nicht als dieses oder jenes bestimmten Menschen Sohn bezeichnet, weßhalb denn auch eben, um das Tiefste seines Wesens zu erfassen, nie bloß bei Jesus von Nazareth stehen geblieben werden darf, sondern auf dasjenige eingegangen werden muß, was mit dem Namen Christus ausgedrückt wird. Wie nun in der Darstellung Hölderlins Diotima wirklich dem Hyperion die Menschheit selbst vertritt, so wie diese ihm wieder das All repräsentirt, so kann freilich Diotima, auserkoren zu einer solchen Vertretung

ihrer Gattung, also auch der Intelligenz des Erdplaneten und mittelbar des Universums nach einer solchen Offenbarung des Ewigen in einer einzelnen Menschengestalt, die in dieser Vollendung der des Empedokles entspricht, nicht länger leben, sie, die Sterbliche, muß sterben, und muß jetzt schon sterben wollen, wie sie in ihrer Bescheidenheit denn auch zurückbebt vor dem, was ihr Hyperion beilegt. Und wir wissen bereits, Diotima stirbt auch. Die nun folgende Apotheose ihres Wesens (S. 63) ist von unendlicher Schönheit. Der so weit verbreitete Zweifel an der willkürlichen Darstellbarkeit des Idealen kann am besten durch solche Leistungen, wie die hier angeführten, widerlegt werden.

Wir können uns nun in dem weiteren Verfolge der Einzelheiten des Hyperion mehrfach einer prägnanteren Zusammenfassung befleißigen, da wir von jetzt ab die eigentlich leitenden, den Knoten schürzenden Fäden bereits alle verfolgt und gedeutet, da wir eigentlich nur noch zurückzuholen haben, wie ja der Dichter selbst, nachdem er Diotimens Tod schon erwähnt hat, in der Erzählung auch wieder zurückgreift.

Die im Folgenden eintretende Fahrt nach Athen dieser auserlesenen Gruppe seltenster Menschen, welche unter einander das reinste Patriarchat der spätesten Nachkommenschaft Griechenlands bilden, und dennoch die classische Zeit ihrer herrlichen Vorfahren noch vollständig in sich erhalten haben, reflektirt uns hier noch einmal die früher erwähnte Fahrt des ein werdenden Jünglings an der Hand seines Lehrers in die griechischen Inseln und reflektirt sie uns jetzt in der üppigsten Reife des Geistes. Hier in diesen Gesprächen, in dieser lebendigen Gedächtnißfeier Griechenlands, in dieser Anschauung des noch übrig gebliebenen Hellas, da wo einst alle Strömungen seiner Cultur sich vereinigten, in diesem dithyrambischen Enthusiasmus, der den Hyperion vor seiner ihn begleitenden Muse Diotima, im Angesichte des Piräus, der Trümmer des Athenentempels ergreift, hier wird uns nicht bloß dieser oder jener Ueberrest einer Antiquität muthmaßlich nahe gebracht durch die mühsamen Ausgrabungen gelehrter Sprachwissenschaft, durch einen grünlichen Alterthumskenner, hier stehen vielmehr die Geister auf aus lebendigen Gräbern, mit ihnen die Gestalten, die wohlbekannten Menschen, die schönen

Leiber, die Helden und die Weiſen, die Dichter und die Künſtler, die Geſetzgeber und die Purger, die Frauen und die Kinder, ſogar die ſchönen Gegenſtände ihres ſachlichen Beſitzes: die Leier klingt, die Rhapſode trägt vor, das Theater füllt ſich, der Dialog, die Bewegung des Mimen, Poet und Schauſpieler reißen uns fort in das furchtbarſte Pathos hinunter, wir zagen nicht bloß um den Helden und ſein eigenes Geſchick, wir zagen um uns ſelbſt, denn wir ſinken uns ſelbſt dem Schickſal der Nemeſis unrettbar verfallen, der Chor tritt ſchon auf und richtet über uns, wir ſind verloren, wir ſind der Strafe überliefert; ſo weiß der Tragöde uns zu lenken, und dieſer Tragöde iſt kein anderer als Hyperion, als Hölderlin ſelbſt. Kurz, hier athmen wir griechiſches Leben, hier erleben wir das Aeußerſte, aber wir erleben hier auch die geſunde Mitte menſchlicher Exiſtenz, hier erleben wir die griechiſche Erziehung, hier beweiſt es der junge Timiote, welche Studien in der Pädagogik er unter Adamas gemacht hat. Aber mehr als das! Hier bindet der ganze atheniſche Staat vor uns auf, hier begehen wir eine Theſeus-Feier, die ihre feſtlichen Lichter durch die Reihe der Jahrhunderte bis in unſere Tage hineinwirft und — eine leuchtende Allegorie — ſogar die Gegenwart ſkandaliſirt (S. 73): hier blüht die Kunſt in lebendigen Inſtitutionen bis zu ihrem höchſten Gipfel auf, hier erfahren wir im Umgange was Schönheit und weiſe Klugheit zugleich, was wohl berechnetes Maß und was dennoch in all' der ſchönen Beſchränkung die vollſte Energie iſt. Wie man heut zu Tage wohl von einem genialen Künſtler auf den Brettern ſagt, er gebe den Faust, den Don Juan wie dieſe einſt litten und lebten, ſo gibt Hyperion die Athener hier vor den über die Griechen erſtaunenden Griechen, und dennoch gibt er ſie treuer als jener, er gibt ſie uns nicht als Schauſpieler, er gibt ſie uns als Menſch. Wir dienen uns nicht bloß griechiſcher Empfindung, griechiſcher Sprache, wir haben dieſe Empfindung als unſer unmittelbares Leben und ſprechen dieſe Sprache, als käme ſie von unſerer Mutter. Alles in unſerem Roman nur hingeworfen, nur ſkizzirt, nur angetuſcht, wie mit der Feder hingehaucht, aber dieſe Federzüge, dieſe feinſten Bleiſtiftlinien anmuthiger Handzeichnung geben uns nicht bloß Poeſie, ſie geben uns glühendes Leben und handelnde Menſchen.

Und geht deshalb etwa die Philosophie leer aus? Keineswegs. Auch das ist die vorzugsweise Sympathie zwischen den Germanen und den Griechen, daß beide in der Dichtkunst und in der Philosophie einander noch jetzt begegnen, einander noch jetzt die Hand reichen: denn was die Griechen hinterlassen haben, es lebt ja fort, und lebt besonders unter den Deutschen fort. Hier war nun Hölderlin recht eigentlich auf seinem Gebiet. Wie er das All auch in dieser Griechenfeier der lebendigen Wirklichkeiten, in Mitte der lieben Freunde nicht vergißt, so vergißt er auch die Philosophie nicht, denn — das Eine in sich unterschiedene, ἓν διαφερον ἑαυτῳ, das ist hier der Ausgangs- und Endpunkt, das ist ja auch zugleich Religion, Kunst und Philosophie in Einem, und zwar zugleich alle Drei in ihrem Wesen und in ihrer Form.

Hölderlins Natur wurzelte tief in dem Bedürfniß der Ineinsbildung der Form und des Inhalts und strebte aus dieser Wurzel durch Aether und Licht hinauf zur Anschauung der Welt als eines Ganzen, wenn er auch, wie wir wissen, diese Anschauung nie völlig erreichte. Dieß Streben aber schon ist seine tiefe Verwandtschaft auf der einen Seite mit Schiller und Goethe, auf der andern mit Schelling und Hegel. Wie man nach einem innern Maß mit Sicherheit auf einen Weltkörper schließen kann, der auch früher oder später entdeckt wird, welcher das nothwendige dritte Glied zwischen zwei bereits bekannten ist, so ist Hölderlin — wir deuten wiederholt darauf hin — nach der Seite der Philosophie der ergänzende Genius zwischen Schelling und Hegel, nach der der Poesie zwischen Schiller und Goethe, so daß Hölderlin ebenso das Absolute zwischen der Schellingschen Anschauung und dem Hegelschen Begriff in dichterischer Gestaltung uns darstellt, wie er jenes „Spiel" in den Schillerschen Briefen über ästhetische Erziehung und die heitere Befriedigung und antike Gediegenheit Goethes als Sehnsucht nach Griechenland und als ein Zugrundegehen an dieser Sehnsucht uns vor Augen bringt. Der ganze Hyperion ist unerschöpflich an Ideen, welche auf die Einzigkeit und Zusammengehörigkeit der genannten Geister hinweisen, zumal da, wo es sich darum handelt, aus der Unendlichkeit eine Offenbarung zu gewinnen, welche in einer bestimmten vollendeten Gestalt zur Erscheinung kommt, so daß in dieser

Geſtalt alle Kräfte, alle Potenzen, welche die Welt in ihren Unendlichkeit wirken, zuſammengeben, und während ſie es nur zum Endlichen zu bringen ſcheinen, dennoch in ſolcher ſcheinbaren Endlichkeit das Unendliche ſogar zum Daſeyn verklären. Dieſer Gipfel der Offenbarung, Blüthe und Frucht zugleich, iſt unter andern auch die Schönheit wie ſie im Kunſtwerke geſchaut wird, während die Natur zu dieſem Proceß überall nur anſetzt. Dieß iſt denn auch der eigentliche Begriff des Claſſiſchen, mit dem wir in der Kunſt eine ſolche Ineinsbildung aller Verſchiedenen zur Einheit zu bezeichnen pflegen.

Was nun aber weiter das oben Berührte betrifft, ſo finden wir im Hyperion, S. 75, den eigentlichen Herd der alten Schellingſchen Philoſophie, ja wir finden, S. 77, den Anfang ſogar zur neuen. Weil namentlich zwiſchen Hölderlin und Schelling ſchon in früheſter Zeit viele Ideen hin und her gegangen ſind, die ſpäter ihre reichen Früchte gebracht haben, und weil beide Naturen eben aus derſelben Wurzel ſtammen, ſo können wir nicht umhin, beſonders über den jetzigen Schelling hier Einiges zu ſagen, da es keinem Zweifel unterliegt, daß nicht leicht jemand in der neueſten Zeit parteiiſcher beurtheilt worden iſt als gerade Schelling. Und doch wer es nicht, mag er über Einzelnes auch noch ſo abweichend denken, aus der ganzen deutſchen Bildung und Natur heraus entnommen hat, daß mit der Individualität Schellings eine Einzigkeit und Nothwendigkeit zugleich ausgeſprochen iſt, daß Schelling einen Standpunkt vertritt, der weder für die Wiſſenſchaft und die Kunſt entbehrt werden kann, wo es auf die Betrachtung und den Abſchluß ankommt, noch am wenigſten für die Religion, wenn man nicht in der ewigen Schwebe oder Verneinung vieler Modernen zu bleiben gedenkt; wer dieſes noch nicht eingeſehen hat, der hat die deutſche Natur, ihre Bildung und ihren Beruf für die Zukunft jedenfalls nur höchſt einſeitig gefaßt. Wir werden uns im Folgenden über Schelling zum Theil in derſelben Weiſe ausſprechen, in der wir uns ſchon früher einmal über ihn ausgelaſſen haben, obwohl wir allerdings auch manchen neuen Geſichtspunkt hier hinzubringen.

Die meiſten derjenigen Probleme, welche in neueſter Zeit in Betreff Schellings geltend gemacht worden ſind, zeigen uns die

Gegenſtände, nach denen gefragt wird, in einer ſo ephemeren Verkürzung, daß ſie jenem Philoſophen gegenüber ſo gut wie verſchwinden dürften. Man ſollte nicht fragen wie man doch bis zum Kindiſchen oft gefragt hat, ob Schelling liberal oder illiberal ſey, man ſollte vielmehr fragen, ob Schelling ſich noch eben ſo großartig und ſchöpferiſch zu den Ideen verhalte wie er ſich früher zu ihnen verhalten hat, ob ſein jetziges Syſtem eine eben ſo freie Weltanſicht noch zulaſſe, als ſie ſich in ſeinen früheren Darſtellungen überall ausſpricht. Die wahrhafte, die unendliche Freiheit der Politik und Theologie folgt ſo entſchieden aus dem Weſen der Idee, daß derjenige welcher dieſes erkannt hat, ſchwerlich immer ſchon zufrieden ſeyn dürfte mit dem was die kühnſten Tagespolitiker und theologiſchen Lichtfreunde häufig für Freiheit bereits ausgeben, mit dem ſie ſich ſchon begnügen, und zwar deßhalb dürfte er es nicht, weil ſolche Weisheit in der Regel nur oben abgeſchöpft und weil ſolche Freiheit, noch ehe der Tag zu Ende gegangen iſt, oft ſchon wieder tückiſch zurückſchlägt in die Deſpotie ſubjektivſter Einfälle, willkürlichſter Anwandlungen. Wie man dieſe oder jene Religion ablehnen kann aus Religion, ſo muß man einen halben Liberalismus verachten aus Liberalität. Man muß, der Idee conſequent, den Staat und die Kirche, da beide nur in der unendlichen Freiheit aber auch Geſetzeserfüllung eines jeden Individuums ihre Wirklichkeit haben, ſo auch durch die Wiſſenſchaft befreien, daß jede Feſſel, auch jede mögliche der Repräſentativform fernerhin unmöglich werde, und vielmehr in Wiſſenſchaft und Kunſt, in Recht und Sitte, in Leben und Religion jegliche Eigenthümlichkeit eines ideellen Gehaltes zwar ihren vollſtändigen Spielraum finde, aber auch von früh auf durch die politiſche und kirchliche Erziehung auf das Geſetz und ſeine Erfüllung hingewieſen werde.

Schelling nun iſt das eigentliche Genie des philoſophiſchen Zuſammenſchauens. Daher auch ſchon von vorn herein die Art der Auffaſſung ſich bei ihm als Anſchauung zu erkennen gab, nicht aber als Anſchauung von dieſem und von jenem, ſondern als Anſchauung zumal, als Anſchauung des Univerſums. Aus dieſem Intuitivſinn, an den ſo viele Moderne auch nicht entfernt hinanreichen, von weiteſter Umfaſſung entſprang

Univ.-Bibl.

denn auch das Künſtleriſche bei Schelling, ſowie ſein nachhaltiger, umgeſtaltender Einfluß auf die Kunſt. Ohne Schelling würden wir in Deutſchland noch um vieles weniger Verlangen haben nach Werken der Wiſſenſchaft, welche Kunſtwerke zugleich und viele unſerer Denker und Dichter würden noch vielfach taſten nach einer deutſchen Form für die Urſprünglichkeit des Gedankens. Man denke nur keineswegs bloß an die Romantiker. Selbſt Goethe, obwohl ganz und gar ſelbſtſtändig und ſchon von Natur wunderbar leicht und klar ganz dieſer Stelle der Ineinsbildung von Form und Idee entſprungen, würde ohne Schelling, ohne die Naturphiloſophie in ſpäteren Jahren noch weiß wie viele Studien mehr haben machen müſſen, wenn ihm nicht die kühnen Seherblicke und Behauptungen der Naturphiloſophie vorgearbeitet und ſo den herrlichen Lehrbrief der Lehrjahre vervollſtändigt hätten. Und wie mußte gerade er dieſe Orakelſprüche eines ganz neuen Naturcultus zu würdigen wiſſen — obwohl er ſich der Philoſophie nie vorherrſchend hat widmen mögen — da er ſelbſt eine ſo fruchtbare Beziehung und Liebe zur Natur in ſich hegte. Hätte aber Schiller Muße und längeres Leben gehabt, um auch Schelling noch völlig in ſich aufzunehmen wie er Kant ſtudirt hatte, wie würde er jener Identität der Idealen und Realen entgegengejauchzt haben und froh und gewiß geworden ſeyn ſolches Sieges über das Ding an ſich, über das ſpröde Material, über den oft ſo widerſpenſtig gegen den Schönheitsſinn reagirenden Stoff. Schiller hätte vielleicht das Jenſeits ſeiner Ideale ohne Wagniß erobert, und die Elegie über die entſchwundenen Götter Griechenlands hätte ſich in einen Hymnus auf die Unvergänglichkeit der ſeligen Götter verwandelt. Denn welche in der Idee gegründete Schönheit wäre vergänglich?

Was aber Schelling und Hegel betrifft, ſo ſtehen ſie in einem ſo tief innigen Wechſelverhältniß zu einander, daß ſie die entgegengeſetzteſten zu ſeyn ſcheinen, weil ſie dieſelben, ja derſelbe eigentlich ſind; ſo daß ſie ſich ſelbſt perſönlich und auch ſyſtematiſch zu einander verhalten nach dem Geſetz der ideellen Polarität, indem ſie ſich nach zwei äußerſten Punkten hin völlig abſtoßen, weil ſie im mittleren durchaus identiſch ſind. Es iſt daher eben ſo irrig und fruchtlos — wenn man ſich anders auf

das Weſen aller Philoſophie verſteht — den einen jener Denker auf Koſten des andern zu erheben, da in der univerſellſten aller Wiſſenſchaften das Abſolute der Methode durch dialektiſche Entwickelung eben ſo nothwendig iſt, als das Abſolute der Anſchauung durch reſultirende Zuſammenfaſſung der Natur und Geſchichte, des Negativen und des Poſitiven, des Heidenthums und des Chriſtenthums in die Eine und ewige Vernunftreligion, wiefern in dieſer nur nicht an die Stelle Gottes die Vernunft geſetzt, und wiefern nur nicht unter Gott der bloße dürftige Gott des Deismus verſtanden werden ſoll.

Wo ſich aber in der Philoſophie, wie bei Schelling, eine ſo ungeheure Weltanſchauung: die Hinaushebung des Abſoluten über das Außereinander der Natur und das Nacheinander der Geſchichte als Syſtem geſtalten ſollte, da bedurfte es eines ſporadiſchen und eines cykliſchen Verfahrens. Jenes war bei Schelling das erſte ſchöpferiſche Befruchten oder eigentlich das Orientiren und Anſetzen zum ideellen Wiederſchaffen der bereits geſchaffenen Welt — ein ächt künſtleriſcher Standpunkt, jedoch künſtleriſch im Sinne der Philoſophie — zum Reproduciren für den Geiſt, um die im erſten Anſchauen des Univerſums, im erſten Entzücken über ſeine Herrlichkeit und Geſetzmäßigkeit empfangene Ueberfülle der Eindrücke erſt los zu werden, ſie zu beſondern Objekten der Unterſuchung zu machen und die Breite der Aufgabe, der kein Einzelner gewachſen war, an eine Schule, ja an ſämmtliche kommende Philoſophen zu vertheilen. Hier folgte dem Meiſter ſogar wieder ein Meiſter auf dem Fuße nach und entwickelte neben dem einen Syſtem ein neues eigenes Syſtem.

Jenes Sporadiſche, nach allen Seiten hin Umſchauende, Befruchtende war Schellings erſtes Auftreten. Wer zählte wohl alle die einzelnen Erſcheinungen in unſerer Literatur auf, welche den Abglanz reflektirten, welche das Urfeuer bachiſcher Begeiſterung weiter verbreiteten, die ſie alle von dem jungen, weltverjüngenden Gotte empfangen hatten!

Aber es bedurfte eine lange Zeit für dieſen ſelbſt, um das faſt eben ſo dichteriſch als denkend Empfangene zu ordnen, zu gliedern, um ſo mehr als aus jenem Grundprincip urſprüng-

licher Anſchauung nie eine vorherrſchend dialektiſche Methode ſich geſtalten konnte, da kein Zuſammenſchauen die Gegenſätze von Negativ und Poſitiv, dieſe Unruhe des bloßen Proceſſes, innerhalb der Anſchauung aufkommen laſſen darf. Schelling mußte, um den cykliſchen Theil ſeines Syſtems hervorzubringen, dem Ganzen eine Formation geben, welche in vieler Hinſicht die totale Veränderung des früheren ſein mochte. Er mußte aber auch für die Darſtellung der Anſchauung des Univerſums jetzt ſeinen Gang vor allem durch die Geſchichte nehmen, wie er ihn früher durch die Natur genommen hatte. Er mußte von der Weltjugend aus die Weltalter geſchichtlich und zwar nach den Perioden der Idee oder vielmehr der Welt werdenden [illegible] durchwandeln, denn die Geſchichte, als das Werden des Geiſtes, wenigſtens des menſchlichen, wie er aber zugleich der unvergängliche iſt, ſtößt überall auf die Idee, aus der das Geſetz für die Natur und den Geiſt erſt entſpringt (welche Idee aber mehr als bloße Idee, nämlich Gott iſt), woraus ſich denn, nach der Zuſammengehörigkeit der Ideen, die Syſteme der einzelnen Wiſſenſchaften, die Syſteme der Künſte, der Sitten, der Religionen bilden: alſo lauter auch wieder cykliſche Gebiete, deren lebendige Zueinsbildung für die Wiſſenſchaften: die Philoſophie, für die Künſte: der Staat, für die Religionen: das Chriſtenthum iſt, deren letzte, abſolute, perſönliche Zueinsbildung wieder aber Gott iſt.

Während nun das alles in der Natur auch ſchon angedeutet gefunden wird, und zwar auch geſetzmäßig, auch ſyſtematiſch, auch Syſtem an Syſtem geknüpft, aber noch auseinandergeworfen, oft noch durch Weltzwiſchenräume, oft durch den nie zu berechnenden Zufall getrennt; ſo erſcheint auch die Natur eigentlich noch ſporadiſch in allem und jedem, und verfährt auch in der Herauskehrung des Abſoluten ſporadiſch, was ſich denn auch in der Wiſſenſchaft von ihr noch vielfach reflektirt (Naturphiloſophie). Daher eben muß im nächſten Fortſchritt der Wiſſenſchaft, im Cykliſchen, vorzugsweiſe die Geſchichte betrachtet werden, und zwar nach zwei Theilen. Nach dem erſten, indem ſie, die Geſchichte, ſelbſt wieder noch gleichſam als Natur und alſo ſporadiſch erſcheint (Naturreligion), nach dem zweiten Theile, indem ſie ſelbſt, die Geſchichte, bewußt, den Geiſt als den abſoluten offenbart, der eigentlich cykliſche Theil (chriſtliche

Religion), dort immer noch mehr construirend, hier manifestirend, woraus sich dort die Philosophie der Mythologie, hier die Philosophie der Offenbarung ergibt. Wie aber dort gleichsam die Unvergänglichkeit der seligen Götter gefeiert wird, jedoch nur wiefern auch sie schon den Kommenden, der ihre Wahrheit ist, verkunden; so wird hier die Einzigkeit und Alleinigkeit des seligen Gottes, als absolute Person, das Christenthum als Universalität, als Religion κατ' ἐξοχην gefeiert, so daß die höchste Aufgabe der Philosophie, die Anschauung des Universums, wie weit diese überhaupt dem Menschen schon zugeschrieben werden kann, annäherungsweise gelöst ist, indem die Philosophie allerdings nur in sofern im Besitz jener Anschauung ist, als sie ihre hauptsächliche Ergänzung erhält durch diejenige Anschauung, welche das Christenthum gewährt und als Vollendung verheißt.

Haben wir hiemit den Versuch ausgeführt, uns, so weit wir es vermögen, den jetzigen Schelling aus dem früheren deutlich zu machen, so soll dieses ja auch eben nur ein Versuch seyn, bei dem wir uns gerne bescheiden wollen, mehr unser innerstes Bedürfniß ausgesprochen, unsere Verehrung und Liebe, die wir hiemit öffentlich bekennen, für den greisen Denker in Erinnerung an seine großen Verdienste ausgedrückt zu haben, als daß wir bedauern sollten, wir hätten unter allen Umständen das Rechte getroffen. Das ausreichende Urtheil über den ganzen Schelling kann erst gegeben werden, wenn er selbst den positiven Theil seiner Philosophie veröffentlicht hat. So viel aber ist gewiß, daß von manchen Seiten her viel zu vorschnell und durchaus falsch über Schelling ist geurtheilt worden; daß aber auch in demjenigen, was man ganz unberufenerweise aus den Berliner Vorlesungen jenes Philosophen veröffentlichte, Genialität und Tiefsinn des Inhalts und Vortrefflichkeit der Darstellung nicht zu verkennen sind, so daß man bei denen, die sich durch den Tagelärm nicht irren ließen, das gerade Gegentheil von demjenigen erreichte, was man unreinerweise durch Mittheilung jener Vorlesungen eigentlich erreichen wollte. Jedenfalls durfte ein Mann, der im Denken ergraut ist, ein Mann, der so große Erlebnisse im Gedächtniß bewahrt, ein Mann, der die bedeutendsten Umwälzungen nicht bloß an andern erfahren, sondern selbst

herbeigeführt hat, von deren segensreichen Früchten jetzt alle Weisern noch leben, ein solcher Mann durfte eine ganz andere Würdigung beanspruchen, als sie ihm von gewissen Leuten zu Theil geworden ist, die eben nur ihre Parteiangelegenheit durchsetzen wollten.

Was nun aber, um hiemit zu Hölderlin wieder zurückzukehren, die Stelle im Hyperion betrifft, in welcher der Dichter in einer Andeutung schon einen Einblick in die fernste Zukunft Schellings verräth, die jetzt Gegenwart geworden, so ist es diese: „Aus bloßer Vernunft kommt keine Philosophie, denn Philosophie ist mehr denn blinde Forderung eines nie zu endigenden Fortschritts in Vereinigung und Unterscheidung eines möglichen Stoffes." S. 77. Und merkwürdig finden wir auch bei Schiller einen solch prophetischen Blick in die Zukunft der Schellingschen Philosophie, indem Schiller an Goethe schreibt: „Schütz hat mir nun auch eine Recension meiner Z. v. C. zugeschickt, die aus einer ganz andern Feder kommt als die der Maria und von einem fähigeren Menschen herrührt. man findet darin ganz frisch die Schellingsche Kunstphilosophie auf das Werk angewendet. Aber es ist mir dabei sehr fühlbar geworden, daß von der transscendentalen Philosophie zu dem wirklichen Faktum noch eine Brücke fehlt, indem die Principien der Einen gegen das Wirkliche eines gegebenen Falles sich gar sonderbar ausnehmen und ihn entweder vernichten oder dadurch vernichtet werden." — Man sage nur nicht wieder, der vermeinte Prophet habe dabei an etwas ganz anderes gedacht. Wir müßten darauf erwiedern: der wahre Prophet weiß nie, was er spricht, und dieses Nichtwissen ist eben seine Größe, obwohl daraus freilich noch lange nicht folgt, daß alle diejenigen, die nicht wissen was sie sprechen, auch schon Propheten seyen.

Auch Hölderlin weist in der angezogenen Stelle schon aufs Unzweideutigste darauf hin, daß es mit der Vernunft allein, mit der bekanntlich auch in neuester Zeit wieder ein so grenzenloser Mißbrauch getrieben worden ist, in der Philosophie nicht abgemacht seyn könne, denn alle Philosophie kommt allerdings eben so sehr vom bereits Seyenden her, als sie durchaus nicht im Besitze der letzten Erklärung aller Existenz ist, um welche

Erklärung es ihr demnach zu thun ſeyn muß. Die Philoſophie ſetzt immer ſchon das Seyende voraus, um Philoſophie auch nur ſeyn zu können. Dieſes Seyende aber, der Stoff der Philoſophie, ihr Material, darf auch nicht bloß möglich ſeyn, denn Möglichkeiten kann die Philoſophie in Menge bloß aus ſich aufbringen und hinſtellen, ohne daß damit etwas ausgerichtet oder geſchaffen wird, ſondern der Stoff muß vielmehr wirklich ſeyn, und dieſe Wirklichkeit des Stoffs der Philoſophie, dieſer, ſo zu ſagen, ihr Weltſtoff, der aber freilich nicht bloß roh, ſondern bereits ohne ihre Zuthun eine geordnete Welt, κοσμος, iſt, dieſer Stoff iſt eben das Seyende, die Exiſtenz des Univerſums, welches keine menſchliche Vernunft hervorbringen, ſondern nur erkennen und zwar als mit ſich übereinſtimmend erkennen kann, und in dieſer Erkenntniß allerdings iſt die Vernunft untrüglich und durchaus unwankelbar, wie gegen jeden Angriff von Seiten des Zeloticismus zu vertheidigen. — Und ſo iſt auch wohl der heutige Schelling weit davon entfernt behaupten zu wollen, das Geſetz der Vernunft ſey trüglich, ſondern er will nur anerkannt wiſſen, daß die Natur keineswegs That der Vernunft und alſo That des Menſchen oder ihre eigene That ſey, obwohl die bereits vorgefundene Natur, wenn man ihr Gegebenſeyn unangefochten läßt, von der Vernunft durchdrungen werden könne. Eben ſo will der jetzige Schelling, ſo viel uns bekannt, innerhalb der Geſchichte das Chriſtenthum als eine ſolche That anerkannt wiſſen, die von der menſchlichen Vernunft keineswegs präcurirt worden ſey, ſondern bereits vorgefunden werde, und als vorgefundene That auch jede Kritik der Vernunft aushalte. So daß alſo überhaupt das Seyende, das Poſitive, die Thatſache dasjenige iſt, was nach Schelling von der Vernunft bereits vorgefunden wird, und wovon ſich trotz aller Macht des Negativen nicht das Geringſte wegbringen läßt, weßhalb denn eben die Philoſophie, um totale Wiſſenſchaft zu ſeyn, außer ihrem negativen Theil auch einen poſitiven darzuſtellen habe.

Und man muß, wenn man ſich nicht durch Verſtandesſophismen täuſchen und verblenden laſſen will, Schelling wie Hölderlin allerdings beipflichten, daß die Philoſophie keineswegs auf die bloße Vernunft zurückgeführt werden dürfe. Nicht einmal ginge dieſes, wenn es die Philoſophie bloß mit der Erde

und deren Geſchichte zu thun hätte; ſie hat es aber mit dem Univerſum zu thun, zu deſſen Bewältigung und Anſchauung es unſern Dichter, wie wir wiſſen, fort und fort hindrängt. Es iſt aber bekannt, wie leicht es ſich viele der Neueren mit dem Univerſum gemacht haben.[1] Sie thaten entweder ſo, als exiſtire ſo etwas gar nicht, was Univerſum zu nennen ſey, oder wenn ſie auf ſeine Exiſtenz eingingen, ſo ſollten die Menſchheit und die Natur alles erklären, die doch eben ſelbſt das zu Erklärende waren. Denn ließen wir uns auch einen Augenblick die Natur unterſchieben, ſo würde denn doch dieſe Natur, indem ſie den Menſchen mit befaßt, Univerſum ſeyn, und wir wollten alsdann von denen, die der Forſchung einen ſolchen Standpunkt zumuthen, nur über Zweierlei uns genügenden Aufſchluß ausgebeten haben, einmal über die unendliche Expanſion der Natur und ſodann über die Materie als ſolche, über das reell Seyende, indem man ſich doch in Betreff alles deſſen vernünftigerweiſe ſchlechterdings nicht damit abweiſen laſſen darf, wenn wohl geſagt wird, es ſey das alles ſo, weil es ſo ſey.

Was nun aber die auch von Hölderlin oft ſo gefeierte Natur angeht, ſo iſt es uns ſchon bekannt, daß ſein tiefer, ſpekulativer Blick dennoch ab und zu über die Natur noch hinausdringt, und daß er, trotz ſeines Dualismus und Pantheismus, des alles einigenden und dennoch vom All ſich unterſcheidenden Gottes nicht zu entbehren vermag. Deſſenungeachtet aber, da er nie recht, ſchon ſeines griechiſchen Naturells wegen, mit dem Theiſtiſchen fertig zu werden pflegt, bleibt ſeiner leidenſchaftlichen Sehnſucht in ſolchem Drange allerdings nichts anderes übrig als die Natur. Um ſo intereſſanter iſt es, im Hyperion eine Aeußerung zu finden, in der Hölderlin ſeinen geiſtesverwandten Novalis, der mit ihm in der innigſten Liebe zur Natur rivaliſirt, ganz wider Willen bekämpft. Und doch erkannten wir ſchon früher, daß beide eben eines gewiſſen Antagonismus, ja ihrer oft äußerſten Entgegenſetzung wegen im Geiſtigen nur um ſo entſchiedener correſpondiren. Wenn nämlich der myſtiſche Hardenberg das

[1] Man vergleiche mit dieſer Stelle meinen Aufſatz: Ludwig Feuerbach und das Weſen des Chriſtenthums, im erſten Bande meiner Charaktere, Charakteriſtiken und vermiſchten Schriften, Königsberg, Verlag von Adolph Samter, 1848.

große Geheimniß der Natur, das freilich auch nach ſeiner Anſicht immer mehr an den Tag der Menſchheit kommt, in den ſchon mehrfach erwähnten Lehrlingen zu Sais unter dem Mythos der verſchleierten Iſis feſtlich begeht, ſo wird gerade hier im Hyperion den heitern Griechen gegenüber der finſtere Aegypter angefeindet, die griechiſche Natur, wie ſie in den Göttern und Menſchen zur klaren, vollendeten Geſtalt gelangt, wird triumphirend gegenübergehalten jenem hieroglyphiſch taſtenden, ewig über dem Geheimniß brütenden Cultus Aegyptens, wo die verhüllte Göttin Alles im Bann hält, wo kein Ergebniß gewonnen wird, wo ungeachtet aller Erhabenheit die Schönheit doch eigentlich nie zur Geburt kommt.

Und allerdings betrachten wir die Sache näher, ſo iſt der Gegenſatz groß zwiſchen Griechenland und Aegypten. Es iſt der Gegenſatz zwiſchen Aether und Licht auf der einen Seite und zwiſchen Grab und Nacht auf der andern; es iſt der Gegenſatz von feſter, ſchöner Statur, dem freien, offenen Göttermenſchen dort, und der zerfallenden, häßlichen Mumie, wie dem beengten, heimlichen Prieſter, der ſie hütet, hier; es iſt der Gegenſatz des Cultus vom Uebermenſchlichen bis zum Untermenſchlichen hin, von Zeus und Here und der blauäugigen Athene bis hinunter zum Apis, dem Ichneumon und Ibis und wie dieſe ſchlammäugigen Thiergötter oder vielmehr Götterthiere des Nils alle heißen mögen; es iſt der Gegenſatz von Kunſt und von Fratze oder doch wenigſtens von Ungeſtalt; es iſt der Gegenſatz von Wiſſenſchaft und von Geheimniß, von Kunſt und von Symbolik; ja es iſt der Gegenſatz bis über die Aſche der ſchönen Urnen und ſinnvollen Grabmäler, über die maßloſen Pyramiden und Mauſoleen und Katakomben hinaus, der Gegenſatz von Metamorphoſe und Metempſychoſe, von dem immer doch noch aufrecht ſchwebenden elyſäiſchen Schatten und dem vielleicht auf allen Vieren trollenden oder gar am Boden nur kriechenden Thiere und der menſchlichen Seele darin. Aber dennoch, was iſt eigentlich in der Natur häßlich oder was iſt in ihr verachtungswerth oder was bedeutungslos? und was iſt zuletzt auch gering zu achten in der Geſchichte, wenn nur überhaupt die Cultur darin fortgeht, wenn der Geiſt, wenn die Forſchung und die Hervorbringung ihre Befriedigung in der Geſchichte finden? Und in welchem Grade ſtrebte der Geiſt

doch auch im Aegyptenlande vorwärts und grub ſich hindurch durch Schlamm und durch Wüſte, durch den Druck deſpotiſcher Könige, durch den unmenſchlichen Frohndienſt am Baue von Kanälen und Pyramiden, durch Jahrhunderte fort, und baute ſich hier bis zur erhabenſten Höhe hinauf! ſo daß höchſt ſinnvoll in der Forſchung, in der Beobachtung, wie die alten Aegypter ſie anſtellten, ſelbſt jener niedere Thierdienſt im Wuſte des Nilſchlamms droben in den ewigen Geſtirnen wieder verklärt ſich abſpiegelt (wie die Griechen ihre Götter ja auch an den Himmel verſetzten) in der Beobachtung jenes himmliſchen Thierkreiſes, deſſen Bilder und Hieroglyphen, deſſen genaue Darſtellungen noch jetzt Staunen erregen und der Entzifferung entgegenharren. Dieſer tiefſinnige Zodiakus, dieſer erhabene Sternenhimmel, der noch jetzt in den alten Bauwerken in jenen übrig gebliebenen Bildern brennt, dürfte aufs Neue beweiſen, daß die Nacht und die Gräber Aegyptens keineswegs dem Aether und dem Lichte Griechenlands ſo entfremdet waren, daß nicht auch die verſchleierte Iſis neben der griechiſchen φάος ſehr wohl beſtehen könnte, ebenſowohl wie Novalis neben Hölderlin, oder das myſtiſche Myſterium neben dem pantheiſtiſchen oder eleuſiniſchen. Ja ſogar die Verhülltheit der Iſis dürfte ſehr weiſe und der Wahrheit gemäß von den Aegyptern erſonnen worden ſeyn, wenn man ſich nur recht darauf beſinnt, was der Menſch denn eigentlich von der Natur ſchon kennt und was nicht, wie rieſenhaft die Aufgabe iſt, in deren Löſung ſich die Völker und die Jahrhunderte getheilt haben, wenn man den Gedanken des Univerſums nur wirklich denkt und ſich nicht ſcheut einzugeſtehen, daß man ihn nicht ausdenken könne. So daß dieſem nach die verſchleierte Iſis ihren ſchönſten und ſinnvollſten Gegenſatz fände in dem griechiſchen *γνῶθι σεαυτόν*, und daß Aegypten und Griechenland eben ſo wunderſam in der alten Welt einander ergänzten, wie jenes Götterbild und dieſe Inſchrift in gleicher Weiſe Recht haben, daher denn auch die Griechen eben ſo gut ihre beſondern Myſterien hatten, wie das ganze Aegyptenland das Land der Myſterien war, und daher auch die Mythologien beider Völker oft aufs bedeutungsvollſte in einander überſpielen.

So dürften in der Natur der eben verglichenen Völker denn auch die ſo verſchiedenartigen Aeußerungen unſerer beiden Schrift-

ſteller in Betreff der Iſis ihre Berichtigung finden und ſich darin die Naturen von Hölderlin und Novalis ſelbſt wieder harmoniſch ausgleichen. So daß es ganz entſprechend ſeiner Eigenthümlichkeit bei Hölderlin heißt: „Wie ein prächtiger Deſpot, wirft ſeine Bewohner der orientaliſche Himmelsſtrich mit ſeiner Macht und ſeinem Glanze zu Boden, und ehe der Menſch noch gehen gelernt hat, muß er knien, eh' er ſprechen gelernt hat, muß er beten; ehe ſein Herz ein Gleichgewicht hat, muß es ſich neigen, und ehe der Geiſt noch ſtark genug iſt, Blumen und Früchte zu tragen, zieht Schickſal und Natur mit brennender Hitze alle Kraft aus ihm. Der Aegyptier iſt hingegeben, eh' er ein Ganzes iſt, und darum weiß er nichts vom Ganzen, nichts von Schönheit, und das Höchſte, was er nennt, iſt eine verſchleierte Macht, ein ſchauerhaft Räthſel; die ſtumme finſtere Iſis iſt ſein Erſtes und Letztes, eine leere Unendlichkeit, und da heraus iſt nie Vernünftiges gekommen. Auch aus dem erhabenſten Nichts wird nichts geboren." — Dagegen nun läßt Hardenberg ſeinen Hyacinth in ſchwärmeriſch-inniger Liebesſehnſucht die geheimnißvolle Iſis ſuchen, und läßt ihn ſehr tiefſinnig gerade in der Geliebten, in Roſenblüthchen ſie finden, indem es bei Novalis heißt: „Hyacinth lief nun, was er konnte, durch Thäler und Wildniſſe, über Berge und Ströme, dem geheimnißvollen Lande zu. Er fragte überall nach der heiligen Göttin (Iſis): Menſchen und Thiere, Felſen und Bäume. Manche lachten, manche ſchwiegen, nirgends erhielt er Beſcheid. — — Die Zeit ging immer ſchneller, als ſähe ſie ſich nah am Ziele. Eines Tages begegnete er einem kryſtallenen Quell und einer Menge Blumen, die kamen in ein Thal herunter zwiſchen ſchwarzen himmelhohen Säulen. Sie grüßten ihn freundlich mit bekannten Worten. Liebe Landsleute, ſagte er, wo find' ich wohl den geheiligten Wohnſitz der Iſis? Hier herum muß er ſeyn, und ihr ſeyd vielleicht hier bekannter als ich. Wir gehen auch nur hier durch, antworteten die Blumen; eine Geiſterfamilie iſt auf der Reiſe und wir bereiten ihr Weg und Quartier, indeß ſind wir vor kurzem durch eine Gegend gekommen, da hörten wir ihren Namen nennen. Gehe nur aufwärts, wo wir hergekommen, ſo wirſt du ſchon mehr erfahren. Die Blumen und die Quelle lächelten, wie ſie das ſagten, boten ihm einen friſchen Trunk und gingen weiter. Hyacinth folgte ihrem Rath, frug

und frug und kam endlich zu jener längſt geſuchten Wohnung, die unter Palmen und andern köſtlichen Gewächſen verſteckt lag. Sein Herz klopfte in unendlicher Sehnſucht und die ſüßeſte Bangigkeit durchdrang ihn in dieſer Behauſung der ewigen Jahreszeiten. Unter himmliſchen Wohlgedüften entſchlummert er, weil ihn nur der Traum in das Allerheiligſte führen durfte. Wunderlich führte ihn der Traum durch unendliche Gemächer voll ſeltſamer Sachen auf lauter reizenden Klängen und in abwechſelnden Akkorden. Es dünkte ihm Alles ſo bekannt und doch in nie geſehener Herrlichkeit, da ſchwand auch der letzte irdiſche Anflug, wie in Luft verzehrt, und er ſtand vor der himmliſchen Jungfrau. Da hob er den leichten glänzenden Schleier und Roſenblüthchen ſank in ſeine Arme."

Doch es iſt Zeit, daß wir unſere kleine Reiſegeſellſchaft in Hellas wieder aufſuchen.

Indem Diotima auf den heiligen Trümmern von Athen ihren Hyperion, der ſchon am Ziel ſeines Lebens zu ſein wähnt, ihn, der nur ſie beſitzen möchte, zu neuer Arbeit weiht, indem ſie ihn darauf hinweiſt, er ſolle die Menſchen — und zwar auch die Bewohner anderer Länder — wie ſehr er ſie aufgegeben, aufſuchen, um ſie für das Beſſere zu erwecken, um ihnen mitzutheilen von dem, was er ſich erworben habe, aber auch, um ſich ſelbſt noch fortzubilden, in jeder Hinſicht zu fördern, und indem ſie zu dem Zwecke beſonders Italien, Deutſchland und Frankreich nennt; ſo ahnt ſie in demſelben Augenblicke wohl nicht, was das Schickſal zunächſt anders über ihren Liebling beſchloſſen habe. Sie ahnt es in demſelben Augenblicke nicht, in welchem ſie dennoch wieder, was Frankreich betrifft, prophetiſch auf die Stelle in Hölderlins eignem Leben hindeutet, wo ſein Geiſt ſchon entſchieden aus ſeinen Augen geht, ſo daß er von da ab vollends unſtät wird und, gefaßt vom furchtbarſten Seelenkampf, umgetrieben von Sehnſucht und Leidenſchaft, geſtachelt von Liebe und Verzweiflung, raſtlos von Ort zu Ort ſtürmt. Wie ſich nun das alles aus dem eignen Leben des Dichters im Roman abſpiegelt, ſo iſt jener andere Beſchluß des Schickſals für die nächſte Zukunft Hyperions der Krieg um Griechenlands Freiheit und jene Stelle in Hölderlins Leben iſt ſein Aufenthalt in Bordeaux.

Mit dem Beginne des dritten Buches finden wir unſern Freund wieder in Kalaurea, im ſeligen Umgange mit Diotimen. Aber Alabanda's Brief kommt und ruft ihn zum Kampfe, der auszubrechen eben im Begriff iſt. Dieſer Brief bringt denn in alles Bisherige eine ganz und gar andere Wendung und breitet ein Farbes nach dem andern vor. Es iſt hier beſonders auf das ſchöne, wieder wahrhaft muſikaliſche Wechſelſpiel in den Charakteren Diotimens und Hyperions hinzuweiſen, welches zwar beinahe durch den ganzen Roman geht, welches aber vorzugsweiſe charakteriſtiſch erſt in Folge jener Nachricht hervortritt. Nämlich wo Hyperion läſſig iſt, wo er ſich faſt zaghaft, ſchwermüthig zeigt, bis zum Aufgeben der jetzigen Menſchheit, da iſt Diotima zur That drängend, da frohlockt ihr Vertrauen, da triumphirt ihr Muth, da wetteifern in ihr Zuverſicht und Freudigkeit. Wo dagegen ſein Enthuſiasmus wild wird, wo dieſer mit ihm faſt durchgehen will, wo Hyperion offenbar ſchwärmt, wo ihn ſeine Entzückungen, ja eine entſchiedene Vermeſſenheit der Erwartung, der Unternehmungsluſt fortreißen, da läßt Diotimens Eifer ſogleich wieder nach, da wird ſie bedenklich, da wird ſie faſt ängſtlich, da iſt ſie wieder der begütigende, der warnende, von Hyperions Heftigkeit faſt leidende Genius. Es bedarf kaum bemerkt zu werden, daß dieſe Differenz, dieſes wohlthuende Wechſelſpiel zwiſchen Diotimen und Hyperion das Geheimniß des reizenden Contraſtes zwiſchen beiden Geſchlechtern überhaupt iſt, der Contraſt jener muſikaliſchen Dißharmonie zwiſchen Frau und Mann, welcher noch jetzt in der Wirklichkeit überall wahrzunehmen iſt, ſich aber oft im Moment des Beginns ſchon wieder auflöst und nun in eine um ſo vollere Eintracht zuſammenklingt, wie denn in der Ehe charaktervoller, lebhaft empfindender Gatten faſt ſtehend ein ſolches Duett durchgeführt wird. — Und doch! wie ſehr auch Diotimens Beſorgniſſe gerade jetzt befremden könnten, wir müſſen ſie bewundern, wie richtig ſie es trifft, wie richtig ſie ſich auf die Beurtheilung der Männer aller Zeiten verſteht (die, wie ihr Hyperion, ſo auf einmal von einer politiſchen Fieberhitze befallen werden), indem ſie ihren geliebten Schwärmer warnt, ſich doch vor allem keine politiſchen Luftſchlöſſer zu bauen (S. 88), auch ſelbſt kaum nicht einer erträumten Vollkommenheit durch bloße Politik ſich hinzugeben, wenn alles Nächſte gelingen ſollte. Dieſe

Warnung Diotimens dürfte für unſere Zeit von einer ſehr reichen Anwendung ſeyn, und wir müſſen daher, damit nicht auch hier, wo es ſich vorherrſchend um Politik handelt, gewiſſe Leute der Gegenwart in dem Wahne beſtärkt werden, Hölderlin ſey ſchon damals ein Verkündiger ihrer heutigen Weltanſicht geweſen, um ſo mehr, als auch er in der Natur ſo eine Art Gottheit zu verehren ſcheint, wir müſſen eine ausführliche Erläuterung dieſer Stelle oder vielmehr der ihr zu Grunde liegenden Ideen folgen laſſen.

Es iſt ein mißliches Ding um all die irdiſch abſchließenden Eldorado's, in Betreff deren der Menſch ſich ein Glück, eine Unendlichkeit des äußeren Wohlſeyns bloß einredet, in welchen aber der Beſonnene häufig nur Colonien der langen Weile, bisweilen ſogar völlig unausführbare Vorſtellungen wahrnehmen wird. Ich ſpreche hier nicht von jenen ſchuldloſen Dichtungen, in denen, ſchon weil ſie auf religiöſem Grunde beruhen, tiefe Wahrheiten niedergelegt ſind, wie wir ſie in Volksbüchern wie die Inſel Felſenburg und alſo ſchon in früheren Perioden deutſcher Cultur dargeſtellt finden. Ich ſpreche hier von all den leichtfertigen Theorien und noch leichtfertigeren Verſuchen der Ausführung, an denen unſere Zeit ſo reich iſt, den Menſchen in der Verbindung mit andern nur auf ſich und ſeines gleichen zu ſtellen, um ſich zu überreden, eine Reform ſonder Mangel unternommen und ſich einzubilden, damit die ganze Beſtimmung des Menſchen, ja das Weſen aller Dinge ergründet zu haben. Als wenn eine ſolche Verbindung auf gut Glück, und noch dazu eine Verbindung, welche der Geſchichte der Menſchheit nur äußere, endliche und für Jeden völlig gleiche Zwecke ſetzt, auch nur im Entfernteſten erklären könnte, wie überhaupt eine ſelbſt gewollte und nicht bloß durch den thieriſchen Inſtinkt geleitete Gemeinſchaft unter Menſchen möglich ſey, oder wie es überhaupt zur Exiſtenz habe kommen können, oder wenn es gar nicht dazu erſt gekommen ſey, wie es ſich denn ſonſt mit der Exiſtenz verhalte.

Es iſt das Allerleichteſte von allem Leichten, ſich alle dieſe Fragen dreiſt aus dem Auge zu rücken und dafür, wie jetzt das Stichwort lautet, bloß praktiſch zu ſeyn, um mit dem Dieſſeits ein für allemal abzuſchließen. Aber die Folgen werden es lehren, wohin das führt, und wie alle Verbindungen der Menſchen, die auf die Länge dauern und ein möglichſt

gleichmäßiges Wohlſeyn unter Allen erzeugen ſollen, über die Oberfläche der bloß praktiſchen Ausführung ſich erheben und im Politiſchen wie Kirchlichen unwillkürlich auf dasjenige hinlenken müſſen, was über alle Erfahrung hinaus liegt und was denn der Kurzſichtigkeit des Verſtandes allerdings wieder und wieder als die, aber auch in Wahrheit exiſtirende Macht des Jenſeits vorgehalten werden muß. Erſt auf einem ganz andern Standpunkt, der empfänglicher für ſolches Verſtändniß iſt, als der jenes Vorwitzes, iſt dann allerdings nachzuweiſen, daß das wahrhafte Weſen des Jenſeits vielmehr darin beſteht, daß es das Ewige und nicht bloß das Zukünftige, kurz daß es dasjenige iſt, was als wahrhafte Wirklichkeit nicht That des Menſchen, auch nicht That der Natur, ſondern That Gottes iſt, und in welche Gottesthat — ohne daß wir mit dieſem Ausſpruche der Vernunft des Menſchen im geringſten zu nahe treten — auch alle politiſche und kirchliche Gemeinſchaft hinüberführen muß, wenn ſie Beſtand und Erfolg haben will. Allerdings ſoll von beiden dieſer Verbindungen auch das äußere Wohlſeyn und Glück aller ihrer Mitglieder gefördert und der beſtehende Unterſchied möglichſt ausgeglichen werden; nur darf nie das phyſiſche Wohlſeyn als abſoluter Zweck geſetzt, nur darf nie überſehen werden, daß die Ungleichheit des Beſitzes wie des Genuſſes immer wieder aus der Differenz der Anlagen wie der ſittlichen Willenskräfte ſich von ſelbſt erzeugt und daß gerade aus dem Leiden, aus dem Kampfe des Einzelnen wie des Volkes erſt derjenige Zuſtand der Geſellſchaft zu gewinnen iſt, welcher für das Individuum, wie für das ganze Geſchlecht das leibliche und geiſtige Wohlſeyn zugleich herbeiführt. Und erſt wenn dieſes Treies eingeſehen worden iſt, wird die relative Ausgleichung jenes Unterſchiedes in einer viel umfaſſenderen Ausdehnung vorgenommen werden können als bisher. Auch hier ſoll die Sache daher vor allem mit ſittlicher Weihe angefaßt und nicht bloß darauf gepocht werden, daß es auf der Stelle anders ſeyn müſſe; denn dieſe unſittliche Forderung ſelbſt iſt ſchon wieder die Ausſaat des verſtärkten Unwohlſeyns und eine gegen den vernünftigen Weltplan trotzig ankämpfende Verſtandesverwirrung noch dazu.

Nun wird man aber alle dieſe eudämoniſtiſchen Verſuche, mit deren einem wir es an der hier näher zu betrachtenden Stelle

des Hyperion zu thun haben, auf idylliſche, republikaniſche und atheiſtiſche Unternehmungen zurückführen, und ſich bei allen dreien mit einigermaßen lebendiger Vergegenwärtigung leicht überzeugen können, wie öd' und völlig unbefriedigend für den tieferen Geiſt ſie ohne Ausnahme ſeyn müßten. Gerade der Genius, der in der neueren Zeit vielfach wieder geprieſen worden iſt und der doch noch auf eine ganz andere Würdigung ſeiner Anſpruch zu machen hat, als er erfahren, könnte auf einem ſolchen Niveau der Freiheit, der Gleichheit und vagen Glückſeligkeit gar nicht mehr fortkommen, er würde vom rohen Demos der bloßen Nützlichkeit und des gemeinen, gedanken- wie gottloſen Genießens völlig erdrückt werden. Auch will der Genius den Kampf mit ſich und der Welt, um einen höheren Frieden zu erlangen als den eines bloß ſinnlichen Sybaritenlebens. Ferner aber iſt der Genius, weil er den Unterſchied der Individualität eminenteſterweiſe aus ſich herausſetzt, der geborene Herr über viele, denn er iſt ja die Erſcheinung eines ganz neuen Geſetzes und ſeiner Erfüllung unter den Menſchen. Er iſt keine abſtrakte in ihrer Berechtigung noch erſt zu bezweifelnde Hinweiſung auf das Geſetz, er iſt vielmehr die thatſächliche Offenbarung des Geſetzes ſelbſt in dem, was er als Muſter für Viele hervorbringt. Dieſes Hervorgebrachte oder noch Hervorzubringende des Genius aber iſt ein völlig Neues, noch in keiner Zeit Dageweſenes. Alſo auch hier die Nothwendigkeit des Jenſeits, aus dem heraus der Genius ſchafft, deſſen der Genius zu ſeiner Ausbreitung bedarf, und ohne welches er gar nicht das Dieſſeits erweitern und beide zum Werth einer ewigen Geltung erheben könnte: aber eben ſo erhellt auch die Nothwendigkeit Gottes für ihn, der ihn begeiſtert, der ihm eben das Neue zuführt und ihn in dem kühnſten Fluge auf ſicherer Bahn leitet, daß er nie ſtrauchelt. Ohne dieſe Anerkennung eines Jenſeits und ſeiner immer noch möglichen Offenbarungen, ohne dieſen Reichthum einer noch unbekannten Welt und des Gottes, der ſie aus ſich entläßt, iſt der Genius daher wiederum nicht denkbar, denn wie oben das Geſetz, ſo iſt auch die Zukunft in der Natur des Genius als kommende Wirklichkeit ſchon angelegt und ein für allemal zur Anerkennung gebracht. Betrachten wir jedoch die angedeuteten Sphären jener eudämoniſtiſchen Weltverbeſſerung einmal im Specielleren.

Die Idylle eines abgeſchloſſenen Erdenglücks könnte man noch am erſten auf ſich beruhen laſſen, zumal wenn ſie auf keine Vergötterung der Natur hinausläuft. Es käme bei einer idylliſchen Niederlaſſung in einem amerikaniſchen Urwald oder auf einer reizenden Schweizeralp, wie die Liebenden der neueren Zeit von Jean Jacques Rouſſeau bis auf George Sand ſich die letzte häufig gewünſcht haben, nur darauf an, wie lange es die Glücklichen hier aushalten würden. Auch Hyperion gibt eine ſolche Flucht aus der Geſellſchaft als das beneidenswertheſte Loos ſeiner Diotima einmal angelegentlichſt zu bedenken. Und doch dürfte auch in dieſem Falle, je ideeller die Naturen ſind, deſto früher die Täuſchung ans Licht treten. Die Urgeſchichte des Paradieſes würde ſich auch hier wiederholen, wenn der Genuß vom Baum der Erkenntniß dieſesmal auch nur darin beſtände, daß man ſich überzeugte, mit welcher Macht der Menſch durch den einmal erwachten Geiſt ſchon für ſich in die Cultur und die Reibung ihrer Gegenſätze wieder hineingetrieben wird, ſo daß die Cultur nicht die Schuld, vielmehr die Bezahlung aller Schuld an den Geiſt iſt und ſomit auch Erlöſung. Vollends aber würde in der werdenden Familie ſich die Urgeſchichte in der Störung des idylliſch paradieſiſchen Naturzuſtandes aufs treueſte wiederholen.

Nun aber gar alle dieſe von den Neueren wieder mit ſo vieler Keckheit entworfenen Etabliſſements in republikaniſch-atheiſtiſcher Form. Sie würden erſt recht den gerügten Irrthum, das Langweiligſte von allem Langweiligen, die pure Turpigkeit der Exiſtenz zum Vorſchein bringen. Es iſt keineswegs zufällig, es beruht vielmehr auf einer tieferen Verwandtſchaft beider Richtungen, daß in unſern Tagen, wenigſtens in Deutſchland, die Verſuche den bisherigen Staat wieder in die Republik aufzulöſen und die Religion durch die Verallgemeinerung atheiſtiſcher Anſichten ebenfalls in einen bloßen Wahn oder doch in die abſtrakte Vernunft zu verflüchtigen, völlig gleichzeitig hervorgetreten ſind. Ich ſpreche hier, was ja nicht überſehen werden darf, von dem Experiment der deutſchen Modernen, die Republik wieder einzuführen, und laſſe alſo die früheren Republiken und das heutige Frankreich hier ganz und gar unangefochten. Jenes deutſch-moderne Experiment aber geht bei denen, die es machen, häufig aus dem vielleicht unbewußten, aber ſehr

richtigen Spürſinn hervor, daß das geſunde monarchiſche Princip, welches alſo auf der Repräſentation und den Rechten des Volks beruht, nicht bloß mit dem monotheiſtiſchen, ſondern auch mit dem chriſtlichen in der Religion den tiefſten Zuſammenhang habe. Dieſelben daher, welche den Atheismus behaupten, oder was eben ſo viel ſagt, den Polytheismus der bloßen Naturkräfte, diejenigen, welche vollends das Chriſtenthum nicht allein mit dem Verſtande negiren, ſondern es auch mit aller Leidenſchaft haſſen, die müſſen vor allen andern die Republik im Politiſchen wollen. Wenn aber auch ſelbſt einige der Beſonneneren einen ſo grenzenloſen Anſtoß nehmen an dem Ausdrucke: chriſtlicher Staat, ſo würden ſie allerdings beſſer thun, nicht den Mißbrauch dieſes Ausdrucks, ſondern die eigentliche Idee deſſelben zu prüfen, und ſie würden ſich jenes Zuſammenhangs wegen, des Monotheiſtiſchen und Chriſtlichen mit dem Monarchiſchen, davon überzeugen, daß der Ausdruck chriſtlicher Staat in dem univerſellen Charakter des Chriſtenthums und nicht in dem particulären des Staats ſeinen Grund habe, und eben deßhalb eine mehr als bloß humane Bedeutung zulaſſe und ſogar fordere. Daß dabei diejenigen, welche keine Ahnung beſitzen von dem eigentlichen Weſen des Chriſtenthums und doch dagegen eifern, auch den chriſtlichen Staat nicht aufzufaſſen im Stande ſind, das freilich iſt weiter nichts als eine logiſche Folge und alſo ganz in der Ordnung.

Was aber den erwähnten Verſuch der deutſchen Modernen betrifft, die Republik wieder einzuführen, ſo beſteht er näher darin, daß man, ungeachtet der Cultur eifrigſt das Wort geſprochen wird, dieſe dennoch keineswegs ihrer ſelbſt wegen will, ſondern nur als Mittel zum Zweck, wiefern durch ſie, ſo wie durch eine ganz äußerliche Aſſociation, das atomiſtiſche Berauben auf ſich und ſeines gleichen, das phyſiſche Wohlſeyn, der eigentliche Genuß und das bloße Recht der Natur: ich bin mir ſelber der Nächſte, beim Individuum erreicht werden ſoll. So iſt denn auch bemerkenswerth, daß ſelbſt der Verfaſſer des contrat social, weil in ihm das revolutionäre Element auf die künftige Republik hin ſchon gewaltig gährt, ungeachtet er nicht dem Atheismus huldigt, doch den Menſchen nur auf die Natur wieder zurückführen will. Wie wird es erſt dem republikaniſchen Atheiſten darum zu thun ſeyn, den Menſchen in den Naturzuſtand wieder zurück zu verſetzen!

Denn das phyſiſche Wohlſeyn iſt auf dieſem Standpunkt nicht bloß etwas ſehr Wünſchenswerthes, nicht bloß eine Hauptbedingung zum geiſtigen Gedeihen — ſo wäre es das Rechte — ſondern iſt hier vielmehr Zweck für ſich, Zweck, der um ſo annehmlicher dunkt, als man dabei, ohne daß es auffallend wird, ohne daß man unverſchämt erſcheint, im Grunde nur an ſich denkt. So daß daher auch, ganz entſprechend den atheiſtiſch-ſocialiſtiſchen Umtrieben unſerer Tage, mit derſelben ſchamloſen Aufrichtigkeit ein vollſtändiges Syſtem des Egoismus aufgeſtellt worden iſt. Sehr begreiflich. Der Atheismus kennt nur Ich und wieder Ich im Sinne des menſchlichen Individuums, weil dieſes Ich das Höchſte iſt, zu dem es die Natur bringt, wo Jeder Gott und alle Keiner es iſt, da die Natur es nicht einmal iſt. Der Atheismus ſetzt nicht im Sinn des Fichteſchen Idealismus, wo es als Durchgangsmoment für die Philoſophie nothwendig iſt, ſondern im Sinne eines ganz einſeitigen praktiſchen und platten Realismus allen Ernſtes Ich=Ich, nämlich als Berechtigung, als Forderung, als Trotz und unbedingte Geltendmachung auch der Leidenſchaft und Selbſtſucht des Individuums, wo denn dieſe Setzung völlig willkürlich iſt. Daher folgt aus jenem Ich=Ich und aus dieſer völligen Willkür des eigennützigen Individuums: Gleichheit und Freiheit (d. h. Willkür) = Egoismus, der, wie man meint, in einer Verfaſſung, in der ebenfalls unbedingt Ich=Ich wäre und Jeder an dem Geſetz ſeine Privatforderung geltend zu machen hätte, alſo willkürlich handeln dürfte, ſeine volle Befriedigung finden müßte.

Die Republik, der Atheismus und Egoismus vieler Neueren ſind daher die faulen Früchte einer und derſelben faulen Wurzel, ſind nur Anwendungen eines und deſſelben unwahren Principes auf verſchiedene Gebiete, gleichviel ob der bigotteſte Aberglaube oder der entſchiedenſte Unglaube zu ſolchen Reſultaten gelangt. Die moderne Republik iſt im Allgemeinen, wenigſtens der Anlage nach, der atheiſtiſch conſtruirte Staat, eine Conſtruktion, die den Staat aus einer bloßen Abſtraktion abſtrahirt, indem ſie ihn aus dem abſtrakten Geſetz ableitet, und ihn aus lauter Individuen beſtehen läßt, die, wie ſie einander nur gleich ſind, auch allein durch Gleichheit zuſammengehalten werden. Jene Gleichheit aber iſt ſchon kein Volk, ſondern ſie

iſt nur Maſſe, und dieſes Zuſammengehaltenſeyn iſt auch nicht Organismus, ſondern es iſt nur Conglomerat. Daher appelliren die radikalen Reformers der Gegenwart auch wieder ſo gern an die Maſſen. So wird aber der Staat, als wäre er nicht auch ein Gottesreich, völlig profanirt, und dem Princip nach — da jeder dem andern bloß gleich iſt und das abſtrakte oder vielmehr willkürliche gleiche Recht hat, das Geſetz nicht nur auszulegen, ſondern auch es zu geben — dem Belieben jedes Einzelnen willkürlich anheimgeſtellt. Und dieß iſt denn die Freiheit zu jener geprieſenen Gleichheit. — Dem gemäß iſt nun auch der moderne Atheismus die freilich bloß eingebildete Republik des Univerſums, wenn man ſich noch bis zum Univerſum erhöbe, aber man begnügt ſich hier ſchon mit der bloßen Republik der Natur. Daher ſoll denn auch, wiefern man auf dieſem Standpunkt die Bildung noch bezweckt, die Natur eigentlich gar nicht durchbrochen werden, die Menſchheit ſelbſt ſoll ja auch nur eine potenzirte Natur, ſo eine Art cultivirten Thierreichs ſeyn; ſo zwar, daß auch die Natur oder dieſer ganze republikaniſche Natur- oder Thierſtand weiter nichts iſt als die Maſſe im Grunde einander völlig gleicher Weſen, von denen daher auch jedes, unter den intelligenten, ohne alles weitere, durchaus gleich berechtigt iſt mit jedem andern (während doch der Wahrheit nach die ſittliche Differenz differente Rechte herbeiführt), wie denn auch hier der alleinige Gott Aller, obwohl der Ausdruck Gott natürlich gemieden wird, das Geſetz und zwar das Naturgeſetz iſt. Fragt man nun, wie man doch fragen muß: wo iſt das Geſetz? und woher hat es ſeinen Urſprung? Fragt man: wo iſt die Natur, und zwar die Natur in ihrer Allheit? wo iſt die Geſchichte und zwar die ganze Geſchichte? wo iſt das Reſultat derſelben? welches iſt der Zweck dieſes ewigen oder vielmehr bloß unendlichen Natur- und Geſchichtsproceſſes? wo iſt ſein Gewinn? wo iſt der Totalzweck der Welt? wo iſt mit einem Worte das Univerſum? wo iſt die Einheit deſſelben, wo iſt Dasjenige oder Derjenige, der da weiß, was alles und jedes zum Univerſum gehört, der es daher in ſeiner unbeſtimmten Unendlichkeit bewältigt, und es ſo zu vollendeter Geſtaltung bringt? ſo wie die Unendlichkeit bloßer Dauer und Ausdehnung einer ganz nebelhaften Vorſtellung zur Ewigkeit und abſoluten

Gegenwart erhebt? — ſo wird auf alle dieſe Fragen niemand von denen, welche den republikaniſch-atheiſtiſchen Standpunkt einnehmen, auch nur eine entfernt genügende Antwort ertheilen, und wenn ſie ſich in abstracto ja noch über die Natur erheben, ſo ſoll es die Idee ſeyn, auf welche das alles zurückfällt, die Idee, die, in ſolcher Allgemeinheit gefaßt, eben auch wieder ein ſolch fahriges Abſtraktum iſt wie früher das Geſetz; ſo daß die Idee in ſolcher Art des republikaniſch-atheiſtiſchen Philoſophirens recht eigentlich die fixe Idee wird, mit der ein ſolches Philoſophiren behaftet iſt, welche Idee aber ebenfalls nicht, auch nur eine einzige der oben geſtellten Fragen zu beantworten vermag.

Es gehört alſo zur eigentlichen Befähigung für jenen Standpunkt, für die erwähnten Fragen gar kein Verſtändniß mehr zu haben, und die äußerſte Gleichgültigkeit gegen das Ganze der Welt, wenn von dem Ich abgeſehen werden ſoll, zu beſitzen, eine Sprödigkeit, die, indem ſie völlig empiriſch Ich = Ich ſetzt, in jedem Ich und in jedem Ding nur ein Atom ſieht, welches den Trieb der Selbſterhaltung hat, welches, durch die Gleichheit mit allen andern zwar zuſammengehalten wird, ſo aber, daß eben deßhalb jedes ſchon das Ganze ſelbſt iſt, woraus denn — nur eine andere Weiſe des Atheismus — der moderne Pantheismus entſpringt. Daher iſt es ſolcher Weltbetrachtung auch völlig gleichgültig, daß dennoch den einzelnen Erſcheinungen nach — da Keiner ein Bewußtſeyn von dem ganzen Inhalt der Unendlichkeit hat, auch nicht einmal die Menſchheit, da ſie ſelbſt in eine ganz unbeſtimmte Unendlichkeit nach zwei Seiten hin ſich verliert — das Unendliche völlig auseinanderfällt. Es iſt jener Anſichtsweiſe aber auch eben ſo gleichgültig, wohin das Unendliche fällt. Denn es kommt ja hier alles darauf an, um im Intereſſe der atheiſtiſchen Republik die Einerleiheit ſtatt der Einheit und die Gleichheit ſtatt der Ebenbildlichkeit mit Gott feſtzuhalten, die Nothwendigkeit der Differenz in doppelter Hinſicht, koſte es was es wolle, zu läugnen, einmal in Bezug des relativen Ich auf das abſolute Du, worin Ich ſelbſt geborgen wäre; welches Läugnen denn der Atheismus iſt; und dann in Bezug der irdiſchen Exiſtenz auf das abſolute Jenſeits, worin das Dieſſeits geborgen wäre; welches das Läugnen der Unſterblichkeit iſt.

Nun iſt es aber ſehr bemerkenswerth, daß dieſer ganze republikaniſch-atheiſtiſche Standpunkt, der alles bloß aus der Natur ableitet, und alles ſo Abgeleitete nur auf die Menſchheit als auf die ihrer bewußte Natur wieder hinführt, dennoch in ſeiner Anſicht von der Cultur über den alten Rationalismus nicht im mindeſten hinausgelangt, ja in ſeiner Ethik bleibt er ſogar weit hinter demſelben noch zurück, indem er völlig egoiſtiſch wird. Denn obwohl es dem atheiſtiſchen Standpunkt darum zu thun iſt, die Gleichheit unter allen Umſtänden feſt zu halten, und die Herrenloſigkeit der Welt, wie das Aufhören des Individuums mit dem Tode, als etwas Ausgemachtes zu betrachten, ſo ſieht er ſich dennoch genöthigt, für die Cultur eine unendliche Perfektibilität der Menſchheit, und noch dazu innerhalb der Gleichheit, als das Höchſte zu betrachten: was denn, da dieſer ganze Proceß ohne Ende der Menſchheit aufgebürdet wird, erſt recht wieder etwas völlig Unbeſtimmtes und Langweiliges iſt. Was aber nun gar die Ethik betrifft, ſo hat ſich der republikaniſche Atheismus den bloßen Schein einer erhabenen Uneigennützigkeit beim Handeln gegeben. Denn der Vorwurf, den er dem alten Rationalismus und fälſchlicherweiſe ſogar dem Chriſtenthum macht, daß beide nur deßhalb die Unſterblichkeit lehrten, damit das Individuum des Lohnes nicht verluſtig ginge, den es für das Gute einſt erhalten wolle, iſt damit verſtärkt zurückzugeben, daß der moderne Atheismus den Eigennutz bei weitem gröber treibe, da er in ſeinem Pochen auf den Genuß im Dieſſeits den Lohn gar nicht abwarten könne. Denn allerdings iſt dasjenige, was aus der republikaniſch-atheiſtiſchen Gleichheitslehre folgt, und ſich an die Stelle Gottes und der Unſterblichkeit ſetzt, nichts anderes als das roheſte Ich der ſelbſüchtigen Natur und der bloßen Erfahrung; es iſt der grenzenloſe Leichtſinn des ganz in die Materie verſunkenen Individuums, welches all ſein geiſtiges Vermögen ſchwelgeriſch von einem Tage zum andern auch ſchon wieder verzehrt; oder vielmehr es iſt das ausgemachteſte Proletariat der bloßen, alles geiſtigen Capitals ermangelnden Zeitlichkeit. Dieſem Ich, wie es ſich plötzlich vorfindet, und wie es weiß, daß es nach dem Ablauf ſeiner irdiſchen Dauer wieder verſchwindet, und wie es in allem nur ſeines gleichen ſieht, ſo daß auch alles und jedes nur erſcheint, um zu verſchwinden, einem

andern Individuum Platz zu machen, iſt es vorzüglich darum zu thun, während der Zeit ſeines Beſtehens vor allem das äußere Wohlſeyn, den compakten Genuß möglichſt ſicher zu ſtellen. Hieraus entſteht eben der oben berührte Egoismus nicht bloß in vereinzelter Geſtalt, nicht bloß der Egoismus aus Neigung, aus Selbſtverzärtelung, ſondern der Egoismus aus Princip, aus kalter Ueberlegung, aus einem überaus künſtlich angelegten Raffinement, kurz das ausgebildete Syſtem des Egoismus. Dieſer ſyſtematiſche Egoismus iſt das nothwendige Ergebniß der republikaniſch-atheiſtiſchen Weltbetrachtung im Sinne der Neueren.

Der Grundfehler all dieſer modernen Standpunkte, deren einen Hölderlin einzunehmen nur ſcheint, während er in Wahrheit das gerade Gegentheil von allen iſt, der Grundfehler iſt der, in allem nur daſſelbe und nicht zugleich den Unterſchied zu ſehen, und in ſo fern allerdings der Pantheismus, aber ein willkürlich zurecht gemachter, der freilich in ſeinem Hauptcharakter vielmehr Atheismus iſt, da er in Allem nicht Gott ſieht, ſondern nur die Natur oder höchſtens nur die Idee. Was aber die pantheiſtiſche Seite deſſelben betrifft, ſo beruft man ſich ihretwegen in dieſer modernen Philoſophie bekanntlich ſo gern auf Spinoza, ohne zu bemerken, daß die Weltbetrachtung dieſes Denkers vielmehr die entgegengeſetzte iſt, da Spinoza in ſeiner ſpekulativen Selbſtentäußerung ſich überall die Frömmigkeit bewahrt, der Subſtanz und nirgend dem Ich die Ehre zu geben. Während es bei den Neueren vielmehr zu der Ueberzeugung kommt, es ſey der ganze Aufwand von Seiten der Natur deßhalb nur gemacht, um es zum Selbſtgenuß des menſchlichen Ich in einer noch dazu bloß ephemeren Dauer zu bringen, wo denn das ethiſche Geſetz allerdings keinen höheren Ausdruck erhält, als etwa den: laſſet uns leben, denn wir leben ja nur einmal. Worin alſo Ich in ſeiner Geſinnungs- und Handlungsweiſe immer nur von ſich ausgeht, und auch immer wieder nur auf ſich zurückkommt. Denn was gäbe es wohl auf dieſem Standpunkt außer dem menſchlichen Ich noch für ein anderes oder höheres, da doch nach jener Anſicht auch das menſchliche nur ein naturwüchſiges, nämlich Blüthe und Frucht der Natur zugleich iſt?

Freilich aber könnte es den Anſchein haben, als ſey eine der vielbeſprochenſten Erſcheinungen unſerer Tage gerade die

Widerlegung deſſen, was wir ſo eben über den heutigen Verſuch, den Egoismus in ein Syſtem zu bringen, geſagt haben. Nämlich der Communismus. Indeſſen iſt gerade der Communismus der ſtärkſte Beleg zu dem Geſagten. Der Communismus, wie gut gemeint er bei einzelnen ſeiner ſchwärmeriſchen Anhänger auch ſeyn mag, iſt dennoch nur die grellſte, bis zum Phantaſtiſchen ausgeführte Carikatur des Egoismus, die weiteſte Ausdehnung deſſelben bis zur totalen Unausführbarkeit. Denn was liegt wohl anderes auch dem Communismus zu Grunde als der immer nur halb wahre Satz der Empirie: Ich = Ich? da Ich dem Ich durch Anlage und Willensbeſtimmung doch eben ſo ſehr ungleich iſt. So daß auch der Communismus in allem nur daſſelbe und nicht zugleich den Unterſchied erkennt. Daher er auch überall für einen Jeden den gleichen Beſitz in Anſpruch nimmt. Daraus folgt denn, daß Ich auf allen Punkten im Intereſſe ſeiner Befriedigung ſich im Angriffsſtande erhält und den Angriff ſogar ausführt, bis die Gleichheit des Beſitzes etwa hergeſtellt iſt. Dieſes iſt dann die Praxis jenes ſyſtematiſchen Egoismus, der, in Uebereinſtimmung mit dem republikaniſchen Atheismus, die Welt wie den Staat abſolut herrenloſe ſetzt, daher auch allen Beſitz von Rechts wegen (nämlich in ſeinem Wahne) ſich herrenlos denkt, aber dennoch, indem er ihn zu gleichen Theilen an ſich reißt, ſich auf jedem Punkte ſeiner Individualiſirung — nämlich in jedem einzelnen Ich — zum Herrn der Welt und des Staates aufwirft, wo es denn nicht ausbleiben kann, daß das ſtärkere Ich auch den ſtärkeren Angriff macht, wie es die ſtärkere Beute an ſich rafft; ſo daß hier (eine Art modernen Fauſtrechts) das Recht des Stärkern wieder den Ausſchlag gibt. So kann es, lächerlich genug, der Communismus an ſich ſelbſt erleben, daß plötzlich gerade das Gegentheil von dem eintritt, wovon er eigentlich ausging. Daß er nämlich eines Tages den Stärkeren ſeines Anhanges dennoch wieder als den Reicheren findet, indem der nur theilen wollende Communiſt, da er zufällig ſtärkere Fangarme, breitere Hände hatte, ſich ſelbſt mit der Entdeckung überraſcht, daß er beim Zugreifen mehr zuſammengebracht habe als ein anderer; wie etwa der, welcher größere Füße hat, mehr Boden einnimmt, mehr Leder zum Schuhe braucht als der andere; der, welcher corpulent iſt, mehr Raum erfüllt, oder der,

welcher ſich eines tüchtigen Appetites erfreut, auch bei einer communiſtiſchen Mahlzeit ſtärker und häufiger zulangen und dadurch eine größere Quantität von Nahrung zu ſich nehmen wird, als er es als ſtrenger Communiſt, dem es doch um völlig gleichen Theil zu thun ſeyn müßte, eigentlich dürfte. So entſteht nun nothwendig mitten aus dem Communismus die Feindſchaft gegen deſſen eigenes Leben, nämlich aus der Theilung des Beſitzes, aus der Concurrenz der Leidenſchaften, die von verſchiedenen Punkten aus alle auf denſelben Punkt des gleichen Beſitzes losfahren, eine Losgelaſſenheit der thieriſchen Triebe in der menſchlichen Natur, welche nicht der Friede, ſondern der Krieg aller gegen alle iſt und zwar permanent iſt. Wiefern aber, wie gezeigt, auch der Communismus davon ausgeht, ohne den Unterſchied in allem nur daſſelbe zu erkennen, ſo könnte man ihn einen praktiſchen Pantheismus oder Atheismus nennen.

Faſſen wir nun alles Bisherige zuſammen und fragen uns, wie Tierime ihren Hyperion ähnlich fragt, was wäre aber auch damit erreicht, wenn es dem republikaniſch-atheiſtiſchen Bemühen gelänge ſeine Anſichten zu verwirklichen, ſich auf dem Gebiete des Staats und der Kirche zu arrondiren, ſich eine Verfaſſung oder viele Verfaſſungen der Art zu geben und ſogar eine ſyſtematiſche Naturbetrachtung (système de la nature), eine Art Abſchluß des menſchlichen Wiſſens darauf zu gründen? Bei welcher Frage, um ſie zu beantworten, aber wohl bedacht werden muß, daß auch die Kirche, wenn man ſie noch zuließe, ohne Gott und ſeine Offenbarung nur eine neue politiſche Niederlaſſung auf Uebereinkommen und gut Glück wäre und noch dazu eine auf gegenſeitiger Myſtifikation beruhende Anſtalt der bloßen Selbſtanbetung. Alſo was wäre endlich mit all' dem erreicht, ſelbſt wenn es allgemein würde? Es wäre ſchlechterdings keine langweiligere, geiſtloſere, armſeligere Exiſtenz denkbar als die, in welche die Menſchheit alsdann hineingebannt würde. Denn alles endloſe Geſchehen unter allen dieſen gleich endlichen und daher nur der Vergänglichkeit verfallenden Weſen wäre völlig reizlos, da es ſchlechterdings keinen Totalzweck, viel weniger einen ewigen Werth und eine ewige Bedeutung hätte, wie denn mit der Ungleichheit der Geiſter auch alles ſchöpferiſche Vermögen verſchwinden müßte, und es dürfte eine ſolche Verfaſſung des Staates,

der Kirche wie der Natur, in welcher ein jeder in ſeiner Vereinzelung mitten in der Unendlichkeit der Welt nur der gleiche unter gleichen und alſo nur die Wiederholung des andern wäre und nirgends der Herr, welcher das erhabene Myſterium des Univerſums zugleich repräſentirt, wie durchdringt und in ſich aufhebt, es dürfte eine ſolche Verfaſſung alle Wiſſenſchaft, alle Kunſt und Religion und die herrlichen Werke, welche auf dieſen Gebieten bereits hervorgebracht worden ſind, zuletzt ganz und gar der Vergeſſenheit überliefern, durch einen neuen Vandalismus der bloßen Nützlichkeit zerſtören. Es würde aber auch ohnehin das Verſtändniß für ſie völlig verſchwinden, da alle jene Werke nur Offenbarungen deſſelben ſchöpferiſchen Gottes ſind, der nicht bloß die Gleichheit, ſondern auch die Unterſchiedenheit bis auf die Abſtufungen des Genius und aller andern Individuen aus ſich entläßt, und der daher dem edleren Geiſte, der ihn und die Welt zu denken vermag, eben ſo ſehr die Anbetung dieſes Gottes wie das Bewußtſeyn von der Würde des Menſchen erſt recht unaustilgbar macht. Die wahrhafte Gleichheit der menſchlichen Individuen, die auf jener Anbetung und dieſer Würde beruht und demnach nie auf die Natur, ſondern nur auf Gott zurückgeführt werden darf, kann nur dann wahrhaft anerkannt werden, wenn man die Ungleichheit eben ſo ſehr anerkennt, wie ſie aus Anlage und Willensbeſtimmung entſpringt, und ſich, ſo lange es Menſchen gibt, ſtets geltend machen wird.

Ganz im Gegenſatz zu der republikaniſch-atheiſtiſchen Auffaſſung, welche den Egoismus zur Folge hat, geſtaltet ſich in der chriſtlichen Weltordnung im Politiſchen und Kirchlichen ein Organismus, der ſich aus wahrhaft freien Gliedern auferbaut, da jeder durch den andern ergänzt, jeder nicht bloß durch ſich und durch das abſtrakte Ganze, ſondern auch durch den andern und durch den perſönlich-lebendigen Repräſentanten des Ganzen befreit wird, und aus welchem Organismus vielmehr ſtatt jener Egoität die Selbſtentäußerung alles Lebens folgt. So zwar, daß das Ganze nicht ins unbeſtimmt Unendliche auseinanderfällt, nicht durch eine bloß abſtrakte Formel: Geſetz genannt, nothdürftig repräſentirt wird, ſondern ſich in Einer lebendigen perſönlichen Einheit zuſammennimmt, die im Staat nothwendig in Einer Perſon hervortritt, welche hier aber keineswegs aus

eigenem Belieben Herr iſt, ſondern nach der Seite des Univerſums hin, nach dem Willen des Herrn der Welt, nach der Seite des Staats hin, nach dem Willen des Volks beſteht; ſo daß hier recht eigentlich das Wort in ſeiner Wahrheit einleuchtet: vox populi, vox dei, welches Volk daher aber auch nicht bloß ſo beliebig für ſich exiſtirt, ſondern ebenfalls auf den Herrn der Welt ſeinen ewigen Bezug hat. In der Gemeinſchaft der wahren Kirche wird ſich in den Grundzügen immer eine entſprechende Gliederung nachweiſen laſſen. Nur hier und mit Recht ſtets mit dem Anſatz, über alle Völker hinaus ſich zu erheben, um die Menſchheit auch nicht aus der bloßen Natur, ſondern aus der Heiligkeit des Geiſtes vor Gott zu vertreten, gleichviel ob auch hier die lebendige Einheit einer ſolchen Verfaſſung in Einer menſchlichen Perſon oder im Geiſt, wie er durch Chriſtus den Seinigen verheißen iſt, zur Anſchauung gelangt.

In einer ſolchen Gemeinſchaft nun, wie wir ſie in doppelter Beziehung nachgewieſen haben, iſt denn auch das Geſetz kein Abſtraktum mehr, ſondern das wahre Geſetz, welches hier wenigſtens immer entſcheiden ſollte, iſt das Weſen Gottes, wie es ſich zugleich in der menſchlichen Vernunft offenbart, und ſo iſt das Geſetz als Weſen Gottes auch nicht mehr bloß Forderung, ſondern es iſt Erfüllung, worin denn aufs neue die tiefe Idee eines chriſtlichen Staats ſich rechtfertigt, der es nicht wie die andern Staaten mit dem Imperativ, ſondern mit der Erfüllung des Geſetzes zu thun hat und in ſeinem öffentlichen Leben dieſe Erfüllung ſogar permanent darſtellt, während der bloße Naturſtaat eben ſo wenig wie der Naturmenſch etwas von ſolcher Erfüllung weiß, wie er das Geſetz auch gar nicht zu erfüllen vermöchte, wenn er es auch erfüllen wollte. Daher darf denn auch eben ſo wenig der Staat wie die Kirche beim bloßen Naturgeſetz ſtehen bleiben, da das wahre Geſetz weder eine bloße Erfindung der Natur noch eine des Individuums oder des Volkes oder der Gemeinde iſt, ſondern das wahre Geſetz, wie es ſchon im Moſaismus ſich vorbildet, iſt vielmehr die Natur und der Wille Gottes. Daher iſt auch der Ausdruck von Gottes Gnaden oder im Namen Gottes, wenn einmal in einer politiſchen Verfaſſung durch Oeffentlichkeit und lebendige Gliederung des Ganzen, wie wir ſie oben angedeutet haben, der

Mißbrauch der fürſtlichen Gewalt verhütet worden iſt, unendlich reicher und lebenswahrer als der durchaus todte: im Namen des Geſetzes, oder der durchaus einſeitige: im Namen des Volkes.

In den angeführten Gründen nun liegt es, weshalb der Republikanismus (ſelbſt der reinſte der alten Welt) ſtets mehr oder weniger dem Polytheismus oder gar dem Atheismus, die repräſentative Monarchie dagegen dem Monotheismus entſpricht, wobei wir die Möglichkeit in keiner Weiſe in Abrede ſtellen wollen, da ſie ſich allerdings aus der Idee ergibt, daß auch die Republik noch eine Weitergeſtaltung zuläßt, die alle bisherigen Republiken weit übertreffen würde, aber auch nur die Republiken im Fortſchritt, von dem wir wünſchen wollen, daß ihn Frankreich gemacht habe. Was aber die eben hervorgehobenen Geſichtspunkte betrifft, daß der Republikanismus mehr oder minder dem Polytheismus oder Atheismus, die repräſentative Monarchie dem Monotheismus entſpreche, ſo könnte man in dieſer Hinſicht, was die neue Zeit angeht, wenn man an die Zerſplitterung des Kirchenweſens in dem republikaniſchen Nordamerika denkt, welches durch die nothdürftigſte aller Tugenden, die Toleranz gewiß nicht zur Einheit gedeiht, auch von dem dortigen Polytheismus der tauſend Glaubensweiſen ſprechen, deren jede einen beſondern Gott aus ſich abſetzt und der republikaniſchen Verfaſſung dieſer Staaten entſpricht. Aber faſt die ganze Geſchichte gibt Beleg auf Beleg für unſere Anſicht. Die Theokratie des alten Judenthums iſt nicht umſonſt während des eigenthümlichſten Beſtehens des jüdiſchen Volks zugleich religiöſe und politiſche Inſtitution, reflektirt ſich auch ſpäter noch, und iſt auch keineswegs ſo ſpurlos unter den Völkern verſchwunden wie es ſcheinen könnte. Denn der alte Moſaismus mit der unendlichen Forderung ſeines Geſetzes iſt in Verbindung mit dem Reichthume des polytheiſtiſch-republikaniſchen Culturlebens der antiken Welt vermittelſt des Chriſtenthums nicht bloß in der Kirche, ſondern auch im Staate in Erfüllung gegangen in derjenigen monarchiſchen Verfaſſung, welche durch einen lebendigen Volksorganismus gleich weit von der Deſpotie des Einzelnen wie von der Anarchie der Maſſen ſich entfernt hält. Ja ſelbſt der Islam beweiſt den Zuſammenhang des Monotheismus mit dem monarchiſchen Princip in ſeiner Weiſe aufs Deutlichſte, wenn auch oft nur roh

und fanatisch. Denn wie die erste politische Wichtigkeit der Araber bis auf die großartigen Züge ihrer Eroberungen mit dem Auftreten Muhamets, der ihnen den Monotheismus bringt, zusammenfällt, so wird ja jeder spätere Kalif als der Nachfolger des Propheten betrachtet, so daß auch diese monarchische Gewalt cum grano salis nur die Fortsetzung der monotheistischen ist, und in dieser Vereinigung eben so gewaltig wirkt bis sich der Islam vollends monarchisch im Sultan sogar moderniſirt, wenn auch freilich tyranniſirt, was aber weder in der Idee Gottes noch in der des Fürsten begründet ist. Ebenso heben auch die andern Ausnahmen der Geschichte keineswegs unsere Regel auf.

Haben wir nun die radikalen Bemühungen des Republikanismus, Atheismus und Egoismus in der Gegenwart in dem Grade als unwahr und unberechtigt erkannt, so muß das Bestreben, diese unwahren Richtungen sogar unter dem Volke zu verbreiten, um so bedenklicher befunden werden. Man hat durch dieses Bestreben die sociale Entwickelung unserer Tage, die Befreiung des Individuums durch das Individuum und die Gesellschaft, um das Recht des Einzelnen und der Völker sicher zu stellen, unsäglich gehemmt, so daß man nun auch die Reform zu der man berufen war, lange Zeit nicht in der Großartigkeit erleben konnte, als es der Fall gewesen wäre, wenn man sich in der Wahrheit gehalten hätte. Dennoch hat jetzt wider alles Erwarten der Geist der lautern Reform gesiegt; er hat es zu einem unerhörten, zu einem europäischen Siege gebracht. Deutschland, das gesammte Deutschland ist nicht wieder zu erkennen, so hat es sich verjüngt. Aber auch die Aufwiegler von uran, die republikanischen Schwärmer irrlichteriren wieder durch ganz Deutschland und säen wieder Zwietracht, wie sie selbige bis dahin gesät. Also keineswegs die Association ist anzuklagen. Diese ist im Gegentheil vielleicht die bedeutendste Leistung der Gegenwart. Aber die Art, wie man diese Association vielfach irre zu leiten sich bemühte, wie man ihr kleinliche Richtungen zu geben sucht, wie man sie durch unsittliche Motive und Zwecke zu vergiften unternimmt, und dieß alles aus dem Grunde weil man den Glauben aufgegeben hat, daß das Menschenleben noch aus einem ganz andern Gesichtspunkte gedeutet werden müsse als dem bloß irdischen; dieses hat so viel Verwirrung und Unheil über die

Gegenwart gebracht und bringt ſie noch in dieſem Augenblick. Diejenigen ſind daher anzuklagen, welche die Aſſociation in ſo ſelbſtſüchtige Tendenzen haben auslaufen laſſen, wie ſie ausgelaufen iſt, diejenigen welche ſie durch aufwiegleriſche Reizmittel in ihrer Geſammtkraft gebrochen haben, ſelbſt da wo ſie es in der Oeffentlichkeit ſchon zu der geſunderen, poſitiven Entwickelung des politiſchen Lebens — freilich nicht den Franzoſen nachgeäfft — gebracht hatte und vollends in den letzten Tagen unter uns gebracht hat. Wie es denn überhaupt eine große Schwäche mindeſtens der Einſicht und Kritik bei vielen Menſchen beweiſt, in allem Poſitiven ſogleich das Unheil zu erblicken und nicht einzuſehen, daß das ſchöpferiſche Leben ſich immer nur im Poſitiven bewährt, ſo daß man auch nicht erſt die Vernunft zu verläugnen braucht, um das geſunde Poſitive anzuerkennen, vielmehr iſt die heitere Anerkennung des wahrhaft Poſitiven erſt wahrhaft Vernunft.

Kehren wir jetzt zu der Stelle im Hyperion zurück, welche die letzte Erörterung über den republikaniſchen Atheismus nöthig machte, um Hölderlin ein für allemal zu bewahren vor der ſeiner unwürdigen Ehre, ſchon zu ſeiner Zeit auch im Politiſchen die Republik als das alleinige Himmelreich im Dieſſeits gewollt zu haben, wie er ja auch im übrigen Pantheiſt und allein dem Cultus der Natur ergeben geweſen ſey. Was das Letzte betrifft, ſo haben wir wohl bereits zur Genüge gezeigt, wie der Hölderlinſche Pantheismus mit Recht eine ganz andere Bedeutung für ſich in Anſpruch nimmt, als man ſonſt dieſem Worte zu geben pflegt, wie der Pantheismus Hölderlins zwar die unauslöſchbare Sehnſucht deſſelben nach dem All ausdrückt, ſo aber daß eben dieſer Sehnſucht wegen der Unterſchied in dem Einen und Allen ſchon immer mitgeſetzt iſt. Und ſo ſehr machte ſich der Unterſchied hier geltend daß er ſich, wie wir geſehen, bei Hölderlin ſogar zu beſondern Sphären des Jenſeits abgrenzte, über deren letzte Schranke Aether und Licht zwar hinausdringen, ſo jedoch, daß es dem Dichter nicht entging, daß die Natur die Anſpannung des Univerſums keineswegs zu gewähren vermag. Daher denn auch das Verlangen nach dem All ſich im Empedokles wie im Hyperion vielmehr überall als ein Verlangen nach Gott, wie als Bedürfniß der Unſterblichkeit außer Zweifel ſetzt.

Was aber die Politik angeht, so war Hölderlin gewiß auch darin ein Bewunderer der Griechen, daß er erkannte, wie es ihnen mit reinem Naturſinn und reicher Geiſtesanlage gelang, während der ſchönen Zeit ihrer Republik — die doch ſelbſt ein Extrem des Geſetzes war — ſich dennoch ſo lange auf der Schwebe zu erhalten zwiſchen dem Willen der Maſſe und dem Willen des Einzelnen, und daß es ihnen möglich wurde, in dieſer höchſt bedenklichen Schwankung nicht allein den Krieg gegen den äußern und innern Feind mit gleicher Ruhmwürdigkeit zu führen, ſondern auch üppige Blüthen und reife Früchte der Bildung zu ziehen, in all dem das Privatintereſſe in der großartigſten Weiſe zu verläugnen und dem Allgemeinen, dem Vaterlande ſich hinzugeben. Aber es entging unſerm Dichter dabei auch keineswegs — das Trauerſpiel Empedokles gibt dafür an den verſchiedenſten Stellen die klarſte Bürgſchaft — auf welche Gefahr hin und wie theuer und oft ungerecht all dieſes republikaniſche Heil erkauft werden mußte; wie oft daſſelbe Geſetz an dem Einzelnen völlig unerfüllt blieb, um es für das Ganze zu erfüllen und dieſes dadurch zu erhalten; ja wie oft daſſelbe Geſetz an dem Einzelnen ſich unbarmherzig und grauſam vergriff, damit für den Staat nur die Tugend des Patriotismus, die doch immer wieder aufgeſchreckte Sicherheit bewahrt würde; und wie endlich in dieſen republikaniſchen Inſtitutionen, in dieſem vielgliedrigen politiſchen Kunſtwerke dennoch ariſtokratiſche und demokratiſche, oligarchiſche und oklokratiſche, tyranniſche und anarchiſche Elemente ſtets zuſammenwirken, mit einander im Streit liegen, ſo daß nicht bloß Einzelne, nicht bloß Parteien unaufhörlich mit einander rivaliſirten und ſich für den kommenden Philipp abſchwächten, ſondern auch ganze Staaten eines und deſſelben Landes nicht eigentlich um den Ruhm der Nation, ſondern um die Befriedigung der Staatseitelkeit und der privaten vielleicht noch dazu, das heißt, um die Hegemonie mit einander kämpften. Und neben das alles? ſelbſt bei dem begabteſten Volke der Erde, was geſunde Natur und Intelligenz betrifft? Daher, weil der Grieche nur in der Form der Republik ſeine öffentliche Freiheit bewahrte und auch nur bewahren konnte; daher, weil der Grieche in ſeiner Politik in dem Grade, als er die Deſpotie durch den einzelnen Menſchen fürchtete, in die Deſpotie durch das Geſetz, das heißt, in die

Republik hineingetrieben werden mußte; endlich daher, weil der Grieche auch in der Religion, um nur die Vorstellung eines öden, unerbittlichen Schicksals zu mildern, den cultivirtesten Polytheismus, als eine nur fortgesetzte Politik sich erfand, der sich denn in der Wirklichkeit des Staats als Republik reflektirte. Und alles dieses wieder, weil die Griechen als Volk doch eigentlich mit der Politik, das heißt mit dem Diesseits, ebenfalls abschlossen, da die Schattenhaftigkeit ihres Jenseits nicht in Anschlag gebracht werden konnte. Daher ihnen auch die Republik im Allgemeinen zu genügen vermochte. Daß Einzelne, daß Viele, daß der Genius, wie zu allen Zeiten, so ganz besonders bei den Griechen über die politische Schranke eines solchen Zustandes hinausdrangen und in den Ideen noch ein ganz anderes Ziel der Menschheit vorgesteckt sahen, als das politische, das bewies schon Empedokles den Agrigentinern gegenüber, aber Diotima beweiset es aufs Neue dem Hyperion gegenüber, um seine politische Einseitigkeit zu rügen, seine politische Hitze in etwas zu kühlen.

Es ist daher gleich wichtig für die tiefere Erkenntniß Hölderlins, daß man sich davon überzeugt, wie er ungeachtet seines Pantheismus dennoch an der Natur, sogar an dem Aether und dem Licht kein Genüge findet, ganz so, wie er ungeachtet seiner Bewunderung der griechischen Republik immer noch ein Bewußtseyn darüber hat, daß wenn auch das politische Problem einer bestimmten Zeitperiode noch so glücklich gelöst wird, mit dieser politischen Errungenschaft allein noch keineswegs der Himmel auf Erden realisirt ist, wie vielmehr im Gegentheil auch dann noch die größte Gefahr vorhanden ist, daß der Mensch gerade an seinem besseren Theile Abbruch leide; wie denn die Verflachung durch bloße Politik auch in unsern Tagen eben nicht weit gesucht werden darf. Und so beweiset Hölderlin an dieser wichtigen Stelle des Hyperion, die das eben Hervorgehobene ausspricht, daß er weiter um sich blickt als sein Held, daß er um vieles auch in politischer Hinsicht denen voraus ist, welche in unserer Zeit ebenfalls wieder alles Heil in das politische Diesseits setzen. Dennoch aber wissen wir es längst von unserem Dichter, mit welcher Wärme und Begeisterung er auch wieder und zwar mit vollem Recht das politische Wohl eines Volkes zu würdigen

weiß, wie er der gesunden politischen Freiheit und Oeffentlichkeit alle Kräfte der Wissenschaft und Kunst entgegenreifen läßt. Aber er schließt nicht damit ab, er verkauft sich nicht daran, es mahnt ihn der Genius im Innersten, nicht uneingedenk der ganzen Herrlichkeit der Welt und des menschlichen Geistes zu seyn, es mahnt ihn die Natur, es mahnen ihn in ihr vor allem Aether und Licht, es mahnt ihn die Tiefe und Schärfe seines eignen Gedankens, auch Dessen, außer der Politik und außer dem Pantheismus, immerdar eingedenk zu seyn, durch Den allein alles das ist, was da ist, durch Den allein der menschliche Geist auch nur zur Anschauung des Universums zu gelangen vermag.

Die vielerwähnte inhaltschwere Stelle im Hyperion aber, welche obige Erörterung veranlaßte, lautet also: „Du wirst erobern, viel Diotima, und vergessen, wofür? wirst, wenn es hoch kommt, einen Freistaat dir erzwingen und dann sagen, wofür hab' ich gebaut? ach! es wird verzehrt seyn all das schöne Leben, das daselbst sich regen sollte, wird verbraucht seyn selbst in Dir! Der wilde Kampf wird Dich zerreißen, schöne Seele, Du wirst altern, seliger Geist! und lebensmüd am Ende fragen: wo seyd ihr nun, ihr Ideale der Jugend?"

Diese Stelle des Hyperion ist von höchster Bedeutung zur richtigen Würdigung Hölderlins und zur Warnung für unsere Zeit und in zugleich eine Weise aus jenem schönen, musikalischen Wechselspiel der Stimmung und des Charakters, des Muthes und der Besorgniß, des Feuers und der Mäßigung, der Zügellosigkeit und der Zurückhaltung, der Kühnheit und der Besorgniß, dessen wir schon früher in dem Verhältniß Diotimens und Hyperions gedachten. Aber diese Stelle des Hyperion darf weder so einseitig gefaßt werden, daß sie bloß zur Folie, zum Gegensatz dessen dienen sollte, was in der gleich daselbst folgenden Erwiederung Hyperion sagt, als wäre diese allein die Ansicht des Dichters, noch auch darf die in Rede stehende Stelle so genommen werden, als sollte irgendwie das Politische eigentlich gering angeschlagen werden. Sondern Hölderlin steht schon so hoch in seiner Bildung und ist oft auch wieder so überlegen seinem Helden Hyperion, daß er nur dessen politische Ueberschwänklichkeit berichtigt, und dennoch in der nächsten Erwiederung Hyperions auf Diotimens Besorgnisse zugleich mit allem Enthusiasmus aus-

drückt, es ſey vor allem immer das anzuführen, was zunächſt noth thue; ſo daß wenn es die politiſche Freiheit gelte, auch der Kampf um ſie wichtiger ſey als alles andere, daß daher in ſolchen Zeiten die andern Ideale hinter die Politik zurücktreten müßten. Denn Hyperion erwiedert: „Das iſt grauſam, Diotima, ſo ins Herz zu greifen, ſo an meiner eignen Lebensfurcht, an meiner höchſten Lebensluſt mich feſtzuhalten, aber nein' nein' nein' der Knechtsdienſt tödtet, aber gerechter Krieg macht jede Seele lebendig; das gibt dem Golde die Farbe der Sonne, daß man ins Feuer es wirft! Das, das gibt erſt dem Menſchen ſeine ganze Jugend, daß er Feſſeln zerreißt' Das rettet ihn allein, daß er ſich aufmacht und die Natter zertritt, das kriechende Jahrhundert, das alle ſchöne Natur im Keime vergiftet! — Altern ſollt ich, Diotima! wenn ich Griechenland befreie? altern, ärmlich werden, ein gemeiner Menſch? O ſo war er wohl recht ſchal und leer und gottverlaſſen, der Athenerjüngling, da er als Siegesbote von Marathon über den Gipfel des Pentele kam und hinabſah in die Thäler von Attika." —

Jede der beiden hier angezogenen Stellen hat alſo zuerſt für ſich ihre Berechtigung, kann aber ergänzen auch beide einander und ſpiegeln den univerſellen Standpunkt der Weltbetrachtung in Hölderlin ab, der ihn ſo einzig in ſeiner Art macht und ihm in mehrfacher Beziehung vor den einſeitigen Tendenzen vieler heutigen Modernen einen ſo großen Vorrang ertheilt.

Dieß Univerſelle individueller Natur und Geiſtesanlage in Hölderlin, dieſe glühende Sehnſucht, die ihn immer zum All hinzieht, und ihn dennoch auch für das Tiefſte im Beſondern mit einer ſo reinen Pietät erfüllt, ihm Maß und Geſtalt, die ſchöne Beſchränkung griechiſcher Antike neue zur Aufgabe ſtellt, iſt das Haupteigenthümliche an ihm, worauf deshalb in der Charakteriſtik ſeiner auch immer wieder zurückgekommen werden muß. Hölderlin vereinigt daher in ſeinem Wollen immer die Gegenſätze, die er empiriſch als getrennte wahrnimmt; er mag, wie ſehr er nach der einen Seite ein excentriſcher Menſch iſt, dennoch auf die Länge hin ebenſowenig ein Extrem feſthalten, als er ſich irgendwie mit der abgeriſſenen Mitte beſtrebt; er will mindeſtens ein Ganzes, aber er will freilich ſogar das Ganze, nämlich das Ganze der Welt, und zwar keineswegs aus

egoiſtiſchem Gelüſten, nein, aus der Entäußerung reinſter Liebe zum Ganzen, und zwar aus Liebe zu Dem, der ſich Selbſt aus Liebe zu einer Welt in das Ganze entäußert. Schon ſolches univerſellen Grundzuges wegen, wodurch Hölderlin ſich völlig von genialen Modernen unterſcheidet — die immer an der einen Seite ſchon genug haben, da ſie die andere weder zu denken noch zu lieben vermögen — iſt es nicht unwichtig, eine beſondere Betrachtung Hölderlins und ſeiner Werke zu unternehmen, wie wir hier den Verſuch dazu machen, weil Hölderlin, ungeachtet er in ſeiner Bildung noch lange nicht den höchſten Punkt erreicht hatte, dennoch als Muſter hingeſtellt werden darf, ſowohl wie eigentlich das philoſophiſche Problem gefaßt werden ſoll, als auch, wie der Poet eigentlich zu verfahren hat, um die Wirklichkeit nicht ohne das Ideal zu geben, aber auch um das Ideal nicht ohne die Wirklichkeit zu laſſen und in der künſtleriſchen Beobachtung dieſes Doppelten die geſunde, ſchöne Geſtalt, das geſunde, heitere Leben zu ſpenden.

In Hölderlin ſtellt ſich uns daher zugleich dar, wie der ächte Philoſoph, der ächte Dichter ſeyn und verfahren, unausgeſetzt ſeyn und verfahren ſollen, und wie daher auch wahrſcheinlich der wahrhaft Religioſe ſeyn und verfahren wird. Denn wenn die Philoſophie jedenfalls dazu berufen iſt, das Syſtem des Wiſſens in der weiteſten Ausdehnung, alles Empiriſche und Realiſtiſche mit eingeſchloſſen, zu conſtituiren, der reinſte Ausdruck für die Wiſſenſchaft überhaupt zu ſeyn; und wenn die Poeſie den Beruf hat, durch das conformſte Ebenbild des Geiſtes, die Sprache, die vollendete Gegenſeitigkeit von Allgemeinem und Individuellem, von Inhalt und Form, in beſtimmter Geſtalt, allen andern Künſten zum Vorbild, in ſich abzubilden; ſo wird die Religion, mit der, wenn man nicht über ſich und die Dinge verblendet iſt, alles geiſtige Leben beginnt, wie es mit ihr abſchließt, die ganze Ebenbildlichkeit zwiſchen dem Göttlichen und dem Menſchlichen darin auch für das unmittelbare Leben vollenden, daß der Religioſe ſich ſtets, wie das Kind mit dem Vater, mit Demjenigen verbunden weiß, der dieſen ganzen Reichthum der Welt aus ſich entläßt, wie er ihn wieder zu ſich zurückführt. So wird denn durch Philoſophie, durch Poeſie und Religion aller Gegenſatz gehoben und dennoch der Unterſchied in der Ein-

heit bewahrt, während diejenigen, welche den Gegenſatz von vorn herein läugnen, auch in der Art, wie ſie es thun, die Einſeitigkeit ihres Verfahrens zu erkennen geben. So entſteht ihnen denn auch unter der Hand eine Form ohne den Inhalt. Dieſe Form iſt das Dieſſeits, welches ſie ohne Glauben an das immer neu und ſchöpferiſch ſich offenbarende Jenſeits des Geiſtes oder des Gedankens feſthalten und damit willkürlich hantieren. So entſteht denn bei vielen Modernen ſtatt der Philoſophie die Sophiſtik, ſtatt der Poeſie die Rhetorik, ſtatt der Religion — was allenfalls noch ſo bei ihnen zu nennen wäre — der bloße Skepticismus oder gar die Frivolität. Die wohlfeilſte Abſtufung dieſer Losgeriſſenheit von allem organiſchen Geſetz, dieſer ſchamloſen Emancipation der Form von allem Inhalt iſt dann die jetzt in ſo breiter Geiſtloſigkeit und dennoch mit ſtechenden und ſchreienden Farben überall um ſich wuchernde Phraſe, mit der man ſich eine wiſſenſchaftliche, künſtleriſche und religiöſe Bedeutung anlügt, deren man oft nicht einmal fähig iſt.

Von alle dem nun iſt Hölderlin völlig frei, ja er iſt das gerade Gegentheil von aller modernen Verallgemeinerung und Groß- wie Schönthuerei mit eleganten Phraſen, denn er läugnet den Gegenſatz in allem Zeitlichen und Räumlichen, in allem Endlichen und Geiſtigen ſo wenig, daß dieſer Gegenſatz bei ihm, bis auf Gegenwart und Vergangenheit des deutſchen und griechiſchen Lebens, bis auf Materie und Aether, bis auf Finſterniß und Licht, vielmehr ſein Schmerz iſt. Aber ſo wohl der Philoſoph als der Poet in ihm werden in der ſchönſten Periode ſeines Schaffens, wie im Empedokles, wie in demjenigen, was der Grundton des ganzen Lebens in Hölderlin, dem Menſchen, war, zugleich über den Gegenſatz gehoben, und dieß iſt eben ſeine Religion.

Während, wie wir bereits wiſſen, Hölderlins Individualität vorherrſchend antik iſt, und alſo bei ihm vom Myſtiſchen und Romantiſchen auch nicht entfernt die Rede ſeyn kann, ſo ſehen wir ihn dennoch in dem was er leiſtet, zugleich ganz andere Forderungen an das Denken und Dichten heranbringen, als dasjenige gewährt, was viele der Heutigen ſo oft ſchon für Philoſophie und Poeſie ausgeben. Dieſes iſt um ſo beachtenswerther, als die Jetzigen nicht ſelten das Tiefere, was man ihnen

als Forderung vorhält, und was zu leisten sie schuldig bleiben, Mystik und Romantik zu nennen belieben. Freilich bloße Wendungen unvermögender Ausflucht, freilich bloß eitle Bemühungen das zu verkleinern und zu bemäkeln, was sie nicht darzustellen im Stande sind, ein Defect welches sie, wir geben es ihnen zu, vielleicht selbst nicht einmal einsehen. So haben wir schon früher nachgewiesen, daß der Urgegensatz aller Philosophie ohne dessen Anerkennung und Schlichtung gar kein eigentliches Philosophiren möglich ist, daß der Gegensatz von Transscendenz und Immanenz von vielen Modernen so wenig gewürdigt wird, daß sie diesen Gegensatz nicht einmal erkennen. Daher sie denn auch aufs Gerathewohl die bloße Immanenz behaupten und aus dieser Behauptung Schlüsse ziehen, denen nichts weiter als jedes Argument fehlt. Dasselbe Verfahren nun lassen sie sich (wir kommen absichtlich noch einmal darauf zu sprechen) folgerichtig auch im Dichten zu Schulden kommen, wo es eben so häufig nur der empirische Mensch der vom ephemeren Zeitgeist getragene Betrachter ist, welcher dichtet, ohne den Glauben an die Wirklichkeit dessen, der ihn aus einem überzeitlichen Quelle begeistert, und der ihm die Möglichkeit einer schöpferischen Zukunft immerdar bewahrt. So wie es endlich auch in der Religion der bloße Cultus eines politischen Diesseits seyn soll, den sie noch gelten lassen, ohne zu bedenken, daß das Jenseits oder vielmehr ihr abstractes „Unendliches" — wenn sie sich noch so ausdrücken — dasjenige ist, wovon alles Diesseits lebt, alle Endlichkeit zehrt; daß aber auch schon das Jenseits jedes nächsten Augenblicke eben so wenig in ihrer Gewalt steht, so daß sie aus eigener Machtvollkommenheit unbedingt darauf rechnen könnten, als das Jenseits des Universums. Dieses aber verkennen sie erst recht. Hölderlin dagegen entgeht es nirgend, daß es nicht bloß tellurische, sondern daß es überhaupt kosmische Räume, Zeiten und Ereignisse gibt, an die zweifelsohne Shakspeare auch gedacht hat, als er Dinge behauptete, von denen sich eine gewisse Weltweisheit nichts träumen lasse: Hölderlin entgeht es nirgend, daß jene Räume, Zeiten und Ereignisse in ihrer unwiderruflich sichern Existenz nicht willkürlich ignorirt werden dürfen, daß man aber auch freilich bei dieser unbestimmten Expansion des Unendlichen keineswegs stehen zu bleiben genöthigt sey, sondern daß das

Universum erst in demjenigen, der es aus sich heraussetzt und durchdringt, und welches nicht der Mensch seyn kann, zu einem Totalzweck wie zur absoluten Gegenwart erhoben wird. Das alles spricht der Empedokles unseres Dichters, gleich wichtig für Philosophie und Poesie, aufs deutlichste aus, und zwar in einer Weise, die es sogar zur festen plastischen Gestaltung bringt, während selbst im Hyperion, ungeachtet die Sehnsucht nach dem Unendlichen hier so leicht hätte bloß ins Unbestimmte sich verlieren können, doch zugleich, wenigstens den Ideen nach, das Diesseits in seiner großen Berechtigung festgehalten wird, wie zum Beispiel in dem schönen Verhältniß des Lehrlings zum Lehrer, in der Liebe Hyperions zu Diotimen, in der politischen Aufgabe der Befreiung Griechenlands u. s. w.

So könnten wir Hölderlin, ungeachtet er künstlerisch vorherrschend antik ist, in jener seiner universellen Tendenz — die dem Philosophen, dem Dichter und Religiosen in ihm trefflich zu statten kommt — in jener seiner unausgesetzten Totalanschauung der Welt, in der von rechtswegen auch die Politik mit aller Liebe gehegt wird, nicht bloß der Zeit, sondern auch dem Charakter nach einen wahrhaften Kosmopoliten im Vergleiche mit vielen Modernen nennen, welche das Partielle des Tellurischen, des gepriesenen Diesseits schon zum Ganzen erheben, und ohne Gott, den Menschen, wie er der Endlichkeit und Materie überwiesen wird, zu einem bloßen Parasiten der Erde machen, der aber dennoch, ungeachtet er vergeht, und nach Jener Meinung, nur in der Gattung fortdauert, Gott seyn soll, und ungeachtet er nur das Diesseits gelten läßt, und auch dieses noch lange nicht durchdringt, dennoch zum Maß aller Dinge hinauf potenzirt wird. Jener Kosmopolitismus Hölderlins tritt besonders auch dann recht deutlich hervor, wenn wir ihn mit dem Standpunkte vergleichen, den etwa Ludwig Feuerbach im Wesen des Christenthums und in seinen andern philosophischen Schriften einnimmt, ein Standpunkt auf welchem dann auch folgerichtig, indem die Materie oder das Sinnliche das einzig Gewisse seyn soll, da die Materie ohne den Geist das Nichts ist, der Nihilismus das eigentliche Endresultat wird. Während Hölderlin dagegen, obwohl er den Dualismus seines Zweigöttersystems, nämlich das Jenseits des Aethers und des Lichtes zu überwinden

hat, obwohl ihn die Schönheit der griechischen Geſtalt zugleich ewig ins Dieſſeits lockt, obwohl er noch dazu gegen den Schmerz ankämpfen muß, daß der Hellenismus zu Grabe gegangen iſt und der Vergangenheit gehört, und obwohl er den Pantheismus der Natur in deſſen ganzer Stärke über ſich kommen fühlt, dennoch das alles als den Widerſpruch des arbeitenden Menſchengeiſtes mit ſich ſelbſt durchdringt und ſich, da das Univerſum nicht zu umgehen iſt, zur Idee und Wirklichkeit Gottes erhebt, in dem das alles geborgen und die Anſchauung der Welt ewiger Weiſe geſetzt iſt. So entſpricht der Empedokleiſche Standpunkt Hölderlins, der mit ſeinem Helden Empedokles ſogar das Selbſtopfer nicht ſcheut und dadurch, wie wir geſehen, dem Chriſtenthum ganz nahe kommt, dem Prometheiſchen Standpunkte der Modernen, die im Trotz ihres Eintagslebens die Erde, die ſie nicht gemacht und das Dieſſeits, welches vom Jenſeits jedes nächſten Augenblicks und der Ewigkeit lebt, fälſchlich zu ihrem eigenmächtigen Beſitz und zur ganzen Welt erheben, und ſo die Welt, freilich nur in der Einbildung, in Bezug auf Gott als völlig herrenlos erklären.

Haben wir nun durch die letzte Entwickelung, bei Gelegenheit der mehrerwähnten Stelle des Hyperion über Politik, in Uebereinſtimmung mit dem was wir im Empedokles bereits nachgewieſen haben, die univerſelle Weltbetrachtung Hölderlins außer Zweifel geſetzt, und zwar mit beſonderer Bezugnahme auf unſere Zeit, ſo iſt damit eine der Hauptaufgaben unſeres ganzen Unternehmens gelöst, und wir haben nun noch über das Weitere im Fortgange des Hyperion Einiges hervorzuheben.

Es liegt alſo, wie bereits angedeutet worden, in dem ſchönen dialektiſchen Wechſelſpiel des Verhältniſſes zwiſchen Diotimen und Hyperion, es liegt in dem weiblichen Charakter der erſten, aber auch im Gruſte der Zeit, der ſich beider bemächtigt, daß Diotima, nachdem ſie ihre Warnung ausgeſprochen hat, nun ihr Geliebter ſtark bleibt, aber auch ſchon nahe daran iſt, durch den nahenden Abſchied weich zu werden, ſelbſt wieder in die Stärke ihres Weſens übergeht und allen Patriotismus, alle Freudigkeit des Zugeſtändniſſes ihrem Freunde zu erkennen gibt. Dennoch verändert ſie ſich außerdem zuſehends, man möchte ſagen, ſie ſtirbt vor unſern Augen. Und das iſt wieder vom Dichter aufs feinſte

und Tiefſte nicht bloß aus der weiblichen, ſondern aus der menſchlichen Natur herausmotivirt. Diotima iſt ſtark, ſie iſt heroiſch, aber ſie iſt edel, ſie iſt zart. Diotima iſt Griechin und Patriotin, aber ſie iſt auch Weib, ſie iſt Geliebte. Auch ahnt ſie in ihrer Sehernatur nichts Gutes. Sie iſt die vollendetſte, griechiſche Heldenjungfrau, wie ſie jetzt vor uns ſteht, aber ſie fühlt, nebſt dem daß ſie das Mißlingen deſſen, was Hyperion unternimmt, innerlich bereits ſchaut, auch ſelbſt plötzlich dem Tode ſich geweiht. Dieß Bleiche des Todes, dieſe Wehmuth der doppelten Scheideſtunde kämpft wunderbar ſchön und ergreifend in dieſer muſikaliſchen und jetzt ganz unerwartet plaſtiſch und marmorfeſt vor uns werdenden Geſtalt; es iſt uns, als ſähen wir in dem herrlichen Inkarnat dieſes Marmors alle Vorgänge der Seele durchſichtig ſich ſpiegeln, die Gutfärbungen der Trennungsſchauer kämpfen mit der Röthe der Begeiſterung, des Heldenmuthes. Und ſo wird denn überhaupt, im Unterſchiede von dem Grundcharakter des Muſikaliſchen, den wir unſerem Romane zuſprechen mußten, die nächſte Partie, die Abſchiedsſcene beider Liebenden, in Mitte der Freunde und unter ſich allein, der verklingenden Tonwelt faſt entnommen, in den reinlichſten, vollendet antik ausgearbeiteten Figuren, ja ſogar von der Fläche bloßer Malerei abgehoben, ſo daß uns die Geſtalten wie ganze, ſchöne, antike Körper zu ſchreiten und gegen einander dramatiſch zu handeln ſcheinen. Welches klare antike Licht, welche Weihe, welche Hoheit und Idealität in dieſer Scene! (S. 91–94.) Hier iſt alles und jedes idealiſch und doch wirklich, hier iſt jeder irdiſche Augenblick des Menſchenlebens in dieſes Hauſes reiner Sitte ſo, daß er ein himmliſcher, ein ewiger zugleich iſt. Und alles ſtimmt mit dieſer Feier zuſammen, ſelbſt die Landſchaft und der Himmel, die ihnen ins Fenſter herein ſcheinen. Und alles wie es ſich fügt, finden ſie gut, dieſe edeln Menſchen, ſelbſt den Schmerz der Trennung. Wie es in der Schrift heißt: „und Gott ſahe an alles, was er gemacht hatte, und ſiehe da, es war ſehr gut;“ ſo wird auch dieſen herrlichen Menſchen aus Abend und Morgen hier ein Trennungstag, der ihnen dennoch aber recht iſt, deſſen Lüfte und Blumen, deſſen Sonne und Geſtirne ihnen eben ſo heilig ſind wie die früherer Tage; und ſo ſollte ſtets alles auf Erden ſo gethan und angeſehen werden, daß es als gut

erkannt würde. So erhellt uns auch hier recht aufs deutlichste, wie das wahrhaft Antike auch immer schon an und für sich das Göttliche, das Heilige und nicht das Profane ist.

Und doch wie Fassung und Schmerz, wie Pflicht und Trennung in Diotimen mit einander kämpfen, so weicht sie vor unsern Augen aus dem Plastisch-Festen fast wieder zurück in die musikalische Auflösung, wie sie aus dieser wieder zu jener gelangt. Auch dieser Wechsel bei aller Unwandelbarkeit des Charakters in Diotimen hat seinen Grund in der musikalischen Natur des Romans, der immer wieder ins Musikalische zurückstrebt, so daß Diotimens Gestalt im plastischen Moment ihres Erscheinens nicht straff gehalten sich darstellt. Auch läge in der That in solcher Straffheit eine tote Versteinerung ihres Wesens. Sondern das Pathos des Schmerzes und der Trennung spielt frei um ihren Charakter; Diotima erscheint lebend aber leidend und doch handelnd. Nicht bloß weiche Falten vergegenwärtigen uns dieses Leben, nicht bloß der weiche Thon, aus dem der Meißel sie gebildet hat, sondern auch der musikalische Ton, der memnonisch aus ihr hervorklingt, und in dem Leid und Freud zugleich ist, wie die menschliche Seligkeit ja immer Leid und Freud zugleich und dennoch über beidem ist, und auch die Alten kannten ja schon die „seligen" Götter. Weil der Schmerz Diotimen aber nur gleichsam verneint, vergleicht auch Hyperion sinnvoll sie dem bloßen „Marmorbilde." (93.) Und wenn Hyperion ihr ergreifend zuruft: „Du bist stille, Du siehst nicht" so könnte man dieses rührende Nicht-Sehen auch nach der Skulptur erklären, um das momentane Ueberspringen des musikalischen Elements ins plastische in unserem Roman damit anzudeuten; nämlich Diotima sah nicht, da sie wie die alten Statuen keine Augen hatte, da sie vor Schmerz, ungeachtet ihrer Aethernatur und musikalischen Innerlichkeit, plastisch geworden war. Daher ruft Hyperion auch aus, als sie aus dem Tode des Marmors wieder zu sich selbst kommt, als sie wieder ins musikalische Element zurückkehrt, als sie wieder spricht, er ruft aus: „O süßer Ton, aus diesen Wonnelippen" welche lyrischen Apostrophen immer wie Arien aus dieser hinreißenden Komposition hervorklingen.

Das Herrlichste jedoch, dem wir im Nächsten nach der Trennung begegnen, sind die Briefe der beiden Liebenden. Byron

würde dieſe Briefe wie ein glühendes Gedicht auf Liebe und Freiheit empfunden und ſich ſelbſt in Hölderlin vorgeſchaut haben. Die rechte Stärke der Liebenden tritt jetzt erſt recht hervor, ſie vermiſſen einander kaum, ſie ſind getrennt doch bei einander. Er iſt auf der Spitze der epidauriſchen Berge. Dann iſt er wieder in der Mitte des Peloponnes, wo er einſt mit Adamas zuſammengeweſen. Er iſt auf Alabanda geſpannt. Er glüht, Thaten zu vollbringen. Die Freunde finden ſich. Sie ſchmelzen in einander bei den gleichen Sympathien. Dieß Wiederſehen, dieſer ganz andere Rhythmus des Begegnens zwiſchen Freund und Freund im Vergleich mit dem früheren Umgang der beiden Liebenden, dieſer kurze, oft wortkarge, geheimnißvolle, aber kräftige Verkehr der beiden Freunde mit einander, und doch voll Zuſammenklang und Verſtändniß, wie Jean Paul dieß ächte, männlich-ſchroffe Freundſchaftsweſen in Leibgeber und Siebenkäs für alle Zeiten idealiſch wahr und fertig durchgeführt hat, iſt hier ebenfalls, der Kürze des Romans entſprechend, aufs gelungenſte angedeutet. Aber dennoch, Alabanda, der ältere, iſt in Vergleich mit dem jüngern faſt weich: der jüngere hat keine Zeit dazu, er ſchnaubt nach That. S. 98. Aber Alabanda, der nicht bloß den Jahren nach ältere, ſondern auch der Stimmung nach faſt altgewordene, iſt deßhalb nicht minder thatluſtig.

Wie es jetzt in den Kampf geht, in den Kampf um Griechenlands Freiheit, der freilich ſo früh noch nicht zum Siege führen ſollte, gemahnt es uns in Betreff unſerer Gegenwart recht ſeltſam, daß auch in dieſem Kampf Rußland ſchon ſeine Fangarme ausſtreckt. Und es werden dieſe innigen, dieſe glühenden Liebesbriefe, welche Hyperion Diotimen ſchreibt, der freilich der Liebe hier eine weitere Ausdehnung gibt, als daß ſie ihm bloß der lyriſche Erguß ſeiner ſubjektiven Gefühle ſeyn ſollte, es werden dieſe Briefe, beſonders da wo er ſeiner Geſpräche mit Alabanda gedenkt, wahre Freiheitsgeſänge (98. 99), auch wieder recht wie für Byrons Seele gedichtet, Griechenlieder werden es, wie es keine Polenlieder gibt. Wie man mitten im wilden Gebirg, wo Abgrund an Abgrund gähnt, Klippe an Klippe ſtößt, Kegel an Kegel grenzt, doch alle dieſe Vertiefungen und Erhabenheiten nicht mehr ſieht, weil man hier mitten in und auf ihnen iſt, weil man ſich in das Element des Erhabenen eingehaust hat,

so spricht dieser Wechselgesang beider Freunde, von Kriegeslust und Tapferkeit, eine Erhabenheit nach der andern aus, und sie wissen es nicht, denn sie sind in die Sache selbst, in die Erhabenheit der Aufopferung für das Vaterland aufgegangen. Und selbst der fast alt gewordene Alabanda wird wieder Jüngling, nun er nach langem Gram und langer Einsamkeit wieder vor seinem, dem Geist nach ebenbürtigen Hyperion steht, da er es aufflammen sieht das schöne, republikanische Morgenroth Griechenlande, dessen Sonne freilich nicht aufsteigt. Und nun Diotima selbst in ihren Briefen?

Sie ist wie immer die entsprechende Jungfrau eines solchen Jünglings wie ihr Hyperion, während wir mit diesem Briefaustausch beider stets näher dem Kampfe rücken, der Griechenland seine alte, seine seit Jahrhunderten gestorbene Freiheit wiederbringen soll und Hyperions Leben auf das Spiel setzt. Es ist schön und sinnvoll, wie sich die Seelenharmonie Diotimens und Hyperions sogar in der ähnlichen Redewendung ausspricht, wie er ihre Gedanken als Refrain, als Echo wieder zurückgibt. So, wenn sie ihren Brief schließt: „Ich war voll Seufzens, da ich anfing Dir zu schreiben, mein Geliebter! Jetzt bin ich lauter Freude. So spricht man über Dir sich glücklich. Und siehe! so solls auch bleiben. Lebe wohl!" Und wenn wieder er den seinigen beginnt: „Der Vulkan bricht los. — Nun hat die Schwermuth all ein Ende, Diotima, und mein Geist ist fester und schneller, seit ich in lebendiger Arbeit bin. Und siehe! ich habe nun auch eine Tagesordnung."

Und wie uns der Krieg jetzt vorgeführt wird, wie wir selbst mit in den Kampf hinausgeführt werden, so sehen wir — so lebhaft erzählt der Briefschreiber — eine Menschencorporation, ein totalisirtes Individuum von Kriegern, von Freiheitshelden vor unsern Augen. (S. 104.) Alles lebt vor uns auf und tummelt und ordnet und gliedert sich, und dieselbe musikalische Sprache, die wir bei Hölderlin aus der Darstellung der höchsten Ideen schon kennen, wird jetzt zur Feldmusik, daß aus Tönen sich alles vor unserem Blicke gestaltet, Feldlager, Wachtfeuer, Exercitium, Waffenglanz der Griechen, und im Hintergrunde von all dem blitzt auch der Halbmond des Islam auf, sehen wir den Roßschweif fliegen, hören wir den osmanischen Beckenschlag und

Trommeln und Pfeifen und wilde, ſchmetternde Trommetenfanfaren, rückt hier die erweiterte Muſikbande eines ganzen Janitſcharenheeres an, welches mit Waffen des Todes Muſik macht. Dazwiſchen aber tönt, mildernd all den Kriegslärm und doch ihn ſchürend mit weiblichem Patriotismus, Diotimens ſanftes Briefwort an den Geliebten, wie ſie ſeiner Tapferkeit, ſeiner Todesverachtung zur Reſonanz wird, und zugleich weiblich beſorgt bleibt, er könnte ihr doch noch zu raub werden.

Kaum aber hat es begonnen, und ſchon wird ſelbſt Hyperion bedenklich und beſtürzt. Er wollte das geliebte, einſt von den Griechen realiſirte Ideal noch einmal verwirklichen. Er hatte es ſich ſo groß gedacht und gedichtet, ſo verſtändig wenigſtens entworfen. Nun ſcheitert es an der Rohheit und Grauſamkeit der Menſchen und noch dazu der eigenen Kampfesgenoſſen. Und er? Er bleibt zwar derſelbe, was ſeinen Glauben an die Idee und das einſtige Griechenland betrifft, aber nach der Seite des Gegenwärtigen und Künftigen hin wird er geknickt, er wird an den Menſchen der Jetztzeit, die er ſchon lange für Barbaren gehalten, vollends irre und weiht ſich tief innerlich ſchon jetzt, ohne daß er es weiß, der Vergangenheit in eremitenhafter Beſchauung. Wer wollte dieß nicht gerade durch die Zartheit der Natur unſeres Helden, wiefern ſie Hölderlin ſelbſt iſt, und ſeinen Edelſinn entſchuldigen, dennoch — wir haben es bereits gerügt — bleibt es eine Schwäche im Charakter des Helden, wodurch der Roman in die bloße Sehnſucht immer ſchneller zergeht.

Was nun aber die ganze Wendung des obigen Ereigniſſes betrifft, ſo werden wir Jetzige hier wiederholt recht lebhaft an den Hergang der Polenkämpfe in neuerer Zeit erinnert, ſo daß ſich hier das ſich Gleichbleibende menſchlicher Entartung aufs ſtärkſte reflektirt. An der ſittlichen Verkommenheit, an dem Verrath, an der Habſucht, an der zügelloſeſten Uneinigkeit ſcheitert hier auch die Sache der griechiſchen Freiheit. Und welch ein Schmerz dieſes für Hyperion! Die Griechen, noch immer ſein Idealvolk, haben ſich ihm, dem reinſten, dem edelnen Menſchen, mitten im Ringen um ihre Wiedergeburt, in ihrer gänzlichen Verſunkenheit gezeigt. Er vermag daher auch nicht ferner hier zu bleiben. Er will zur ruſſiſchen Flotte hin. Aber der Schmerz übermannt ihn. Des Vaters einſtiger Fluch kommt hinzu, den einſt

vielleicht nur Diotimens segnende Nähe und die Aussicht auf die Befreiung des Vaterlandes, die auch sogar jenen Fluch in Segen verwandeln konnte, der Vergessenheit lange überwiesen hatte. S. 110. Dennoch schwingt Hyperion, so gut es gehen will, auch jetzt noch sich auf! Auch Alabanda, der ältere Jüngling, wird wunderbar genug, trotz des eben erlebten Mißlingens, von einem Friedensgeiste, freilich von dem der letzten Lebensabrechnung, übernommen. Hyperion selbst entsagt allem, entsagt sogar — — Diotimen!!! Hier drängt sich wieder das vollste, eigenste Schwermuthsgefühl Hölderlins in das Schicksal und Erleben seines Helden hinein. Es ist alles sein eigenes Schicksal. Es ist seine eigene Gegenwart und Zukunft. So steht auch er zu Griechenland, so zu Deutschland. Weder in jenem noch in diesem Lande hat er seine Heimath. Hyperion wird unstät auf Erden, und fände er auch eine Einsiedelei, selbst hier wäre er unstät, denn jede gehört ja der Erde, er aber gehört dem All, wie zuletzt Empedokles sich auch ins All hinein flüchtet. Wenn aber Hyperion noch einmal, nachdem er Diotimen schon entsagt hat, dennoch von ihren „Aetheraugen" spricht, in die er noch einmal hineinschauen möchte, so ziehen sich in diesem Ausdruck nur Aether und Licht zusammen und versinnbilden in dem liebenden, geliebten Auge, diesem feinsten Fokus der Intelligenz, das All. Und doch so sehr ist Hyperion unstät geworden, daß er resignirend, nun er sich Diotimen vergegenwärtigt, selbst wieder von der Entsagung zur Liebe schwankt, wie zwischen Fremde und Griechenland. Aber — was ist das? Wer hätte wohl das erwartet?! Auf all diese äußersten, leidenschaftlichsten, auf Leben und Liebe schon verzichtenden Aeußerungen, die, wie er wohl meint, Diotimen erschüttern, sie im Fluge zu ihm reißen müßten, vermag Diotima zu schweigen? Wahrlich, dieß Schweigen ist das beredteste Sprechen, welches vom Dichter nur ersonnen werden konnte.

Inzwischen sind wir mit Hyperion wirklich auf der russischen Flotte angelangt. Die Schlacht winkt auch hier. Er dürstet nach dem Schlachttod. Und hier, indem er sich schon todt denkt, ist es rührend, ist es im höchsten Grade ergreifend und bedeutsam für die Natur des Menschen, daß Hyperion, der kühne Pantheist, und mit ihm also Hölderlin, doch eigentlich darum noch bangt, er dürfte mit Diotimen spurlos im All verklingen, er dürfte sie,

die ewige Geliebte, nirgend mehr finden. Man könnte dieſes, um die ganze Stärke der Sehnſucht durchzufühlen, wie ſie in Hölderlin (wie wir öfter ſchon gezeigt) immer wieder jeden Pantheismus durchbricht und die Differenz des Dieſſeits und Jenſeits herausſetzt, man könnte dieſes bangende Pulſiren der Sehnſucht in ihm ſo erklären, daß der ſehnſuchtskranke Menſch in ihm fragt, nach welcher Richtung des Alls er Diotimen wohl zu ſuchen hätte, wenn beide von hinnen und doch getrennt wären; wie auch bei dem herrlichen Dante, in der divina commedia, dieſer feine Spürſinn für die Oertlichkeit, für den Unterſchied der räumlichen Expanſion des Univerſums, dieſer Tiefblick für ihre große Bedeutung hervortritt. — So wenig genügte denn auch und mit Recht Hölderlin ſelbſt der Pantheismus. So ſchließt das dritte Buch mit dem emphatiſchen Briefe Hyperions an Diotimen.

Mit dem vierten und letzten Buche beginnen wieder die Briefe Hyperions an Bellarmin. Die Schlacht bei Tſchesme läßt ihre donnernden Brander los. Hyperion findet wenn nicht den Tod, doch eine Verwundung zur Gefahr des Todes. Man ſchafft ihn bewußtlos von hinnen. Er erwacht erſt nach einigen Tagen an Alabanda's Seite, der ſein Pfleger iſt. Er geneſt an Leib und an Seele, wie er an der letzten noch geneſen kann. Daß er an der Seele nicht völlig geneſt, das beweiſt das Ende des Romans. Ein Cultus, aufs Neue dem Aether und dem Lichte dargebracht, iſt Hyperions Dankopfer. S. 117.

Indem er nun mit Alabanda wieder glücklich iſt — hätte er es auf die Länge können ohne Diotima? — kommt ein Brief von der letzten. Dieſer Brief Diotimens, in aller weiblichen Anſpruchsloſigkeit geſchrieben, ſtrahlt einen Reichthum von Ideen aus, die ſich wieder zu den höchſten Idealen des Lebens, der Kunſt, der Wiſſenſchaft, der Andacht gruppiren, daß man ihn den Lehrbrief dieſes Romans nennen könnte, wenn es nicht vielmehr das Teſtament Diotimens (obwohl noch nicht der letzte Brief) das reichſte Vermächtniß an Hyperion wäre. In dieſem Briefe Diotimens hat der Aether des Romans vielleicht die äußerſte Feinheit erreicht. Dieſe Gedanken ſind ſo überirdiſch und

entzückend, aber auch so nervenzerstörend, diese Worte sind so völlig verklärte Körper der Gedanken, daß sie Seelen, die in Leibern wohnen, um die Subsistenz bringen. Es sind Worte nicht mehr, nein, Töne, keiner Materie mehr entlockt, aber um so angreifender, denn wer könnte wieder in dieser musikalischen Idealität lange hausen, in der schlechterdings keine Materie mehr ist und keine Lunge mehr athmet, daher auch der Ton nur noch geistig gehört wird. Wie wahr, herrlich schildert es Diotima, wie nach ewigem Gesetz der Mann das Weib mit seinem Schicksale verknüpft, wie er sie in dasselbe hineinreißt! Wie weiß sie mit feinstem Geschicke das Höchste, das Schwierigste in dieses Briefteſtament hereinzuziehen! Sie gibt sogar ihn, ihren Hyperion, sich selbst zu lesen, denn sie gibt einen Theil von Hyperions Geschichte. Sie zeichnet den Segen, die Bildung, die er unter den Griechen verbreitet hat, noch mit sicherster Hand. Sie gesteht es ihm, was er ihr geworden ist, was sie ihm verdanke. Er hat sie, die bereits jetzt dem nahesten Tode geweiht ist, für das Uebersinnliche erzogen; er hat sie schon bei Lebzeiten in die höchsten Sphären gerückt. Sie sollte seine „Muse" seyn. Nun ist sie es. Er hat freiwillig dem Irdischen entsagt. Auch sie weiß sich mit dem nahen, sogar wirklichen, eigenen Tode völlig einverstanden. Sie weiht aber auch ihn selbst dem Tode, wenigstens dem geistigen Absterben für das Vergängliche, für die eitle Weltlichkeit, mit den Worten: „Wem einmal, so, wie Dir." S. 119. Hierin allein noch liegt eine Art Rechtfertigung des Endes, den der Roman nimmt, daß nämlich Hyperion Eremit wird, was wir sonst tadeln mußten.

Aber Hyperion? Ist es ihm etwa recht, wie man doch erwarten könnte, was nun eintritt? was er doch selbst ausgesprochen und herbeigeführt hat? Keineswegs. So widerspruchsvoll ist der Mensch! Diotima wird, was er gewünscht, seine Muse, auf daß er allem Irdischen noch mehr entsage. Nun wünscht er sie anders. Jetzt will er sie ungeachtet seiner Entsagung aufs Neue gewinnen, unausgesetzt auch hienieden mit ihr zu seyn. Dieß ist wieder das schöne, ächt musikalische Wechselspiel in beider Charakteren, dessen wir schon öfter gedachten, aber es ist auch zugleich der alte Widerspruchsgeist im Menschen und aufs Neue der Ausbruch von Hyperions Unstätigkeit. — Er will Griechen-

land verlaſſen, er will ſich mit Diotimen in der Schweiz, in dem Lande der Freiheit anbauen, wo die Berge in ihre Heimath, den Aether hinausragen. Wir haben ſchon eine ausführliche Kritik dieſer ſchönen Contemplation, dieſer Ausſicht in eine reizende Idylle gegeben.

Obwohl nun aber Hyperion hofft, fern von der Menſchenwelt ein ſtilles Glück, eine heilige Familienſeligkeit ſich zu bereiten, und obwohl Alabanda, der für ſich lange ſchon mit herbem Ernſte lebensſatt iſt, ihn darin noch beſtärkt, Hyperion fürchtet hinſichts ſeiner Diotima faſt das Uebelſte. Doch hofft er noch es zu verhüten. Und hofft er ſogar wirklich, mit Diotimen fern von der Welt in heiliger Einſamkeit ein ſeliges Leben zu führen, ſo ſoll nun auch gar Alabanda, nach Hyperions idealiſch-ekſtatiſchem Plan, Zeuge dieſer Seligkeit zweier Liebenden in einer ſchweizeriſchen Einöde ſeyn! Dieß iſt das Aeußerſte von Naivetät in Hyperion, dieß iſt ſo recht die Art des ſchuldlos ſchwärmenden, den höchſten Idealen hingegebenen, die Myſterien des menſchlichen Herzens nicht kennenden Jünglings. Alabanda dagegen, der ältere, ahnt, ja erkennt das Richtige, die dämoniſchen Gefahren, die hier drohen, er kennt ſich, er ahnt Diotimens Anziehungskräfte, er fühlt ſie ſchon jetzt, er ſpürt ſie in ſeinem Herzen, ſie zucken ihm ſchon leiſe in den Fibern des Gehirns, dieſe Schauer der Einſamkeit, von dem liebreizendſten Weſen mitbewohnt. Und allerdings liegt an dieſer tiefſinnigen Stelle unſeres Romans nieder der ewige Keim zu den tragiſchſten aller Wahlverwandtſchaften, wenn auch das vierte Glied hier fehlt; aber gerade weil es hier fehlt, ſo enthält dieſe Stelle vielleicht ein noch entſetzenvolleres Pathos, als wären die Beziehungen alle vollſtändig. Alabanda empfindet es ſchon nach dem was ihm ſein Freund von der Eigenthümlichkeit jenes herrlichen Weſens mitgetheilt hat, wie Nerven- und Lichtreiz über ſich kommen, als kündigte ſich in dem letzten dieſer Lichteffekte ſchon das liebliche Geſtirn ſelbſt an, welches nach dem Geſetz der kosmiſchen Bewegung auch im Reiche der Geiſter ihn an ſich reißen, ihn völlig in ſeine Bahn verſtricken könnte. So wirkt ſchon jetzt die gar nicht atmoſphäriſche, die rein ätheriſche Diotima auf Alabanda als ginge von ihr durch weite Räume hin ein feinſtes Geiſtesfluidum aus. Wie würde es erſt werden, wenn er, und noch

dazu mit seinem Freunde, in ihre wirkliche Nähe gelangte! Kurz, Hyperion erscheint an dieser Stelle, lange schon vor den Goetheschen Wahlverwandtschaften, nach einem ganz richtigen, psychologischen Kalkul, den beide Genien, Goethe und Hölderlin, gleich selbstständig, schöpferisch erfannen, der eine andeutete, der andere ausführte, wie jener unglückliche Eduard, der auch in einer gewissen Naivetät seiner Leidenschaft für Ottilien meint, dergleichen Positionen ließen sich wie in einem Schachspiel nehmen und wieder aufgeben, oder ließen sich ins Werk richten, wie man etwa Bäume setzt und wieder umsetzt, Gruppen und neue Beziehungen der einzelnen landschaftlichen Gegenstände zu einander bildet, wenn man einen Park pflanzt. Doch wie hartnäckig sind dagegen die menschlichen Naturen, auch wenn es sonst die liebenswürdigsten, die edelsten Menschen wären! Wer hier auf dem Gebiete freier und daher unendlicher Wesen mit Gewalt eingreift, und nicht allein mit den Urelementen aller Sympathie und Antipathie experimentirt, sondern sogar die eiserne Macht der täglichen bürgerlichen Wirklichkeit herausfordert, der stört meistens jene ungethümen Mächte auf, die gleich hinter der Oberfläche der trivialsten Ereignisse lauern, allem Verstande und aller Klugheit spotten und, wenn sie vorbrechen, nur Grausamkeit und Vernichtung bringen. Es ist unglaublich, wie auf diesem gefährlichen Gebiet oft das Kleinste schon mitwirkt, wie hier oft die geringste Veränderung des Hergebrachten, oft schon die bloße Umplacirung des Gegenständlichen sogleich das grausenvollste Verhängniß wach ruft. Ist nur erst von zwei Seiten der Anfang gemacht zur Entfernung von der innersten Eintracht, gleich geht es, besonders in Zeiten noch anderer Leiden, obwohl unscheinbar, oft ins Unmeßbare fort, wie etwa zwei Wege, nachdem sie sich noch eben im Punkte des Kreuzwegs nachbarlich und traulich mit einander vereinigt, ganz allmählig sich trennen und bald ins Ungeheure auseinanderlaufen.

Nun ist es keine gewöhnliche Schönheit unseres Romans, daß während wir an der betrachteten Stelle den Abgrund eines furchtbaren Unheils haarscharf vor uns sehen, die sittliche Würde beider Freunde uns an diesem Abgrunde glücklich vorüberführt, ohne daß der Dichter mit seiner Ethik auch nur im geringsten dem Erbaulichen oder Sentimentalen verfiele. Es beruht das

Sittliche seines Romans hier vielmehr auf der uneigennützigen Treuherzigkeit Hyperions, der in dem vorgeschlagenen Zusammenwohnen von drei Glücklichen, von zwei Männern und einem Weibe, in seinem idealischen Hellsehen sich den Pantheismus oder Communismus eines kleinen Geisterreichs vorstellt, und der in dieser rührenden Treuherzigkeit so ergreifend auf den erfahreneren Alabanda wirkt, daß dieser solcher Treuherzigkeit nur Entsagung entgegenzusetzen weiß, indem er eben innerlich erbebt vor dem, was hier die Neidlosigkeit anrichten könnte, ganz abgesehen noch davon, daß Alabanda seine Lebensabrechnung im Stillen ja längst unterschrieben hat.

Das Tragische findet viele Mittel und Wege, seine Zwecke oft an den edelsten Menschen durchzusetzen. Sind wir so eben für beide Freunde dem einen Unheil entgangen, so ist für jeden schon ein neues Verhängniß im Anzuge. Hier tritt aus dem Schicksal Alabanda's und Hyperions so recht die Wahrheit ins vollste Licht, daß wenn der Mensch nicht die unvernünftliche Zuversicht zu jeder Gegenwart sich bewahrt, um immer wieder handelnd sich zu verjüngen, das Leben ihm zuletzt nur als das trügerische Licht- und Schattenspiel von lauter unerfüllten Hoffnungen erscheint, so daß dann — freilich ein trauriges Resultat — nur die leere Hoffnung, und also nur die Illusion, noch das Beste davon war. So endet es mit Alabanda. Und wird es auf die Länge mit Hyperion besser enden?

Alabanda steht, ursprünglich ein großer Mensch, nach einem fast abenteuernden, unstäten Leben, nachdem er ein politisches Ideal in sich ausgetragen und es mit seinem Blute hat erkämpfen wollen, dennoch zerrissen und lebenssatt vor dem Reste seiner Tage. Diese Zukunft seines Erdenlaufs nimmt sich bei ihm in den Edelmuth zusammen, daß er, ein potenzirter und umgekehrter griechischer Regulus, zu denen eilt, die freilich seiner nicht würdig sind, denen er sich aber einst mit seinem Worte verpfändet und die nun, da er es gebrochen hat, ihn dem Tode überliefern werden. So geht seine schöne, ächt heroische Natur nicht sowohl handelnd als vielmehr leidend zu Grunde. Und Hyperion?

Er strebt zwar sein Ideal zu erreichen und weiß es noch nicht, wie tragisch er es erreichen werde. Zwar ahnt er schon das Uebelste was er ahnen kann, Diotimens Tod. Auch ahnt

er ihn richtig. Aber wie? Nun feiert er bald dieſen edelſten aller Todten, den er doch im Aether allgegenwärtig haben mußte, auch nur noch mit ſtummer Entſagung, in ſo früher Lebenszeit mit der Apathie eines Einſiedlers? Wir haben uns ſchon über dieſes nicht genügende Ende des Romans mehrfach ausgelaſſen. Wir müſſen indeſſen hier noch einmal darauf zurückkommen. Wie das Leben Hölderlins leider ſelbſt tragiſch abgelaufen iſt und er, dieſer ſo reiche und urſprüngliche Geiſt, den größten Theil ſeines Daſeyns in Apathie und meiſt ſtummer Beſchauung zubringen ſollte, ſo war jener Ausgang des Hyperion für ihn freilich eine Nothwendigkeit, wenn man Hölderlin auch hier als unwillkürlichen Propheten ſeiner ſelbſt ſich denkt. Wenn man aber auf die großartige Anlage des Romans zum Kunſtwerke ſich beſinnt, wie es ſich in ihm nicht bloß um die politiſche Wiederbefreiung Griechenlands handelt, ſondern auch um die Wiederbringung griechiſcher Cultur, um ſo die herrlichen Todten am würdigſten zu feiern; wenn man zugeben muß, daß bei einer größern Ausdauer des Helden, deren Detail wir früher auch angedeutet haben, leicht die heilſamſte Wirkung auf den Verfaſſer ſelbſt hätte erreicht werden können, daß nämlich Hölderlin am Hyperion ein- für allemal ſich aufgerichtet hätte, um der furchtbarſten aller Contemplationen, dem Wahnſinn, zu entgehen; — ſo muß man um ſo mehr bedauern, daß der Roman gerade dieſen Ausgang nimmt, den er jetzt nimmt.

Wir wollen hier wahrlich nicht ſchulmeiſtern und wiſſen ſehr wohl, daß noch eine ganz andere Urſache in der Reihe der mehr äußeren, bloß mitwirkenden Urſachen vorhanden war, wodurch Hölderlin ſeinem Schickſal eigentlich entgegenreifte. Dieſe Urſache war ſeine wunderbar reich und doch unendlich bedürftig angelegte Individualität im Conflikt mit der Befriedigung ſolcher Bedürftigkeit in Diotimen. Er, der immer nach Griechenland rückwärts ſchaute und nur im Grabe der Vergangenheit wie im Jenſeits des Aethers, unter den ſeligen Olympiern, alle vollendete Schönheit und alles letzte Heil ſuchte, er iſt dennoch ſo glücklich — er traut ſeinen Blicken kaum — mitten in der derben Wirklichkeit, mitten unter Barbaren, ein ächt griechiſches Weib zu finden. Er entdeckt hier ein Frauenbild, ja eine wirkliche, lebende Frauengeſtalt, die alle Anmuth, alle Formen- und

Geiſtesſchönheit des helleniſchen Landes, alle Zauber des griechiſchen Himmels und der griechiſchen Erde darſtellt, aber freilich in ſo ſubtiler Weiſe, daß ſie ſelbſt mitten in dieſer derben Wirklichkeit ſchon verklärt erſcheint und ſelbſt auf Erden nur noch wie im Aether lebt, ja Aether zu ſeyn ſcheint. Indem er ſie ſieht, ſo ſieht er ſich ſelbſt, und doch ſieht er ſich hier als Weib, zu dem er ſich, wie nach dem Geſetze der Präexiſtenz, mit allmächtigen Banden hingezogen fühlt. Sie iſt nach dieſem ewigen Geſetze ſein Weib, und nie hat wohl das Geſetz der Ehe, und beide ſollen ſeyn Ein Leib und Eine Seele, eine ſchauerlichere Anwendung gefunden. Denn nach dem zeitlichen Geſetz iſt Diotima ſchon eines Andern Weib. Kurz dieß Schauen ſeiner eignen Verklärung, dieß Schauen, indem er Diotimen nicht bloß als ſein Weib, ſondern in ihr ſich noch einmal und zwar als Weib ſieht, als Weib, die doch ſchon eines Andern Weib iſt, dieß Schauen iſt der Silberblick ſeines Erdenwandels, aber auch zugleich in der Verwirrung der angedeuteten Geſichte der Beginn des Wahnſinns in Hölderlin. Und was das Entſetzlichſte iſt, dieſe Viſionen der höchſten Befriedigung und zugleich des ausbrechenden Wahnſinns hat er nicht einmal, ſie ſetzen ſich von Stund' an fort, ſo oft er Diotimen ſieht, ſo oft er an ſie denkt, und er ſieht ſie ſtets, da er ſtets an ſie denkt, und dieſe Fortſetzung jener Geſichte iſt die allmählige Zerſtörung Hölderlins. Fortwährend erſcheint ihm dieſe Diotima alſo wie ſein eigner ätheriſcher Doppelgänger. Sie iſt er ſelbſt, er ſelbſt iſt ſie, und doch ſind, die hellſte Anſchauung, die trunkenen Sinne ſogar ſagen es ihm, dennoch ſind es zwei zu unterſcheidende Menſchenweſen: ſie und er, er und ſie. Und nun, da ſie hienieden ſo ſehr verklärt ſchon iſt, daß ſie ſogar zu frühem Tode ihm verklärt wird, nun dieſes ſein eignes Wiederbild — das Schreck- und doch auch zugleich Weichbild ſeiner Vernunft — ſein ätheriſcher Doppelgänger ihm entweicht, nun er alſo ſich ſelbſt entſchwindet, ſo entſchwindet er ſich auch ſo ſehr, daß er vereinſamt dem Leibe nach, nur noch zur Beſchauung des irdiſchen Nichts erkoren; dieß iſt der Eremit im (heutigen) Griechenland, oder vielmehr der leiblich noch fortvegetirende Hölderlin in Tübingen. — Aber auch dem Geiſte nach iſt er fortan entrückt in jenes ſelige Geiſterreich, wo der Aether Diotimens und der Aether

seines eignen Wesens dem Aether des Weltalls sich gesellen; dieß Entrücktwerden dem Geiste nach ist bei Hölderlin das, was die Menschen seinen Wahnsinn nannten. So daß, aus diesem letzten Gesichtspunkt betrachtet, auch die Wendung, welche es von jetzt ab im Roman mit Hyperion nimmt, indem dieser sich von Alabanda'n trennt, die tiefste Rechtfertigung enthält, die uns kein Kunstwerk vergüten könnte. Denn nun erscheint der Roman Hyperion als das, was er ist, als Selbstbiographie eines Propheten, der sich selbst voraussagt, um den es immer einsamer wird; er erscheint für Hölderlin in Bezug auf Vergangenheit und Zukunft als das, was er erlebte (und noch erleben sollte), als Dichtung und Wahrheit, erschaut im Spiegel der Weissagung bis auf das Finale der Geisteszerrüttung. Und zu dieser schauerlichen Voraussicht, dargestellt in dem höchsten Schwunge der Gedanken, begleitet von der ergreifendsten Musik der Sprache, gelangt Hyperion im Namen Hölderlins von da ab, wo wir zu einstweiliger Erklärung den Faden abbrachen, wo Alabanda sich anschickt, von Hyperion sich zu trennen, um, da er mit dem Leben abgerechnet hat, seinem Ende nun auch entgegenzueilen.

Diese Lebensabrechnung, dieses Testament, welches nun auch Alabanda vor den Augen seines Hyperion eröffnet, legt sich besonders darin dar, daß er ihm ein Geheimniß seines Lebens in einer speciellen Hererzählung mittheilt. S. 127. In dieser einfach erhabenen Mittheilung tritt ein gewisser, Gefahr drohender Hintergrund aus dem Wesen Alabanda's hervor, und doch von Adel und Offenherzigkeit zeugend, eine Gefahr, von der Hyperion vielleicht nie etwas geahnt hatte, und die auch stets niedergehalten wurde, theils durch die sonstige Größe Alabanda's selbst, theils durch die herrliche Natur seines Freundes. Es ist von Hölderlin wieder sehr richtig und tief herausgefühlt worden, daß der edlere Mensch in dem Weh des Leidens auf dem Kothurn der Sprache geht, während der gewöhnliche oder gar der gemeine Mensch im Leiden, wenn er diesem Ausdruck gibt, oft noch unter den Soccus hinuntersinkt. Das erste bewährt sich auch hier darin, daß die Erzählung Alabanda's in der Form der Prosa doch wieder eigenthümlich rhythmisch wird, so daß man dieses dem Auge und Ohr aufs bestimmteste vergegenwärtigen kann. So sagt Alabanda:

„Was ich in dieſer Zeit erfuhr,
Wie an der Knechtſchaft tauſendfältigen Geſtalten
Meine Freiheitsliebe ſich ſchärft'
Und wie aus mancher harten Noth
Mir Lebensmuth und kluger Sinn erwuchs,
Das hab' ich oft mit Freude Dir geſagt.
Ich trieb mein wanderndſchuldlos Tagewerk mit Luſt,
Doch ward' es endlich mir verbittert."

Wir werden auf dieſe wunderbare Bedeutung einer rhythmiſchen Proſa, wie ſie häufig bei Hölderlin vorkommt, noch unſere beſondere Aufmerkſamkeit richten. Indem Hölderlin, wie wir bereits bemerkten, eine ſolche rhythmiſche Diktion in unſerer Literatur mit Novalis, mit Görres und Schleiermacher theilt, was, wie wir ſehen werden, bei den genannten Schriftſtellern auch wieder einen gemeinſamen Grund hat, ſo werden wir ſchon deßhalb ihn bei gewiſſen Modernen, die für alles, was ihnen unerklärlich iſt, die Abfertigungsphraſe Romantik im Munde führen, ebenfalls vor dieſer exaltirten Beſchuldigung nicht ſchützen können, ungeachtet das eigentlich Romantiſche einem Dichter wie Hölderlin ſehr fern liegen mußte.

Die Wendung, welche das Geſpräch beider Freunde nach der angedeuteten Eröffnung nimmt, iſt von großer Wirkung. Indem Alabanda jetzt fort will, um gewiſſem und, wie er meint, verdientem Tode entgegenzugehen, ſo wird der Dialog noch zuletzt vor dieſem Hingange philoſophiſch im größten Styl, wie in jener Tragödie Empedokles vor dem Tode des Helden. Der aus der Natur Hölderlins mit Nothwendigkeit immer wieder auftauchende Trieb des Pantheismus, der aber auf ſeiner Höhe ſtets zu etwas Edlerem und Reiferem wird, drängt ſich auch hier hervor, und beide Freunde, die eben daran ſind, zu ſo verſchiedenen und doch vielleicht zu denſelben Zielen fortzueilen, ſehen ſich hier zu dem gemeinſamen Bekenntniß veranlaßt, daß die wahrhaft exiſtirenden Weſen in dem gemeinſamen Elemente der Welt nur als frei gedacht werden können, ſo daß ihre Exiſtenz auch durch nichts zu gefährden, daß ſie unverwüſtlich ſey. S. 131. — Und allerdings erſcheinen auf einem gewiſſen Standpunkt, der im Proceſſe des Denkens nur ſchwer zu erreichen iſt, und den die bloß Gefühligen oder bloß Verſtändigen nie mit in Anſchlag bringen, um größere Reſultate für den Ernſt des

Menſchenlebens zu ziehen, als ſie zu thun pflegen, es erſcheinen auf dieſem Standpunkt Geborenwerden und Sterben für das Ganze der Welt nur als optiſche Täuſchungen innerhalb des Horizontes der Erde. So wie denn der von Alabanda ausgeſprochene Gedanke, daß die wahre Freiheit wohl ſogar ſo weit reichen müſſe, daß wir uns auch freiwillig geſchaffen hätten, darin ſeine Berichtigung und Wahrheit findet, daß wenigſtens ſicher die Urſchuld, wodurch auch die jetzige Exiſtenz bedingt wird, eine gemeinſame That der Menſchheit, und ſomit jedes einzelnen Menſchen iſt, ſo wie daher auch die Tilgung dieſer Schuld auf Denjenigen mit Recht zurückführt, welcher vorzugsweiſe der reine Menſch iſt, und daher vor allen andern des Menſchen Sohn: eine Wahrheit, die immerhin diejenigen verwerfen mögen, welche mit ihrem ſubjektiven Gefühl oder geſunden Menſchenverſtand alles ergründen zu können wähnen und doch ſo wenig ergründen, die aber dennoch Wahrheit bleibt. So daß wenn jener Gedanke Alabanda's auf dieſe Weiſe berichtigt wird, er nicht bloß allen Atheismus überwindet, ſondern ſogar aus der Tiefe des Chriſtenthums herſtammt, und dieſe Tiefe in der univerſellſten Weiſe ans Licht bringt. Daher denn auch der Roman Hyperion, ungeachtet der Verfaſſer vorwiegend dem Hellenismus ergeben iſt, ungeachtet er zum Einſchlage ſeines Gedankengewebes immer gern pantheiſtiſche Fäden braucht, ungeachtet er mit Innigkeit und Andacht ſeinem Zweigötterſyſtem von Aether und Licht vor aller Augen opfert, dennoch eine heilige Scheu vor dem Myſterium der Welt wie jedes Menſchen und insbeſondere auch der Unſterblichkeit ausſpricht, ſo daß der Roman Hyperion auch dafür eine Kernſtelle enthält, daß hier nichts von der Einzigkeit des Individuellen pantheiſtiſch verpufft wird, indem es vielmehr heißt: „Ja wohl, wächst doch kein Grashalm auf, wenn nicht ein eigener Lebenskeim in ihm iſt! wie vielmehr in mir! und darum Lieber! weil ich frei im höchſten Sinne, weil ich anfangslos mich fühle, darum glaub' ich, daß ich endlos, daß ich unzerſtörbar bin. Hat mich eines Töpfers Hand gemacht, ſo mag er ſein Gefäß zerſchlagen wie es ihm gefällt. Doch was da lebt, muß unerzeugt, muß göttlicher Natur in ſeinem Keime ſeyn, erhaben über alle Macht und alle Kunſt, und darum unverletzlich, ewig." So daß hier zwei Freunde, die eben daran

ſind, ſich für das Erdenleben auf immer zu trennen, in der Unverwüſtlichkeit des Noumenon, des Ens, der Einzigkeit, die auch im Menſchen weder anatomiſch noch chemiſch zerſetzbar und ſchlechterdings durch nichts zu deſtilliren iſt, ihre Erhebung über jede Trennung und jeden Schmerz finden. Und wie univerſell immer der Blick Hölderlins iſt, wie er von ſeinem Hellenismus aus dennoch für jede Regung des Göttlichen im Menſchen Sinn und Verſtändniß, aber auch tiefſtes Bedürfniß darnach hat, davon gibt das herrlichſte Zeugniß dieſes, daß Hyperion, der Grieche, den philoſophiſchen Unſterblichkeitshymnus Alabanda's mit dem Credo ſchließt, indem er bekennt, daß der Glaube doch recht betrachtet, das Letzte von Allem ſey, wie er auch das Erſte iſt, mit dem ſich der Menſch dem Weltweſen hingibt, woran ſich denn bei Hyperion zugleich das Wiederſehen knüpft, welches hier freilich wohl anders gefaßt werden muß, als es der gewöhnliche Rationalismus bei ſeiner vagen Unſterblichkeitslehre zu faſſen pflegt.

Und wie ſchön fällt nun in ſolches Bekenntniß, in ſolches Credo Hyperions, nachdem die Freunde ſich bereits getrennt haben, als Finale all dieſer Schmerzen, jener erhabene Schickſalsgeſang ein, deſſen wir ſchon bei Gelegenheit der lyriſchen Gedichte Hölderlins gedacht haben, ein Geſang, deſſen Grundgedanke, die Unerbittlichkeit eines harten Verhängniſſes, dadurch gemildert wird, daß der Glaube (das Credo) ihm eben vorausgeht. Dennoch aber erſcheint an dieſer Stelle des Romans jener Geſang bei weitem ſchwermuthsvoller, indem die Freunde ja für immer fürs Irdiſche ſich trennen, auch ſchwermuthsvoller als jener Geſang der venetianiſchen Schiffer (am Ufer der Giudecca und ſonſt), von welchem Goethe in der italieniſchen Reiſe berichtet, wenn der Eine vom Meere lockt, der Andere vom Lande antwortet; denn der Schiffer ſeewärts kehrt ja heim, und die Beiden, die ſich ſo durch Töne jetzt beſprechen, ſprechen ſich auch im Leben in wirklicher Rede noch einmal: dort aber, bei Hölderlin, haucht nur der Eine das Klagelied aus, oder vielmehr das unerbittliche Schickſal ſingt es ſelbſt, und der Andere hört es nicht einmal; auch wächſet hier mit jedem Tone des Geſanges der Raum, der die Freunde trennt, ſtets mehr und mehr. S. 132 und 133. Wunderbar ſtimmt es ſelbſt durchs Auge die

Seele, wenn man dieſes ächt antike Schickſalslied lieſt, wie es nämlich im Romane, im Unterſchiede von der Gedichtſammlung (S. 122 und 123), abgedruckt iſt. Denn wie in der dritten Strophe deſſelben Schickſalsliedes von den leidenden Menſchen die Rede iſt, welche blindlings von einer Stunde zur andern ins Ungewiſſe hinabfallen, „wie Waſſer von Klippe zu Klippe geworfen," ſo veranſchaulicht auch die Art, wie die einzelnen Verſe jeder Strophe an dieſer Stelle des Romans gedruckt ſind, jenen Gedanken der Seele, indem die Zeilen von der linken Seite her immer mehr abbrechen, wie ein Catarakt, der im ſteilſten und ſchnellſten Gefälle hinabſtürzt, ſo daß hier das typographiſche Bild das Jähe des menſchlichen Lebensloſes, wie das Plötzliche des Waſſerſturzes von Fels zu Fels gleichmäßig und nahe bringt.

Aber — ein Brief und zwar der letzte Brief Diotimens kommt. Und welch' ein Brief auch dieſes, welch' eine Nachricht der ſcheidenden Geliebten, von ihr ſelbſt geſchrieben, an den gerichtet, von dem auch der Freund ſo eben geſchieden iſt! Diotime hat früher ſchon von dem Schmerze, ihr Geliebter ſey in der Schlacht bereits getödtet, für ſich ſelbſt den Todesbefehl empfangen, und Hyperion ſelbſt hatte ſie ja zur Entſagung gemahnt und ſeinen nahen Tod ihr verkündet. So hatte alſo er ſelbſt — ohne daß er ahnte was er that — durch ſolches ſchmerzvolle Gebot ihr die Lebensfäden abgeſchnitten, ſo daß ſie jetzt nicht mehr zurückzukehren vermag, wenn ſie es auch wollte, und wenn er auch tauſendmal ſein Leben für ſie hinzugeben gedächte. Dieſes iſt der eigentliche Aufſchluß über den ſpätern Charakter Hyperions, wie es uns auch einen großen Theil, wenn auch nicht der geſunden Tage, doch der Geiſteszerrüttung Hölderlins aufſchließt, obwohl wir vieles Einzelne, noch Mitwirkende aus dem ohne allen Zweifel durchaus ätherreinen Verhältniß Hölderlins zu der wirklichen Diotime mehr nur herausahnen, als daß es uns völlig gewiß würde. Diotima ſchreibt in jenem Brief unter andern: „Ich will es Dir gerade ſagen, was ich glaube. Dein Feuer lebt' in mir, Dein Geiſt war in mich übergegangen; aber das hätte ſchwerlich geſchadet, und nur Dein Schickſal hat mein neues Leben mir tödtlich gemacht. Zu mächtig war mir meine Seele durch Dich, ſie wäre durch Dich auch wieder ſtille geworden. Du entzogſt mein Leben der Erde, Du hätteſt auch Macht gehabt, mich an

die Erde zu feſſeln, Du hätteſt meine Seele wie einen Zauberkreis in Deine umfangenden Arme gebannt; ach! einer Deiner Herzensblicke hätte mich feſt gehalten, eine Deiner Liebesreden hätte mich wieder zum frohen, geſunden Kinde gemacht; doch da Dein eigen Schickſal Dich in Geiſteseinſamkeit, wie Waſſerfluth auf Bergesgipfel trieb: o da erſt, als ich vollends meinte, Dir habe das Wetter der Schlacht den Kerker geſprengt und mein Hyperion ſey aufgeflogen in die alte Freiheit, da entſchied ſich es mit mir und wird nun bald ſich enden."

Wir wiſſen es ſchon, und es iſt dieſes für die vorliegende Partie unſeres Romans wieder ſehr zu beachten, der Pantheismus Hölderlins oder richtiger dasjenige, was in Hölderlin Pantheismus genannt werden kann, ſtammt bei ihm keineswegs aus der Schwäche der Spekulation, welche den Unterſchied Gottes und der Welt, wie den der einzelnen Individuen und Dinge nicht zu erkennen, viel weniger ihn zu überwinden vermöchte, und eben deßhalb ihn läugnete. Sondern der Pantheismus kommt bei Hölderlin vielmehr aus dem Bedürfniß ſeines Gemüths, aus der Sehnſucht ſeines Herzens, ungeachtet ſeines principiellen Dualismus, ungeachtet ſeines Zweigötterſyſtems von Aether und von Licht, und ungeachtet der empiriſchen Wahrnehmung unendlich vieler Individuen, dennoch alle Weſen zu einander zu bringen und bei einander zu erhalten, um das Nacheinander der Zeit und das Auseinander des Raums und ihres beiderſeitigen, ſonſtigen Inhalts in dem Einen und Allen beiſammen zu haben, in dem Einen und ungetheilten Univerſum zuſammen zu ſchauen; dennoch aber ſo, daß jener Dualismus von Aether und Licht, daß der durchgehende Unterſchied, unbeſchadet der Einheit, allen den einzelnen Naturen gleichſam wie ein Vater- und Muttermahl auch wieder aufgedrückt iſt, und zwar je edler ſie ſind, je höher ſie in der Reihe der Weſen ſtehen, deſto wahrnehmbarer, immer aber in der Weiſe, daß beide, Aether und Licht, in jedem einzelnen Weſen in einander ſpielen, wenn auch bei dem Einen das Eine, bei dem Andern das Andere vorwiegt, etwa wie ein durchgehender Geſchlechtsunterſchied von dem Vater, dem Aether und der Mutter, dem Lichte, auch den Kindern mitgegeben. Daher tritt denn auch hier, wo wir uns dem Ende des Romans nähern, wo es nun auch mit Diotimen zu Ende geht, wie am

Anfange des Werks, wo es darauf ankam, uns sogleich mit der Natur Hyperions — der ja ein Abbild Hölderlins ist — vertraut zu machen, es tritt hier in der letzten Mittheilung Diotimens an ihren Freund wieder aufs entschiedenste der Pantheismus hervor, indem sie ihren Hyperion vor ihrem Hingange mit dem Olymp tröstet, mit dem Olymp, wo ja Aether und Licht ewig Eins sind, wie ja auch Hyperion und Diotima ewig schon Eins gewesen, wie es einst wieder seyn werden. So finden wir an dieser Stelle den Pantheismus nicht bloß in seiner allgemeinen Natur ausgedrückt, sondern wie er sich schon am Anfange des Werks individualisirte, so individualisirt er sich auch hier, indem jetzt auch Diotima ihren Pantheismus S. 137, wie ein Seitenstück zu dem früheren Hyperions S. 6 und 7, aussprickt in den Worten: „Ich habe mich des Stucknerks überhoben, das die Menschenhände gemacht, ich hab' es gefühlt das Leben der Natur, das höher ist denn alle Gedanken — wenn ich auch zur Pflanze wurde, wäre denn der Schade so groß? — Ich werde seyn. Wie sollt' ich mich verlieren aus der Sphäre des Lebens, worin die ewige Liebe, die allen gemein ist, die Naturen alle zusammenhält? wie sollt' ich scheiden aus dem Bunde, der die Wesen alle verknüpft? Der bricht so leicht nicht, wie die losen Bande dieser Zeit. Der ist nicht wie ein Markttag, wo das Volk zusammenläuft und lärmt und auseinander geht. Nein! bei dem Geiste, der uns einigt, bei dem Gottesgeiste, der jedem eigen ist und allen gemein! nein, nein im Bunde der Natur ist Treue kein Traum. Wir trennen uns nur, um inniger einig zu sern, göttlicher friedlich mit allem, mit uns. Wir sterben, um zu leben."

Wie Diotima in diesem Bekenntniß sogar den Fall setzt, daß sie zur „Pflanze" wurde und sich darin doch ewig erhielte, und wie sie sich gleich im Folgenden auch auf die „Sterne" bezieht, die „in stiller Lebensfülle stets wallen und das Alter nicht kennen," und dann sogleich auch den „Sonnengott" noch besonders hervorhebt, so gibt sich in diesen Momenten ihres Pantheismus das Licht, als die Mutter in jenem Zweigötterſystem, vorwiegend bei Diotimen zu erkennen, so daß das Weibliche hier auch vorherrschend wieder auf das Weibliche hinweist. Und wenn Hyperion gleich beim Beginne des Romans seine pantheistische

Weltanſchauung darin zuſammenfaßt, daß er ſagt: „O ſelige Natur! Ich weiß nicht, wie mir geſchieht, wenn ich mein Auge erhebe vor deiner Schöne, aber alle Luſt des Himmels iſt in den Thränen, die ich weine vor dir, der Geliebte vor der Geliebten. Mein ganzes Weſen verſtummt und lauſcht, wenn die zarte Welle der Luft mir um die Bruſt ſpielt. Verloren ins weite Blau blick' ich oft hinauf an den Aether und hinein ins heilige Meer, und mir iſt, als öffnet' ein verwandter Geiſt mir die Arme, als löste der Schmerz der Einſamkeit ſich auf ins Leben der Gottheit. Eins zu ſeyn mit Allem, das iſt Leben der Gottheit, das iſt der Himmel des Menſchen. Eins zu ſeyn mit Allem was lebt, in ſeliger Selbſtvergeſſenheit wiederzukehren ins All der Natur, das iſt der Gipfel der Gedanken und Freuden, das iſt die heilige Bergeshöhe, der Ort der ewigen Ruhe, wo der Mittag ſeine Schwüle und der Donner ſeine Stimme verliert und das kochende Meer der Woge des Kornfeldes gleicht;" wenn in dieſer Weiſe Hyperion ſeinen Pantheismus ausdrückt, ſo ſcheint hier in dem Manne auch der Aether, als männliches Princip, beſonders vorzuwalten, wie ja von ihm ausdrücklich des Aethers erwähnt wird, ſo daß hier „die Thräne" und „die Welle der Luft" und das „heilige Meer" nur Modifikationen des fühlbar gewordenen, des niedergegangenen Aethers ſind, während in dem eigentlichen Aether oberwärts, auf dem ſeligen Olymp, kein „Donner" mehr gehört wird, alle Lebenszeichen der gewöhnlichen Creatur, wiefern ſie nach dem Wechſel des Leidens und der Freude unterworfen iſt, aufhören, ſo daß in jener luftleeren, über alle Materie hinausgehobenen Sphäre, im reinen Aether, wo keine Luft mehr geſchöpft werden kann, weil keine Luft mehr da iſt, auch kein Seufzer mehr gehört wird, wie etwa unter der Glocke der Luftpumpe, in dem luftleeren Raume, kein irdiſches Geſchöpf mehr fortlebt, wie ja auch kein Schall mehr gehört wird.

Indem nun Diotima ihren Brief ſchließt und ſomit das letzte Wort zu Hyperion ſpricht von allen, welche ſie auf Erden zu ihm geſprochen hat, ſo kann dieſes Wort wohl in nichts Sinnigerem beſtehen als darin, daß ſie ihn zum Dichter weiht, daß ſie ihn — und alſo Hölderlin ſelbſt — in prophetiſchem Geiſte ſchon als Dichter vor ſich ſieht; ſo daß ſie, während ſie von ihm ſcheidet, ihm die Muſe gleichſam zum Erſatz zuführt,

oder vielmehr, indem ſie ſich zu den Göttern erhebt, ihm als Muſe noch nahe bleibt.

Gleichzeitig mit dem vernommenen Schreiben Diotimens erfahren wir aus einem Briefe Notara's, daß Diotima wirklich geſtorben ſey und daß ſich ihre vorzugsweiſe dem Licht zuneigende Natur noch kurz vor ihrem Tode kundgegeben habe, indem ſie geäußert: daß „ſie lieber im Feuer von der Erde ſcheiden" wolle, als in die Erde beſtattet werden. Dieſer plötzliche Tod Diotimens in ihrer ſchönſten Jugendblüthe wirkt hier um ſo ergreifender, als er ſogleich nach Beendigung jenes letzten Schreibens an Hyperion eintritt, als hätte ſie es aufs genaueſte gefühlt, wie viele Minuten Lebenstropfen noch in ihren Adern rollten, um während das Fallen derſelben noch das Gedankenteſtament ihrem Freunde zu eröffnen oder vielmehr einen Nachtrag zu demſelben. Ein ſolcher Tod eines ſolchen Weſens mußte faſt vernichtend auf den Hinterbleibenden wirken, wie er auch auf Hyperion wirkt. Hatte er doch in Diotimen, mitten unter Barbaren, Griechenlands einſtige Herrlichkeit und claſſiſche Schönheit, vom leiſeſten Hauche des zarteſten Gedankens bis zur plaſtiſchen Form deſſelben, noch einmal erlebt; hatte ſie allein ihm doch das Univerſum, das unfaßbare, das in lauter unermeßliche, unendliche Fernen ſich expandirende nahe gebracht; hatte ihr Licht ihm doch den herrlichen Aether durchleuchtet, daß alle Pracht der Farbenglorie und Geſtaltung aus dieſer Vermählung von Licht und Aether vor ſeinen erſtaunten Augen hervorquoll, ſo daß ſie, obwohl Jungfrau, dennoch im Geiſte und ewiger Weiſe längſt ſchon ſein Weib geworden war, und nun war ſie ihm dennoch entriſſen, und nun war der unendliche Aether, des Lichtes beraubt, ihm wieder finſter und leer, unheimlich und ſeiner ſchönſten Geſtalt beraubt worden! Er, bangend nach dem All, nach der Zeitloſigkeit, nach der Wiederbringung aller Zeiten und aller Räume, vor allem aber der altbelleniſchen, in der Anſchauung des ewigen Univerſums, wie ſie ihm denn auch in Diotimen zu Theil geworden, war jetzt durch ihren Verluſt wieder einſam, in die Oede der Zeit zurückgeworfen, in die Oede des Raumes, denn überall ſah er jetzt in dem Weltraum nur noch die leere Stelle, wo ſie früher geſeſſen, geſtanden hatte, mit ihm unter den ewigen Geſtirnen gegangen war. Ihm, den wir, ſo lange wir ihn kennen,

ſtets vertraut geſehen haben mit den höchſten Ideen, ihm, der damit umgegangen war, Griechenland wieder zurück zu rufen und alle Schätze der Kunſt und der Wiſſenſchaft wieder in lebendigen Heiligthümern der Wirklichkeit aufzuſtellen, in freien Inſtitutionen zur Erſcheinung zu bringen, in geſunden, heitern, thätigen Menſchen um ſich zu verſammeln, ihm, der, getrieben von dem allen, nie Zeit gehabt, und eben deßhalb ſchon hienieden im Ewigen gelebt hatte, den nur die Barbarei und ihr Element, die rohe, unkultivirte Materie an die Zeit, an den Raum und an die Zerklüftung der Geſchöpfe durch ſie hatte erinnern können, ihm begegnete, als der erſte Eindruck der Betäubung, der Vernichtung nach ſolchem Verluſt vorüber war, das Seltſamſte von allem Seltſamen, ihm fing an die Zeit lang zu werden, er bekam was man ſo nennt, Langeweile auf Erden. Und wenn die Betäubung, wenn die Vernichtung durch den Schmerz ſchon eine Art, wenn auch nur negativer Ewigkeit iſt, indem man auch durch ſie der Zeit entrückt wird, ſo iſt doch das darauf folgende Zuſichkommen, was die Leute Erholung, Sammlung nennen, ſo iſt dieſe nun erſt klare Entdeckung, daß eine Stelle in unſerem Leben unwiederbringlich leer geworden iſt, der unendlich größere Schmerz und der potenzirte Verluſt nach jenem betäubenden; kurz jetzt erſt, da Diotima fort iſt, jetzt erſt da ſie von ihm getrennt worden, in der er die Verbindung aller Weſen wie ſeinen Herzſchlag gefühlt hatte, jetzt erſt, da er wieder zu ſich kommt und die Leute ihn tröſten wollen, jetzt erſt ſieht er wieder wie ein offenes Grab, in das er nicht hinein darf, den unendlichen Raum über ſich ausgeſpannt, und die häßliche, träge Weltſchnecke der Zeit ihre ſchwerfälligen Glieder dehnen und nicht vom Flecke kommen. Er fühlt alle Räume der Natur, wie die ſchönſten Glieder eines Leibes, den man todt gemartert hat, auseinander geriſſen und alle Zeiten der Geſchichte auf die Tortur geſpannt: er fühlt das Univerſum unendlich nach allen Richtungen zwar und doch nur leblos, und doch nur leer; er fühlt alſo das hohle Nichts, das ohne Ende gleißneriſch-unwahr ſich ausdehnt: und dieſer Widerſpruch, daß Nichts exiſtirt, daß Nichts ſich ausdehnt, als könnte Nichts zugleich ſeyn, und noch dazu unermeßlich ſeyn, dieſer Widerſpruch, welchen der Tod Diotimens ihm von

Augenblick zu Augenblick ins Ohr raunt, dieser Widerspruch, wenn er sich in der Intelligenz stirnt, ist jener Wahnsinn, wie ihn Notara in seinem Schreiben dem Hyperion für Hölderlin voraussagt, indem er ihn warnt, jetzt nach Kalaurea zu kommen, „es würde dir die Sinne nehmen," worin also der unglückliche Dichter schon wieder sich selber den Wahnsinn prophezeit. Aber auch die Langeweile sagt Notara ihm voraus, nun Diotima todt ist, indem er lakonisch bitter darauf hinweist, ihre künftige Arbeit könnte nur noch darin bestehen, „die Fliegen abzuwehren!" S. 139.

Und welchem Menschen- und zwar Seelenkenner wäre er fremd dieser psychologische Vorgang in der Seele Hyperions? Wer hatte es nicht schon gehabt dieses Martergefühl der Langeweile, wenn große, geliebte Menschen, in deren Nähe er gelebt, deren Ideen und Thaten die Zeit ihm zur Ewigkeit verkürzt, die Erde verlassen und nun keine neue Idee, welche sonst schon allein ein Jahrhundert aufwog, mehr zum Ereigniß ihm wird, und überall sein Auge nur noch auf jene kleinen und gemeinen Seelen stößt, deren Zahl leider noch immer Legion ist, die immer von Weltverbesserung schwatzen und nie in sich selbst besser werden, und jede vermeinte oder auch wahrhafte Weltverbesserung mit einer neuen Blasphemie oder Schandthat besiecken; Seelen, von denen jede der kleinlichste Zeitmesser ist für ein geschäftiges Nichtsdenken und Nichtsthun, so daß der Aeltere, der so etwas erlebt, selbst jetzt anfängt den Tag, die Stunde nach Tertien zu zählen, in denen doch nichts mehr geschieht und er folgern muß, daß auch im Jahrhundert nichts mehr geschehen werde, wenn es ihm nicht noch bei Zeiten einfällt, daß Gott unberechenbar ist, und daß er immer noch kommt wie ein Dieb in der Nacht.

So langweilig war es auch Hyperion zu Muthe als er aus der Benusslosigkeit des ersten Schmerzes wieder zum zweiten, viel größeren Schmerz erwachte, daß er nun allein sey auf Erden. Das leere Diesseits wurde noch dazu von einem ihm unbekannten Jenseits müde angegähnt, das barbarische Jetzt vom künftigen unbestimmten Einst, wenigstens doch der Erde, und wenn auch ein längeres Ausdauern ihn dieser Oede wieder entriß, ihn wieder zu den Ideen und demnach zu den Göttern

brachte, wie er ſelbſt ſagt: „ich will nichts beſſeres haben als die Götter“ (S. 139), und wenn er auch ganz nahe der Ueberwindung des Schmerzes kam, indem er die Bedeutung des leidenden Gottes ahnte, ſo gelangte er doch aus der Verzweiflung der Langeweile nur zur — Ruhe. „Beſter! ich bin ruhig,“ ſagt er. Aber er hätte dem leidenden Gotte tiefer ins Angeſicht ſehen ſollen und er würde in ihm den Anfänger und Vollender des Cultus der Seligkeit, nämlich das Chriſtenthum erkannt haben, welches, indem es Leid und Freud als völlig gleichgültige Zufälligkeiten der irdiſchen Natur betrachtet, als bloße Wendungen der Schickſalswindroſe, auf deren Launen nie Verlaß iſt, uns vielmehr mit dem Pneuma der Seligkeit ſegeln lehrt, welches durch alle Stürme und Windſtillen, durch alle Freuden und Leiden gerade hindurch trägt und nicht bloß „Ruhe“ nach dem Verluſt, ſondern immer neue Begeiſterung, immer neue Werdeluſt, immer neue Schöpfungen mitbringt und auch den ſtill feiernden und im Dichter den brütenden Wahnſinn vorbereitenden Eremiten von Griechenland im Namen Diotimens zur fortgeſetzten Miſſion für Griechenlands Cultur und Befreiung beflügelt haben würde.

Aber wie Hyperion den leidenden Gott nur gleichnamig mit der leidenden Natur (vergl. S. 139) faßt, ſo bleibt er, ſtatt das Stadium des Leidens aufzuheben, beim Leiden vielmehr ſtehen, er verſenkt ſich in daſſelbe — dieß iſt ſeine Ruhe — es wird ihm unbewußt zur Luſt, es wird ihm zur fixen Idee, er gelangt zur Ruhe, ja, aber nicht einmal zur Ruhe der antiken Statue, auf deren Angeſicht ſich immer ſchon die Seligkeit wenigſtens reflektirt, ſondern er gelangt nur zur Ruhe des verſteinerten Säulenheiligen, zu einer Ruhe die ſelbſt ſteinern geworden iſt, und alles das weil er nicht erkennt wie im leidenden Gotte eben ſo wohl wie im leidenden Menſchen alles Leid und alle Qual, aller Irrthum und alles Unvollkommene überhaupt nicht bloß aufgehoben, ſondern *vernichtet* werden ſollen, vernichtet für die Ewigkeit. Das Selbſtopfer des Empedokles auf dem Aetna kommt daher, wie ſchon bemerkt, viel näher dem Chriſtenthum und der Ueberwindung aller Schmerzen als der Eremit von Griechenland, nur mit dem Unterſchiede, daß der ſicilianiſche Weiſe auch dem Leibe nach dahingeht, während Hyperion nur hätte

den Schmerz und die Apathie des Geiſtes opfern dürfen, um Diotimen und des Ewigen bis zur Wiedergeneſung an allen Sinnen und im Geiſte inne zu werden.

Uebrigens iſt es bei Hölderlin wieder der feinſte antike Takt, daß er den tiefſten Schmerz Hyperions mit Schweigen feiert, daß er ihn im Romane nicht mit zur Darſtellung bringt. Wie es eine ſtumme Muſik gibt, eine Stille vor Entzückung, ſo gibt es auch eine Stille, ein lautloſes Schweigen vor Qual, das am lauteſten ſpricht. Ja es gibt für den tieferen Kenner ſogar ein ſtets übereinſtimmendes Sprechen, eine ſprechende Phyſiognomie des Lebloſen und zwar der verſchiedenartigſten Gegenſtände, wenn man ſie in einer gewiſſen Seelenſtimmung beobachtet. In dieſe Seelenſtimmung nun weiß uns der Verfaſſer des Hyperion in dieſer Partie ſeines Werkes aufs lebhafteſte hineinzuverſetzen, ſo daß uns Hyperion ſelbſt, ungeachtet der Dichter nichts darüber ſagt, im Moment des tiefſten Schmerzes die Phyſiognomie des Lebloſen, und zwar eines wirklich lebloſen einzelnen Naturgegenſtandes zu bekommen ſcheint, und zwar den Ausdruck der unbenutzt-leidenden Natur, eine Verſunkenheit des Schmerzes, von der er nur allmählig ſich erholt. Es iſt dieſes vielleicht die größte Kunſt, die ſtärkſte Stärke Schmerzen zu ſchildern. Dennoch iſt es zugleich die Krankhaftigkeit in dem Dichter wie in ſeinem Helden, daß beide den Schmerz ſo in ſich wühlen und wuthen laſſen und nicht auch die Erhebung darüber gewinnen. Ein ſolches Schweigen der Qual hat auf die Länge etwas Verzerrendes und Verzehrendes, die Intelligenz Zerſtörendes. Warum, muß man Hyperion fragen, warum iſt es nicht mehr die vorige Welt (S. 140), zu der Du zurückkehrſt, nun Diotima todt iſt? Wüßteſt Du doch vor allem wiſſen, daß am wenigſten ein ſolches Weſen wie Deine Diotima aus der Welt, aus der Herrlichkeit des ewigen Kosmos hinauskann; daß aber auch die Herrlichkeit und Vollendung der Welt, daß der Aether und das Licht, daß die Ideen wie die Geſtirne, deren eines auch die Erde iſt, immerdar dieſelben bleiben, ob noch ſo viele Blätter und Blüthen und Früchte vom Lebensbaume abfallen; warum alſo iſt Dir die Erde zum Grabe geworden? warum das ewige Leben und ſeine Schönheit zum Tode? Wenn Du Deine Ruhe erkaufſt mit dem Geſtändniß, welches Du Dir machſt: „es iſt alles vorbei,“ ſo

gelangst Du freilich hienieden höchstens nur noch zur Ruhe des Grabes bei lebendigem Leibe, zur Ruhe der Apathie, die dich selber am härtesten trifft, da sie Dich in Deinem edelsten, in Deinem göttlichen Theile auf Erden zerstört, daß die Pilger an Deinem heiligen Standorte vorbeigehen, an der Säule des Eremiten und seufzen: dieser war auch einst ein Mensch, nun ist er es nicht mehr, nun ist er nur noch eine Ruine, eine heilige Mumie! Und hart und bitter ists freilich für den Theilnehmenden, zu gewahren daß derjenige, der einst mit seinen Gedanken mit Lichtesschnelle den Aether durchmaß, um ihn zu durchdringen, daß der jetzt nicht einmal mehr denkt, auch selbst Tiertimen nicht mehr denkt, sondern verkommen von Schmerz es unbewußt leidet, daß das Geflügel, die thierischen Bewohner des Aethers, oder vielmehr der Luft, in seinen Haaren nisten — wie man es ja von Eremiten erzählt — während sonder die ewigen Gestirne des Aethers und ihre Abbilder, die Ideen, in seinem Gehirne kreisten und die Entzückungen der Sphären, die Gesetze des Weltalls unten seinem Herzen mittheilten. Man muß es gestehen, schneidender, tragischer, hinreißender, stärker fand gebend menschliche Hinfälligkeit und doch ohne alle Ironie, nie bei Holderlin immer, konnte der Dichter sein eigenes Schicksal nicht vorausschildern, und doch nicht eigentlich den Tod, nur den höchsten Gipfel des Wahnsinns, die Bewußtlosigkeit bei fortdauernden Funktionen des Körpers.

So müssen wir wieder und wieder an dem Dichter wie an seinem Helden die zu schroffe Hingebung an den Schmerz um Diotimen tadeln, um der Folgen willen die er gehabt, und stets unter ähnlichen Umständen haben wird, während in jedem Schmerze die Hingebung und letzte Ehre dem Gotte und nicht dem Gegenstande des noch so herben Verlustes gebührt, so daß dieser intensivste Schmerz, da der Geist aushält und nicht in die Gedankenlosigkeit entflieht, den Leidenden unendlich armirt, ihn den Größten der Erde ebenbürtig macht und alle Mächte, die es auf ihn abgesehen hätten, sofort wieder entwaffnet. Schon die Milde die dann einkehrt, ist in solchem Falle der Lebensbalsam für die Wunde welche blutet, so daß in kurzen Intervallen die früheren Kräfte wieder da sind, um den Todten mit klarem Bewußtseyn zu feiern und den Lebenden ihr Recht zu thun,

während wir bei Hyperion sehen, daß, ungeachtet er sich selbst aus seiner Apathie aufrafft um Neues zu unternehmen, freilich aber vielmehr um aus Lebensüberdruß in neuem Kriege den Tod zu suchen, diese Kraft, weil sie nicht rein ethischer Natur ist, ihm versagt und er mitten im Entschlusse ohnmächtig wieder zusammensinkt. S. 140 und 141. Freilich ist auch hier lehren leichter als handeln, und fern sey jede Vermessenheit von uns, wir könnten nicht in solchen Lebenslagen eben so wie Hyperion und Hölderlin unterliegen; auch haben wir nur in aufrichtigem Mitgefühl unserm Schmerz um den zu Grunde gegangenen großen Dichter und Menschen Luft machen wollen.

Bei allem dem bleibt es gewiß, daß unser Roman, wiefern Hölderlin darin sein eigenes Schicksal gedichtet hat, was diese elegisch-dramatische Seite betrifft, bewundernswürdig durchgeführt ist, so daß er als tragödisches Produkt und als Seitenstück zur Tragödie Empedokles dasselbe an Werth gewinnt, was er aus rein ethischen Gesichtspunkten betrachtet — abgesehen von dem ethischen Gehalte, daß Hyperion im Leben ausdauert — und als bloßer Roman an Anerkennung einbüßen müßte.

So ist es denn eben deßhalb auch sehr bedeutend, daß der Dichter hier selbst mit seinem Hyperion in den Empedokles gleichsam aufgeht oder doch wenigstens einmündet, indem er S. 141 den Hyperion auf dem Aetna anlangen und auch des Opfertodes des Empedokles mit Pietät für diesen und mit Anmahnung an sich selbst gedenken läßt. Freilich konnte er dieser Anmahnung zu ähnlichem Handeln in seiner tiefen und edeln Natur nicht Folge leisten, da hier der Unterschied obwaltete, daß Empedokles sich seiner Vollendung für das Oberirdische bewußt war, um als der kühnste Erdschiffer und nicht Luftschiffer nun auch den Unterirdischen getrost entgegen zu gehen und also hinunterzusegeln, während Hyperion solche Vollendung sich zuzuschreiben nicht wagen durfte. Daher er auch nach einer schönen Maßbestimmung Hölderlins vor der Selbstopferung zurückbebt und eher gern gesehen hätte, daß er von einer unsichtbaren Macht in den Aether wäre hinaufgehoben worden.

Ferner ist das in unserem Roman ein höchst tragischer Umstand, daß während die ersten beiden Glieder jener möglichen und von Hyperion einst nahe gelegten Wahlverwandtschaft bereits

hinüber ſind, Diotima und Alabanda (da man annehmen darf, daß der letzte von denen getödtet worden iſt, denen er ſich überliefert hat), das dritte, Hyperion ſelbſt, unſtät und heimathlos von Land zu Lande umirrt. Und wie eben Hyperion faſt Empedokles wurde, ſo wird in dieſem Umirren, in dieſer Heimathloſigkeit Hyperion ganz und gar Hölderlin. Auch Hyperion ſchwankt jetzt, wie wir es am Anfang unſerer Charakteriſtik von Hölderlin geſagt haben, zwiſchen Griechenland und Deutſchland. Er ſcheidet jetzt von Griechenland als der einen Heimath, die keine für ihn mehr iſt, zu Deutſchland hinüber, und ſcheidet wieder von Deutſchland als der andern Heimath, die ihm keine mehr ſeyn kann, um von jetzt ab keinem Lande, keinem Volke, ja der Menſchheit ſelbſt nicht mehr anzugehören, ſondern nur noch dem Walde, dem wilden Gebirg, dem Meere, dem Aether und ſeinen ſchönen Geſtirnen, kurz der Natur, in irgend einer Einöde am Felſenhorſt. Er ſcheidet von Deutſchland, an dem er ſich vollends geirrt zu haben bekennt, um Eremit zu werden.

Und wenn wir oben jener Milde erwähnten, die im tiefſten Schmerze Lebensbalſam für den Leidenden werde und auch den Geiſt wieder zur Klarheit des Bewußtſeyns zurückführe, ſo iſt der Scheidebrief welchen Hyperion, indem er Deutſchland wieder verläßt, deſſen Bewohnern hinwirft, freilich das Gegentheil von aller Milde, und wenn jener Brief auch zum inhaltvollſten Lehrbriefe für uns geworden iſt, aus dem wir außerordentlich viel gelernt haben und noch bis zu dieſer Stunde lernen können, ſo glauben wir dennoch, daß dieſer mit der ſchärfſten Polemik gegen uns Deutſche abgefaßte Brief ſeine Galle in Hölderlins edelſte Theile abgeſetzt hat und auch das Seinige dazu beigetragen, deſſen Geiſteskräfte zu zerſtören. Dennoch müſſen wir nie vergeſſen, daß wenn je der Haß Liebe geweſen iſt, hier ſicher die innigſte Liebe zu uns, die großartigſte Liebe des Deutſchen zum Deutſchen es geweſen, welche ihn zu einer ſolchen Bitterkeit des Angriffs gegen uns aufmachen konnte. Der in Rede ſtehende Brief S. 142 iſt indeſſen, wenn er ſich auch ſo ſtellt um ein breiteres Feld ſeiner Wirkung zu bekommen, doch eigentlich nicht gegen die deutſche Nation als ſolche gerichtet, ſondern nur gegen den deutſchen Philiſter, dieſes widerliche Geſchöpf, welches vielleicht in keinem Lande ſo Maſſe macht wie

grade in unserem sonst so herrlichen Vaterlande; was denn auch allein Schuld seyn dürfte, daß der Weg zur Nation, den die größten unserer Genien suchen und endlich auch wohl finden, meistens so lang und so langsam ist. Ob der deutsche Philister sich geradezwegs dafür erklärt, daß alles beim Alten bleiben solle, oder ob er sich wie heute für den Fortschritt, für die Aufklärung, für den gesunden Menschenverstand, für die Freiheit im Kirchlichen und Politischen, in Angelegenheiten der Presse wie in Handel und Verkehr entscheidet und erhitzt, überall bleibt er dieselbe träge, für alles Ideelle, für alles was seinen Werth in sich selbst hat, unempfindliche, undurchdringliche Masse, welche den nötigen Zusammenhang der Nation so unendlich erschwert, daß er selbst die Besseren an dem Daseyn einer solchen Nation verzweifeln machten. Man erkennt dieses deutsche Philisterthum sonderer, vor allem aber jetziger Zeit besonders an vier Cardinaltugenden, die dem Philister über alles gehen, die er in jeder Weise cultivirt und an denen er so sehr genug hat, daß er für alles Höhere und Tiefere völlig unempfänglich ist und sich darin noch Wunder wie groß dünkt, daß er dafür keinen Sinn hat. Diese vier Cardinaltugenden sind: der religiöse Unglaube, die politische Salbaderei, die reelle Nützlichkeit und der materielle Genuß. Alles übrige ist ihm eine Thorheit, so daß er es denn auch mit Gemeinplätzen von sich weist. Und auch viele von denjenigen, welche gegenwärtig auf der Höhe der Zeit zu stehen in ihrer Eitelkeit und ihrem Dünkel sich einbilden, wird man, wenn man nur schärfer zusieht und sich nicht durch schöne Redensarten blenden läßt, nur mit diesen sehr zweideutigen Tugenden ausgestattet finden. Daher es denn auch nicht selten der heutige Liberale und Radikale von Partei, wie republikanisch-stolz er sich auch in seinen politischen Bettlermantel hüllt, nur mit jenen vier Cardinaltugenden zu thun hat.

Man muß es Hölderlin Dank wissen, wenn man auch, schon um seinetwillen, die Galle bitterer Melancholie wegwünscht, die sich in den stärksten Ausbrüchen ergießt, daß er in obigem Briefe S. 142 die Natur des deutschen Philisters so treu gezeichnet hat. Diese Zeichnung ist — die Galle abgerechnet — ein polemisches Meisterstück, sie ist mit all dem Adel der Gesinnung, mit all der Hoheit des Gehaltes und der Schönheit der Form aus-

geſtattet, die wir an Hölderlin gewohnt ſind. Etwas anderes Charakteriſtiſches, was jene Darſtellung beſonders auszeichnet und für ſie ſchon durch den Klang eine ganz eigenthümliche Bedeutung in Anſpruch nimmt, das iſt der Rhythmus der Proſa, den wir zwar ſchon mehrfach im Hyperion hervorgehoben haben, der aber hier faſt ununterbrochen hervortritt, weil auch Hölderlins Natur, je edler ſie war, um ſo nothwendiger im Zorn auf dem Kothurn einherſchreiten mußte. Wir wieſen ſchon früher darauf hin, daß Hölderlin dieſe rhythmiſche Proſa zumal mit Novalis, mit Görres und Schleiermacher gemein hat. Sie finden aber in dieſen Schriftſtellern unſeres Erachtens darin ihren Grund, daß ihnen ganz beſonders der gemeinſame Zug eigen iſt, den Unterſchied zwiſchen dem Profanen und Heiligen in der bisherigen beſchränkten Weiſe aufzuheben, und das Heilige, das Idealiſche — bei dem ſpäteren Görres noch dazu in dem altkirchlichen Sinne — zu einem Ausdruck für das ganze Leben zu machen. Wenn nun auch unter dieſen Schriftſtellern ſelbſt wieder die größten Unterſchiede obwalten, ſo wollen ſie doch alle den geheimlichen Rhythmus, der ſchon in der Natur überall wahrzunehmen iſt, und in dem die ewige Ordnung des kosmiſchen Lebens ausklingt, auch auf die menſchliche Exiſtenz übertragen. Sie wollen das Leben zu einer unausgeſetzten heiligen Kunſt erheben, wie ja die Kunſt in allem die Natur wiedergibt, aber verklärt, aber wiedergeboren. So entſteht aus dieſem Pathos und Schwung, aus dieſem muſikaliſchen Gehör für die Harmonie der Ideen und der Geſetze unwillkürlich eine Sprache, die ihren geiſtigen Gehalt, wie die Haltung ihrer Bewegung, ihres Ganges gerade wie ein Gedicht ausklingen läßt. Wer dieſen Geſichtspunkt feſthält, wird die hohe Schönheit des Styles dieſer Schriftſteller zu würdigen wiſſen; jeder andere, der überhaupt kein muſikaliſches Gehör für den Tonfall alles Lebens hat, wird bei jenen Autoren über Unnatürlichkeit ihrer Proſa klagen.

Dasjenige aber, was der rhythmiſchen Proſa des polemiſchen Briefes gegen die Deutſchen bei Hölderlin vorzugsweiſe ſeine ſpecielle Bedeutung ertheilt, iſt das ſchon Angedeutete, daß ſolcher Gang auf dem Kothurn des Verſes mitten in der Proſa ſo recht den Contraſt und alſo den Stolz der Verachtung ausdrückt gegen jene gemeinen Naturen, die nicht einmal auf dem

Seccus geben — denn wie ſollten ſie auch nur bis zur Komödie ſich erheben? — ſondern die in der flachſten, in der plattſten Niederung des Lebens verweilen oder vielmehr vegetiren, und die dennoch meinen, wer weiß wie hoch ſie ſtehen. Dieſe rhythmiſche Sprache in Hölderlins Polemik iſt der Stolz der ein für allemaligen Auseinanderſetzung mit der deutſchen Maſſe des Philiſterthums, mit der Hefe ewiger Mittelmäßigkeit und dünkelhafter Seichtigkeit. Und wenn die beſſeren, die tieferen und idealiſcheren Menſchen der jetzigen Geſchichtsperiode, wie es nicht ausbleiben kann, bisweilen den Muth verlieren möchten bei dem was auch ſie erfahren: wie der deutſche Philiſter auch von heute unzerbrechbar iſt, wie er in Leſern und Recenſenten, im Volk und in der Gemeinde, in der Kunſt und in der Wiſſenſchaft, in der Religion wie im Umgang immer nur nach der Fadheit trachtet, und kalt und beſchränkt und mäkelſüchtig bleibt, wenn ihm das Reichſte und Köſtlichſte dargeboten wird: ſo mögen jene Stellen bei Hölderlin einkehren und ſich aus deſſen Polemik überzeugen, daß es ſchon damals ſo geweſen iſt, und daß es ſogar nicht in Abrede geſtellt werden darf, daß es mit den jetzigen Deutſchen um vieles beſſer geworden iſt, wenn auch die heutigen ſocialen Eintagsfliegen, die ſich auch wieder an alles ohne Unterſchied, was auf Hoheres berechnet iſt als auf den bloßen Tag, heranſetzen, um es zu beſchmutzen, Hölderlin eben ſo ſehr ein Gegenſtand der Langeweile ſeyn mußten, wie es daſſelbe Inſekt in der oben berührten Stelle einſt dem Notara geweſen. S. 139.

Und allerdings, wenn Hyperion, als er nach Deutſchland kam, das große Unglück hatte, ſogleich auf den Philiſter zu ſtoßen, ſo mußte der Contraſt für ſeine zarte, noch dazu vom Hingang Diotimens tief verwundete Seele entſetzlich ſeyn. Kam er doch aus dem Olymp, aus dem Lichte, aus dem Aether, in die naßkalte Luftſchicht nicht bloß, nein in die Region der gröbſten, der geiſtloſeſten Materie! Man denke nur an Goethe, als er aus Italien ſich auch nur im Gedanken in die cimmeriſchen Nebel wieder zurückverſetzte, und dann auch wirklich wieder zurückkam. Auch ſtößt Hyperion in Deutſchland ſogleich auf Titularmenſchen, die allerdings noch lange keine Menſchen ſind, und dennoch bekanntlich von der alten Stockbüreaukratie für die alleinigen

Menſchen ausgegeben werden. Und nun folgt die troſtloſe Wanderung durch lauter Barbareien, wie wir ſie in dem Briefe mit grellen, aber mit treffenden Lichtern herausgeſtellt finden. Man ſollte meinen, Schleiermacher ſey zu ſeinen herrlichen, bekanntlich mit dem Beginne des 19. Jahrhunderts erſchienenen Monologen, die ungeachtet ihres prächtigen wie ſcharfen Granat- und Bombenfeuers dennoch ebenfalls an der deutſchen Barenhäutigkeit lange abprallten, beſonders durch dieſen polemiſchen Brief gegen die Deutſchen in Hölderlins Hyperion begeiſtert worden, ſo ähnlich iſt ſeine Polemik, ſeine Sprache gegen das deutſche Barbarenthum, gegen die ſentimentale Schwächlichkeit, gegen das aufkläreriſche Hin- und Hergerede des geſunden Menſchenverſtandes, gegen dieß thieriſche Verſunkenſeyn in den raffinirteſten Materialismus, gegen dieſe elenden Kindereien, deren Vertreter mit der Reform des einen Abends im geſelligen Kreiſe blinde Kuh ſpielen, und des nächſten Abends, wenn ſie ſich einbilden, die freieſte Verfaſſung gegründet zu haben, doch ſchon wieder an jedem ihrer Nebenmenſchen, der anders denkt wie ſie, die kleinlichſte Verleumdung und Deſpotie ausüben. So beſchließt Hölderlin mit derſelben Polemik gegen die Deutſchen das alte Jahrhundert, mit welcher Schleiermacher das neue beginnt. Wie geſagt, die Sprache, der Tonfall der einzelnen Sätze und Worte iſt bei Schleiermacher oft faſt ganz derſelbe, nur daß ſich bei ihm mehr der Platonismus des Sprachbaues, mit der ganzen Kunſt freier Ueberſetzung und Paraphraſe, in dem germaniſchen Sprachelement reflektirt, während es bei Hölderlin der Hellenismus überhaupt iſt, der ſich hier in reiner Urſprünglichkeit, in dem ſo vielfach verwandten, deutſchen und griechiſchen Naturell aufs Klarſte abſpiegelt.

Es dürfte nicht unintereſſant ſeyn, das Behauptete durch einzelne Belegſtellen aus Hölderlins polemiſchem Briefe und Schleiermachers Monologen zu erhärten, Stellen, die wir hier wörtlich citiren und ſie, um das Metriſche der Diktion auch anſchaulich zu machen, nach dem ſich vorfindenden Rhythmus, der natürlich auch ſeine Unregelmäßigkeiten hat, in Verſen abſetzen. So heißt es bei Hölderlin:

„Ein jeder treibt das Seine, wirſt Du ſagen,
Und ich ſag' es auch.

Nur muß er es mit ganzer Seele treiben,
Muß nicht jede Kraft in sich ersticken,
Wenn sie nicht gerade sich zu seinem Titel paßt,
Muß nicht mit dieser kargen Angst,
Buchstäblich heuchlerisch das, was er heißt,
Nur seyn,
Mit Ernst, mit Liebe muß er das seyn,
Was er ist,
So lebt ein Geist in seinem Thun,
Und ist er in ein Amt gedrückt,
Wo gar der Geist nicht leben darf,
So stoß er's mit Verachtung weg
Und lerne pflügen!"

Und eben so:

„Ich sage Dir: es ist nichts Heiliges,
Was nicht entheiligt,
Nicht zum ärmlichen Behelf
Herabgewürdigt ist bei diesem Volk.
Nur was selbst unter Wilden
Göttlich rein sich weiß erhält,
Das treiben diese allberechnenden Barbaren,
Wie man so ein Handwerk treibt,
Und können es nicht anders."

So auch:

„Tugenden wandelt harmlos treiben das Weiten."

Und so in den Monologen bei Schleiermacher, wo wir denselben Idealismus im Gegensatz zur Welt und ihr Barbarenthum antreffen. Zum Beispiel wenn es heißt:

„Ein einziger freier Entschluß
Gehört dazu ein Mensch zu seyn
Wer den einmal gefaßt,
Wird's immer bleiben;
Wer aufhört es zu seyn,
Der's nie gewesen."

Und ferner:

„Ein jeder treibt sein bestimmt Geschäft,
Vollendet des einen Werk, den er nicht kannte,
Arbeitet dem andern vor,
Der nichts von seinen Verdiensten um ihn weiß.
Und doch auch so achtt' ich dies ganze Gewühl gering,
Nicht etwas besser noch in dieser Art
Wünscht' ich die Welt,

Sondern es würde mich peinigen wie Vernichtung.
Wenn dieß sollte das ganze Werk der Menschheit sein
Und nur daran unheilig
Ihre heilige Kraft verschwendet."

So wie an einer andern Stelle:

„Es seufzet, was zur bessern Welt gehört,
In düsterer Sklaverei.
Was vorhanden ist von geistiger Gemeinschaft
Ist herabgewürdigt zum Theil der irdischen.
Nur dieser nützlich
Wirkt es dem Geiste Beschränkung.
Thut dem innern Leben Abbruch.
Wenn der Freund dem Freunde die Hand zum Bündnis reicht
Es sollten Thaten daraus hervorgehen,
Größer als jeder einzelne,
Frei sollte jeder jeden gewähren lassen,
Wenn der Geist ihn treibt,
Und nur sich hülfreich zeigen,
Wo es jenem fehlt,
Mit seinem Gedanken
Den eig'nen unterschiebend.
So fände jeder im andern Leben und Nahrung
Und was er werden könnte,
Würd' er ganz.
Wie treiben sie es dagegen in der Welt?
Sie geh'n der bessern viele umher,
Kaum noch zu kennen der Grundriß
Des eig'nen Wesens,
Beschnitten von der Freunde Hand,
Und überklebt mit fremdem Zusatz.
So bindet süße Liebe Mann und Frau,
Sie geb'n den eig'nen Herd sich zu erbauen." u. s. w.

Freilich können diese einzelnen Citate nicht erschöpfend das darlegen, was wir damit eigentlich darlegen wollten. Jedem daher, dem es um eine tiefere Einsicht in das was hier in Rede steht, zu thun ist, wird die Monologen von Schleiermacher vollständig mit Hölderlins Hyperion vergleichen müssen. Was aber jenen polemischen Brief unseres Dichters außerdem noch angeht, so wird man in ihm bei sorgfältigem Studium keineswegs eine bloße Rüge dessen, was nicht sein soll, finden, sondern auch die einer so idealen Natur wie die Hölderlins nothige Hervorhebung dessen, was eigentlich sein sollte, wie dasselbe denn

auch von dem trefflichen Werke Schleiermachers zu ſagen iſt. — Von Görres ſind in Anſehung des rhythmiſchen Stils mit dem von uns ſo eben in Betracht Gezogenen beſonders ſeine Aphorismen über die Kunſt (wenn wir uns in dem Titel des Buches nicht irren) zu vergleichen, ſo wie von Novalis die Hymnen an die Nacht und die Lehrlinge zu Sais.

Wieder aber begegnen wir auch in jenem polemiſchen Briefe einer tragiſchen Prophetie des unglücklichen Dichters auf ſich ſelbſt, und zwar gerade da, wo er ſeltſam und doch ſo wahr von den edeln „Muſenjünglingen“ des deutſchen Volkes ſpricht, die, getragen von ihrem viel verſprechenden Genius, aufwärts ſtreben, und die man dennoch nach dem Verlauf einiger Jahre „wie Schatten, ſtill und kalt“ ſieht, „wie ein Boden, den der Feind mit Salz beſäete, daß er nimmer einen Grashalm treibt: und wenn ſie ſprechen, wehe dem! der ſie verſteht, der in der ſtürmenden Titanenkraft, wie in ihren Proteuskünſten den Verzweiflungskampf nur ſieht, den ihr geſtörter ſchöner Geiſt mit den Barbaren kämpft, mit denen er zu thun hat.“ Und ſo ſollte es auch dir ergehen im Kampf mit den Barbaren deines Zeitalters, das vielfach auch unter uns immer noch andauert, du reinſter und ſchwungvollſter aller Dichterjünglinge, der du geſchaffen warſt, nur im Hauſe des Aethers oder in griechiſchen Tempeln zu wohnen, wo Leben und Schönheit und Göttlichkeit die Fülle iſt, und dennoch verſchlagen wardſt in ein rauheres Land der Knappheit und des Entbehrens oder auch wohl des Reichthums, aber auch vielfacher Zwiſte um das Mein und das Dein, das Mehr und das Weniger des Erwerbs und des Verluſtes, in das Land zwar nicht mehr der deutſchen Urwälder, aber in das des deutſchen Materialismus mit allem Raffinement der Habſucht, in das Land, in dem ganz beſonders ſo oft noch die Unwürdigen Schätze auf Schätze häufen, während die, denen das Himmelreich des Genius gehört, mit der „Nahrungsangſt“ ſich Tag für Tag und Nacht für Nacht herumſchlagen, ſo daß ihre Kunſt täglich auf Brod ausmuß, ſtatt ſelig daheim zu ſchaffen, und ſo auf dieſer ewigen Wanderung bienicken ihre Kunſt ſo lange nach Brod geht, bis ſie ſtirbt, wie der Krug ſo lange zu Waſſer geht, bis er ſinkt. Und was nun gar jenes „Salz“ betrifft, mit dem der Feind den Boden

beſäet, daß dieſer zuletzt nimmer einen Grabhügel treibt, ſo kennt man hier wohl recht im tragiſchſten aller Humore eine Stelle im Evangelium variiren, um ſie auf Hölderlin anzuwenden, der ſich als das reinſte, attiſche Salz, im Sinne helleniſcher Anmuth, ſeinen Zeitgenoſſen ſchon vielfach zu erkennen gegeben hatte, und die ihn dennoch zu einem ſolchen Briefe, wie der in Rede ſtehende, veranlaßten. Man könnte hier, mit einiger Veränderung, mit dem Evangelium ſagen und fragen: er war unter euch das Salz, und das Salz war gut, wo nun aber das Salz geiſteskrank wird, womit wollt ihr ſalzen?

Bringen wir daher, wenn wir gerecht ſeyn wollen, auch alles das mit in Anſchlag, was S. 145 der Dichter von Hunger und Nahrungsangſt erzählt, beziehen wir es auf die verſchiedenſten Perioden ſeines Lebens, wo wir nicht gerade vom Gegentheil unterrichtet ſind, bringen wir ferner den unempfänglichen, für jeden Idealismus, für alles Höhere abgeſtorbenen deutſchen Pfahlbürger mit in Rechnung, und denken wir nicht bloß an des Dichters Liebe zu Diotimen, wenn wir fragen — wie mancher von uns dergleichen müßige Fragen liebt — warum er denn eigentlich wahnſinnig wurde. Und nun der ſchöne Schluß dieſes ergreifenden Briefes, ein Schluß, den Deutſchland nie vergeſſen möge und den, wie unter uns noch meiſtens der Genius placirt iſt, ein jeder dieſer entbehrenden Edeln auch als an ihn gerichtet betrachten möge: „Genug" ſchließt Hyperion ſeinen Brief, „Du kennſt mich, wirſt es gut aufnehmen, Bellarmin! Ich ſprach in Deinem Namen auch, ich ſprach für alle, die in dieſem Lande ſind und leiden, wie ich dort gelitten."

Auch hier, am Ende des Romans, treffen Hölderlin und Novalis wieder zuſammen in ihrem beiderſeitigen Lieblingsgedanken, daß in der tiefſten Tiefe des Leidens die Seligkeit noch ruht, welche aber keineswegs Quietismus iſt, ſondern aus der Tiefe das Leiden in Handeln wieder umſetzt, weßhalb allerdings Hyperion auch wieder zu neuem Handeln und nicht zur Einſiedelei ſich hätte wenden ſollen. Hölderlin ſagt, was jene beiden mit einander verwandten Gedanken betrifft, Hyperion hätte es nie ſo ganz erfahren, wie jetzt (nämlich in Deutſchland) „daß eine neue Seligkeit dem Herzen aufgeht, wenn es aushält und die Mitternacht des Grames durchduldet, und daß göttlich erſt in

tieferem Leid das Lebenslied der Welt uns tönt." Und Novalis bemerkt: „jede Bedrängniß der Natur ist eine Erinnerung höherer Heimath, einer höheren verwandteren Natur."

Es entspricht allerdings völlig der Individualität Hyperions, daß er immer wieder pantheistische Anwandlungen bekommt, um nur sein Herz zu beschwichtigen, um sich nur irgendwie in Contakt mit dem All zu setzen, so wie es der Natur dieses ganzen Romans entspricht, daß er mit dem Pantheismus beginnt, wie er mit dem Pantheismus aufhört. Aber es möge dabei nicht übersehen werden, daß der Pantheismus auch hier bei Hölderlin, wie immer bei ihm, nur einstweiliger Ausdruck für die universelle Natur unseres Dichters ist, der aber überall, wo er den Pantheismus zur Sprache bringt, die Tiefe seines Denkens darin bekundet, daß ihm solcher Pantheismus noch lange nicht genügt, daß er sich vielmehr mit der vollen Sehnsucht seines Gemüths, wie mit seinem großartigen Intuitivsinn, über die Vereinerleiung und bloße Verallgemeinerung des unendlichen Einzellebens hinausgetrieben fühlt, und daher, indem er am Ende des Romans der Natur einen pantheistischen Lobgesang darbringt, doch zugleich mit darin anklingen läßt, daß er auf eine Erhaltung und Vereinigung der einzelnen Wesen rechnet und vertraut, welche Erhaltung die bloße Natur weder kennt, noch auch zu gewähren vermag, welches aber zugleich eine Forderung ist, die der Standpunkt des bloßen Pantheismus auch gar nicht einmal zu machen im Stande wäre. So daß wenn durch den Tod Diotimens dem Hyperion erst recht wieder der ungeheure Hiatus des Weltwesens entgegenklafft, die Spannung des Außereinander und Nacheinander, des Raumes und der Zeit ihm grenzenlose Qual bereitet, solche Qual, die am Ende unseres Romans durch die Apostrophe an die Natur nur zur Noth eingelullt wird, doch eigentlich den Hyperion aus der Welt in die Einsiedelei treibt, wie sie Hölderlin aus der Welt gar in den Wahnsinn schleudert. Daher schließt denn auch der Roman zwar mit der so wehmüthigen Versprechung: „nächstens mehr," die aber keineswegs in Erfüllung geht, weil das schauerlichste aller Verhängnisse den Dichter daran hindern sollte. So daß eben deßhalb der ganze Roman Hyperion in zwei sehr von einander abweichende Massen zerfällt, deren Wetterscheide des Schicksals und der Form der Tod Diotimens ist. Bis zu diesem

Tode nämlich iſt alles mit größerer Ruhe, zuſehends mit einer lyriſch-epiſchen Freude gearbeitet, um das Ganze reich und organiſch bis ins ſpeciellſte hin auszuführen. Aber — es kommt die Nacht des Grames und der Zerrüttung, da niemand mehr wirken kann! Diotime ſtirbt, und dieſer Tod im Roman, mit welchem freilich der Tod der ſeltenſten Geliebten in der Wirklichkeit Hölderlins correſpondirt, bringt den Helden wie den Dichter ſo aus der Faſſung des Menſchen und des Künſtlers, daß dieſer alles ſtehen und liegen läßt, und wir nun in der kleineren jener beiden Maſſen, nach dem Tode Diotimens, nur noch den Abhub der Ausführung, das wilde Durcheinander des Schmerzes und des Enthuſiasmus, das Ungeordnete und Unausgeführte des ganzen Planes erblicken. Es ergreift uns in dieſer Partie des Romans die ſchmerzlichſte Wehmuth. Es iſt uns jetzt der ganze Roman, wie er vor uns liegt, zwar ein herrliches Tonſtück, aber ein ſolches, welches trotz aller Auflöſungen mit einer ſchneidenden Diſſonanz des Gemüthes und des Verſtandes zugleich endet. Es iſt uns zu Muthe, wie wenn wir in das Zimmer eines Freundes treten, den wir in allen ſeinen Lebensverhältniſſen, in all ſeinem reichen Beſitz als den umſichtigſten, ordnungsliebendſten kennen, und der nun, da ihn der bitterſte, qualvollſte Verluſt getroffen, für nichts Einzelnes hienieden mehr Sinn, geſchweige denn die Ruhe der handelnden Ausführung hat, und daher alles liegen läßt, wie es bereits liegt, um dafür in dem Umgang mit dem ſeligen Schatten zu phantaſiren und in Schwermuth allmählig auch hinzuſterben.

Aber dieſe Stockung und ein- für allemalige Unterbrechung unſeres Romans wäre freilich noch die weniger bedauernswerthe Folge von dem Tode Diotimens. In Betreff Hölderlins wirkt dieſer Tod vernichtender mit allem, was ſonſt noch dazu kommt: er raubt ihm für das irdiſche Beſtehen den Geiſt. Dieſer Geiſt Hölderlins geht mit unter als ſeine Sonne, als Diotime ihm ſinkt oder vielmehr er, ſelbſt ein Sonnengeſtirn, ſinkt ihr wenigſtens im Geiſte nach. Und wenn man noch lange, lange in Deutſchland ſagen hörte, Hölderlin lebe noch, ſo war doch ſein Geiſt eigentlich ſchon hinüber, und das, was wir von ihm noch ſahen und hörten und ſelbſt laſen, war meiſtens nur noch der matte mondkalte Reflex ſeines früheren Geiſtes und all' ſeiner

Gluthen, wie wir ja auch nur den bloßen Reflex der Sonne noch ſehen, wenn uns dieſelbe am Abendhimmel eben unterzuſinken ſcheint, während die wirkliche Sonne doch ſchon hinunter iſt. Oder wie man wohl geſagt hat, daß nicht der Ziegel welcher vom Dache fällt, den Menſchen tödte, ſondern Raum und Zeit, das Geſetz des Falles; alſo waren es Raum und Zeit in einem höheren Sinne, es waren der Aether und das Licht, welche Hölderlin am Geiſte tödteten, als Diotime ſtarb, da er von jetzt ab wieder den endlos und öd über ihn ausgeſpannten Raum und die unendliche Zeit überall vor Augen ſah, eine leere, wenigſtens ihm unerklärliche Unermeßlichkeit, welche er ohne Diotimen nicht zu ertragen wußte, ſo daß er darüber eben von Sinnen kam.

Mit dieſem Akte ſeines eintretenden Wahnſinnes war nun, wiefern doch Hölderlin und Hyperion Eins ſind, auch das dritte Glied jenes wahlverwandtſchaftlichen Verhältniſſes zwiſchen Diotima, Hyperion und Alabanda hinüber — ungeachtet man immer noch wähnte Hölderlin lebe noch — von dem wir früher geſprochen haben. Aber die Todten kennen auch nicht die Möglichkeit der Eiferſucht mehr! Die wunderbare Symphonie von all dem; der Jugendtraum im ſchönen Hellas; die entzückende Hoffnung es zu befreien, es noch einmal wieder heraufzubringen an den kurzen Tag der Erde, dieſes einzige Hellas, mit all ſeinen Blüthen und Früchten der Kunſt und der Wiſſenſchaft, des Geſetzes und des Cultus; die Seligkeit der Freundſchaft und der Liebe, aber auch die Trennung im Dieſſeits für immer, aber auch der Tod, aber auch die Zerſtörung des herrlichen Künſtlers, deſſen fragmentariſche Compoſition nur durch den Wahnſinn ergänzt wird, dieß — iſt der Roman: Hyperion.

V.

Hölderlins Briefwechsel, Jugendgedichte, Prosaisches.

Es ist eine eigene Sache um den Brief. Es ist der Brief unter allen Ausdrucksweisen der Schriftsprache gewiß die natürlichste, da er ja eben im Allgemeinen auf dem Rechte beruht: daß man sich geben darf wie man gerade ist, nicht bloß von Natur überhaupt ist, sondern auch für jede Situation, für jeden Moment, von Augenblick zu Augenblick, von Empfindung zu Empfindung, mit allem was man thut und leidet, was man erfuhr, was man sich aneignete und was man fürs Künftige noch bezweckt, mit allen Thatsachen der noch laufenden Geschichte und allen verborgensten Geheimnissen der Seele. Und dennoch, obwohl der Brief Ausdruck der Natur, Mittheilung mindestens doch dessen ist, was und wie etwas nach subjektiver Auffassung sich verhält, die Geschicklichkeit des Briefschreibens ist nicht jedermanns Sache. Es gibt schon lange, wie die Menschen sich geändert haben, nicht mehr eine bloße Natur, es gibt eine Kunst des Briefschreibens. Diese Kunst soll eben die volle, reine, offene Natürlichkeit verklärt wieder herstellen, und je mehr einer es versteht, trotz aller Bildung und aller Verwickelungen des Lebens, uns auf die Natur seiner eigenthümlichsten Empfindungen und Einsichten und ihren Ausdruck wieder zurück zu setzen, ohne deßhalb auch nur das Geringste aus dem Schatze der erworbenen Erfahrung und Cultur zu verschleudern, sondern uns das alles mit der vollen Natürlichkeit, Ungenirtheit und Klarheit des Ausdrucks wiederzugeben vermag, desto vortrefflicher wird sein Brief seyn. Kurz, die vollste Wahrheit und Rücksichtslosigkeit selbst bei dichterischen

Zwecken, die Geſchicklichkeit, das äußere oder innere Erlebniß mit aller Lebendigkeit des Erlebten im Fluge der Schnellmalerei, ſo zu ſagen im Negligé der Ueberraſchung der Harmloſigkeit zu überliefern, dieſes iſt die Kunſt des Briefſchreibens. Die Ungenirtheit iſt daher das eigentliche Genie des Briefes, die Ungenirtheit, die ſich über alles und jedes mit leichter Anmuth oder mit einfacher Biederkeit und Tiefe ſchriftlich zu verbreiten weiß, um uns das mündliche Geſpräch vollauf zu erſetzen, um den Umgang ſelbſt in die Ferne hin im Stegreif fortzuſpielen und zwar gegenſeitig fortzuſpielen. So daß jeder ſo gehaltene Brief auf den Empfänger wo möglich einen dermaßen angenehmen und zugleich nachhaltigen Reiz ausübt, daß er dem Antworten nicht zu widerſtehen vermag.

Nun liegt es vielleicht in der den Deutſchen angeſtammten gediegenen Natur, welche ſie ſich, ungeachtet ihrer ſtarken Neigung, das Fremde nachzuahmen, immer noch erhalten haben, in ihrer urſprünglichen Eigenthümlichkeit des Individuellen, frei von aller conventionellen Ziererei, es liegt in der Tiefe des deutſchen Gemüths, in dem Bedürfniß, durch Geſelligkeit auch gefördert zu werden, und nicht bloß Converſation zu ſchwatzen, zu bloßer Unterhaltung zu üben; es liegt ferner in der Lyrik des deutſchen Idealismus, in der lebhaft ideellen Begeiſterung für die Familie, die Jugend, die Literatur und gegenwärtig auch den Staat und die Religion, daß es die Deutſchen zu einem ſo unüberſehlichen Schatze ausgezeichneter Briefe gebracht haben, welche mit jedem Tage durch die Preſſe und die Schreibfeder ſich noch vermehren. Denn es iſt gar nicht daran zu zweifeln, daß auch gegenwärtig noch die intereſſanteſten und geſchickteſten Briefe in Deutſchland geſchrieben werden, wenn auch allerdings das achtzehnte Jahrhundert mit ſeinem großartigen Idealitäts-Cultus im Tempel der Freundſchaft, mit ſeiner leidenſchaftlichen Innigkeit, ſich die ſchriftſtelleriſche wie die religiöſe Unſterblichkeit recht eigentlich zu verbriefen, mit ſeiner liebenswürdigen Naivetät, Geſetztheit und puderhaften Sauberkeit, immer ſchon den Brief für eine Handlung anzuſehen, viel mehr die Periode des Briefſchreibens geweſen iſt, als die jetzige Zeit es ſeyn kann.

Betrachten wir nun nach dem Vorausgeſchickten den vorliegenden Briefwechſel Hölderlins, ſo müſſen wir eingeſtehen, daß

wir in dieſen Briefen vieles reichlich von dem wiederfinden, was wir ſo eben vom Briefe und insbeſondere dem deutſchen Briefe geſagt haben. Dennoch aber dürfen dieſe Briefe Hölderlins, und das erhöht nur ihren Werth, noch einen ganz eigenthümlich nüancirten, völlig ſelbſtſtändigen Charakter für ſich in Anſpruch nehmen; dieſer iſt unſeres Erachtens die höchſte Solidität der Geſinnung wie des Ausdrucks, welche demjenigen am nächſten kommt, was wir oben als einfache Biederkeit bezeichnet haben. Man wird in den Briefen Hölderlins nirgend eine Phraſe, nirgend eine Exploitation bloßer Gefühlsweichheit, aufgeputzter Eitelkeit und Gefallſucht finden, ſondern überall iſt Pietät und Redlichkeit der Grundton dieſer aus der offenſten und reichſten Natur fließenden Mittheilungen, gleichviel ob der Verfaſſer an ſeine Mutter ſchreibt oder an ſeine Schweſter oder an den Bruder oder an einen ebenbürtigen, gleichaltrigen Freund oder an ſeinen ſo hochverehrten Schiller, den er als ſeinen ſtets bereitwilligen Rathgeber, väterlichen Beſchützer und Meiſter feiert. Daher ſind dieſe Briefe denn auch eine ſo wichtige, höchſt dankenswerthe Ergänzung zu den eigentlichen Werken und dem Leben Hölderlins. In welches reine, tiefe, bildungsbefliſſene Gemüth laſſen ſie uns einblicken! Dieſe Gewiſſenhaftigkeit ſchon allein, welche aus jeder Zeile dieſer Briefſendungen hervorleuchtet, macht es uns aufs Lebhafteſte fühlbar, wie viel ſie denen geweſen ſeyn müſſen, welche ſie einſt empfingen. Dieſe Briefe konnten daher ohne weſentliche Lebensſtörung und Veränderung für viele gar nicht ungeſchrieben bleiben, und es iſt dieſes etwas, was man nicht allen vortrefflichen Briefen, die wir beſitzen, wird nachſagen können. Dieſe Briefe Hölderlins athmen Leben, Wirklichkeit, Lauterkeit des Willens, Freude des Erreichens, Beſcheidenheit der Selbſtbeurtheilung und dennoch Beruf für das Höchſte, unter den abweichendſten Wechſeln der Geſchicke, durch und durch. Sie erheben ſich in dem, was im Durchſchnitt die bleibende Stellung des Verfaſſers ausmacht, kaum über das Niveau des ſchlichten, bürgerlichen Elements, und dennoch, wie weiß derſelbe Verfaſſer mit ſeinem edeln Naturell, mit ſeinem nach dem Höchſten begehrenden, das All mit innigſter Wärme begenden Geiſte uns in der ausgeſuchteſten Weiſe zu unterhalten, aber auch zu belehren und aus

der mittleren Region des rein Menſchlichen in die Anſchauung der ſeltenſten Ideale zu verſetzen!

Die Bezeichnung Briefwechſel kann in dem Vorliegenden größtentheils nur im uneigentlichen Sinne genommen werden, denn wir erhalten hier, mit Ausnahme eines Briefes Neuffers an Hölderlin, zweier Briefe Schillers und eines Schreibens von Hegel an denſelben, nur Mittheilungen von Hölderlin ſelbſt. Das was wir ſchon am Anfange in der allgemeinen Charakteriſtik unſeres Dichters hervorhoben, gibt ſich beſonders in den herrlichen Zuſchriften an die Mutter, die Schweſter und den Bruder zu erkennen, nämlich, daß Hölderlin, ungeachtet er ſeiner ganzen Beſchaffenheit nach Griechenland als ſeine Heimath fühlte, dennoch mit der ſtärkſten Anhänglichkeit ſeinem deutſchen Vaterlande zugethan, und eben deßhalb zugleich Deutſcher mit Leib und Seele war. Denn wer durch alle Zeiten hindurch, unter allen Veränderungen der Verhältniſſe, hingegeben den Bemühungen um die höchſten Probleme, doch unausgeſetzt ſo treu und zärtlich für die Seinigen fühlte, wer unausgeſetzt ein ſolches Muſter von Sohn und Bruder in aller Zartheit der Familienpietät war; der mußte ſeinem Vaterlande, obwohl er alle Unangemeſſenheiten deſſelben ſogleich als Barbarei empfand, mit der ſeelenvollſten Innigkeit zugethan ſeyn.

Was nun aber den näheren Inhalt der Briefe betrifft, ſo reflektiren ſie uns, obwohl ihrer nicht zu viele ſind, die ganze Liebenswürdigkeit des vorigen Jahrhunderts und den Bildungsgang unſeres Dichters noch dazu in der harmloſeſten Weiſe. Dieſe Nachtwachen am Kranken- und Todtenbette einer geliebten Tante, wo ſich ihm unauslöſchliche Eindrücke mittheilen, wo ihm das, was die Ewigkeit eigentlich auf ſich hat, in ſeinem ganzen Ernſte, aber auch mit der heiterſten Gewißheit ſich aufſchließt, dieſes unumwundene Bekenntniß, was ſeine Louiſe ihm zu ſeyn vermöge, dieſes innige Herausſtellen Oſſians, alles führt uns Zeiten vor die jetzt nicht mehr ſind, Zeiten die ſelbſt ſo kindlich ungenirt, ſo tief, ſo geiſterregt und andachtsvoll in der Hingebung an die verſchiedenſten Objekte waren, daß ſich ſehr viele der Heutigen ſolcher Bekenntniſſe faſt ſchämen würden.

Es iſt rührend und doch auch ſo voll Wahrheit, wie Hölderlin während ſeiner erſten theologiſchen Laufbahn, die doch aber

immer ſchon zur Philoſophie hin ein Beſtreben hatte, ſeiner Mutter den etwaigen Conflikt, aber auch das Zuſammengehörige von Philoſophie und von Chriſtenthum vorführt, wie er mit Vorſicht Spinozas gedenkt, wo wir denn ſchon den Einblick erhalten, daß aus Gründen ſeines ganzen Naturells Hölderlins Pantheismus ein ganz anderer werden mußte, als der jenes eben erwähnten Denkers war. Und nun dieſe Verwirklichung des Ideals der ächteſten Freundſchaft, im Verhältniß zu ſeinem jüngern Bruder, ein Verhältniß, welches, obwohl der ältere in der kosmopolitiſchen Stimmung der Revolutionszeit (1794) ſchon der Menſchheit mehr anzugehören bekennt, als dem Einzelnen, dennoch ſich durch alle Perioden des Lebens, faſt möchte man ſagen, in einer wahrhaft diamantenen Ausdauer zwei ſo idealiſch geſinnter Menſchen bewährt, ſo daß in dem Jüngeren durch den Aelteren die reichſten Früchte gezeitigt werden! Intereſſant iſt noch beſonders in einem dieſer Schreiben an den Bruder die Anerkennung Kants, welche Hölderlin ausſpricht. Vielleicht daß ſich hier ein ähnliches Ausgehen von Kant und ſpäteres Uebergehen in eine total andere Weltanſchauung für Hölderlin nachweiſen ließe, wie dieſes bei Schelling der Fall iſt. In dem Briefe an ſeinen Bruder, von Waltershauſen, den 21. Auguſt 1794 datirt, bewährt es ſich wieder ſo recht, wie das tüchtige Streben, ohne je die Anſpruchsloſigkeit zu verletzen, immer in ſich ſelbſt ſeine Gewähr und Anerkennung findet, und daher auch unwillkürlich über ſich ſelbſt das gerechte Urtheil abgibt. Der genannte Brief ertheilt, ohne daß es der Schreiber deſſelben weiß, beiden Brüdern das Adelsdiplom trefflichſter Geſinnung und raſtlos gemeinſamer Beſtrebung, um das Höchſte zu erreichen. Auch iſt es ſehr beachtenswerth, und bekundet ſchon das ins Tiefſte gehende Denken in Hölderlin, daß er ſich mit aller Entſchiedenheit eben ſo wohl jedem gedankenloſen Dogmatismus blinder Rechtgläubigkeit, wie der bekannten Seichtigkeit der Aufklärung und Freigeiſterei, dem ſo beliebten Freiheitsſchwindel entgegenſtellt, zum Beweiſe daß er ſchon früh ſein Lebensſchiff nach einem viel univerſelleren Plan und Ziele fortſteuerte, als ſchon damals (wie noch heute) Zelotismus und Aufklärung, Buchſtabendienſt und Atheismus ſich vorgeſteckt hatten. Ueberall erfreut uns an dem damaligen Hölderlin noch das volle Geſundheitsgefühl, das heitere Behagen am

Fortgange ſeiner eigenen Bildung und einer gebildeten Umgebung, und doch fühlt das tiefe Gemüth des Dichters, und wir fühlen es mit ihm, den großen Contraſt zwiſchen einer ſolchen Umgebung und der ſchlichten Heimath, wo aber freilich, zum Erſatz für alles, der heiligſte Gegenſtand ſeiner irdiſchen Pietät, die über allen Ausdruck theure Mutter weilt; wie denn überhaupt die innigſte Seelenverſchmelzung aller dieſer Familienglieder, die Art, wie ſie, ob getrennt oder nicht getrennt, mit einander und für einander leben, etwas äußerſt Wohlthuendes iſt und nur um ſo beachtenswerther und ſchätzbarer ſeyn muß, als der Dichter und Denker, der aus dieſem heiligen Familienſchooße hervorgeht, vorzugsweiſe gern mit dem Aether und dem Lichte verkehrt, und nur im All ſeine ewige Ruheſtätte zu finden weiß.

Aber es führen uns nun auch dieſe inhaltreichen Briefe an den Bruder auf den verhängnißvollen Boden von Frankfurt am Main, wo dem Dichter jene ſeltene, all' ſein bisheriges Erfahren überflügelnde Anſchauung weiblicher Schönheit und Hoheit in Diotimen zu Theil werden ſollte, ſo daß ſich denn auch alsbald in demſelben Briefe, S. 27, bei Hölderlin nicht allein eine getrübte Heiterkeit, ſondern auch das bedenkliche Spiel ſeelenerſchütternder Affekte außer Zweifel ſetzt. Und doch, welches zärtliche, liebende Aufmerken auch noch jetzt auf Alles und Jedes, was die Exiſtenz der Seinigen und die der Welt im weiteſten Umfange betrifft! Während er der reinſte, ſtrebſamſte Menſch unter Menſchen iſt, wenn auch mit einer ächt jünglingsartigen Befangenheit, wie mit gründlicher Verachtung aller Rohheit, richtet er ſich doch auch mit der gleichen Aufmerkſamkeit auf das Außermenſchliche. So daß man es faſt als einen ſymboliſchen Ausdruck für das Angedeutete betrachten könnte, wenn er in dem angezogenen Briefe — in dem er zwar eine liebevolle Geſinnung kundgibt, aber doch zugleich eine gewiſſe Traurigkeit blicken läßt, welche ihm Menſchen zugezogen haben — auch in naivſter Harmloſigkeit eines Hundes gedenkt, der ihm, wie er wirklich ſchreibt, „ſonderbar am Herzen" liege, und bald darauf auch ſeine große Luſt zur Botanik äußert. Es ſind hier demnach Menſch, Thier und Pflanze, welche in Hölderlins Liebe neidlos und traulich neben einander ſtehen und von ihm mit treuer Sorgfalt umfaßt werden. S. 28.

Ferner begegnen wir in einem dieſer Briefe an den Bruder, S. 30, ſchon ausdrücklich dieſer ganz eigenthümlichen Sehnſucht nach dem All, die ihn gewiß ſchon lange, lange wie ein Heimweh trübte, quälte, aber auch beſeligte, ſpäter ſogar zerſtören half, an dieſer Stelle unſeres Briefs indeſſen noch durch maßvolle Sittlichkeit geregelt wird. So wenn es S. 30 heißt: „Freilich ſehnen wir uns oft auch aus dieſem Mittelſtand von Leben und Tod überzugehen ins unendliche Seyn der ſchönen Welt, in die Arme der ewig jugendlichen Natur, woven wir ausgingen. Aber es geht ja Alles ſeine ſtete Bahn, warum ſollten wir uns zu früh dahinſtürzen, wohin wir verlangen;“ eine Aeußerung, die wichtiger für den eigentlichen Bildungsſtand und die geiſtige Erſtarkung Hölderlins iſt, als vielleicht irgend eine kopfhängeriſche, immer die Exiſtenz nur ins Trübe und Enge verfälſchende Lebensanſicht zugeben wird; während es doch keine Frage iſt, daß es ſchon einen hohen Standpunkt der Intelligenz verräth, in Allem und Jedem nur das Eine und Seine (ohne Egoismus) zu ſehen, wie das Chriſtenthum ja auch den ſchönſten und erhabenſten Ausdruck für ſolche Anſchauung enthält, theils da, wo es von vielen Wohnungen in des Vaters Hauſe ſpricht, theils da, wo der Erlöſer ganz beſonders darauf hinweiſt, daß zwar nicht der Knecht, wohl aber der Sohn in des Vaters Hauſe bleibe. Uebrigens aber wiſſen wir bereits, daß das, was an jener Briefſtelle nur ſporadiſch hervortritt, als Ausführung die eigentliche Aufgabe des Hyperion und Empedokles iſt.

Je weiter wir indeſſen in den Briefen an ſeinen Bruder vorrücken, deſto mehr überzeugen wir uns, daß mehr noch als dieſe unbeſtimmt verzehrende Sehnſucht nach dem All der Dinge und dem Weſen die Erfüllung ſolcher Sehnſucht, da wo ſie ſich in einem weiblichen Weſen für Hölderlin concentrirt, ihn zu vernichten berufen iſt. Und doch langte er, wunderbar genug, vor dieſer Zerſtörung zuerſt bei der richtigen Mäßigung an, um ſich auch als Menſch eine Grenze zu ziehen, wie er ſie als Künſtler ſich im Empedokles ziehen ſollte. Ungeachtet ihn ſchon in dem weiteren Verlauf nach Andeutungen, die er ſelbſt gibt, eine ganz eigenthümliche Welt, wahrſcheinlich die Liebe zu Diotimen, innerlich bewegt und von den Menſchen abſondert — was freilich eben das Gefährliche iſt — ſo daß er

bemerkt: „Ich mag nicht viel über die politischen Sachen sprechen. Ich bin seit geraumer Zeit sehr stille über Alles, was unter uns vorgeht;“ so kommt er doch schon im nächsten Briefe wieder zu jener weisen Beschränkung, welche ihn so oft, vorherrschend als Dichter, zur Schönheit des Lebens und Handelns gelenkt hatte, indem er seinem Bruder schreibt: „Du hast äußerst richtig und schön in Deinen geäußerten Gesinnungen das Feuer jugendlicher Thätigkeit, die ins Unendliche geht, mit der Einschränkung derselben auf ein freies häusliches Leben gepaart. Darin besteht alle Lebensweisheit, daß wir uns nicht zu sehr ausdehnen;“ (ihn aber quälte ja eben, wie wir auch bereits wissen, in seiner gleich poetischen wie spekulativen Gemüthsinnigkeit die Expansion des Raums und der Zeit, sobald er beide nicht in der Schönheit und in der Liebe zu dieser Schönheit selig vergaß) „und nicht zu sehr concentriren, und ein Mensch, der bei ausgebreitetem Geiste doch mit einfachem Herzen seinen eignen Boden pflanzt und seine Kinder erzieht, also der Mensch, der Du sehr leicht werden wirst, scheint mir nach allem, was ich gedacht und erfahren, der glücklichste und der menschlichste, also der vollkommenste Mensch zu seyn.“ Er scheint hier das Du ganz besonders zu accentuiren, indem er selbst zwar durchaus dazu organisirt war, die Schönheit einer solchen Selbstbeschränkung im Leben sich für den Moment der künstlerischen Produktion und spekulativen Anschauung anzueignen, aber auch wohl fühlte, daß es ihm nicht leicht möglich sey, solches auf die Länge hin auszuführen, da ihm fast zu viel Intelligenz gegeben war, als daß ihm nicht überall das Mißverhältniß zu einer Welt, die sich oft nur zu sehr mit der Gewöhnlichkeit und zwar mit dem Trivialsten beschränkt und begnügt, zum tragischen Geschick hätte werden sollen. Sowie er selbst uns denn auch in dem Briefe an seinen Bruder, S. 39 unten, mit einfachen Worten den Erklärungsgrund seiner späteren Geisteskrankheit mittheilt, indem die hier erwähnte „Unterjochungssucht der Menschen“ wohl weiter nichts ist, als die Neigung kleinlich gesinnter Naturen, wie sie sich selbst, ohne es zu wissen, am Geist tyranniſiren, auch Andern willkürlich eine den Geist tyranniſirende Schranke aufzulegen, was der unglückliche Dichter in sehr hohem Grade erfahren haben muß.

Merkwürdig iſt es, daß während er, etwas weiter zurück S. 31, ſeinem Bruder die Lehre ertheilt, daß er doch bei ſich ſelbſt einkehren ſolle, um ſich durch den Reichthum des innern Lebens mit der Ungunſt ſeines äußern Glücks auszuſöhnen, wo ſich Hölderlin, indem er ſolchen Rath gibt, in vollem Rechte befindet, er doch darin ſogleich wieder ungerecht wird, daß er in dieſem Augenblicke nicht auch den Reichthum der Welt gelten laſſen will, und zwar bloß deßhalb nicht, weil er diejenigen verachtet, die in ihrer innern Dürftigkeit überall ſchon durch das Aeußere zufrieden geſtellt werden. Hier ging Hölderlin, wie edel er auch durch und durch war, offenbar zu weit, und ſchadete ſich nur ſelbſt, indem er eine Bitterkeit in ſich aufkommen ließ, die ebenfalls eine zerſtörende Gewalt über ihn ausüben mußte. Er hätte ſehr wohl, wie auch ſein eigentliches Weſen ganz darauf angewieſen war, ſich der unendlichen Fülle des Menſchengeiſtes, der innern Mannichfaltigkeit der Individualitäten freuen, aber auch die Herrlichkeit der äußern Welt in ſolchem Augenblicke anerkennen und dennoch zugleich diejenigen gründlich verachten können, die aus Selbſtſchuld ſich in ſich ſelbſt verſtachen. Wie ſehr dagegen jener Trübſinn an Hölderlin ſich rächt, erſehen wir in der erwähnten Stelle ſogleich daraus, daß er, was ihm nicht leicht zu begegnen pflegt, ſogar mit dem Schickſale grollt und in dieſem Grolle ſogar unartig wird. Das Glück mochte er gering anſchlagen und verachten, denn es verdient nichts Höheres, aber das Schickſal durfte er nicht anklagen, denn wir wiſſen ſehr wohl und Hölderlin ſelbſt war von dieſem Wiſſen ſeinem beſſern Theile nach durchdrungen, was eigentlich das Schickſal iſt, wenn wir dieſe dunkle Vorſtellung auf ihren lichten Grund zurückführen. Vielmehr iſt auch das Schickſal ſchon, recht gefaßt, heilig, denn es verbirgt uns Den, welcher der Heiligſte iſt. Hölderlin hätte auch hier nicht vergeſſen ſollen, was niemand tiefer erkannt hatte als er, daß es ganz abgeſehen von unſerm Zuthun, ſchon an und für ſich eine unendliche Liebe iſt, welche uns trägt und alle Exiſtenzen trägt, ſonſt exiſtirten ſie nicht; ſtatt daß er ſeinem Bruder in jener Anwandlung von äußerſtem Mißmuth ſchreibt: „ſie“ (nämlich jene armſeligen Menſchen) „nennen auch höflicherweiſe das weiſe und gerechte Schickſal gnädig. Bei Gelegenheit! ich möchte doch wiſſen, was eigentlich

Gnade wäre?" Schon in dieſem Conjunktiv: wäre liegt der Zweifel Hölderlins ausgedrückt, ob Gnade denn auch wirklich exiſtire. — Hölderlin hätte nur jene Liebe zum All, die ja der Grundton ſeines Lebens war und die er, wie im Empedokles und auch ſonſt, ſogar in der Beſtimmtheit Gottes zu faſſen vermochte; er hätte nur ſeine Liebe zur Schönheit und, auch dieſe noch beſtimmter ausgedrückt, ſeine Liebe zu Diotimen fragen dürfen, und er würde ſogleich eingeſehen haben, daß der Liebende immer geneigt ſein wird, ſeinen Gegenſtand höher zu ſtellen als ſich ſelbſt, und daß ſolcher Anſpruchsloſigkeit des Liebenden der Geliebte immer im Zuſtande der Herablaſſung erſcheint. Das leidet ſeine Anwendung auf Gott und auf Menſchen, auch iſt jene Neigung im Menſchen weder eine Schwäche noch eine Täuſchung, ſondern beruht auf unwandelbarer Stärke und Wahrheit. Wir nennen daher ganz ſo die Herablaſſung der Majeſtät Gnade, wie wir die Herablaſſung der Liebe als Huld bezeichnen. Auch waren, wir wiederholen es abſichtlich, alle dieſe Einſichten dem Geiſt und der Geſinnung nach unſerm Dichter auch als Menſchen völlig zu eigen, ſo daß wir jene Anwandlung von Mißmuth und Groll nur deßhalb hier hervorheben, weil ſie ebenfalls zu den zerſtörenden Mächten unſeres Freundes gehören, und wir nichts übergehen dürfen, was auch dieſes traurige Endphänomen zu erklären vermag.

Bei dieſer Gelegenheit möchten wir denn auch die Vermuthung wagen, daß ein Mann wie Heinſe (ungeachtet der „Kindereinfalt" S. 118), deſſen großes Talent auch wir ſehr wohl zu ſchätzen wiſſen, wie er ſich nun aber einmal entwickelt hatte, auf eine von ihm ſo völlig divergirende Natur wie Hölderlin nur nachtheilig wirken konnte. Man vergleiche nur den Ardinghello mit dem Hyperion und man wird ſogleich durchfühlen, was wir hiemit ſagen wollen. In Heinſe waren Geiſt und Darſtellungsvermögen bedeutend genug, um ihn einer Individualität wie der Hölderlins intereſſant zu machen. Noch dazu aber war auch Heinſe mit Vorliebe auf die antike Welt gerichtet und Beide begegneten ſich daher in einem Durchſchnittspunkt, um ſich nun aber auch als Schriftſteller und als Menſchen, ohne daß Hölderlin es vielleicht merkte, ein- für allemal ſchnell wieder von einander zu entfernen. Heinſe war nicht nur weltmänniſch gewandt, um für ſich einzunehmen, er beſaß auch den glücklichen Blick der Alten

für die Schönheit der ſinnlichen Natur, und wußte ihn in jeder Umgebung, in ſeiner ganzen Lebensweiſe, wie in allem was er ſchrieb, durch Urtheil und durch Geſtaltung zu bewähren. Aber das, was ihn dabei verfolgte und all' ſein Talent faſt zu Grunde richtete, wenigſtens ihn ſtets unter der Höhe des Kunſtwerks erhielt, war die Lüſternheit ſeiner Phantaſie, war die feine und doch im Grunde grobe Ausbeutung aller Schönheit und des ganzen Lebens zu bloß compaktem Genuß; als wäre der Genuß und nicht vielmehr die Anſchauung, als wäre die Luſt und nicht vielmehr die Seligkeit das Höchſte. Wir merken es daher auch ſehr bald allem, was Heinſe geiſtig hinterlaſſen hat, ab, daß es aus Sinnenrauſch, wenn auch aus einem ſehr cultivirten, hervorgegangen iſt, um Sinnenrauſch auch wieder zu bewirken, immerdar begleitet von dem Schmelz einer halbſchlächtigen Idealität. Ob Heinſe ſeine Geſtalten der plaſtiſchen Keuſchheit antiker Statue oder den reinen Harmonien heiliger Muſik nachbildet, überall begeht er den frivolen Verrath an der Kunſt, daß er ſie als Mittel zum Genuß herabwürdigt, daß er die ewige, jungfräuliche Blüthe ihrer Schönheit in zeitlicher Weiſe und noch dazu geſchlechtlich zu verbrauchen ſich unterfängt, und damit bei dem Unkundigen jene Jungfräulichkeit wieder der Zweideutigkeit ausſetzt oder wohl gar ausdrücklich ſie in ihr Gegentheil verzerrt. Daher hält es Heinſe auch nirgend lange aus in der höheren Sphäre der Anſchauung durchs Auge und des idealiſchen Gehörs — wie wir es eben deßhalb auch nicht lange bei ihm aushalten — ſondern es drängt ihn mit wilder Begier, mit faunifchem Taumel in den gröberen Bereich der unteren Sinne. Während gerade umgekehrt ſelbſt das Gebiet der höheren Sinne, des Auges und des Gehörs, noch viel zu ſinnlich und endlich für Hölderlin iſt, als daß ihn nicht ſein Weſen vielmehr zur höchſten und umfaſſendſten aller Sphären, zur intellektuellen Anſchauung der Natur und der Kunſt, wie aller ihrer einzelnen Geſtalten, hinaufziehen ſollte; ſo jedoch, daß er die ſchöne Sinnlichkeit nirgend mißachtet, aber auch viel zu ſehr überzeugt iſt von der völligen Antaſtbarkeit aller ſchönen Form, um nicht auch ſie in den Geiſt und nicht in die Materie oder höchſtens in den Taſtſinn zu ſetzen. Je mehr daher ein ſo innig fühlender und zugleich denkender, vor allem aber ein ſo idealiſcher und reiner Menſch wie

Hölderlin eine Zeit lang von ſüßeſter Freude erfüllt ſeyn mochte, endlich unter den vielen Männern, die ihn nicht verſtanden, doch einen gefunden zu haben, welcher mit ihm das Antike zu würdigen befähigt war, deſto nachhaltiger mußte die Wirkung ſeyn, als er nun bemerkte, daß Heinſe bei all' ſeiner Liebe für das Alterthum doch gerade an der Unvergänglichkeit antiker Schönheit kalt und nichts ſehend vorüberging, daß er es ebenſo mit aller Kunſt und Natur machte, und hier immer lediglich nach dem haſchte, was nur der Schatten, höchſtens der Schein von beiden iſt, den ſie werfen. Ja Hölderlin mußte, wie er ſeinen Freund um dieſen Schein gar noch buhlen ſah, nun er die Beſchränktheit an ihm entdeckte, das für Etwas zu halten, was ewig das Nichts iſt, er mußte, ohne daß er vielleicht merkte, was ihm begegnete, in eine grenzenloſe Wehmuth verſetzt werden. Und das war der große Nachtheil, den ein Mann wie Heinſe auf Hölderlin übte und üben mußte nach dem Geſetz, daß die Extreme ſich fordern. So daß nun der Leichtfertige den ſchon von Natur Schwermüthigen, daß der ſinnliche Heinſe den ſchon von Natur dem Aether verwandten Hölderlin vollends vertrübte und überſpannte. Und dieſe elegiſche, zuletzt nur noch dem peripherischen Aether und Lichte zugekehrte Excentricität iſt die zu herrlicher Darſtellung gediehene und dennoch gemüthskranke Welt des Hyperion, wogegen man den Ardinghello eine der Nacht des geſchlechtlichen Genuſſes, der trägen, luſternen Ruhe, der üppigen Sinnlichkeit vielfach zugekehrte Welt nennen muß, die mit Weisheit und Kunſt großthut, der allein geſunden Natur und Schönheit den Preis zu geben ſcheint und doch eigentlich nur mit der Wolluſt liebäugelt. Gerade das Tiefſte und Heiligſte in dem mächtigen Zuge der Geſchlechter zu einander entging einer Natur wie der Heinſe's ganz und gar. Ihm war der letzte Zweck dieſes Zuges der egoiſtiſch-atheiſtiſche Genuß, der noch dazu, wie aller Genuß, vorüberflieht; wogegen Hölderlin in der Sehnſucht der Geſchlechter zu einander das pantheiſtiſche Einswerden aller Getrennten feierte, und noch mehr als das, die Ergänzung alles Individuellen in Gott, um ſich in dieſem Andern, in dieſem abſoluten Du ſeines Ich und jedes andern Ich nie mehr zu verlieren. Hölderlin mußte aber auch ſchon in ſeiner nächſten, irdiſchen Umgebung das Ungenügende an einer Natur wie der

Heinſe's gewahr werden, als ihm in der wirklichen Diotime ſeines Frankfurter Aufenthalts und der von hier aus unternommenen Badereiſe das gerade Gegentheil von jenem Freunde täglich vor Augen war, die reinſte Jungfräulichkeit griechiſcher Schönheit — obwohl Frau den irdiſchen Beziehungen nach — ſo ſehr dem Aether und Lichte, ſeinen Göttern, verwandt, als Heinſe (wenn auch damals immerhin mehr nur noch geiſtig) der Materie und ihrem Genuſſe hingegeben. Und wie Genießlinge bei allem Anziehenden, Liebenswürdigen, Gebildeten, was ihnen ſonſt eigen ſeyn mag, doch nie aus der Flüchtigkeit des Augenblicks herauskommen, wie ſie ſtets in die Berechnung verſtrickt ſind, immer neue Liebesabenteuer mit Glück zu beſtehen, ſo mußte Hölderlin daher bei Zeiten wohl mit Schmerz entnehmen, daß für ihn bei Heinſe kein eigentliches Ausruhen möglich ſey, während ihm das härteſte Schickſal zugleich vorhielt, daß zwiſchen Diotimen und ihm nichts Geringeres dazwiſchen liege als die ungeheure Kluft der Wirklichkeit und Pflicht — denn ſie war ja ſchon eines Andern Frau — ſo daß er nun eben im Contraſt mit jener geiſtreichen Beſchränktheit eines künſtleriſchen Sinnentaumels bei Heinſe jählings in die Schrankenloſigkeit der Melancholie und Verzweiflung oder, euphemiſtiſcher ausgedrückt, in den Fanatismus des Aethers und Lichtes, auf Koſten faſt eines ganzen Erdenlebens, hinausgetrieben wurde, ein Fanatismus, der ihn von Sinnen brachte. Und doch darf man es ſich nicht ungeſagt laſſen, was ein Menſch wie Heinſe mit ſolcher Empfindung an die Antike, bei mehr Innerlichkeit und reinerer Idealität Hölderlin hätte ſeyn können; während ſich jetzt der tragiſche Contraſt beider Naturen vielmehr ſo herausſtellt, daß Heinſe, hingegeben dem materielliſten Atheismus der Kunſt, wohl zu beachten, der Kunſt, an dem Rauſche der unteren Sinne, für die Claſſik zu Grunde geht, während Hölderlin, hingegeben von früh auf jenem Cultus ſeines Zweigötterſyſtems von Aether und Licht, da er an dem Mitgenoſſen für Griechenland ſich irrt, von der Liebe zu einem ächt griechiſchen Weibe ſich durch Wirklichkeit und Pflicht geſchieden ſieht, gar um ſeine Sinne kommt.

Wie hörbar auch brauſt ſchon in dieſer Zeit (den 12. Febr. 1798, in dem Brief an ſeinen Bruder) der innere Sturm bei Hölderlin! „Ich ſuche Ruhe, mein Bruder“ ſchreibt er, „die

werd' ich finden an Deinem Herzen und im Umgange mit unserer theuren Familie." Und noch vernehmlicher in den Worten: „Ich habe unter meinen kleinen Arbeiten noch keine gemacht, während welcher nicht irgend ein tiefes Leiden mich störte. Sagst Du, ich soll nicht achten was mich leiden macht, so sag' ich Dir, ich müßte einen Leichtsinn haben, der mich bald um alle Liebe der Menschen brächte, unter denen ich lebe." Diesen Leichtsinn hatte eben Heinse um so mehr, bei aller sonstigen Vortrefflichkeit, die auch Hölderlin so aufrichtig an ihm zu schätzen wußte, und so gewann Heinse, freilich auch der Liebe entsprechend, auf welche er vielfach ausging, Liebe und wieder Liebe, von der man jedoch sagen möchte, es wäre besser für ihn gewesen, daß er so leichte Eroberungen nicht gemacht hätte.

Wie sehr aber auch Hölderlins Gemüth durch innere und äußere Mächte schon vielfach angegriffen ist und wie schwer er zuweilen trägt unter der doppelten Last so vieler Herrlichkeit wie so vielen Elends der Existenz, man erstaunt über das Mannichfaltige und das Frische, über die einfache Kindlichkeit, über die zarte Pietät, über den immer noch vielfach von den Extremen abhaltenden Takt, mit dem er sich fast überall äußert. Besonders von Seite 47 ab wird man so recht den Reichthum dieser Briefe gewahr. Wir finden in diesen Expectorationen unter andern auch einen Pendant zu jener Polemik gegen die Deutschen im Hyperion, nämlich S. 52. Aber auch hier wieder wie im Folgenden (besonders S. 77) wird man tief davon durchdrungen, welche Aufrichtigkeit und Innigkeit der Liebe zu den Deutschen seinem Hasse, welcher große Vaterlandssinn seiner Polemik zu Grunde lag. Er gibt uns selbst die Bedingungen an zu unserer tüchtigen politischen Zukunft, S. 52, und wir dürfen, ohne unbescheiden zu seyn, nach dem was Hölderlin vortrefflich über das Werden auch das politische der Deutschen äußert, behaupten daß das, was er noch Zukunft nennt, jetzt vollauf Gegenwart geworden ist.

So wird denn auch schon damals und zwar mit Recht von Hölderlin den Deutschen besonders für Philosophie der offenbare Beruf und das große Verdienst zuerkannt. Und wie hat sich dieses Wort in späterer Zeit aufs großartigste bewährt, ungeachtet man noch heute nicht selten unverdrossen zu fragen pflegt,

wozu die Philosophie denn wohl eigentlich nütze sey, was sie auf das Leben für einen Einfluß habe. Wie mächtig in Hölderlin der ihm eben so angeborene wie angebildete Sinn für Allheit und Verschiedenartigkeit war, geht auch daraus hervor, daß er, ungeachtet seiner Aether-Lyrik, dennoch eine so lebhafte Empfänglichkeit für Kant besitzt, der freilich auch wieder seinem begeisterten Streben für einen weiten Gesichtskreis in die Hand arbeitete. Und nun dabei Hölderlins kindlicher Zartsinn, sein stets unverdorbenes, immer auch noch anderer Nahrung als der Wissenschaft bedürftiges Gemüth! — Er scheint es selbst längst bei sich erkannt zu haben, daß große Empfindlichkeit, leicht zu verletzendes Ehrgefühl ihn mancher Gefahr aussetzen, wie sich in dieser äußersten Receptivität der Nerven schon der ganze Krankheitskeim bei Hölderlin nachweisen läßt. Wie herrlich aber, wenn man das alles einer Mutter noch zu versprechen weiß, was Hölderlin der seinigen verspricht, wo er denn auch die bescheidene Wendung braucht, daß er sagt: „wir kennen ja kaum uns selbst," eine Sprache die recht den Gegensatz bezeichnet zu dem, was unsere heutigen Autonomen behaupten. Und so kann es denn auch nicht ausbleiben, daß einer solchen Mutter gegenüber ein solcher Sohn auch das Religiöse zur Sprache bringt, wo es ihm denn alle Ehre macht, daß sich nichts Wesentliches, wie sehr er auch andere bedeutende Wandlungen zurücklegt, in Sachen der Religion bei ihm zu ändern vermag, und er mit derselben Innigkeit und Tiefe noch jetzt sein Credo auszusprechen weiß, wie nur je in früheren Tagen.

So wie es hier S. 38 angedeutet wird, steht es im Allgemeinen auch noch heute, und heute vielleicht ganz besonders mit der Religion. Die Einen werfen als Vorurtheil alles Positive fort und überhaupt alles was ihrem Privaturtheile nicht genehm ist, und wissen nicht welche Schätze des Geistes sie verschleudern, und meinen noch dazu wunder was Rechtes sie thun und wollen sich recht vor aller Augen als Aufgeklärte, als Gebildete, als Männer des Fortschritts beweisen. Die Andern dagegen speichern todte Satzungen auf, haften an bloßen Notizen, an Formeln und Buchstaben, und glauben so mit ihrem Seelenheil völlig geborgen zu seyn und merken nicht im geringsten, daß sie sich die Bedeutung, den Leben schaffenden Geist von dem allen ganz und

gar entgehen laſſen. Dagegen nun iſt die tiefe und geſunde Innerlichkeit des Religiöſen bei Hölderlin im höchſten Grade anzuerkennen, und iſt um ſo beachtenswerther als er zu den Menſchen gehört, denen man gewiß nicht den Vorwurf zu machen berugt iſt, daß ſie den Ausdruck Religion mißbrauchen. Man wird vielmehr eingeſtehen müſſen, daß dem Worte nach von Religion und religiöſen Dingen doch eigentlich äußerſt ſelten in Hölderlins Schriften die Rede iſt. Daher es auch gar nicht unmöglich wäre — wie denn die Deutſchen zu derlei Nachweiſungen immer ſchnell bei der Hand ſind — daß noch in unſerer Zeit nächſtens einmal irgend ein ſtarker Geiſt, der nur an ſich ſelbſt glaubt, aufträte um zu beweiſen, Hölderlin habe auch bereits an nichts geglaubt; da ja, wie wir ſchon oftmals darauf hingewieſen haben, Hölderlins Verhältniß zur Natur und zu den Griechen, ſowie ſeine pantheiſtiſche Weltauffaſſung ſehr leicht den Schein geben können, als ſey er mit der modernen Natur- und Menſchenvergötterung einverſtanden geweſen, während er ihr mit ſeinem ganzen Weſen völlig entgegenſteht.

Wenn es nun im Zuſammenhange der hier zuletzt in Betracht gezogenen Briefſtellen, beſonders in dem Schreiben an die Mutter, intereſſant iſt zu ſehen, wie Hölderlins reiner, kindlicher Sinn ſich über das Tiefſte und Schwierigſte in objektiver Hinſicht einfach verſtändlich zu machen weiß, ſo iſt es für die weitere Beurtheilung ſeiner Individualität und zumal ſeiner damaligen Seelenverfaſſung ebenſo beachtenswerth, wie entſchieden und mit welcher Selbſtentſcheidung und Verzichtleiſtung er auch ſich ſelbſt der Mutter gegenüber beurtheilt. Er weiß es zwar — und wir wiſſen es längſt mit ihm — daß er von dem Geiſte aller wahren Philoſophie und Wiſſenſchaft ganz und gar durchdrungen iſt, daß er ſie nimmer zu treiben vermag, wie ſo viele ſie trieben und treiben, als Mittel zum Zwecke des äußerlichen Fortkommens, daß er vielmehr von jenem Geiſte erfüllt iſt als dem eigentlichen Geburtshelfer zum Verſtändniß der unendlichen Welt, ſo daß er in dieſem Geiſte ſelbſt athmet und lebt und ohne ihn nicht mehr zu leben vermöchte; dennoch aber erkennt er aufs deutlichſte, daß er nicht dazu berufen ſey, die Schule der Philoſophie im ſtrengſten Sinne durchzumachen, wie er denn

beobachtet zu haben glaubt, daß das eigentliche Studium der Philosophie ihn, je unbedingter er sich ihm überlasse, „nur immer um so friedensloser und selbst leidenschaftlicher" stimme, und er hält es für das gerathenste, dem allen in solcher Weise der Beschäftigung zu entsagen, durchaus anspruchslos auf äußeres Glück und Ehre, mit einer Stellung etwa als praktischer Geistlicher sich zu begnügen, die ihm eine stille, segensreiche Wirksamkeit und Sorglosigkeit zusichere, und zwar zuletzt allerdings auch mit in der Absicht, um in der Stille den eigentlichen Beruf zu erfüllen den er habe, der Poesie und zwar der schöpferischen Ausbildung derselben zu leben. Dennoch war hier Hölderlin gewiß nicht ganz auf dem rechten Wege. Er war es allerdings in so fern, als er in sich vor allem den Dichter erkannte, und wir wollen wünschen daß dasjenige, was er und schon mancher Genius mit ihm des Hemmenden und Feindlichen von außen her schmerzlich empfand, mit dem Siege der Humanität immer mehr zurückgedrängt werde: aber Hölderlin war in so fern im Irrthum und huldigte einer gewissen Weichlichkeit seines bisweilen zu sensitiven Idealismus, als er das der Vertiefung in die Wissenschaft zuschrieb, was gewiß nur erst Folge seiner phantasiereichen Vermischung der Poesie und Philosophie war. Hätte er es über sich vermocht, eben weil Kunst und Wissenschaft wie alle Sphären des Geistes zusammengehören, zum Behufe der Produktion und Assimilation in geordneter Weise die Kunst und die Wissenschaft jede für sich zu üben, so hätte er eine Zucht des Geistes und besonders der Phantasie sich zu eigen gemacht, die wir im Empedokles und in einigen kleineren Gedichten bewundern, die wir in allen andern Arbeiten Hölderlins und besonders in dem was einer philosophischen Abhandlung nahe kommt, wie z. B. in dem sonst so tiefsinnigen, aber ideentrunkenen Fragment S. 253 (Grund zum Empedokles) durchaus vermissen. Hölderlin würde bei solcher Zucht des Geistes zugleich die wirkliche (nicht bloß die imaginäre) Höhe der Anschauung erreicht haben, auf der sich allerdings ein geistiges Universum als die wahrhafte Ineinsbildung von Kunst und Wissenschaft ergibt, die aber auf dem Wege dorthin stets auseinander gehalten werden müssen. Daher glauben wir denn auch, daß das nur die Gegenwehr seines noch gesunden innern Menschen war, der

ſich dagegen zuletzt krampfhaft ſträubte, denkend zugleich zu dichten und dichtend zugleich zu denken, was Hölderlin in obiger Aeußerung vorſchnell als eine nachtheilige Wirkung der Philoſophie bezeichnet, die ihn friedenlos und leidenſchaftlich mache. Tiefer noch geſunkt innere Menſch in ihm war denn auch gerecht und ſinnfühlend genug, wieder Nemeſis und Prophet zugleich zu ſeyn, indem derſelbe in demſelben Briefe, in dem die Philoſophie ſo ungerecht beurtheilt wird, auch die Lieblingsneigung des kranken Gemüthes, wie ſie ſchon deſpotiſch ſich regte, als „die vielleicht unglückliche Neigung zur Poeſie" bezeichnet, die zugleich eine ſegensreiche geworden wäre, wenn Hölderlin nicht auch hier zu völliger Zerſtörung ſeiner ſelbſt das All-Eine hatte walten laſſen. Das aber allerdings iſt ſo gut wie gewiß, daß Hölderlin auch nicht den geringſten Beruf zum eigentlichen Beamten hatte. Sein ganzer Genius forderte vielmehr eine Stellung, in der er eine freiere Verbindlichkeit hätte fühlen können, der Welt durch ſchöpferiſche Thätigkeit etwas zu leiſten, als der gewiſſenhafte Beamte dieſe Verbindlichkeit hat und haben kann, ja als er ihrer häufig auch nur fähig iſt. Auch würde Hölderlins ſittlich-religiöſem Pflichtſinne die freiere Verbindlichkeit in aller Beſtimmtheit ſchon klar geworden ſeyn, um obige Furcht an ſeinem Theile auszuüben, wenn er die Reſultate ſeines Studiums und ſeiner Produktion ſogleich in einen würdigen Kreis des unmittelbaren Lebens, in empfängliche Sinne und Herzen vieler Menſchen hätte hinüberleiten können, wenn er, der die Welt im weiteſten Sinne mit Liebe umfaßte, wenigſtens eine kleine Welt und nicht bloß einen Freund hätte ſein nennen, in ihr ſich anſiedeln können. Auch darin harmonirte er mit Schiller und Goethe, und wenn in dieſem Punkte auch nicht ganz mit Hegel, doch aber mit Schelling, daß ſein Genius zur Ruhe und zum Denken auch der Muße im größten Styl bedurfte, einer Verbindlichkeit, die nicht nach dem untergeordneten Maßſtabe gewöhnlicher Beamtenwelt zu bemeſſen war.

Der Brief Hölderlins an ſeinen Bruder S. 80 hat ſchon etwas ſehr Auffallendes im Gedanken wie im Ausdruck, eine Ueberſchwänglichkeit der Seelenſtimmung, eine Haſtigkeit der Verſicherungen und Gelübde, eine Gefühlswärme, den Bruder an ſich zu reißen, die an Fieberhitze grenzt und, was beſondere

bedenklich iſt, ein Jagen und Bangen religiöſer Natur, ſowie wieder ein Streben zum All-Eins, alſo zur Vermiſchung aller Unterſchiede. So kündigt ſich hier ſchon der tragiſchſte Ausgang ſeines Pantheismus an, das Verſchwimmen aller Vorſtellungen, Empfindungen, Phantaſien, Affekte und vollends aller Begriffe in ein gänzliches Durcheinander, die Auflöſung alles Feſten, der Pantheismus aller Gedankenverknüpfung, die ſpringende und doch ſchon im tiefſten Seelengrunde für werdende Unterſchiedsloſigkeit, kurz der Wahnſinn, wenn auch hier nur ein in ſporadiſchen Elementen, was deßhalb noch beſonders ſo überaus tragiſch iſt, weil hier dieſer Urpantheismus Hölderlins und der Philoſophie vorzüglich als bloßer Verſtand ſich vermittlicht und damit eben den Verſtand aufzehrt. Um ſo ſchneidender kontraſtirt mit dieſer Wildheit und Hartnäckigkeit Hölderlinſcher Gedanken, die bald ins Weite, ins Grenzenloſe verſchweben und alles ineinander miſchen, bald ſich vor jedem Ruck und jeder Berichtigung ſperren, der noch völlig geſunde und wirklich eben ſo tiefe als helle Scharfblick Hölderlins, wie wenn der Unglückliche in demſelben Briefe von einem „vorzüglich Einigen und Einigenden" ſpricht, „das an ſich kein Ich iſt, und dieſes ſey unter uns Gott!" wo er denn dasjenige ganz richtig herausnahm, was wir an einer früheren Stelle unſerer Entwickelung das abſolute Du (Gottes) genannt haben, welches nur deßhalb Du zu nennen iſt, um einſtweilen das nothwendige Bedürfniß des Ichs auszudrücken, als ſeinen Gegenſatz ein ſolches Objekt zu ſetzen, welches freilich vielmehr Totalität und demnach Subjekt-Objekt iſt; ſo demnach, daß das Abſolute oder das vielmehr Gott hier ſo wenig dem bloßen Du widerſpricht, daß damit nur geſagt werden ſoll, ganz abgeſehen von jedem menſchlichen Ich müſſe Etwas gedacht werden und als ſeyend erkannt werden, dem an ſich ſchon jedes andere Ich immanent, welches Etwas jedoch ſelbſt an ſich weder bloß ſubjektiv noch objektiv und eben deßhalb allein ſchöpferiſch und abſolut iſt. Hätte Hölderlin dergleichen Paradoxien, wie die obige, nicht ſtirn, oder in das All-Eins verſchwimmen laſſen, ſondern nach dem Geſetze der Philoſophie dialektiſch vor einer falſchen Einſeitigkeit wie Allſeitigkeit bewahrt, ſo würde er ſich vielleicht auch vor jedem andern Taumel der Vorſtellungen und ſogar der Phantaſien haben ſchützen können.

Es iſt ſchmerzlich ergreifend, zu ſehen, wie den unglücklichen Dichter in dem hervorgehobenen Briefe an den Bruder eine ähnliche Haſtigkeit, Unruhe und Zweifelſucht in Anſehung der Liebe und Freundſchaft erfaßt, wie er ſie in der früheren Bearbeitung des Romans Hyperion Melite'n gegenüber an ſeinem Helden ſchildert. Es iſt das alles der Dualismus der Seligkeit und Verzweiflung in einem halbbewußten Durcheinanderwogen.

Man ſieht es aus allen brieflichen Mittheilungen dieſer Zeit bei Hölderlin in den ſtärkſten Zügen hervortreten, wie er den aufgeregteſten Krankheitsſtoff ſchon nach Bordeaux mitgebracht habe. Er weiß ſich in ſeinem Briefe an die Mutter zwar noch zu beherrſchen ſo weit es gehen mag, aber wie vernehmlich merkt man es ſeinen Worten ſchon ab, er habe einen aparten, tief innerlichen Kampf zu beſtehen, er fühle, wie eine Unruhe ſonder gleichen ihn überwältige.

Alles das aber ſtellt ſich nun ganz beſonders in dem Schreiben an Bohlendorf in den Vordergrund, S. 86, womit der Cyklus von Briefen an die Seinigen und ſeinen Jugendfreund Naſt ſchließt. Aus jenem Schreiben an Bohlendorf hört man das Saitenſpiel zum Theil ſchon zerriſſener Nerven aufs deutlichſte heraus, obgleich aus dieſen Tönen etwas Süßes, Poetiſches, dennoch aber auch etwas höchſt Melancholiſches und Verworrenes hervorklingt. Die Worte S. 87 und 88 machen den Eindruck einer Rede die alles hat: Sinnigkeit, Tiefſinn, Gabe originellſter Menſchenbeobachtung, poetiſche Natur und Schönheit, wie Kraft, die Wahrheit zu ermitteln, aber das alles wild dämoniſch ineinander verſchränkt und durcheinander gezaubert, ſo daß alles und jedes aus einem urſprünglich ganz andern Zuſammenhange, aus ſeinen naturgemäßen Fugen geriſſen worden iſt und man dieſe zahlloſen, auseinandergeſprengten Stiftchen einer wunderbar genialen Moſaik, dieſen Sankt-Veitstanz von Gedanken- und Wortmomenten nur in eine andere Ordnung zu bringen brauchte, um etwas Ausgezeichnetes, eine ſeltſam großartige, philoſophiſche oder poetiſche Compoſition daraus zu gewinnen. Dieſer Brief an Bohlendorf hat daher auch ſelbſt für den, der all das Tiefe, Urſprüngliche, mit antikem Liebreiz Umſponnene der Hölderlinſchen Natur kennt und zu würdigen weiß,

ſogar für den, der ſich an des Dichters Ideenſprunge, an ſein unnatürlich ſchnelle elliptiſche Bewegung — wie ein Geſtirn welches ſein Geſetz erſt im Weltraume ſucht — gewöhnt hat, etwas höchſt Angreifendes, weil ein der Zerrüttung naher, aber ein überaus reicher Geiſt aus jeder Zeile ſpricht. Man erzittert noch jetzt für den, der ſo zu ſchreiben vermochte. Man fragt ſich mit Bangigkeit, wie ein ſo herrlicher und doch halb ſchon zerſtörter Menſch ſich wohl noch eine Zeit lang in der gemeinen, kalten Wirklichkeit zurecht zu finden wußte, ohne aufzufallen, ohne zuſammen zu brechen, wie er den Brief auch nur noch habe ſchreiben, ſchließen, ſiegeln, an ſeinen Beſtimmungsort beſorgen können. Es erſcheint alles Künftige von Lebensfunktionen nach einem ſolchen Briefe bei dem Unglücklichen, der ſie vollzieht, wie eine taſtende Bewegung, die der unternimmt, welcher einen Schlag an den Kopf, an das Gehirn erhalten hat; er bewegt ſich noch, ja, aber taumelnd, ſeine Bewegung iſt nur noch Schwindel, Wanken, Bewegung zum Falle.

Hier laſſen wir am Schluſſe dieſer Abtheilung von Briefen Hölderlins „an die Seinigen und ſeinen Jugendfreund Naſt“ den Faden einſtweilen fallen, um die folgenden Briefe mehr in ihrem allgemeinen Charakter und nicht wieder in dem vollſtändigen Gange bis zum Ausbruche der Krankheit zu betrachten, werden aber jenen Faden im Leben unſeres unglücklichen Freundes da wieder aufnehmen, wo wir auf die höchſt bedeutungsvollen Gedichte aus der Periode des Irrſinns zu ſprechen kommen, um ihm, ſo weit es angeht, auch in die Irrgänge der Krankheit zu folgen.

In den Briefen an Neuffer, unter denen ſich auch einer von Neuffer an Hölderlin vorfindet, begegnen wir jener vielſeitig geiſtigen, freundſchaftlich innigen Rührigkeit und Wärme, wodurch ſich das achtzehnte Jahrhundert beſonders in literariſcher Hinſicht und im Glauben an das Ideal, allem ſonſtigen Unglauben zum Trotz, auf eine ſo anziehende Weiſe auszeichnet. Neuffer iſt der eigentlich ebenbürtige literariſche Freund Hölderlins, der Freund, dem er ſich über Alles und Jedes mittheilen darf, mit dem er alle Freuden und Leiden des Lebens und Lernens, des

Dichtens und Denkens, des Empfangens und Schaffens theilt und wieder theilt, wie jener ſie ſeinerſeits auch mit ihm theilt, ſo daß wir durch dieſen Briefwechſel aufs Neue einen Einblick in den Gedankenverkehr jener Zeit erhalten, welcher der ausgeſprochene Gedanke ſchon an und für ſich einen großen, unendlichen Werth hatte, den viele der Jetzigen anzuerkennen faſt verlernt haben, da ſie mit Haſt oft nur nach dem Abwurf des bloßen Genuſſes und des kahlen Nutzens greifen. Männer wie Heinſe und Heydenreich, Sinklair und Woltmann, Herder und Hegel, Schiller und Goethe werden in dieſen Briefen Hölderlins, in den verſchiedenartigſten Beziehungen erwähnt, eigne und fremde Arbeit, Poeſie und Philoſophie, Bleibendes und Vergängliches, der Frühling der Natur und der Frühling der eignen, treibenden Jugendkraft, Leiſtungen und Pläne fürs Künftige, alles geht zwar ſchnell aber lebendig an uns vorüber, und dazwiſchen ſchlingt ſich bei beiden Freunden durch alle dieſe Erlebniſſe hindurch das wunderbare Gefühl der Liebe, welches dem einen der beiden früher in einer weniger folgenreichen Weiſe bekannt wird, dem andern ſpäter, aber als ein Ideal in Erfüllung geht, welches ihm faſt nur erſcheint, um ihn zu zerſtören und noch vor der Zerſtörung wieder zu verſchwinden.

Man erſtaunt auch bei dieſer Gelegenheit wieder über den Reichthum an Geiſt, an ächter Idealität, welcher Deutſchland vor allen andern Ländern ſeit dem Wiedererwachen der Ideen auszeichnet und ſich in einer wahren Unverſiegbarkeit eigengearteter Menſchen zu erkennen gibt, wie wir jetzt immer mehr aus den lebenden Bildern des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts, welche die ſich mit jedem Tage mehrenden Briefwechſel vor uns aufrollen, erſehen, aus Bildern, in denen keineswegs bloß die Hauptgeſtalten oder die Verfaſſer der Briefe, ſondern auch die Nebenfiguren und Nebenpartien, die vorgeführten Situationen und Ereigniſſe unſer lebhafteſtes Intereſſe in Anſpruch nehmen. Beſonders aber, was das vorige Jahrhundert in ſocialer Hinſicht betrifft, werden wir zu jenem Erſtaunen gezwungen — ungeachtet wir doch ſonſt, und zwar mit Recht, uns ſo viel zu gute thun auf unſer heutiges Vereinsweſen für das ſociale Wohl der Völker, wobei freilich für das ideale oft ſo viel Uneinigkeit herauskommt — wenn wir all' die Verbindungen über-

ſchlagen, welche damals in Deutſchland zu rein ideellen Zwecken geſchloſſen wurden, alle die Freundſchaftsbundniſſe ſogar unter vielen, welche uneigennützigſter Art allein der Bildung und dem Geiſte gewidmet waren (wie überhaupt das Sociale ſich damals mehr in der Geſelligkeit kund gab), und die dennoch ohne Zweifel dem heutigen reellen Gedeihen aufs erfolgreichſte vorgearbeitet haben.

Nehmen wir in dem Vorliegenden nicht einmal einen der Briefe Hölderlins, nehmen wir das oben erwähnte Schreiben Neuffers, wie herrlich und von begeiſterten, hochherzigen Plänen diktirt, wie erfüllt von Weihe für das höchſte Streben iſt auch dieſer Brief! Man ſieht hier ſo recht, nur die Gleichen, die Ebenbürtigen, die auf wahrer Selbſtentäußerung beruhen, ziehen ſich wahrhaft an und erhalten ſich gegenſeitig, die Andern, die Selbſtſüchtigen belügen ſich nur und verbrauchen ſich ſchnell. Schon damals ſchreibt Neuffer: „Ich verſtehe die vielfältige Klage nicht, man könne in unſern Zeiten nichts Neues mehr ſagen.“ Dieß iſt von jeher die Klage nicht bloß armer Seelen geweſen, ſondern vor allem die Klage der Sklaven, der Trägen im Geiſte, die Klage der in die Materie, in den Sinnendienſt Verſunkenen und Verlorenen. Und hören wir jene Phraſe nicht auch gegenwärtig oft wieder und vielleicht mehr als je, weil die ſklaviſche Abhängigkeit von irgend welcher unbedingten, menſchlichen Autorität oder vollends der Materialismus vielfach daſſelbe Zeitalter dennoch beherrſcht, welches doch ſonſt in einer nur entgegengeſetzten, frivolen Tendenz alle Autoritäten auch wieder verwirft. Aber es iſt und bleibt jene Verſicherung weiter nichts als eine Phraſe. Wie jeder Standpunkt im Raum, jeder Augenblick in der Zeit mit dem, was Natur und Geſchichte in beiden manifeſtiren, neu und durchaus noch nie ſo dageweſen ſind, wie ſie ſich bieten dem, der ſich darauf verſteht, beide zum Werthe der Ewigkeit zu erheben, ohne ſie deßhalb zu verfälſchen oder gar anzubeten, ſo iſt erſt recht auch jeder Gedanke neu, den der Menſch auf einem jener Standpunkte oder in einem jener Augenblicke durch ſeine eigne Individualität bedingt, mit reiner Geſinnung empfängt und unverfälſcht darſtellt. Wie ſchön, wie zuverſichtlich ſagt Neuffer in jenem Briefe: „Homer und Oſſian hätten vielleicht den nämlichen Ton anſtimmen können. Es gibt

noch unentdeckte Gegenden in dem Gebiete der Tiefsinnigkeit, aber verborgene Wege leiten zu ihnen, wo der Muth und die Ausdauer seine, dämmernde Strahlen hineinfallen." Und er hat Recht für Jeden, der sich auf das geistige Entdecken und Schaffen, auf das Weben des Geistes versteht. Jene dämmernden Strahlen sind die glänzenden Gedankenfäden des Geistes, die er in stiller Allmählichkeit zur Wirklichkeit auswirkt, es sind die Fäden der immer fleißigen Arachne, die ihre Spinnefäden zieht und nach allen Seiten auswirft, um Leitern zu bilden, auf denen sie unsichtbar und doch erfolgreich in die Höhen und Tiefen des Alls, in die Mysterien der Welt, in die Urquellen der Schöpfung und des Schöpferischen hinunter und hinauf eilt und immer neue Beute mitbringt. „Die Nachwelt soll unsere Richterin seyn," sagt Neuffer vortrefflich weiter. Und sie ist es schon gegenwärtig!

Welches Zusammenleben muß das gewesen seyn, wie es sich hier, wie es sich in dem sonstigen reichen Briefwechsel unserer Literatur so vielfach abspiegelt, ein Zusammenleben, der Seelenzahl nach gewiß ein unendlich kleines gegen unsere heutigen kirchlich und politisch-socialen Privatclubs und öffentlichen Sitzungen, dem ideellen Gehalte, der größeren Verträglichkeit und Selbstentäußerung nach aber oft ein viel großartigeres. Welche Neidlosigkeit, welches Behagen an den Arbeiten Anderer, ohne allen Eitelkeitsgeiz, welche laute Freude darüber, ohne den heuchlerisch versteckten oder schreienden Zweck der modernen Demonstrationen oder den trocknen Verstandescalkül der ewigen Tendenzmachereien und Aufklärereien! Wo ist auch nur Aehnliches jetzt? wenn wir, wie billig, den großen socialen Charakter unserer Zeit, in dem Völker und nicht mehr Einzelne handeln, völlig davon unterscheiden, der freilich seinen unendlichen Werth in sich selbst hat und noch nie seines gleichen gefunden. Wo ist aber außer diesem Socialen Aehnliches jetzt, in einer Zeit, in welcher das perfide, durch und durch verlogene Lobhudeln der Parteien, der Coterien, der Cliquen nicht entfernt Ersatz dafür bietet, wo dennoch Jeder sich und wo möglich noch einmal sich meint. Auch sieht man sogleich, welcher Segen auf jener ideellen Gemeinschaft unserer nächsten Vorfahren ruhte. Hölderlin schreibt sogleich, er fühle des Freundes Ruhe und Sanftmuth und Vertrauen auch über sich kommen. Hölderlin stimmt so sehr mit dem Freunde überein,

daß auch er, vor Kurzem noch verzagt und völlig an ſich irr geworden, jetzt vertrauensvoll auf die Nachwelt hinweiſet. S. 9. Lächelt nur, Ihr Blaſirten der Gegenwart, über dieſe kindliche Lenkſamkeit und Gläubigkeit, über dieſe ſchwärmeriſch-anſpruchsloſe Freundſchaftsſentimentalität des vorigen Jahrhunderts, einen ſolchen Brief, der zugleich ein ſo ächter Abdruck einer lerngeſunden, ächten Freundſchaft iſt, laßt Ihr dennoch trotz all Eurer Aufgeklärtheit und Federgewandtheit ungeſchrieben, aus Mangel an ideellem Talent, und hättet Ihr dieſes, aus Mangel an ſittlicher Tiefe. Dieß Letzte iſt ein ſehr wichtiger Punkt!

Die heutige Freiſinnigkeit nämlich, wie ſie dann freilich noch lange nicht rechter Art iſt, das was man jetzt wieder Aufklärung und Fortſchritt in politiſchen und kirchlichen Dingen nennt, macht nicht ſelten viele von denen, welche ſich mit dieſen Tugenden geſchmückt wiſſen, völlig lau und gleichgültig gegen die eigentlich ſittliche und religiöſe Tüchtigkeit, gegen dasjenige, was man das Gewiſſen des Menſchen im weiteſten Umfange und zugleich in der beſonderſten Praxis nennen muß. Dieſe Frauen und Männer des bloß vermeinten Fortſchritts halten ſich ſchon durch eine gewiſſe Liberalität auch für ſittlich und, in Bezug auf Religion, was man noch allenfalls religiös zu nennen belieben ſollte, für völlig unverbeſſerlich; ſie erſcheinen ſich auf dem Gebiete der Pflicht, des Geſetzes und des ganzen Menſchencharakters bereits durch und durch fertig; ſie halten dafür, Liberalität in Sachen des öffentlichen Lebens ſey ſchon der Inbegriff aller religiöſen und ſittlichen Gediegenheit. Daher denn auch die Beſcheidenheit und nun gar die Demuth, die Reue und dasjenige, was in Bezug auf Gott und die Gebrechlichkeit der menſchlichen Natur die frühere Zeit mit Recht Gnade nannte, und wodurch jene Zeit in den Stand geſetzt wurde, den gewaltigen Läuterungsproceß, das Ringen des Menſchen mit dem Dämoniſchen, oft in objektiver Vollendung zur Darſtellung zu bringen, für jene Modernen alle Bedeutung verloren haben. Daher ſie denn auch in der ethiſchen Kunſt wie in der dramatiſchen, wo es eben auf die lebens- und handlungsvolle Herausarbeitung des idealen Dualismus zu ſchöner und durchſichtiger Form und Menſchlichkeit ankommt, damit man in der Anſchauung eines ſolchen Kunſtwerks fürs Ewige und nicht bloß

tur den Tag ermarte — die Ausnahmen in allen Ehren gehalten — solche Schwächlinge sind.

Interessant ist es nun zu sehen, wie der junge Genius, der es kaum recht fühlt, wie ihm von Tag zu Tage die Schwingen wachsen, jetzt immer zuversichtlicher an seine Arbeiten geht (S. 101) und in einem Punkte schon selbst über seinen von ihm so angebeteten Schiller hinaus will; so daß er selbst schreibt: „Lächle nicht! Ich kann irren, aber ich habe geprüft, und lange mit Anstrengung geprüft." — Wir finden ihn nun auch bald in Jena, wo sich Schiller seiner in der edelsten Weise annimmt, gewiß auch mit durch eine Urs-mpathie ihrer Seelen dazu bestimmt, indem er, ungeachtet des Altersunterschiedes beider an Jahren, an Reife und Selbstständigkeit der Bildung, wie an künstlerischer Sicherheit, doch freudig in ihm den Landsmann aus dem Reiche der Musen begrüßte, der, wie jenes Mädchen aus der Fremde, der kalten Welt als ein Jüngling aus der Fremde erschien und so gleichgültig ließ, Schillern selbst aber von der Muse aus heimischer Heimath, ja als ein Verwandter empfohlen wurde; so daß Hölderlin in dem Bekenntniß seiner Anlage, wie in einer gewissen verbrüderungsvollen Naturbestimmtheit, Schillern ohne Zweifel unmittelbar lebhaft vor der Seele stand. Es war diese Zeit (die Jahre von den neunziger Jahren). Es war also jene unvergeßliche Periode von Weimar und Jena, in der sich so viele ausgezeichnete Menschen hier beisammen fanden. Weil aber eben bei Schiller gewiß nicht bloß die Seelenverwandtschaft entschied in seiner Theilnahme für einen so bedeutenden Menschen wie Hölderlin, so müssen wir um so mehr fragen, warum sich nicht auch noch Andere, die sich doch auch auf die Schätzung des Geistes und edler Naturen verstanden, seiner annahmen, um ihn damals, wo es noch Zeit war, sich selbst zu entreißen und ihn bleibend für die Musen zu gewinnen. Gewiß war es nicht leicht, wie sich auch in Schillers Aeußerungen über Hölderlin mehrfach zu erkennen gibt, diesen Eindruck auf ihn zu gewinnen, dennoch wollen wir nicht Alles und Jedes im Betragen der Welt entschuldigen, denken gerne wir ein, daß die zarte Beachtung und Pflege des Einzelnen, je schroffer seine Eigenthümlichkeit ist, desto mehr dem bildenden Interesse auch selbst der gebildeten Gesellschaft noch vielfach entgeht, so daß es, was Hölderlin betrifft, noch

jetzt für uns Spätere schmerzlich wahrzunehmen ist, wie e
solcher Jüngling, strebsam in hohem Grade, begabt wie wo
seines gleichen, doch von den meisten der besseren — ind
wir natürlich Schiller und Goethe und einige wenige noch an
nehmen — ganz stehen gelassen und völlig übersehen wird, we
halb denn auch in Jena seines Bleibens nicht seyn konnte.

Vergegenwärtigen wir uns jetzt, so weit uns dieses geli
gen will, die Seelenverfassung überhaupt, in welcher Hölderl
Jena verlassen mochte. Es war dem Reichthume seiner inne
Welt, der Strebe- und Werdelust seines sich aneignenden un
schöpferischen Menschen, nach vieljähriger Einsamkeit, die m
durch den Aufenthalt im elterlichen Hause und den Umgang m
den nächsten Freunden unterbrochen worden war, vergönnt wo
den, in den vielseitigsten Verkehr der seltensten Geister, wie ih
damals Jena und Weimar in nie gesehener Herrlichkeit bot
einen Einblick zu thun. Ja er hatte dem allen gegenüber nic
bloß fern stehen und es beobachten dürfen, es war ihm sogar g
lungen, in Schillers, in Goethe's und Herders Nähe zu treten
Auch Fichte hatte ihn unendlich gefesselt, Hölderlin hatte zu se
nen Füßen gesessen. Dennoch war ihm das alles, zur Schwer
muth geneigt wie er war, fast nur zu Theil geworden, um ihn
abgesehen von Schillers rathender Fürsorge für seine Zukunf
fast noch mehr als je das Verschwinden, die Geringfügigkeit eine
Menschen-Individuums deutlich zu machen. Die Fülle und Herr
lichkeit jenes Lebens, welches sich ihm dort offenbarte, in der
jeder mehr oder weniger seine Stellung, seine Anerkennung ge
funden hatte oder doch noch zu finden hoffte, warf ihn erst
recht auf das Heimathlose, Unstäte, Rathlose, Hülfsbedürftig
und Nichtige seiner eigenen Existenz zurück, bis auf den Wu
ganz äußerlicher Sorgen. Er hatte seine geliebten und zwar sein
ganz eigenen Ideale in die Elite der Gesellschaft mitgebracht, er
hatte neue gewonnen, wo aber mit all dem bleiben? wo sich heim
misch niederlassen? wo für das Höchste arbeiten und schaffen?
wo die Götter ihrer selbst wegen ehren und feiern, und doch auch
der Menschheit nützen, dem innern Menschen, dem Drange der
Produktion, dem Stachel der Ehre genügen, und doch auch sein
äußeres Geschick für die Zukunft in Sicherheit bringen, um vor
allem die innigen Besorgnisse einer so warm verehrten und

geliebten Mutter in Betreff ihres Kindes zu beschwichtigen? Nicht blick ihm übrig, mit wie hochgespannten Erwartungen er auch in die Gesellschaft von Jena und Weimar gekommen war, als sie wieder zu verlassen, um einstweilen vielleicht wieder, wenn es Glück noch gros wäre, eine Hofmeisterstelle zu übernehmen. Und doch auch nicht einmal so ging er von Jena fort, daß er sich kurz mit einemmale gegen seinen Trübsinn davon hätte überzeugen können, daß es doch noch in der Barbarensteppe, Deutschland genannt (wie er es wenigstens auffaßte), eine Oase reiner Bildung, heitern, einträchtigen Arbeitens und Genießens gebe; denn wie war ihm doch bei seinem schon sehr ausgebildeten Hange überall schwarz zu sehen, auch in Jena, mitten in diesem Verein und Zusammenwirken so ausgezeichneter Menschen, die innere Zwietracht in aller scheinbaren Einigkeit, das Grollen und Zutragen unbefriedigter Eitelkeit und Ruhmsucht, der häßliche Fleck mehr als je deutlich geworden. Schiller und Goethe waren ihm in solcher Umgebung als Götter aus dem schönen Orkus, um nicht zu sagen, als Lakolente erschienen, aber auch sie waren ihm in Deutschland, wie er sich selbst, in der Fremde, auch sie suchten ihre wahre Heimath, sie suchten nach ihres gleichen, wenigstens nach Menschen, und suchten mit wenigen Ausnahmen umsonst. Vielleicht aber daß dennoch diese Erfahrung, auch Schiller und Goethe in der Verbannung zu sehen, es ihm erleichterte Jena zu verlassen, und dennoch ahnte er nicht, daß er seinem höchsten, ach aber auch letzten, realisirten Erdenglück ganz entgegen ginge: am wenigsten ahnte er — Preis dem schonenden Gotte, der dem Menschen die Zukunft verhüllt! — daß jenes sein höchstes Glück der Erde auch seine Zerrüttung beschleunigen solle.

Mit einem Worte, wir finden unsern Freund im nächsten Jahre 1796 nach jener Jenenser Periode in Frankfurt am Main, in der That in der Funktion eines Hauslehrers, von wo er unter dem 10. Juni an seinen Freund Neuffer unter andern also schreibt: „Ich bin in einer neuen Welt. Ich könnte wohl sonst glauben, ich wisse, was schön und gut sey, aber seit ich's sehe, möcht' ich lachen über all mein Wissen. Lieber Freund! es gibt ein Leben auf der Welt, worin mein Geist Jahrtausende verweilen kann und wird, und dann noch sehen, wie schülerhaft

all unser Denken und Verstehen vor der Natur sich geg
findet. Lieblichkeit und Hoheit, und Ruh und Leben, und
und Gemüth und Gestalt ist Ein seliges Eins in diesem We
Du kannst mir glauben auf mein Wort, daß selten so e
geahndet, und schwerlich wieder gefunden wird in dieser
Du weißt ja wie ich war, wie mir Gewöhnliches entleidet
weißt ja, wie ich ohne Glauben lebte, wie ich so karg gewo
war mit meinem Herzen, und darum so elend; kennt ich
den wie ich jetzt bin, froh wie ein Adler, wenn mir nicht
dies Eine erschienen wäre, und mir das Leben das mir ni
mehr werth war, verjüngt, gestärkt, erheitert, verherrlicht hä
mit seinem Frühlingslichte. Ich habe Augenblicke, wo all m
alten Sorgen mir so durchaus thöricht scheinen, so unbegreiflich
den Kindern. Es ist auch wirklich oft unmöglich, vor ihr
etwas sterbliches zu denken und eben deßwegen läßt so w
sich von ihr sagen. Vielleicht gelingt mir's hie und da, ei
Theil ihres Wesens in einem glücklichen Zuge zu bezeichnen
da soll dir keiner unbekannt bleiben. Aber es muß eine
liche durchaus ungestörte Stunde seyn, wenn ich von ihr sch
ben soll."

Hier hätte nun also dennoch unser Dichter Hellas,
wirkliche Hellas in Deutschland gefunden. Und allerdi
ist ein weiter Schritt von der Sehnsucht zur Erfüllung, von
Gedanken zur Wirklichkeit, von der Idee zur Gestalt. Schi
und Goethe hatten Hölderlin zwar auch schon das schöne He
nahe gebracht, aber doch auch selbst sie nur, wie wir gesel
um ihm seine und ihre Fremde zu versichtbaren, um die Se
sucht nach der Ferne um so stärker in ihm zu entzünden. A
sucht ja der Mann ohnehin das Weib, wie das Weib wieder
Mann sucht, um die vollendete Wirklichkeit zu erfahren und
vollständigen Menschen zu erleben. Ja unser Dichter hatte
dem er jenes weibliche Wesen gefunden, die Erde mit dem Him
geeint, denn dem Manne ist ja das Weib der Schlußstein
Schöpfung wie umgekehrt. Aber unser Dichter hatte nun a
seinem poetischen Idealismus und Produktionstriebe genug geth
Er hatte in jenem Schlußsteine den ihm bis dahin immer-n
fehlenden Edelstein, die himmlische gemma, der astralischen Kr
seiner Ideen jetzt eingefügt. Er hatte für das bereits vorhand

ärene Gemälde seines Hyperion, für welches selbst Melite nur erst ein halb barbarischer Lückenbüßer gewesen war, nun die eigentliche Heldin, die Hauptgestalt, die ächt hellenische Jungfrau neben Hyperion, dem griechischen Jüngling: kurz, er hatte Diotimen gefunden.

Dies wäre nun also das erhabene und doch unter Umständen so gefährliche Anschauen des Unendlichen auf Erden, wie es dem Menschen auch schon durch den Menschen zu Theil wird, und eben darin so gefährlich ist. Hier steigt der junge Dichter-Aar mit Wehklang rauschenden Fittichen auf zur höchsten Zirne des Erdenlebens, wo er sie sieht, die er so noch nie gesehen: wo er sie schaut, in der er das Höchste des Alls, ja das Universum zu schauen wähnt, wo er mit ihr in dem Aether seiner Phantasie sogar allein seyn, wo er sie, die wirkliche, in jener lichten Realität ungetheilt besitzen darf, sie, die auch äußerlich zu besitzen ihm nicht vergönnt ist. Und siehe da, dieses Nicht ist auch schon der nächtliche Abgrund, der gleich unter seiner Alpenzirne gähnt, der Abgrund des Wahnsinns, in den er hinuntertaumelt wie sein Empedokles in den des Vulkans. Rasche nur, Du aller Unglücklicher, von dieser himmlischen Seligkeit, von dieser Blüthe und Frucht, zugleich Deiner elysäischen Anschauung; Du ahnst es noch nicht, daß diese überirdische Frucht des griechischen Himmels Dir den Schwindel beibringt, der Dich hinunterzieht, aus aller Menschen Verkehr bannt, Dir die träumerisch entzückten Sinne vollends verstört und raubt, sie selbst aber jene himmlische Blüthe zum Sinken in den Erdenstaub beschleunigt, so daß Du hinfort einsam hienieden, verwittert, an Gehirn und Gemüth, auch sie, das herrlichste Weib der Erde, hinfort nicht mehr in der Wirklichkeit schaust. Oder wie? wurdest Du so etwa vom Anschauen ihrer hinweggerissen, von der Verzückung solcher Visionen, daß Du nur zu höheren Sinnen gelangt warst, als sie sagten, Du seyest von Sinnen gekommen? daß Du das geistige Aug vielmehr nach innen gewandt hattest, in die esoterische Stille der Ewigkeit, als das äußere sprachlos und kalt in die Welt hinausstarrte? so daß Du also doch noch schauetest, als Du völlig gleichgültig geworden, als Du, in den „blinden Sänger," den Du einst gedichtet, verwandelt, für diese Erde verloren warst?

Vieles von dem, was Hölderlin noch in demselben Briefe

an Neuffer sagt, um die große Veränderung auszudrücken, welche mit ihm vorgegangen sey, seitdem er Lotten gesehen, ist mit Skulpturschrift geschrieben, ist wie mit dem Meißel eingegraben. So auch der folgende Brief S. 117. Dabei nun ist es die furchtbarste Ironie, die dem Dichter, der aller Ironie entbehrt, hier dennoch begegnet, daß er das sehr bald an sich selbst erfahren soll, und mehr als das, wovon er meint, daß er eben auf dem Wege sey sich davor zu schützen, indem er, wie er sich zur Beruhigung einredet), in der völlig entgegengesetzten Richtung von jeder Disharmonie, durch Lotten die schönsten Fortschritte mache. Denn wenn er gleich am Anfange dieses zweiten Briefes schreibt: „mein Schönheitssinn ist nun vor Zerrung über;" so sollten sehr bald sogar alle seine Sinne gestört werden; und wenn er weiter so rührend fortfährt: „mein Verstand geht in die Schule bei ihr;" (nämlich bei Lotten) so sollte ihm das auf die Länge nichts helfen, denn er sollte dennoch nur zu bald um all diesen fleißigen Verstand kommen. Dieß ist ein tragödisches Pathos so ächter Art, daß es vielleicht mit dem des antiken Oedipus wetteifern dürfte.

Die nächste Abtheilung des Hölderlinschen Briefwechsels bilden die vermischten Schreiben von und an Hölderlin. S. 131. Hier fesseln uns besonders die Briefe an und einer von Schiller. Wie liebenswürdig ist diese Bescheidenheit Hölderlins, und doch, wie fühlt er auch wieder den Nachdruck seines eigenen Berufs, in einem so überlegenen Freunde sich selbst erkennend. Fast wird er besorgt, sich ganz von dem Zuge eines so mächtigen und ihm gegenüber schon vollendeten Genius hinnehmen zu lassen, statt selbst sich zu einer Welt zu formiren; so daß seine eigene Natur unendliche Liebe spendend von unendlicher Liebe gefaßt beinahe wankt und schwankt, sich dennoch aber vor der andern behauptet, wie von zwei Sternen der eine von kleinerem Fundamesser dennoch so viel Gravitationskraft eigener Rotation hat, um sich nicht bloß von dem andern anziehen zu lassen, sondern auch eine eigene Kreisbewegung zu beschreiben. Auch hier erfährt Hölderlin Schillern gegenüber vielleicht etwas Aehnliches, wie er es in dem „Fragment von Hyperion" S. 231 u. f. in dem Verhältniß

Hyperions zu Melitta schildert. Und wenn wir in dem letzten Briefe, Nürtingen bei Stuttgart, den 2. Juni 1801, an Schiller lesen, daß er wieder daran denkt, sich in Jena an der Universität zu habilitiren, indem es ihn treibt vorzudringen, um sich mit dem was ihn beseelt in der edelsten Weise geltend zu machen, und wenn er doch sichtlich zagt und zweifelt, und sich kümmert und bangt, wie sich seine Zukunft wohl gestalten werde, während er doch nach den höchsten Zielen aus ist, wie er ja nach diesen Zielen Zeit seines Lebens gerungen hat: so muß man hier doch unwillkürlich wieder etwas ungelassen fragen: konnte denn nicht auf der Stelle für einen so außerordentlichen Menschen, für einen so hervorragenden Geist eine Aeußerung von der Gesammtheit oder einem auch äußerlich Bevorzugten, Mächtigen ausgehen, die ihm alle nächsten Hindernisse aus dem Wege geräumt hätte, eine Aeußerung der thatsächlichen Anerkennung des auftretenden Genius, eine Aeußerung die dem Einzelnen, Privaten beim besten Willen nicht leicht möglich ist, die aber der Gesammtheit oder dem Mächtigen Pflicht und Ehre seyn sollte? Aber es war damals und ist noch immer etwas Schleichendes, Oberflächliches, Kaltes, Interesseloses im Fortschritte unserer gesellschaftlichen Verhältnisse, wo es auf die Anerkennung des Genius ankommt, was aber in der Regel nicht der Einzelne, sondern die Taubheit, das leicht taxirende Urtheil vieler Individuen zugleich veranlassen.

In Hegels Briefen an Hölderlin ist jeder Ausdruck, wie immer bei Hegel, gerad, bieder, brav, das Praktische für seinen Freund nicht außer Acht lassend, wobei sich denn recht deutlich und warm herausstellt, wen und was alles Hegel in Hölderlin zu besitzen sich bewußt war.

In dem Briefe Hölderlins an Schelling, aus dem Jahre 99, S. 158, wie auch wohl an andern Orten bei unserm Dichter, zumal da wo er spekulativ, wo er abhandelnd wird, ringt zusehends eine unendliche Gedankenfülle mit der Form, so daß daraus auch für den geübteren Leser eine gewisse Unwegsamkeit und Unanschaulichkeit entsteht. Nun scheint es allerdings in Hölderlin, dem Philosophen, tief angelegt, und bis auf einen Grad sogar gepflegt worden zu seyn, die Ergebnisse seines Denkens in wellenglaich auf einander folgenden Wortschichten langsam

heranzuflößen, um dadurch dem Leser das allmählige Entstehen des Hauptresultates zu vergegenwärtigen. Aber es erhebt sich bei Hölderlin alsdann — wie in dem erwähnten Briefe — ungeachtet aller Langsamkeit des Herzens ein Wortumult, durch den dann auch alle Klarheit des Gedankens weggefegt wird. Man vergleiche nur mit dem Gesagten das sonst so dankenswerthe aber überunsinnige Fragment „zum Empedokles" S. 253. — In obigem Briefe an Schelling jedoch scheint der Grund solcher Unbehülflichkeit und Dunkelheit ordentlich die unfreiwillige Besorgniß des Poeten zu seyn, in der Mittheilung an den bereits viel gefeierten Philosophen zu leicht und bloß dichterisch zu erscheinen. Und dennoch erkennt man auch hier (wie vielfach bei Hölderlin) aufs deutlichste die nach sehr verschiedenen Seiten hin begründete Seelenverwandtschaft zwischen Schelling und ihm, worauf wir auch sonst schon hingewiesen haben. Bemerkenswerth ist auch die in obigem Briefe wohl ganz besonders beabsichtigte Hervorhebung des „Genies" und der „Erfahrung" in ihrer absoluten Gegenseitigkeit, wenn man nämlich bedenkt, daß Hölderlin an den Schöpfer der Identitätsphilosophie, der Ineinsbildung des Idealen und Realen schreibt.

Wir gehen jetzt zur Betrachtung der „Jugendgedichte" und des späteren Gedichtes „Patmos" über. Wir können uns hier in Vergleich mit den früheren Dichtungen kurz fassen, was nämlich die Jugendgedichte betrifft. Diese Jugendpoesien Hölderlins stehen im Allgemeinen denen der nachfolgenden Dichterperiode bei weitem nach. In jenen ist der Genius des Dichters noch meistens im Zustande der Verpuppung in die Sangesweisen Anderer, in diesen dagegen wagt er den eigenen Ring, und legt ihn bis zu den höchsten Höhen antiker Welt mit einer Sicherheit und Leichtigkeit zurück, die ihn, wie wir gesehen, unsern trefflichsten Lyrikern, unsern größten, objektivsten Dichtern (zumal, wenn man an den Empedokles denkt), beigesellen.

Gehen wir nun auf die einzelnen dieser Jugendgedichte ein, so zeichnet sich zunächst wohl das an „Kepplern" aus (S. 167), durch schöne, feste Geschlossenheit, durch einfache Kraft und Erhabenheit, mit denen hier das deutsche Vaterland gefeiert wird.

— In der Ode „an Thills Grab," wie in manchem andern Gedichte der Art, feiert der Dichter eben so innig die Anhänglichkeit an die Seinigen, wie in seinen Briefen, und es macht in jener Ode besonders einen erhebenden Eindruck, wie er in den vollen Familienstrauß auch die Blume für seinen innigsten Freund Neuffer einzuflechten weiß. — Zeigt sich nun in den ersten dieser poetischen Leistungen, zumal in den Oden, Klopstockscher Geist und Behandlungsweise, so daß des Dichters Eigenthümlichkeit hier noch wenig bemerkbar ist, so tritt uns in dem Gedichte „Melodie an Lida" S. 171 zuerst die Schillersche Muse entgegen. Wir erkennen sie theils an der Prachtmalerei und Rhetorik der Sprache, theils an dem ächt Schillerischen Refrain am Ende jeder Strophe und besonders am Ende der letzten. — In der Hymne „an die Göttin der Harmonie" markirt sich als eigenthümliche Schönheit des bald noch viel selbstständiger sich entwickelnden Dichters schon die Art, wie er die werdende Schöpfung uns verfahrt, die unter Uranias Walten hervorgeht. — Endlich zeichnen wir noch mit Recht das Gedicht: „Einladung" aus, welches ächt Horazische Milde und innige deutsche Gemüthlichkeit athmet. — —

Eine der wunderbarsten, tiefsinnigsten, zum Theil herrlichsten Compositionen aber, die nur je ersonnen werden sind, ist jedenfalls das lyrische Gedicht „Patmos," aus dem Jahre 1803. Es ist eine odische Phantasie, die oft in das Hymnenartige, ja Dithyrambische, und man möchte sogar sagen, oft in das Orakelhafte der äußersten Geistlosigkeit überspringt, so daß die außerordentlichen Schönheiten dieses Gedichtes sich freilich bereits in die nächste Nacht des Irrsinns verlieren.

Dieses Gedicht Patmos hat darin sein Eigenthümliches ohne gleichen, daß es uns mit derselben Unwiderstehlichkeit seiner Anmuth und Hoheit anzieht, als es uns auch wieder in demselben Grade abstößt, indem es uns plötzlich mit einem unendlichen Grauen erfüllt, wie wenn etwa der Oberkörper einer vollendeten, lebendigen Menschengestalt, eines entzückend schönen Weibes uns den untern Theil plötzlich als ein gespenstisches Ungethüm, schwankend zwischen Fisch und Vogel, enthüllen wollte; so daß hier wirklich, fast noch unendlich nach beiden Seiten hin potenzirt, dasjenige in die Erscheinung tritt, wovor Horaz in seiner poetischen Kunst

bekanntlich aufs ſpecielſte eine Warnung ergeben läßt. Nur: das Gedicht Patmos bildet den entſetzlichen Uebergang von der höchſten Beſonnenheit des dichtenden Genius bis zu blind taſtendem Wahnſinn deſſelben, und der Dichter, ein Dante der hier allein möglichen beiden Seelenzuſtände, von Vernunft und Wahnſinn, ſtellt ſich in dieſem herrlich unſeligen Produkt ſelbſt den Reiſepaß aus, um beide Sphären zu durchwandern, die der Vernünftigen und die der Irren, und ſiehe da, der Paß iſt richtig und nur zu gultig für beide Welten.

Auch in dieſem Produkt begegnen wir des Dichters bereits früher angedeuteter Eigenart, die gewöhnlich in ſeinem kühnen Fluge, hinaus über die Differenz der Geſchlechter, auch ſprachlich ausklingt, daß er nämlich das Neutrum im Subjekt, von dem er prädicirt, vorwalten läßt. So hier gleich am Anfange: „das Rettende.“ — Wie das Rettende auch für den unglücklichen Dichter, obwohl nur zum Theil, das Rettende vor dem wildeſten Schmerze wird, indem es ihn im Fluge oder vielmehr im Sprunge nach Patmos trägt, ſo daß das Gedicht alſo ſogleich mit einem ſalto mortale beginnt, und in Sprungen ſich auch fortbewegt; ſo ſpiegelt ſich hier das frühere und das letzte Erleben, die Tapferkeit und das Zuſammenbrechen des Unglücklichen ſprungweiſe ab, ſowohl was ſein dichteriſches Naturell, was ſeinen Schmerz über den herbſten Verluſt, der ihm zu Theil werden konnte, angeht, als was ſeinen Geiſteszuſtand überhaupt betrifft, da ja Ideenſprünge (Gliederſen) die rhythmiſchen Füße und Schrittweiſen des Wahnſinns und des Dichters zugleich ſind, die beide ſchon deßhalb heilig genannt werden müſſen, weil der Wahnſinnige unzurechnungsfähig, und alſo ſchuldlos und der Dichter untrüglich iſt.

Als hätte es ihn von Verdeaux auf und fortgetrieben, als hätte er es in einem Hellſehen geſehen das ungeheure Ereigniß, das nahe Sterben Tietmens, ſo kommt er plötzlich 1802 bei ſeiner Mutter in Nürtingen an, und wie er noch ſpäter aus ſolchen Abgründen des Irreſeins mit allen Mitteln des Geiſtes ſich zu erheben ſucht, ſo iſt es auch hier eben die Poeſie, der er ſich anvertraut, und die hier ſelbſt als „das Rettende“ ihn nach Patmos entrückt. Nimmt man dieſe wunderbare Bedeutung des Gedichtes, welche es durch ſolches Erleben des Dichters bekommt,

zuſammen mit dem eigengearteten Tonſpiel, in dem es erklingt: vergleicht man damit die andern Gedichte aus der Zeit der ſchon ausgebildeten Geiſtesirre, ſo kann man ſich faſt des tragiſchen Gedankens nicht erwehren, daß, gewiſſe Bedingungen durch Freiheit vorausgeſetzt, jener Irrſinn, jene Wolke des Aethers und Lichtes, die den Dichter aufnahm und als Poeſie ihn hier nach Patmos trug, für den ganzen Hölderlin eine Art Nothwendigkeit hatte, und doch, wie bemerkt, nur bedingt nothwendig, durch Freiheit nämlich. So entſtand nun dieſes ganz eigenthümliche Genre von Poeſie, welches bei uns, wenn ſchon an ſich jede wahre Poeſie heilig iſt, hier eine doppelt heilige Scheu in Anſpruch nimmt, weil wir hier zugleich den Kranken, den tief Leidenden zu ehren und zu ſchonen haben.

Dieſe Entrückung nach Patmos hat alſo für den Dichter beſonders die Bedeutung — womit wir die eigentliche Grundidee ſeines Werkes ausſprechen — daß ſeine Natur ſich gegen ihre Zerrüttung wehrt, daß der höhere Menſch in ihr gegen das Zuſammenbrechen des niederen mit dem höchſten Schwunge reagirt, daß der Dichter, verfolgt von Schmerz und Wahnſinn, gefoltert von der Vorſtellung einer unendlichen Zeit, in der er ſo fortbeſtehen ſolle, wie er jetzt beſteht, ſich mit Johannes, dem Verfaſſer der Offenbarung, nach Patmos flüchtet, um das Ende aller Zeiten, deren jede ihm unerträglich geworden iſt, zu ſchauen, die letzten Dinge, die Schöpfung gleichſam der Ewigkeit, deren er ſchon in der Zeit, als dem treibenden Keime ihres Anwachſens, inne geworden, der Zeit, welche da ausläuft in das erhabene Finale der Schrift: „Ja ich komme bald," wie die Schöpfung der Zeit beginnt mit der erhabenen Eröffnung: „es werde Licht und es ward Licht!" — Daß der Dichter bei dieſem, vielleicht ihm ſtets unbewußt gebliebenen Grundmotiv zu ſeinem Gedicht, bei dieſer Grundanſchauung deſſelben keineswegs ausdauert, obwohl er ſie oft in der vortrefflichſten Weiſe ausführt, darüber dürfen wir uns nach dem, was wir vorausgeſchickt haben, eben nicht wundern.

Verbietet uns nun ſchon der Raum unſeres Buches, bei dem Einzelnen zu verweilen, wie wir ja auch keineswegs einen

vollſtändigen Commentar zu Hölderlin geben wollen, ſo dürfte es doch zweckmäßig ſeyn, nur die erſte Strophe des Gedichtes Patmos einmal näher in Betracht zu ziehen, um daran ein für allemal zu zeigen, wie wunderbar richtig und tief zuſammenhängend der Dichter immer noch ſpricht, wie ſicher die Muſe ihn leitet, wie weite, erhebende Durchſichten ſie im Geklippe dieſes unwirthlichen Weges ihm erſchließt, und wie da unter ihrem Tritt die klarſten, labendſten Quellen des Gedankens aufſprudeln, wo mancher Denkſcheue vielleicht ſchon über gänzlichen Mangel an Klarheit des Sinnes klagt.

„Nah iſt
Und ſchwer zu faſſen der Gott.
Wo aber Gefahr iſt, wächſt
Das Rettende auch.
In Klüften,
Im Finſtern wohnen
Die Adler, und furchtlos gehen
Die Söhne der Alpen über den Abgrund weg
Auf leicht gebauten Brücken.
Drum, da gehäuft ſind rings
Die Gipfel der Zeit
Und die Liebſten nahe wohnen am
Getrennteſten Bergen,
So gibt unſchuldig Waſſer,
O, Gütige gib uns treuen Sinnes
Hinüber zu gehn und wieder zu kehren.“

Wie man an der heiligen Schrift mit Recht ihre Erhabenheit und Kindlichkeit, ihren Gedankenſinn und ihren Volkston zugleich bewundert hat, ſo iſt es überhaupt eine Eigenthümlichkeit der reinſten Hoheit wie der vollendetſten Schönheit, daß ſich die ihnen entſprechenden Erſcheinungen, aber auch ihre Urtypen im Einfachſten in der Natur, in der Kindheit, im Volke nachweiſen laſſen. So finden ſich im Volke Geſtalten, die all den Liebreiz hauchen und all die Haltung zeigen, welche uns in der Kunſt entzücken. So findet das Höchſte und Tiefſte, was Dichter und Philoſoph uns verkünden mögen, in der Regel in irgend einem Sprichworte des Volkes ſich vor, und beide Ausſageweiſen enthalten dieſelbe Wahrheit, vereinigen ſich oft auch in dem ähnlich ſcharfen Treffpunkte der Form.

„Nah iſt und ſchwer zu faſſen der Gott.“ Wenn etwas Unerhörtes geſchieht, wenn die ſtärkſten Prüfungen über den Menſchen ergehen, wenn der herbſte Verluſt ihn trifft, ſo lehrt ihn das Volk, welches der ſtehende Chor für jeden Einzelnen im Drama des Lebens iſt, nicht daß er verzweifeln ſolle; nein, das Volk citirt ihm vielmehr den herrlichen Spruch Gottes Wege ſind unergründlich, oder auch etwa: der Menſch denkt, Gott lenkt. Alſo — Gott lenkt doch; dieß iſt ſeine Nähe, die auch der Dichter oben in der Unergründlichkeit der Geſchicke von Gott ausſagt. Und wir müſſen es Hölderlin, da wir aus ſittlichen wie religiöſen Principien nicht anders können, hoch anrechnen, daß er in allem tragiſchen Geſchehen, das über ihn kam, dennoch anhielt, daß er lieber den Wahnſinn über ſich einbrechen ließ, als daß er den Selbſtmord hätte wählen mögen, denn dieſer iſt und bleibt trotz aller modernen Ausflucht eine Feigheit und ein Frevel zugleich, ein Frevel welcher der Conſequenz nach das ganze Weltgebäude der Pflicht und der Liebe in die Luft zu ſprengen unternimmt, freilich aber nur ſich in die Luft zu ſprengen vermag, eine Handlung die, wo ſie mit Beſonnenheit ausgeübt wird, außer der Liebloſigkeit immer darin zugleich den noch Schwachherzigkeit iſt, daß ſie gar nicht wiſſen kann, welche Folgen aus ihrem Unternehmen für den Handelnden ſelbſt entſtehen können, und noch dazu Folgen welche der Handelnde kann nicht mehr wegzuſchaffen im Stande ſeyn dürfte.

Alſo „nah iſt“ immer, wenn auch „ſchwer zu faſſen der Gott.“ Aber gerade mit der Gefahr ſteigert ſich auch die Erlöſung von ihr. O felix culpa, quae dedisti talem redemtorem, oder wie der Spruch des Volkes wieder ſagt: wenn die Noth am größten iſt, dann iſt die Hulfe am nächſten. In der Gefahr, wenn ſie in der rechten Art beſtanden wird, ſetzt ſich eine neue Triebkraft, ein neuer Lebensgeiſt ab, welcher das Wachsthum beſchleunigt, und zwar nach einem Geſetz der Geſchichte des Geiſtes, welches der Geiſt Gottes ſelber iſt, den der Dichter hier wieder nach der Neigung, die wir an ihm kennen, alſo nicht aus pantheiſtiſchem Tik, ſondern aus innigſter Sehnſucht nach dem All, neutral als „das Rettende“ ausdruckt, obwohl er das All in dem eigentlichen Denken ſehr wohl in Gott und nur in Gott zur Einſicht ſich bringt. Daher: „wo aber

Gefahr iſt, wächſt das Rettende auch.“ Der Genius im höchſten, heiligſten Sinne iſt im Grunde, oder vielmehr ſeinem Urſprunge nach, auch dieſer allwaltende Gott, wie er ſich des Würdigen bemächtigt und ihn ſicher führt. Der vom Genius beſeelte reflektirt nicht, er ſkeptiſirt auch nicht, er zagt nicht, er fürchtet nicht, er handelt ohne Reflexion, ganz ſo wie die Kinder ſich äußern, er ſteht und geht, er ſinnt und thut weil er iſt, der er iſt, weil er nicht anders ſich kund geben kann. Dennoch aber befindet er ſich immerdar im unmittelbaren Kontakt mit der entſchiedenſten Sicherheit. Er fürchtet nicht zu ſtraucheln, darum ſtrauchelt er auch nicht. Selbſt im krankhaft Dämoniſchen ſchattet ſich dieſes ab, im Gange des Nachtwandlers; ſogar im thieriſchen Bereiche findet es ſich vor, in der Sicherheit des Inſtinkts. Seine höchſte Manifeſtation erreicht dieſes Geſetz aber da, wo der Genius den Auserleſenen durch alle Tiefen hindurch und wiederum hinauf zu den höchſten Höhen, durch Finſterniß zum Lichte hindurch führt, wo der vom Genius Beſeelte wieder, im höchſten Sinne, wie der Kinder eines geworden iſt, wie denn alle Schöpferkraft, und zwar die des Künſtlers vorzugsweiſe, auf dem Glauben und auf der Naivetät beruht, was ſich aber beſonders großartig in der Wiedergeburt des ſittlichen oder des religiöſen Menſchen geltend macht.

Selbſt „in Klüften, im Finſtern wohnen die Adler,“ während es doch ſonſt im Finſtern unheimlich iſt, „und furchtlos gehen die Söhne der Alpen über den Abgrund weg auf leicht gebauten Brücken,“ weil ſie mit dem Gebirge gleichſam Eins ſind, wie der Schiffer mit dem Meere, wie der Säugling mit der Mutter Eins iſt; ſie ſehen ſo zu ſagen den Abgrund nicht einmal, der unter ihren Füßen gähnt, darum ſtürzen ſie auch nicht hinunter. Zerklüftet wie das Leben nun iſt, zerriſſen von Klippe und Schlucht, von Fels und Abſturz, ewig wechſelnd mit der Tiefe des Leidens und mit ſeliger Erhebung ſehen wir oft ſelbſt die Freunde, die Geliebteſten, die einander ganz nahe gekommen ſcheinen, in Geſinnung und Handlung, in Liebe und Treue, in Sympathien fürs Gute und Rechte, für Schönheit und Wahrheit, vor allem für Gott, und es nicht bloß ſcheinen, ſondern es in beſtimmten Beziehungen auch ſind: wir ſehen ſie dennoch oft plötzlich weit auseinander gerückt, äußerlich nun gar durch

den Wechsel, den ewigen Fluß alles Irdischen, durch die Dimensionen des Raumes und der Zeit, durch die Katastrophen von Leben und Tod, aber auch innerlich und zwar oft eben so plötzlich durch Grundsätze, durch neu gewonnene Ansichten und Einsichten, durch Mißverständnisse, durch Uebereilungen, durch Leichtfertigkeiten, durch die ganze Differenz der individuellen Auffassung, so daß jeder sich noch auf ein Anderes, Festes, Unwandelbares zu richten hat, auf ein Zuverlässigeres als Menschen einander gewähren und je gewähren können. Denn es ist wohl zu ermägen, dieselbe Illusion nach welcher die Gipfel des Gebirgs einander ganz nahe zu seyn scheinen, von einem gewissen Punkt aus gesehen, die aber weit auseinander liegen, wenn wir näher treten, dieselbe Illusion findet unter Menschen oft statt. Kurz, auch das Leben ist schwer zu passiren wie das Gebirg; darum nach Erquickung lechzet der Wanderer auf Pfaden solcher Beschaffenheit; Wasser erquickt vor allem, bei der Hitze des Tages und der Mühe des Wegs, Wasser reinigt aber auch, weil es selbst rein ist; wer aber rein ist, der ist unschuldig; daher kann man auch sagen unschuldiges Wasser wie man reines Wasser sagt. Der Mensch, der die Lebenswanderung obiger Art bestehen, der nicht ermüden will, muß rein, muß unschuldig seyn, sonst muß er unterliegen. Jeder aber kann rein und unschuldig werden, wie jeder zwar aufhören muß ein Kind zu seyn, und es doch wieder werden kann und soll. „Wer das Wasser trinken wird, das ich ihm gebe, den wird ewiglich nicht dürsten; sondern das Wasser, das ich ihm geben werde, das wird in ihm ein Brunn des Wassers werden, das in das ewige Leben quillet." Und: „werket wie die Kindlein!"

„Denn da gehäuft sind rings die Gipfel der Zeit und die Lichten nahe wohnen auf getrenntesten Bergen, so gib unschuldig Wasser." Der Reine, der Unschuldige ist gerade der Kräftigste. Die Fittiche wachsen ihm unter dem Thaue der Nacht, unter den Sternen, deren Höhe er erreichen soll. Soll aber die höchste Höhe erreicht werden, so muß der, welcher den Flug unternimmt, in der Bewegung ausharren, denn alles Fliegen ist eine heilige Bewegung; es gibt in ihr keinen Ruhepunkt. „O, Fittige gib uns treuesten Sinns hinüber zu gehn und wieder zu kehren!" Ist dieses Jenseits das Jenseits in Betreff der

Fortdauer nach dem Tode, alſo das Jenſeits des Erdenlebens? und drückt ſich hier die Sehnſucht aus, Diotimen im Jenſeits zu erreichen? Es ſcheint faſt nicht, wenigſtens gewiß nicht allein, wenigſtens ſoll das Gehen ins Jenſeits hier gewiß nicht bloß das phyſiſche Sterben ſeyn. Auch ſoll damit nicht das eine Moment des Gegenſatzes ausſchließlich erreicht werden, ſondern die Vertiefung ins Jenſeits, oder vielmehr die Erhebung zu ihm iſt hier vielmehr die Innewerdung des Alls als eines Ganzen, indem für den Geiſt, wenn er nur wirklich das All denkt, keine Trennung iſt, ſo daß daher auch nieder die Rückkehr ins Dieſſeits erfolgt. Auch könnte ſehr wohl, ohne daß der Sinn abgeſchwächt würde, unter dem Gehen ins Jenſeits vom Dichter nur die Entrückung nach Patmos gemeint ſeyn, nach Patmos, wo eben der apokalyptiſche Geſichtspunkt für das Ganze der Geſchichte genommen, ja die Enthüllung des Univerſums geſchaut werden ſoll, wie denn auch gleich das nächſtfolgende des Gedichts für eine ſolche Auffaſſung ſpricht. Die Amphibolie tritt überhaupt häufig in dieſer Dichtung Patmos ein, und es iſt keineswegs immer nur der Doppelſinn, vielmehr der drei- und der vierfache Sinn iſt in dieſem ſo merkwürdigen, mehrfach ſchon von der tiefſten Melancholie umſchatteten Produkt völlig ordnungsgemäß und nicht ſelten von außerordentlicher Schönheit begleitet.

Mit den Worten: „ſo ſprach ich" beginnt nun eine Schilderung im erhabenſten Odenſchwunge, die uns in eine völlig andere Welt verſetzt, als die bloß im Sonnenlichte des Tages geſehene. Wie die Wirklichkeit: Stadt, Land, Fels, Wald, Himmel, Gewölk, Baum, Thier, Menſch, alles und jedes im Mondlicht oder im Waſſerſpiegel anders erſcheint als in der Tagesbeleuchtung oder in der Oberwelt, körperlich und doch weich, gegenſtändlich und doch in einem eigenen Schmelz, faſt geiſterhaft aufgelöst in leiſere Umriſſe und Linien, und zwar ſchon nach der Fläche, der Breite zu, wie gebaket vom Thaue einer milderen Schönheit, nach der äußerſten Grenze dagegen vollends luftig umbortet; alſo erſcheint uns alles und jedes in der Region, in welche uns der Dichter jetzt einführt (wie denn Aehnliches auch von vielen Gedichten aus der Periode des eigentlichen Irrſinns gilt). Welche Lichter, welche Verklärung dieß!

Wie weich und traumhaft, wie selig verschwimmend nach den Höhen zu, und doch alles wieder nach den mittleren Grundpartien in brennenden Farben, in hellenischen Tinten, in stehend klaren und doch nur leicht skizzirten Umrissen! Die hervortretenden Partien des Gedichtes Patmos erscheinen uns wie die Gebirge des Mondes, wenn man sie durch ein Fernrohr besonders gegen Morgen und zwar noch völlig vor der Dämmerung des Tages beachtet, und zwar da, wo sie in die Partie der dunkeln Mondseite hinausragen und in tausend und wieder tausend silberschmelzartigen Säumen sich brechen und auflockern wie ein luftiger Schaum, wie eine plötzlich stehen gebliebene Wellenbrandung, aber krystallinisch durchsichtig.

Bei dieser Gelegenheit erlauben wir uns die Bemerkung, daß wohl hinter „Zeug" kein Punkt stehen könne, sondern ein Komma stehen müsse.

Es ist einem, wenn man sich nun von hier aus weiter in das Gedicht vertieft, wie wenn man träumt, aber es ist ein himmlischer, süßer Traum, es sind dieselben Gegenstände, Personen, die uns alle Tage in der Wirklichkeit der Natur und Geschichte auch begegnen, hier jedoch sind sie idealischer, geisterregter, hier sind sie sanfter, versöhnender, höher gestimmt, von reinerer Schönheit erfüllt. Es ist als wär' alles, was uns der Dichter hier gibt, Licht, Nordlicht und rosige Eos von Hellas zugleich oder auch kometarische Bildung, so daß wir durch all das Feste, körperhaft und kernhaft nur Scheinende, wieder Gegenstände, Blumen und Blüthen, Wälder und Hügel, Thiere und Menschen, ja neue Gestirne hindurch erblicken. Es ist alles und jedes transparent. Wir können, wie lieblich und anmuthig und hell umgrenzt uns der Dichter alles auch objektiv hinstellt — fast oft wieder plastisch, wie im Empedokles — dennoch nichts Festes greifen, nichts Körperhaftes tasten, es gleitet alles wie Goldwasser durch unsere Finger, wir können durch alles hindurch, nichts leistet Widerstand, alles ist elastisch, absolut durchdringlich. Wir langen oft zu — so groß ist die Täuschung! — um wegzuräumen und uns Bahn zu machen, und nichts ist da was sich hier wegräumen ließe, alles macht ungeachtet der „unzugänglichen Wände" von selbst Platz; so daß wir uns nach allen Richtungen hin wie in einem weichen Flutbenbett ausdehnen. Wie

Kometen der Erde ſo nahe kommen können, daß ſich die Erde in ihrem Schweife befindet, den wir, indem er ſo herangerückt iſt und ſich um uns gelegt hat, nicht mehr ſehen; ſo wirft der Dichter in dieſem Gedichte Patmos den excentriſchen Strahlenregen ſeiner Phantaſie leicht und weich wie Mondlicht holdeſter Art über uns hin, daß wir in dieſer Atmoſphäre zwar ſchauen und uns bewegen, aber für den Augenblick gar nicht wiſſen wie uns geſchieht, ſo daß wir in uns auch gar nichts mehr ſpüren von Lungen oder von irgend welcher Körperthätigkeit außer der des Geſichts und der Bewegung.

So ſind wir alſo jetzt auf Patmos, wo Gaſtfreundſchaft wohnt und zarteſtes Mitgefühl mit allen Leiden, mit allen Verluſten, die wir erlitten haben. Auch Johannes, der Apokalyptiker, erfuhr das, der um den Herrlichſten trauerte, den je die Erde trug. Die ganze Welttheodicee durch das Chriſtenthum iſt hier von dem Dichter, der ſonſt wenig oder gar keine Worte über das Chriſtenthum macht, mit meiſterhaften Zügen hingehaucht worden. Wie nun auch der Dichter mit uns auf Patmos angelangt iſt, ſo weiß er ſehr wohl, weſſen er hier zu gewärtigen hat. Er kam klagend um Diotimen an, er ſuchte ſie überall und ſucht ſie alſo auch hier. — So ſchildert, ihr Dichter alle, uns andere Welten und Welttheile, wie dieſer Dichter es thut, in ſo einfachen Worten und Wendungen, und ihr gebt uns mehr, als der größte Aufwand zu geben vermöchte! — Obwohl aber Hölderlin auch hier ſo wenig Mittel in Bewegung ſetzt, ſo weiß er dennoch in ſeiner bekannten Weiſe die antike Form ins Moderne umzuſchmelzen, ohne ſie deßhalb zu zerſtören, und weiß hier wieder in und mit dem Plaſtiſchen auch das Muſikaliſche zu geben. So hören wir denn auch in dieſem Gedicht, durch die ſeltſame Magie ſeiner Sprache hervorgerufen, mitten auf Patmos wieder die Luftmuſik Ceylons, deren wir ſchon, irren wir nicht an einer andern Stelle gedachten.

Aber wir kommen noch einmal auf das Chriſtenthum zurück, denn es iſt zu merkwürdig, wie hier der griechiſche Hölderlin — und faſt das einzigemal — das chriſtliche Element und Gleichgottes in vortrefflicher, dem ganzen ſonſtigen Charakter des Gedichts Patmos entſprechender Weiſe hineinbringt, indem er Chriſti und des Johannes, ohne ihre Namen zu nennen, mit wärmſter

Innigkeit gedenkt, des Johannes, von dem man bekanntlich vermuthet, daß er auf Patmos, auch sehnsuchtsvoll, wie in unserem ganzen Gedicht die Sehnsucht durchklingt, seinen Herrn und die Zukunft der Welt, die Vollendung derselben, gefeiert, so wie hier auch das Buch der Offenbarung verfaßt habe.

Die Einzigkeit Christi in der ganzen Geschichte, die Unvergleichlichkeit seines ganzen Wesens, der Totalzweck seines Kommens und Gehens, dasjenige, worin Er und allein Er der Erlöser der Welt ist, das alles ist hier mit dem wunderbar tiefsinnigen Epitheton: „der Gewittertragende" (dem dann noch das Prädikat: „der Freudigste" folgt), von demselben Dichter, der sonst bei den alten Griechen am liebsten verweilte, so gewaltig wiedergegeben worden, daß nichts anderes, dem ähnliches dafür erfunden werden mag.

Ist doch das Gewitter der erhabene Läuterungsproceß der Erdatmosphäre, das Phänomen, in dem der Himmel mit seinem Segen, wenn auch zum Schrecken für viele, ja auf dem Blitze des Todes zur Erde kommt, um auch die Erde zu reinigen, zu erquicken, sie wiederzuschaffen, sie zu befruchten, wie es ja auch — um diese Wiedergeburt, diesen Läuterungs- und Wiederherstellungsproceß in unendlich erhöhterem Grade für den Geist auszudrücken — heißt: „das Himmelreich ist nahe herbei kommen." Aber nicht bloß so ist Christus „der Gewittertragende," daß er das Gewitter uns zuträgt, daß er es uns bloß bringt: er trägt es auch für uns, wie er ja das Lamm genannt wird, welches der Welt Sünden trägt. Er wendet jenes Gewitter, wiefern es das stets kommende und das einst noch mehr als jetzt kommende Weltgericht ist, vor dem keiner bestehen könnte, von uns ab, wenn wir zu ihm in der rechten Weise uns halten; er ist auch in so fern der Gewittertragende, als er den Blitz des göttlichen Zorns, der uns treffen und zu ewigem Tode tödten könnte, von uns ableitet. Er ist der Phosphoros, denn er nennt sich selbst „das Licht der Welt," er ist die Inkarnation des Guten im geraden Gegensatze zu dem Lucifer, wenn man das Personbildende des Bösen darunter versteht. Mit einfachem Worte: der Gewittertragende ist derjenige, welcher das Weltgericht für uns erfährt, der es von uns hinweglenkt, denn, wen Christus richtet, der ist schon gerichtet. Diese ganze Erlösungstheorie des

Christenthums, welche so unendlich ideenreich und gleich ergiebig für die Wissenschaft, die Kunst und das Leben ist, diese Erlösungstheorie, wie sie die moderne Zeit so vielfach verkannt und verflüchtigt hat, während jene Theorie dennoch den Hauptnerv des Christenthums bildet, gibt der antike Hölderlin hier reichhaltig und treffend kund in dem Worte: „der Gewitterttragende."

Wir deuteten schon einmal darauf hin, wie Hölderlin, besonders da wo er mehr die Lichtnatur seines Wesens und weniger den Aether desselben in seinen Darstellungen walten läßt, vorzugsweise die Verklärung alles Leiblichen, Sinnlichen, zu veranschaulichen verstehe; wie solche Verklärung auch der Grundcharakter des Romans Hyperion ist, und wie sie in der Auferstehungslehre des neuen Testaments ganz besonders hervorragt, zumal an jener Stelle, wo Jesus den Zweien auf dem Wege nach Emmahus erscheint, wie uns der Evangelist Lucas berichtet. Solch ein verklärendes Licht der Darstellung ist nun auch über das ganze Gedicht Patmos ausgegossen, jenem Lichte vergleichbar, von dem es in der heiligen Schrift heißt, ihr Antlitz leuchtete wie das der Sonne oder das des Mondes, oder wenn gesagt wird: „und seine Gestalt war wie der Blitz, und sein Kleid weiß als der Schnee." Matth. 28, 3, entsprechend dem Lichte, in welches auch die ganze Offenbarung Johannis getaucht ist, nur daß alle die ähnlichen Lichttöne bei Hölderlin, wie es fast nie bei ihm ausbleibt, dennoch wieder antik nüancirt sind. Auch in dieser Hinsicht ist Hölderlin mit Novalis zu vergleichen, besonders aber, was das ganze Gedicht Patmos betrifft, zumal wenn man bei Hardenberg die Hymne auf das Abendmahl sich vergegenwärtigt, und den sinnigen Hymnus an die Nacht, da wo er auf die christliche Zeit, auf die Ausgießung des heiligen Geistes eingeht, nur daß bei Novalis doch immer wieder das Romantische das vorwiegende Element ist.

Dieser großen Kunst Hölderlins, in der sprachlichen Darstellung die Lichtnatur walten, die Gedanken, die Gestalten sich selbst klar machen zu lassen, gelingt es denn auch in dem Grade, in dem weiteren Verlaufe des Gedichts Patmos die Flammen einer neuen und letzten Offenbarung, das Ausströmen des heiligen Geistes über die Jünger, gleichsam das noch einmal wiederkommende Weltgewitter mit den tausend feurigen Zungen seiner

zuckenden Blitze und dem Donner, deſſen potenzirte Sprache in alle Länder und unter alle Völker hallt und den Herrn verkundet, auch für die Poeſie zu ächt künſtleriſchem Ausdruck zu bringen: gewiß ein höchſt bedenkliches Problem ſelbſt für den Dichter, dem es aber dennoch, wie geſagt, hier verliehen iſt, das Alles und noch manches Daneben liegende und ſo Bedeutungsvolle aufs ſchönſte uns zu vergegenwärtigen. Zu dieſem letzten zählen wir die ſkizzenhafte Andeutung, daß es oft ſogar da, wo Pflicht und Liebe ohne gleichen treiben, dennoch dem Menſchen, wie er von Natur iſt, ſchwer wird, ſein Hergebrachtes, ſeine Seßhaftigkeit in alten Vorurtheilen zu verlaſſen, um einem Heiligeren, der noch dazu ſelbſt ſchon dem Leibe nach von hinnen gegangen iſt, im Geiſte zu folgen, aber auch in alle Länder und unter alle Völker zu gehen, um das Evangelium zu verkündigen und zu taufen: „doch furchtbar iſt, wie da und dort unendlich hin zerſtreut das Lebende Gott. Denn ſchon das Angeſicht der theuern Freunde zu laſſen, und fernhin über die Berge zu gehn allein, iſt zwiefach —.“ Hier umnachtet ſich plötzlich um etwas die Strophe des herrlichen Gedichts, wie auch eine Stelle in der vorigen bereits dunkel iſt, und wohl ſpäter wiederholentlich manches andere, obgleich man überall einzelnes Schöne und Tiefe herausahnt, und obgleich dieß apokalyptiſche Helldunkel, flüchtig über den hellen Tiefgrund hinwegſpielend, wie wenn ein Wolkenſchatten im Fluge über die Heide jagt, der Grundton dieſer ganzen Ode iſt. — Worauf zum Beiſpiel ſoll wohl das Wörtchen „es“ gehen, in der Strophe, welche anfängt: „Jetzt, da er, ſcheidend,“ in dem Zuſammenhange: „denn wiederkommen ſollt' es zu rechter Zeit?“ ſoll man ſich aus „Sonne“ und „Tag“ Licht heraus ſupplíren? ſo daß „es“ für Licht hier wieder das Hölderlin ſo beliebte, neutrale Totalſubjekt wäre? So dunkelt es auch gleich wieder im folgenden ſehr, von: „nicht wär' es gut“ bis: „lebendige Bilder.“ Aber wie herrlich leuchtet es auch ſchon wieder im folgenden auf — ſo daß das ganze Gedicht ſelbſt jene wetterleuchtende, gewittertragende, zwiſchen Tag und Nacht wechſelnde, elektriſche Beſchaffenheit hat — freilich, um ſich bald immer aufs Neue ſtellenweiſe, bis zu völliger Unverſtändlichkeit, zu verdunkeln. Zu den erwähnten, beſonders inhaltreichen Nebenpartien des Gedichts rechnen wir aber ferner die Andeutung im

folgenden, daß, indem ſo zu ſagen die ganze Reihe der Offenbarungen mit der glorreichſten von allen äußerlich plötzlich aufhöre, daß nun durch die Jahrhunderte hindurch ein lautloſes Schweigen herrſche, ein ſprachlos vor ſich gehender Naturproceß eintrete, ein Schweigen des Univerſums, deſſen uneigentliche Sprache zwar auch mit Ehrfurcht erfüllt, welches Schweigen aber dennoch bei aller Erhabenheit oft für das ſehnſüchtige Menſchenherz ſo qualvoll iſt. Dennoch aber darf nicht geläugnet werden, daß auch dieſes Phänomen einer ſchweigenden Schöpfung für den Geiſt, wenn er auf die ganze Tiefe des Denkens eingeht, eine fortgeſetzte Offenbarung wird, die ſich ja überhaupt nur fortſetzt, indem ſie ſchon vollendet iſt, wie ja das Reich Gottes wahrhaft auch nur dann kommt, und zwar immer mehr kommt, wenn es ſchon da iſt, wie der Dichter denn auch ſelbſt darüber Aufſchluß gibt:

„Wenn aber ſtirbt alsdann,
An dem am meiſten
Die Schönheit hing, daß an der Weltall
Ein Wunder war, und die Himmliſchen gedenkt
Auf ihn, und wenn, ein Räthſel ewig für einander,
Sie ſich nicht faſſen können
Einander, die zuſammen lebten
Im Gedächtniß, und nicht den Sand nur oder
Die Weiden es hinwegnimmt und die Tempel
Ergreift, wenn die Ehre
Des Halbgotts und der Seinen
Verweht und ſelber ſein Angeſicht
Der Höchſte wendet
Dereb, daß nirgend ein
Unſterbliches am Himmel zu ſehen iſt oder
Auf grüner Erde was iſt dieß?
Es iſt der Wurf des Säemanns, wenn er faet.“ u. ſ. w.

Daher auch die Kriſis des Weltgerichts, welche eintritt, und worin auch die Antwort auf die Frage nach dem Grunde jenes Schweigens liegt. „Aus Ende kommt das Korn.“ Die volle Antwort aber findet ſich in den erhabenen Worten, welche den triumphirenden Chriſtus, als den Sieger über alle ſeine Feinde, deren „Werk zu Ende geht,“ zur Anſchauung bringen, indem es heißt:

„Wenn nämlich höher gehet himmliſcher
Triumphgang, wird genannt, der Sonne gleich
Von Starken, der frohlockende Sohn des Höchſten.

(während jetzt gerade die ſtarken Geiſter ihn oft läugnen, und dagegen die ſchwachen ihn nennen),

Ein Loſungszeichen, und hier iſt der Stab
Des Geſanges, niederwinkend.
Denn nichts iſt gemein. Die Todten wecket
Er auf, die nicht gefangen, nicht
Vom Reben ſind."

Es wäre höchſt wünſchenswerth, daß in einer Monographie ein in alle Einzelnheiten tiefer eingehender Commentar des Gedichtes Patmos von jemanden gegeben würde, da dieſes Gedicht größtentheils völlig zu enträthſeln iſt, und neben den ſeltenſten Schönheiten die reichhaltigſten Wahrheiten aufſchließt, die nach allen Richtungen des geiſtigen Univerſums hin ihre Anwendung leiden, und es beweiſen, wie deutlich der antike Hölderlin die Univerſalität des Chriſtenthums weniger erkannt als vielmehr dichteriſch geſchaut hat. So daß man hier mit beſonderem Bezuge auf die ſpäteren Gedichte aus der eigentlichen Periode des Irrſinns wohl ſagen dürfte: Gott ſpricht nicht bloß aus dem Munde der Unmündigen, er ſpricht oft auch aus dem Munde der Wahnſinnigen, während die Verſtändigen die Aufgeklärten nicht ſelten ſo ſuperklug und erleuchtet, und darum ſo thöricht vor Gott ſind, daß er es verſchmähet ſie zu ſeinen Organen zu wählen.

Weiter hätten wir für die oben bezeichnete Abtheilung noch der beiden Fragmente in Kurzem zu erwähnen, welche uns in dem Abſchnitte: „Proſaiſches" von dem Herausgeber dankenswerth geboten werden. Das erſte iſt das „Fragment von Hyperion," aus dem Jahre 1794, das andere: „Grund zum Empedokles," ebenfalls nur Bruchſtück.

Was das in der Geſammtausgabe der Hölderlinſchen Werke mitgetheilte Fragment zum Hyperion betrifft, ſo iſt es noch nicht der erſte Anfang des Romans, ſondern es findet ſich, wie wir ebenfalls durch den Herausgeber erfahren, noch ein anderes „unvollſtändiges Ueberbleibſel" vor, „eine Schilderung der Knabenjahre, wo Hyperion mit ziemlicher Weitläufigkeit erzählt, wie er ſich einſt ſeine kindiſche Sehnſucht zu befriedigen, heimlich in der

Nacht zu einem Bilde der Panagia, der griechischen Madonna geschlichen und es inbrünstig geküßt habe." So daß wir auch hier ausnahmsweise bei Hölderlin eine Hinneigung des Antiken zum Christlichen wahrnehmen. „Nach der ursprünglichen Anlage" fährt der Herausgeber fort, „sollte der Gang der Handlung effektreicher, verwickelter, überhaupt romanmäßiger werden, aber der überwallende lyrische Reichthum des Dichters sträubte sich dagegen und die Ausführung eines solchen Planes wurde nie versucht." Vielleicht wäre für diese erste Bearbeitung Panagia dasselbe geworden, was in dem zu betrachtenden Fragment Melita, was in dem eigentlichen Roman Diotima ist, so daß nun zuletzt doch die griechische Natur in ihrem Bedürfniß nach bestimmter Gestaltung den Sieg davon trug und einer Gestalt den Vorzug gab, welche uns ja auch aus der eigentlichen Geschichte Griechenlands bekannt ist.

Bemerkenswerth dürfte nun seyn, daß das Fragment Hyperion mit einer ähnlichen, wenn auch bei weitem nicht so ausgeführten und scharfen Polemik, und zwar wahrscheinlich auch gegen die Deutschen gerichtet, beginnt, wie der Roman Hyperion damit schließt. Hyperion, der die Briefe des Fragments schreibt, scheint eben aus Deutschland gekommen zu seyn. Denn das Fragment beginnt in einem Briefe an Bellarmin, aus Zante datirt: „Ich will nun wieder in mein Jonien zurück: umsonst hab ich mein Vaterland verlassen und Wahrheit gesucht. Wie konnten auch Worte meiner durstenden Seele genügen? Worte fand ich überall; Wolken und keine Juno." So könnten hier die Worte des Fragments: „ich will nun wieder in mein Jonien zurück" der Stelle am Ende des Romans entsprechen, wo es heißt: „Ich wollte nun aus Deutschland wieder fort. Ich suchte unter diesem Volke nichts mehr, ich war genug gekränkt von unerbittlichen Beleidigungen, wollte nicht, daß meine Seele vollends unter solchen Menschen sich verblute."

So ist es aber auch ferner am Ende des Romans, wie am Anfange des Fragments, der Frühling, welcher Hyperion noch allein wieder so mächtig faßt und erquickt, daß er nicht nach den traurigen Erfahrungen die er gemacht, an der Welt und an sich selbst irre wird. Und so könnte es denn dem gemäß sogar den starken Anschein bekommen, als sey das Fragment

Hyperion eine Fortsetzung des Romans, wenn sich nicht in dem weiteren Fortgange des Bruchstücks Gründe dagegen fänden, und wenn nicht dasselbe Fragment auch eben einer früheren Zeit angehörte, denn es ist aus dem Jahre 94, da es doch auch nicht wahrscheinlich befunden werden dürfte, daß Hölderlin den dem Inhalte nach späteren Theil des Werkes der Zeit nach sollte früher gearbeitet haben, als den dem Inhalte nach ersten, wenigstens als den Anfang des Romans. Wir haben demnach das Fragment Hyperion als ein Theil-Ganzes für sich zu nehmen, als die Art, wie Hölderlin ursprünglich seinen Gegenstand zu bearbeiten gedachte, und eben auch in dem Vorliegenden bearbeitet hat.

Vergleicht man nun aber was die Art der Durchführung betrifft, das Fragment mit dem Roman, so ist allerdings eine größere Reife auch in der Kunst der Behandlung dem Romane zuzusprechen. Es herrscht in dem Fragmente eine größere Willkür der Ausführung, es schweift darin das jugendliche Feuer der Phantasie, der Leidenschaft, nach den verschiedensten Richtungen hin ab, obwohl es hie und da zu einer plastischen Verdichtung ansetzt, wie zum Beispiel in der Feier Homers, die aber schnell wieder aus der ruhigen heitern Gestaltung in eine ungemessene Wehmuth und Sehnsucht ätherisch verklingt. Man könnte daher meinen, daß Hölderlin in dem Fragment mehr unmittelbar seine eigene Jünglingsperiode, wenn auch an Hyperion stets anknüpfend mit all ihrem Wohl und Weh, mit all ihren Idolen und Schmerzen zu verarbeiten sich vorgesetzt habe, während es im Roman schon der objektivere Vorwurf ist, solch jugendliches Gähren und Toben bis auf alle Hinfälligkeiten seines Helden, durch die Macht des Pathos herbeigeführt, aber auch durch Handlung zum Theil wieder gut gemacht, wenigstens der Absicht nach vorherrschend an einem andern, also mittelbar zu entwickeln. Dann wäre der fortschreitende Zusammenhang zwischen den drei Bearbeitungsweisen dieser, daß in der ersten mehr das frühste eigentlich noch knabenhafte Empfinden, Aufglühen zum Jünglinge und ein gewisses Schwärmen dargestellt würde; im Fragment die eigentliche unmittelbare Jünglingsperiode Hölderlins selbst, mit ihrer Sehnsucht nach Griechenland, mit allen ihren noch unerfüllten Idealen; im Roman endlich mittelbar das

alles, und mehr noch als das, nämlich das Uebergehen des Jünglings zum Manne, aber als Walten des Schickſals bis zu tragiſcher Vollendung des Eremiten in Griechenland, Hyperions ſelbſt.

Wenn nun Hölderlin am Anfange des Fragments ſich in dem Briefe Hyperions entſchieden von demjenigen losſagt, was bloß in der Mitte ſchwebt zwiſchen Etwas und Nichts, ſo drückt der Dichter damit aufs ſchönſte nach zwei Seiten hin ſein eigenſtes Weſen aus, das darin die künſtleriſche, antike Natur aufs deutlichſte verräth, daß es aus dem Unbeſtimmten, „Weſenloſen“ zur fertigen Geſtalt vorwärts dringt; wie wir ja auch geſehen haben, daß der Dichter dieſes Ziel faſt durchweg im Empedokles erreicht, wenn auch allerdings behauptet werden muß, daß er im Hyperion, dem Roman und dem Fragment, zwar nicht in den „Wolken“ haust, doch keineswegs die Junoniſche Geſtalt erreicht, ſondern ſich größtentheils ſtatt in den Wolken in einem muſikaliſchen Duft und Aether aufhält. Aber auch nach einer andern Seite hin offenbart ſich Hölderlins eigentliches Weſen am Anfange des Fragments, in dem ausgeſprochenen Widerwillen gegen das Etwas und das Nichts, nämlich darin, daß er als Dichter und Philoſoph das All gleichſam in einem gegenſtändlichen Du umfaſſen will, daß er bangend und voll glühender Sehnſucht wo ſo Viele ganz gleichgültig drein ſehen, darnach ſtrebt, das Nacheinander der Zeit und das Außereinander des Raums, die Geſchiedenheit der Individuen aufzuheben, um die abſolute Durchdringung des Univerſums als das Weſen des Geiſtes zu wiſſen und zu ſchauen, jedoch auch in dieſer Einheit mit allen Weſen ſich des Ins auch der Gottheit bewußt zu ſeyn, um eben Gott lieben zu können. Schon darin verbietet es eine ſolche Weltbetrachtung, unſerem Dichter den gewöhnlichen alles in ſich verpuffenden, oder doch wenigſtens in einander miſchenden Pantheismus zuzuſchieben, daß er ein ſolches Schauen und Durchdringen des Univerſums, wie das angedeutete in Ausſicht, wenn auch unter einem Fragezeichen ſtellt, wo denn ſchon damit der Gott des Alls gefordert wird, daß Hölderlin den Gott im Menſchen nicht wie die Modernen als den einzigen und unbedürftigen, ſondern als den einen unter vielen, die alle gleich vereinzelt und bedürftig ſind, ſehr wohl erkennt und überhaupt eine Wiederbringung aller Dinge im

großen Style fragend behauptet und lehrt, indem er sagt: „Ich werde sie (Melite) wiederfinden, in irgend einer Periode des ewigen Daseyns. Gewiß! was sich verwandt ist, kann sich nicht ewig fliehen. Ach! der Gott in uns ist immer einsam und arm. Wo findet er alle seine Verwandten? Die einst da waren und da seyn werden? Wann kommt das große Wiedersehen der Geister? Denn einmal waren wir doch wie ich glaube alle beisammen." Das ist in der That mehr, nämlich unendlich inhaltreicher und befriedigender als das so überaus dünne geistlose und auch völlig unspekulative Fortdauern der bloßen Gattung der Menschheit auf Kosten der Individuen. Die Präexistenz ist auch bei Hölderlin das correlative Glied zu seiner Wiederbringung aller Dinge oder zur Anschauung des Universums als Anschauung Gottes, und auch umgekehrt. Hier springen von Plato bis Hölderlin, wie in vielen andern Denkern und Dichtern, die man oft aber ebenfalls unverantwortlich ignorirt, die reinsten und ergiebigsten Ideenquellen für die Erweiterung der heutigen Theologie und Philosophie; möchte man endlich davon Gebrauch machen!

Der angeführten Aeußerung Hölderlins völlig gemäß wird denn auch das Fragment Hyperion mit einem Gegensatz eingeleitet, den eben der Geist durch die Ausarbeitung seiner Universalität ausgleichen solle. Die beiden Momente dieses Gegensatzes sind dann gleichsam die beiden Paradiese bei Hölderlin, von denen das eine der frühesten Vergangenheit, das andere der spätesten Zukunft, um zeitlich zu sprechen, gehört; das eine das unmittelbare, das andere dagegen das vermittelnde Ideal ist; das eine der „Zustand der höchsten Einfalt," das andere der „Zustand der höchsten Bildung."

So bringt uns der Dichter in dem Fragment das Verlangen Hyperions nach Gemeinschaft mit andern Wesen vor Augen, daher dessen Hingebung an Andere, um der Welt als eines Ganzen inne zu werden, selbst mit Andern und mit Allen diese Welt zu seyn, aber unverstanden und auf sich zurückgeworfen, wird er schon in zartester Jugend um seine Unbefangenheit verkürzt und der tiefsten Schwermuth überwiesen. Er vermag indessen dennoch den Reichthum seiner innern Welt nicht in sich zu bergen, und ergibt sich dem Aberglauben, der wie häufig bei bedeutenden Naturen, aus dem Ueberflusse des Geistes und geistiger Interessen,

die nirgend Befriedigung finden als ein erweiterter jedoch krankhafter Religions-Cultus ſich erzeugt, bis denn aus ſolcher Nebelhaftigkeit und oft völligen Verdunkelung der Intelligenz, aus ſolcher Verirrung eines liebebedürftigen und nach Aufſchluß ringenden Gemüths wieder alle Heiterkeit und Herrlichkeit der Welt ſich geſtaltet, und ihm (Hyperion) ſogar perſönlich erſcheint, indem er Melite im Garten Notaras zum erſtenmale ſieht, ſo daß hier wieder offenbar der eigentliche Anfang des Werkes beginnt, wenn auch Hyperion alles das ſeinem Bellarmin brieflich nur aus der Erinnerung an frühere Zeiten mittheilt. An dieſe Erinnerung des Abends, als er Melitten zum erſtenmale begegnet, knüpft ſich dann der weitere Fortgang des Fragments.

Faſſen wir nun aus der bisherigen Betrachtung dieſes Bruchſtückes alles Einzelne zuſammen, ſo ergibt ſich für Hölderlin etwa dieſes. Weder im Nichts noch in der Unbeſtimmtheit des Alls, welches ſich als Natur und Geſchichte, in Herrlichkeit zwar, aber in der Unendlichkeit der Räume und der Zeiten, in der Unzahl vieler Individuen, die geboren werden und ſterben und wieder geboren werden, expandirt, findet er Befriedigung und Ruhe, ſondern zunächſt in der Beſchloſſenheit antiker Geſtalt, die aber dennoch in ſich eine Unendlichkeit oder vielmehr Ewigkeit birgt, weil das unwandelbare Geſetz der idealen Schönheit und ſeiner realen Erfüllung in ihr *zugleich* erſcheint. So daß die antike Geſtalt in ſo fern ſchon gleichſam ein Vortypus iſt zur Geſtalt aller Geſtalten, zur Geſtaltung des Univerſums durch bewußte Durchdringung deſſelben, nämlich zur Perſönlichkeit Gottes, in dem freilich alles Früher und Später, alles Da und Dort ewiger Weiſe getilgt iſt, zu dem alle Weſenheit hineilt, wie ſie aus ihm herkommt, jedoch um ſich ſeiner und ihrer bewußt zu werden und zu bleiben, in welchem Gott ſich daher Vergangenheit und Zukunft, wie alle Räume, zu abſoluter Gegenwart zuſammennehmen, eine Seligkeit der Durchdringung von der alle Liebe und Schönheit hienieden nur ein Vorbild, wenn auch ein durch Kunſt in der Einzelgeſtalt vollendetes iſt. Daher hat Hölderlin allerdings, ſo weit der Menſch dieſer Anſchauung ſchon fähig iſt, auch nach dem vorliegenden Fragment, nicht bloß die *Forderung*, ſondern auch die relative *Anſchauung* Gottes als Perſönlichkeit — wenn ſich der beſtimmtere

Ausdruck für Gott auch mehr im Empedokles vorfindet — denn die Gestaltung des Universums, zu der es Hölderlin in der Erkenntniß wie in der Phantasie hindrängt, die Gestalt aller Gestalten, um uneigentlich zu sprechen, ist ja eben ideell ausgedrückt, die **Persönlichkeit Gottes**.

Nun erst treten eine Menge einzelner Momente aus dem Anfange, der Mitte und dem Ende des Fragmentes, briefartig hingeworfen wie sie sind, in ihr volles Licht. Wir wählen einige des Anfangs aus, als: „Worte fand ich überall; Wolken und keine Juno." — „Ich hasse sie, wie den Tod, alle die armseligen Mittelding von Etwas und Nichts. Meine ganze Seele sträubt sich gegen das Wesenlose. — Was mir nicht Alles, und ewig Alles ist, ist mir Nichts. — Mein Bellarmin' wo finden wir das Eine, das uns Ruhe gibt, Ruhe?" — „Ach! einst sucht' ich sie in **Verbrüderung mit Menschen**." — „Aber die mannigfaltige Täuschung drückte mich unaussprechlich nieder." — „Ach' mir — in diesem schmerzlichen Gefühl meiner Einsamkeit, mit diesem freudeleeren blutenden Herzen — erschien mir **Sie**." — Die Zeit war nicht mehr, und entfesselt und auferstanden fühlte mein Geist seine Verwandtschaft und seinen Ursprung." — Wie auch, ganz dem entsprechend, Novalis, im dritten Hymnus an die Nacht, singt: „Einst da ich bittre Thränen vergoß, da in Schmerz aufgelöst meine Hoffnung zerrann, und ich einsam stand am dürren Hügel, der im engen dunkeln Raum die Gestalt meines Lebens barg; einsam, wie noch kein Einsamer war, von unsäglicher Angst getrieben, kraftlos, nur ein Gedanke des Elends noch: — wie ich da nach Hülfe umherschaute, vorwärts nicht konnte und rückwärts nicht, und am fliehenden verloschenen Leben mit unendlicher Sehnsucht hing; — da kam aus blauen Fernen, von den Höhen meiner alten Seligkeit ein Dämmerungsschauer, und mit einemmale riß das Band der Geburt des Lichtes Fessel. Hin floh die irdische Herrlichkeit, und meine Trauer mit ihr, zusammen floß die Wehmuth in eine neue, unergründliche Welt: du Nachtbegeisterung, Schlummer des Himmels kamst über mich: die Gegend hob sich sacht empor, über der Gegend schwebte mein entbundener, neugeborner Geist. Zur Staubwolke wurde der Hügel, durch die Wolke sah ich die verklärten Züge der Geliebten. In ihren Augen ruhte die Ewig-

keit. — Jahrtauſende zogen abwärts in die Ferne, wie Ungewitter." — Weiter aber heißt es bei Hölderlin im Fragment: „Wann kommt das große Wiederſehen der Geiſter? Denn einmal waren wir doch, wie ich glaube, alle beiſammen." — Und gegen das Ende zu: „Mit himmliſchen Thränen hat ſie mich endlich, den edleren, ſtärkeren Theil meines Weſens kennen zu lernen, wie ſie ihn kenne, auf das Selbſtſtändige, Unbezwingliche, Göttliche, das wie in Allen auch in mir ſey, mein Auge zu richten — was nicht aus dieſer Quelle entſpringe, führe zum Tode — was von ihr komme und in ſie zurückgehe, ſey ewig." —

Der Ausdruck: das Göttliche darf, wie wir wiſſen, bei Hölderlin nicht irre machen, es iſt wieder der Ausdruck für das neutrale Totalſubjekt bei ihm, wie auch außerdem in dem Fragment noch einige ſolche neutrale Bezeichnungen vorkommen, als: „das Hohe," „das Selbſtſtändige," „das Heilige."

Weil eben Hölderlin ein Feind gleich ſehr des „Etwas" wie das „Nichts" iſt, weil er einen ſolchen Widerwillen gegen das „Weſenloſe" hat, ſo ſetzt er auch in dem Fragment zum Hyperion das Dieſſeits und das Jenſeits in ein ganz und gar anderes Verhältniß zu einander als viele der Modernen. Er iſt weit davon entfernt, das Dieſſeits für das allein Wahre und Seyende zu erklären, indem er zu gut weiß, daß man an dem Dieſſeits höchſtens auch immer nur das Etwas hat, aber nicht das All, und daß das Dieſſeits ſogar das Nichts iſt ohne das Jenſeits, dann aber freilich auch umgekehrt. So ſtellt er ſich auch zu ſeines gleichen, zu andern menſchlichen Individuen, wie er ſelbſt von ihnen ſo genommen ſeyn will. Er iſt weit davon entfernt, die letzte Befriedigung in dem Creaturlichen zu finden. „Einſt ſucht' ich" Ruhe „in Verbrüderung mit Menſchen." — „Wie oft glaubt' ich das Unnennbare zu finden, das mein, mein werden ſollte, dafür, daß ich es wagte, mich ſelbſt an das Geliebte zu verlieren — und da ſtand das arme Weſen" (dieſer Menſchen) „verlegen und betroffen, oft auch hämiſch — es wollte ja nur Kurzweil, nichts ſo Ernſtes"

Alſo nicht im Nichts, nicht im Etwas, nicht im All finden wir Ruhe, ſondern in Gott — wie auch Auguſtinus ſo herrlich ſagt: »tu fecisti nos ad te, et inquietum est cor nostrum, donec requiescat in te« — der denn auch aus Irrthum einigen

zum Nichts, andern zum bloß menſchlichen Etwas, noch andern zum unterſchiedsloſen All geworden iſt, woraus eben der modernſte Atheismus, die Autonomie und der Pantheismus entſpringen. Viele ſuchen Gott, weil ſie den Ernſt ſuchen, der ewige Heiterkeit bringt: der Ernſt langweilt ſie, ſie fürchten das Ewige und fürchten Gott in dem Grade, als ſie beide lieben ſollten, und ſpielen mit beiden in Schulbegriffen, in hergebrachten Vorſtellungen und eleganten Phraſen in dem Grade, als ſie die Ewigkeit und Gott auch fürchten ſollten, um ſie um ſo mehr lieben zu können.

Sogar aber in der Natur als ſolcher, ſelbſt im ſogenannten Lebloſen, ſuchte Hölderlin Ruhe und Heil, da er ſie bei den Menſchen nicht zu finden wußte, und ſo flüchtete er ſich eben, wie wir bereits erwähnten, ſogar in den Aberglauben. „Oft konnte ich insgeheim von einem kleinen erkauften Beſitzthum, von einer Kahnfahrt, von einem Thale, das mir ein Berg verbarg, erwarten, was ich ſuchte.“ Das heißt in der That recht das Unbefriedigende des bloßen Dieſſeits, des Endlichen erfahren, wie es ja auch in einem gewiſſen Sinne nicht befriedigen ſoll. — Aber es wird freilich mit jedem Jenſeits auch ſo gehen, wenn ein jedes nur als zeitliches Moment gefaßt wird. Denn biſt Du in derjenigen zeitlich-räumlichen Sphäre, welche Du noch eben das Jenſeits nannteſt, angelangt, ſo wird und ſoll ſie allein Dir wieder nicht genügen, weil ſie nur wieder das Dieſſeits, und alſo der verſchwindende Zielpunkt im All iſt, und weil eine jede ſolche Sphäre alles dasjenige vermiſſen läßt, was im Verhältniß zu ihr das Jenſeits und alſo in andern Sphären iſt. So lockt mit Heimwehtönen der Sehnſucht den tieferen Menſchen, den, welchen das All zieht, überall ein Morgen und ein Dort der Befriedigung, und doch gibt es ein Erreichen der Befriedigung in Dem, welcher die Gegenwart aller Zeiten und aller Räume iſt, welcher in bewußter Weiſe das All durchdringt, und auf ihn wird Hyperion durch Meliten hingewieſen, indem ſie ihren Freund beſchwört, ſich „auf das Selbſtſtändige, Unbezwingliche zu richten.“

Vieles von demjenigen, was im Roman Hyperion in muſikaliſcher Geſtaltung weiter ausgeführt iſt, zieht ſich hier ins Engere zuſammen, gibt ſich hier, im Fragment, in einer gewiſſen

Verſchränktheit zu erkennen, ſo auch das Geſpräch zwiſchen Notara, Melite und Hyperion über Griechenlands Vorzeit, wo denn hier, faſt unausgeſprochen, ebenfalls eine Weihe zum Kampfe von Meliten auf Hyperion ausgeht. Wie nun Melite hier wieder und wieder an Hyperion herantritt, ſo hat ihr ganzes Weſen etwas unendlich Geiſterhaftes, und offenbart aufs Neue jene wunderbare Lichtnatur, von der wir bei Betrachtung des Gedichtes Patmos des Ausführlicheren ſchon geſprochen haben. „Sie ſchien nicht ſehr genau darauf zu achten, was um ſie verging.“ Melite macht in dieſer Geiſterhaftigkeit ihres Auftretens den Eindruck, als wäre auch ſie ſchon dem Tode geweiht, ja als wehne ſie bereits in dem Lande der Todten, und wäre eben nur zu einem vorübergehenden Zwecke ins Reich der Lebendigen herübergekommen, denn ganz ſo benehmen ſich Todte, wenn ſie ſich uns nähern, in Träumen, in der Muſik, oder im Mondlicht, wenn die Phantaſie das Weben der Todten zu vernehmen glaubt, denn Traum, Muſik und Mondlicht ſind die Elemente auch des Fragmentes Hyperion.

Eine der vortrefflichſten, tief gefühltſten, ſo wie ausgearbeitetſten Partien in dem vorliegenden Bruchſtücke iſt unſeres Erachtens die, in welcher die Evocation Homers begangen werden, S. 245, eine Durchführung, welche man dem Grundcharakter nach mit jenen klaſſiſchen, bis jetzt noch unübertroffenen Evocation Mignons in Wilhelm Meiſters Lehrjahren vergleichen möchte. An dieſer Stelle bei Hölderlin iſt es uns recht klar geworden, warum gerade Homers Andenken von ihm vielfach gefeiert wird, und was Homer für ihn, wie für Geiſtesverwandte, für eine Bedeutung haben mußte. Verſuchen wir darüber unſere Anſichten zur Mittheilung zu bringen.

Homer mußte auf Hölderlin mit ſolcher Stärke eine beſondere Anziehungskraft ausüben, da ſich in Hölderlin ſelbſt unverdorbene, reine Natur und griechiſche Bildung in ſeltener Weiſe zugleich vorfanden, und da Homer das ein- für allemalige Muſter einer eben ſo geſunken, vollendeten Natur, wie eines vollendeten, künſtleriſchen Verfahrens iſt. Im Homer, der, man darf ſagen, wie ein griechiſches Weltwunder, am Anfang der helleniſchen Geſchichte, für alle Zeiten aufgerichtet ſteht, ſchauen wir die Natur in aller Naivetät der nackten, wie bekleideten, tagtäglichen

Wirklichkeit, wie des dichterischen Verfahrens, die patriarchalische Zeit der griechischen Vorwelt mit dem reichsten, verständigsten Detail, was Sitte und politisches Leben betrifft, geeint, und zugleich das alles in mannichfaltigster Gestaltung, in epischer Ausführlichkeit, bis auf die vollendete Form des Einzelnen, dargestellt. Indem sich aber in Homer die Natur patriarchalisch, idyllisch, unschuldsvoll, nicht bloß für das unmittelbare Leben und sein physisches Behagen ausgestaltet, sondern indem solcher Inhalt auch in eine höhere Idealität übergeht, und sich nun beides in einer epischen Vollständigkeit und künstlerischen Geschlossenheit zu geistigem Genuß fortbildet, so vereinigen sich auch in ihm zwei goldene Zeitalter — welches gerade eine Lieblingsanschauung Hölderlins war — das der paradiesischen Unschuldswelt, wie fast jedes Volk davon träumt, und das der Hoheit und Lauterkeit einer seltenen Cultur, dieselbe Doppelwelt also, auf welche auch das Fragment Hyperion gleich am Anfang hindeutet. Endlich aber mußte auch die gleiche Vollendung der Plastik in der Gestaltung und der Musik in der Sprache beim Homer gerade auf Hölderlin von so außerordentlicher Wirkung seyn, der in der Vereinigung dieser beiden, wie wir wissen, selbst so viel zu leisten vermochte. Und eben deßhalb, weil wir beim Homer die Natur in ihrer größten Treue, in der anmuthigsten Niederländerei der antiken Welt, bis auf eine Reinheit, der alles rein ist, versunken, aber auch ein Heldenleben, welches aus dieser Unschuldswelt frisch hervorwächset, und doch schon bewandert ist in allen Ränken und Maßnahmen des Krieges und des Friedens, der Tapferkeit und des Bürgerverkehrs, des Handelns und des Ausdauerns, bis zu allem und jedem, was eben menschlich ist, und weil Homer das alles klassisch, das heißt, in harmonischer Wechselwirkung von Inhalt und Form, darzustellen vermag, so ist er Kanon für den Künstler aller Zeiten. Daher holte selbst die spätere Periode des klassischen Zeitalters der Griechen vielfach ihre Vorwürfe aus Homer, zum Beispiel Phidias seinen Zeus, und klassische Werke gingen aus klassischer Quelle geschöpft hervor. Daher mußte selbst bis auf die jüngsten Zeiten hin Homer für Goethe und Schiller kanonische Geltung haben, wie ja auch Goethe sein herrliches Gedicht „Künstlers Morgenlied" mit den Worten schließt: „und leie, wie sichs ziemt,

Andacht liturgischer Lektion im heiligen Homer.“ Daher kann auch derselbe Goethe, aus einem so tiefen Einblick in das Wesen des wahrhaft Kanonischen und aus seiner bekannten Universalität heraus, den Kanon der Bibel so gern mit dem Homer zusammenschaute, und die heilige Schrift — freilich in einem ganz andern Sinne — ebenfalls als ein solches Musterwerk für alle Zeiten betrachtete, wie den Kanon des Homer, indem sich auch in der That in diesen drei Werken, dem alten und neuen Testament und den Gedichten Homers, nicht bloß die Grundelemente, sondern auch die fertigen Gestalten in urschöpferischer Sprachfrische für den Universalismus aller Bildung vorfinden, und zwar in Beziehung auf kein einzelnes Volk, sondern in Beziehung auf die Menschheit, nämlich — um in dieser Reihenfolge die genannten Werke nochmals zu reflektiren — in dem Jüdischen, Christlichen und Hellenischen, wo nun aber freilich der Idee nach das Christliche, als die Vereinigung des Jüdischen und Hellenischen und seinem Berufe nach alles Volksthümlichen, besser zuletzt genannt wird, indem das Christliche den eigentlichen Universalismus, nicht bloß den Humanismus der Geschichte ausdrückt. Wie aber die Grübler und Haarspalter sich über die Aechtheit des einen Kanon, oder doch mindestens darüber, was in ihm ächt sey und was nicht, bis auf den heutigen Tag herumgestritten haben, so ist es auch dem andern Kanon widerfahren; wie sie darüber oft über Gebühr Fehde geführt haben, ob dieses oder jenes Buch der heiligen Schrift demselben Verfasser habe oder nicht, so auch darüber, ob Homers Werke einem Verfasser angehören oder einer ganzen Schule, während der ächt religiöse und der dichterische Mensch, wie auch Goethe that, sich mehr unmittelbar an das halten, was vorliegt, um den herrlichen Gehalt und Ausdruck auf sich wirken und Früchte bringen zu lassen, indem es ihnen Hauptsache ist, daß diese beiden Weltwunder menschlicher Cultur da sind. Goethe verweilte, in seiner gesunden Natur von dem universellsten Zuge geleitet, daher auch nirgend lieber, als eben bei den Patriarchen und bei den Hellenen, wie es Dichtung und Wahrheit, wie es die Anmerkungen zum westöstlichen Divan beweisen, so wie auch der Anfang der Wanderjahre, in den lieblich ehrwürdigen Gestalten von Marien, Joseph und dem Jesuskinde, Goethe's Vorliebe für das Biblisch-

bezeugt. So war denn auch für den hellenischen und dennoch zur Innewerdung des Universellen mit glühender Sehnsucht hinstrebenden Hölderlin eine unausweichbare Welt der Anziehung Homer, und er mußte sich aufs Innigste gedrungen fühlen, in dem ohnehin musikalischen Element des Hyperion den Manen des blinden Sängers ein so seelenvolles Requiem darzubringen.

Endlich möchten wir für unser Fragment wiederholt darauf hindeuten, daß wenn Hölderlin seiner antiken Natur und des ihm eigenthümlichen bei ihm ganz individuell gearteten Pantheismus wegen vielleicht mehr als ein anderer unserer früheren Dichter und dichterischen Philosophen der Gefahr ausgesetzt ist, verkannt zu werden, indem es ihm viele der Modernen zu besonderem Ruhm auslegen dürften, daß auch er mit dem Diesseits, mit der Gattung, Menschheit genannt, abschließe; wir möchten auch für das vorliegende Bruchstück darauf hindeuten, daß es vielmehr Stellen enthält, die das gerade Gegentheil von jener Auslegung beweisen. Oder ist es nicht die Anerkennung des Jenseits, ist es kein Totalzweck der Existenz, kein Resultat der Geschichte, kein Aufhören des bloßen Processes, keine Unsterblichkeit, keine Wiederbringung aller Dinge, wenn es S. 24 heißt: „Doch wird das Vollkommene erst im fernen Lande kommen, im Lande des Wiederlebens und der ewigen Jugend. Hier bleibt es doch nur Dämmerung. Aber anderswo wird er gewiß uns aufgehen der heilige Morgen, ich denke mit Lust daran; da werden auch wir uns alle wiederfinden, bei der großen Vereinigung alles Getrennten."? Ich wähle mit Willen eine Stelle aus, die so entschieden an dasjenige anknüpft, was auch Volksglaube und vor allem Lehre des Christenthums ist, und was auch der Ernst und die tiefe Bedeutung der Existenz erheischen, wenn man diese nicht zu einem bloßen Possen- und Schattenspiel an der Scheinwand der bloßen Sinnlichkeit machen will. Ich wähle aber auch deßhalb gerade eine solche Stelle aus, weil Hölderlin doch diese wohl hinlänglich beweist, daß er weder bigott noch sonst etwa spießbürgerlich in seiner Weltbetrachtung ist und dennoch so zu sprechen vermag, wie er in dem angeführten eben spricht. Man kann und man soll sehr groß denken von dem Leben auf Erden; man soll mit Dank und mit Bewunderung anerkennen die Herrlichkeit und den Reichthum der Natur und

des Geisteslebens und sich ihrer freuen, auch wie sie sich schon im Irdischen unerschöpflich uns offenbaren; aber — wer damit abzuschließen vermag, wer daran genug hat, daß er in diese unermeßliche Fülle des Göttlichen einen flüchtigen Blick werfen kann und dann wieder für immer abbrechen muß von dieser Innewerdung Gottes, indem seine Zeit als Individuum aus ist, der muß noch nie von der Herrlichkeit der Existenz wahrhaft gefaßt worden seyn. Es muß daher allerdings noch eine ganz andere Bewandtniß um das Erdenleben haben, als viele von den Modernen uns einreden wollen.

Uebrigens scheint das Fragment eben so sehr auf einen andern Plan des Hyperion hinzudeuten, wie es einen andern Plan zum Empedokles gibt, den uns die Biographie Hölderlins vom Herausgeber mittheilt.

Endlich wäre nun noch das Bruchstück: Grund zum Empedokles für unsern Abschnitt mit einigen Worten zu bezeichnen. Es ist jenes Stück eine Art philosophischer Abhandlung, die auf dasjenige, was den eigentlichen Standpunkt des Empedokles ausmacht, auf das, was seiner philosophischen Weltanschauung zu Grunde liegt, und demnach wohl auch auf die Behandlungsweise desselben Gegenstandes bei Hölderlin, dem Dichter, ein helleres Licht werfen soll und in der That auch wirft. Von der tiefsinnigen Durchführung jener Abhandlung Hölderlins gilt nun recht eigentlich das, was wir von seiner philosophischen Darstellung überhaupt bei Gelegenheit seines Schreibens an Schelling bereits gesagt haben. Auch hier entstehen im Fortgange der Entwickelung durch Anschwemmung von Worten und Worten förmliche oder vielmehr unförmliche Flötzgebirge der begrifflichen Aneinanderreihung, und obwohl der Philosoph, in seiner Art sich deutlich zu machen, dem Ohre die schönste Harmonie des Ausdrucks zuführt, welche die harmonische Zusammenfassung der einzelnen Gedanken, die Vollständigkeit dieses Philosophirens wiederklingen läßt, so ist doch an einigen Stellen fast ein zu großer Luxus von Worten gebraucht, als daß der ganze Gedanken-Gonner bis ins Einzelne hin übersichtlich würde, ungeachtet der Verfasser unverkennbar auch in der philosophischen Prosa nahe jener Schönheit spekulativer Diktion kommt, in der Fichte, Schelling, Hegel und Schleiermacher so entschiedene Meister sind.

Der Gedanke, von dem in dem Fragment Empedokles ausgegangen wird, ist der vielfach auch von der Naturphilosophie ausgesprochene, daß Natur und Kunst einander fordern, wie denn im Grunde auch darin bei Schelling die verwandte Anschauung mit Hölderlin sich zu erkennen gibt, daß jener die Identität des Realen und Idealen nachweist, und es daher dem Denker wie dem Dichter zumutet, jene Identität auch im Einzelnen schöpferisch zu verwirklichen, um eben ein Kunstwerk zu zeugen. Vielleicht ist an dem Ende der in Rede stehenden einleitenden Entwickelung Hölderlins, indem derselbe den ganzen Proceß des Organischen und Aorgischen in ihrer Einzelnheit und Besonderheit nachweist, bevor er auf Empedokles selbst übergeht, S. 235, eine sehr beachtenswerthe, neue Unsterblichkeitslehre angedeutet worden. In solchen Proceß der organischen und aorgischen Natur wird nun nach Hölderlin Empedokles mitten hinein geboren, zu dem Zweck, diesen Proceß durch wahrhafte Versöhnung, durch Erkenntniß wie durch Handlung und zwar durch unmittelbare Einwirkung auf sein Volk zu schlichten, ja er selbst, Empedokles, ist der Tummelplatz für den Kampf so gewaltiger Mächte, des Organischen und Aorgischen, wie er zugleich der Sieger in diesem Kampfe, der Chorführer in eine neue Welt ist, wenn er zunächst auch einsam, durch freiwilligen Tod voranging und der sich ihm anschließende, durch die Zeiten, die Jahrhunderte zerstreute Chor (die großen Denker und Dichter, die großen Naturforscher und Staatsmänner) auch nur langsam nachfolgt, alle diejenigen, welche auch die doppelte Natur, nämlich die Natur der Natur und die Natur des Volkes zu bändigen und unendlich zu fördern wissen, wenn sie auch wie Empedokles an dem Unverstande und der Willkür der Menschen zu Grunde gehen. In dem eigentlichen Philosophem obigen Fragmente dürfte nun manches zur Beruhigung über das spätere, tragische Schicksal unseres Dichters beitragen. Wir ersehen nämlich daraus, wie er schon in gesunden Tagen auf das Visionäre sich sehr wohl verstand, wie er sich eine Entrückung, sey es durch die Macht des Denkens, sey es durch Krankheit förmlich zu construiren wußte, und ihr sogar mit Anwendung auf Empedokles die große Bedeutung abgewann, daß unter Umständen ein solches Verweilen des Geistes auf einem andern Gebiete nur die fort-

geſetzte Thätigkeit des ächten Menſchenbewußtſeyn. So, wenn er von Empedokles ſagt, nachdem er vorher von der Vereinigung gewiſſer Gegenſätze geſprochen: „daß er, um es ſo nahe wie möglich zu benennen, unterſcheidender, denkender, vergleichender, bildender, organiſirender und organiſirter iſt, wenn er weniger bei ſich ſelber iſt und in ſo fern er ſich weniger bewußt iſt, daß bei ihm und für ihn das Sprachloſe Sprache und bei ihm und für ihn das Allgemeine, das Unbewußtere die Form des Bewußtſeyns und der Beſonderheit gewinnt."

Zweierlei übrigens iſt uns bei dem Durchdenken dieſer Hölderlinſchen Fragments zum Empedokles ganz beſonders klar geworden, einmal wie erfolgreich derjenige einer tieferen Einſicht von Seiten der Wiſſenſchaft in das Chriſtenthum und beſonders in die göttliche Sendung des Erlöſers vorarbeitete, der ſo wie Hölderlin in die Natur und den Beruf des Empedokles einzugehen wußte; und dann daß Empedokles in einer Zeit und Umgebung lebte, welche mit der Gegenwart eine außerordentliche Aehnlichkeit bietet, ſelbſt in dem Analogen, daß Empedokles durch Illuſion und die antike Magie ſeines Weſens Andern als der Herr der Natur, als der Gott, dem die Natur ſtets auf dem Zauber eines Winkes zu Gebote ſtehe, erſcheinen konnte, wogegen in unſern Tagen das Individuum ſich ſelbſt dafür aufwirft und dann allerdings auch verſtandesſchnäuzerisch dafür angeſehen wird, daß es, und es allein der Herr der Natur und der Gott der Chriſtenheit ſey. Freilich aber tritt hier dennoch der große Unterſchied ein, daß Empedokles, indem er ſich nicht bloß an die Natur und die Welt ſeiner menſchlichen Umgebung entäußerte, ſondern vielmehr in ſich ging und den ganzen ungeheuren Kampf mit ſich ſelber durchmachte, bis zum äußerſten Dualismus hin, daß er nun auch darüber hinaus gelangte, ſich ſelbſt für den Gott zu halten; ſo daß er jetzt den Gott vielmehr auch objektiv erkannte und ſich dem ſo erkannten übergab. Tod — wir haben das Weitere hievon bereits früher erörtert und wenden uns jetzt mit dem letzten Abſchnitte unſerer Entwickelung zu.

VI.

Hölderlins Leben, Gedichte aus der Zeit des Irrsinns, Anhang.

Die vorliegende Ausgabe der Werke Hölderlins, abgesehen davon daß sie sich mancher Vermehrung aus dem Nachlasse des Dichters erfreut, die von unendlichem Werthe ist, hat auch durch die vortreffliche Biographie Hölderlins von der Hand des Herausgebers einen äußerst anziehenden Zuwachs erhalten. Wie der Herausgeber uns das Leben des Dichters in einfach schöner Weise zur Darstellung bringt, so vermögen wir dadurch manchen Aufschluß, manches Verständniß der Werke selbst zu gewinnen, welche uns ohne jene Mittheilungen aus dem Leben unmöglich gewesen wären. Der Herausgeber besitzt im hohen Grade die Kunst, in aller Einfachheit und Anspruchslosigkeit viel zu geben, nirgends sein Urtheil vorzudrängen, sondern überall das Objektive des Lebens, welches er darstellt, für sich selbst sprechen zu lassen, aber die Art wie er es thut, ist eben die Kunst, die auf der einen Seite das Faktische, Geschichtliche aus dem Leben des Dichters in den bestimmtesten Umrissen uns vor's Auge rückt, auf der andern Seite auch mit dem Urtheil, wo dieses nöthig ist, nirgends zurückhält und durch diese schöne Wechselwirkung von Gegenstand und Beleuchtung, von Faktum und zartester Kritik uns aufs Lebhafteste in das zu schildernde Leben hineinversetzt. Auf diese Weise wird es dem Verfasser denn auch möglich dasjenige zu leisten, was unseres Erachtens eine der schwierigsten Aufgaben der Lebensbeschreibung von der Hand eines Andern ist, nämlich so zu erzählen, daß uns das eigentlich

Intereſſante einer Selbſtbiographie, ſo weit dieſes ausführbar iſt, durch den Erzähler erregt wird und doch zugleich ſo, daß dasjenige nun auch hinlänglich hervortritt, was bei der Selbſtbiographie ſehr natürlich vermißt werden muß, die Darlegung, ob das durchgeführte Leben im Gerichte und ſeinem baaren Werthe nach ſteigt oder fällt, wenn der es abwägt, welcher außerhalb ſteht. Es braucht nun kaum geſagt zu werden, daß wie wir Hölderlin kennen, vollends unter der Behandlung eines ſolchen Biographen das Leben des Dichters immer höher in ſeinem Werthe ſteigt, je mehr wir darin leſen, ſo daß uns dieſe Lebensſkizze auch immer aufs Neue anregt, in die Werke des Dahingegangenen uns zu vertiefen. Dieſelbe Vorſicht und geſchickte Weiſe des Verfahrens, welche der Herausgeber in der Schlichtung der oft ſehr in einander laufenden Lebensfäden Hölderlins überhaupt beweiſt, gibt er am meiſten da zu erkennen, wo die Löſung ſolcher Aufgabe auch am ſchwierigſten wird, wo nämlich die erſten Verwirrungen durch Geiſteskrankheit ſich in dem Unglücklichen zeigen. Aber auch ſelbſt da, wo uns der Biograph in die ſchauerliche Einſamkeit des Gemüthskranken hineinführt, da, wo wir ihn während eines Menſchenalters und drüber in dieſem Zuſtande ſehen und wieder ſehen, auch da fühlen wir uns an der Hand unſeres Führers, wie an der eines zarten, ſicher und tief blickenden Seelenarztes, der uns den edeln Leidenden in dem Grade als er ihn ſelbſt liebt, mit Geiſt, mit reinſter Hingebung und Scharfblick zu enträthſeln weiß. Bei ſo großen Vorzügen der Biographie bleibt uns denn nur noch das geringe übrig, hie und da Einzelnes hervorzuheben, was uns während der Lektüre jener Lebensbeſchreibung ganz beſonders einer näheren Erwähnung werth ſchien, um unſere Charakteriſtik Hölderlins und ſeiner Werke zu vervollſtändigen.

Von der herrlichſten indiſchen Mutter aufs ſorgfältigſte erzogen und gewiß zumal in der Reinheit ſeines Seelenlebens aufs gewiſſenhafteſte behütet ſehen wir Hölderlin ſchon früh auch mit den Geiſtern des Jenſeits verkehren, die er als ſeine ewigen Erzeuger feiert, die ihm alltäglich und allnächtlich erſcheinen, denen er Zeit ſeines Lebens, durch ſeine Revolutionspolitik der damaligen ſo ſtürmiſchen Periode abwendig gemacht, mit innerſter Seele zugethan iſt; er geht ganz ſo harmlos und

still mit ihnen um, wie man wohl in Märchen von bevorzugten Kindern erzählt, daß sie im Verkehre mit höheren Mächten schon früh gesehen worden seyen. Es ist in Hölderlins Leben in der Regel die einfachste Wirklichkeit, welche durch die Art, wie er sie faßt und handhabt, eine idealische, poetische Wirkung auch auf uns ausübt. So auch da wo er im Umgange mit der Natur schon in erster Jugendzeit seinen Hauptgöttern, der Mutter, dem Lichte und dem Vater Aether sich zuwendet, diesen zu Ehren sein Lebelang den eigenthümlichsten Sonnen- und Aether-Dienst fortführt, indem er ihn als Dichter und Philosoph zu einem freien Zweigötterſysteme verarbeitet. Früh schon locken ihn Licht und Aether nach oben, so daß er uns wie Ganymed in dieser zarten Jugendlichkeit, draußen unter dem Blaue des allleuchtenden Himmels erscheint und mit Gedanken aus Hellas hinaufeilt, so wie er selbst uns diese Sympathie für das Ueberirdische, diesen starken Zug über alles Individuell-Menschliche hinaus in einem Gedicht schon für die erste Jugendzeit reflektirt, indem er höchst bedeutend von dieser Periode sagt: „Ich verstand die Stille des Aethers, der Menschen Worte verstand ich nie. — Im Arme der Götter wuchs ich groß.“ — Es gibt also wohl auch schon hienieden für den Menschen eine Unsterblichkeit, wenigstens eine Art ihrer inne zu werden, die sich von alle dem unterscheidet, was Schulen und Religionsgesellschaften darüber herausbringen, ein Schauen, das weiter als manche wähnen, hinausdringt in das Wesen der wahren Unendlichkeit, und es als eine ganz und gar andere Existenz erkennt als die ist, welche man gewöhnlich analog der diesseits als die rechte Ewigkeit zusammenphantasirt, während die wahrhaft ewige Existenz, von der die Meisten jetzt noch gar keine Ahnung haben, vielleicht ein Drittes noch außer den beiden Zuständen ist, die man jetzt Leben oder Tod nennt und die man so schnell als die beiden alleinigen Möglichkeiten nimmt, ein Drittes, welches also weder Leben noch Tod im Sinne heutiger Sprachweise und doch Existenz und zwar erst die wahre Existenz ist.

Wir können es uns wohl deutlich machen, wie eine solche Individualität wie die Hölderlins mit solcher Begabung, mit solchen Geistesbedürfnissen; wie ein Mensch, der solche Lebensstadien durchwandert; wie ein Knabe, erfüllt von kindlichem

Gehorsam und ächter Frömmigkeit in einem Seminar erzo[gen], welches einen fast katholischen Hintergrund hat, und doch voll [ächtem] Protestantismus ist; wie ein Jüngling, so für Freundschaft und Liebe empfänglich, so an die Tichtkunst, an das Leben mit den Griechen gebunden als wäre es das Athmen seiner Lunge; so von Klopstocks Einfluß gefaßt, besonders von dessen Ode und Gelehrtenrepublik, so für Musik in einem Grade empfänglich und für sie Resonanz wie es nur je ein Mensch gewesen, entlich noch gar von den Sternen Schillerscher Ideale geführt und so gar in die Nähe und die Freundschaft dieses herrlichen Schiller gerückt, und doch nur auf kurze Zeit; ein Jüngling aber auch zur Schwermuth geneigt und immer wieder von Hellas gelockt von der Wirklichkeit schöner Gestalten, von dem reinen Aether und dem reinen Lichte, und doch dazu verurtheilt, deutsche Barbarei zu empfinden, deutsche Nebel zu athmen und doch auch wieder von deutscher Trefflichkeit, was Land und Volk betrifft und gar nun von deutscher Weibesgestalt, in aller Reinheit und Vollendung hellenischer Frauenschönheit, entzückt zu werden — als sollte Deutschland nicht blos in Uebersetzungen und Tiefwerken, sondern sogar in lebendigen Menschen Griechenlands klassische Leistungen wiedergeben —; wir können es uns wohl deutlich machen, wie ein solcher Mensch zuletzt dabei anlangt, den **Verstand zu verlieren.**

Wenn wir in dieses Unglücklichen Leben lesen, wie er in Tübingen bei dem „blinden Klotenspieler Tülon" in der Musik so außerordentliche Fortschritte macht, daß der Lehrer selbst ihn bald als seinen Meister anerkennt, so liegt in dieser Schnelligkeit der Aneignung von Seiten Hölderlins etwas Schauerlich-Ergreifendes, als hätte ein guter Dämon ihn getrieben, nur so schnell wie möglich jene Fertigkeit in der Musik sich anzueignen, da die Musik ihn einst, im Zustande wahnsinniger Versunkenheit, fast allein noch wieder zum Menschen, ja zum Gotte machen, nämlich ihn zum Aether und Lichte seines Ursprungs hinaufheben sollte. So daß er nun der blinde Musiker selbst geworden war, den er einst als blinden Sänger besungen hatte, aber er war freilich der geistesblinde geworden, als wäre Tülon nun sein neckender Doppelgänger der Zukunft und zwar dem Leibe nach gewesen; und so spielte und sang jetzt der unglückliche

Dichter, in der Verbannung aus der menſchlichen Geſellſchaft, exilirt aus dem Lande der Vernunft, zum Bergbaue verurtheilt coloſſaler Mißgeburten der Phantaſie, abgeſperrt in dem langen, eiſigen Polarwinter, deſſen Sonne des Bewußtſeyns kaum mehr aufging; er ſpielte und ſang jetzt, wie ja auch die zum Bergbau ins aſiatiſche Rußland verwieſenen Unglücklichen in der langen Einſamkeit ihrer öden, freudloſen Exiſtenz viel ſingen und Inſtrumentalmuſik treiben, um doch einige Geiſter des Himmels noch zu ſich zu beſchwören. Vielleicht hatte Hölderlin, ſelbſt ſpät im Alter noch, droben auf ſeinem Dichterſansſouci des Dachſtübchens, bei ſeinem guten Tiſchlermeiſter, immer noch, wenn ihm eine Saite während des Tonſpiels zerſprang, die Empfindung, als wäre eben Diotima geſtorben, und als wäre ihm auch zugleich etwas im Gehirne geſprungen, da ja nach dem Aberglauben, wenn ferne Geliebte ſterben, in unſerer Nähe etwas platzen oder ſpringen ſoll. Auch daß das Leſen im Homer ſeinen Wahnſinn in etwas beſchwichtigen konnte, ſpricht eben ſo wohl für die geiſtige Wirkung der Muſik auf die Gemüthskrankheit, wenn man an den Wohllaut des Homeriſchen Verſes denkt, als es überhaupt aufs Neue für dasjenige Zeugniß ablegt, was wir früher von dem Verhältniß Hölderlins zu Homer erörtert haben.

Wirkt das Bild des greiſen Hölderlin, im Zuſtande des Wahnſinns, faſt zerreißend auf unſer Herz, als daß wir es lange bloß für ſich betrachten könnten, ſo tritt ſchon gleich eine Beruhigung für uns ein, wenn wir auch nur den entfernteſten Reflex des Menſchlichen, ſeiner früheren, herrlichen Natur in ihm gewahren. So iſt denn auch der Zug von Dankbarkeit unendlich rührend, den Hölderlin, nach der Biographie, auch noch in der Geiſteskrankheit ſtets blicken ließ. Wenn wir die Verſe des unglücklichen Dichters aus dieſem Zuſtande leſen,

„Das Angenehme dieſer Welt hab' ich genoſſen,
Die Jugendſtunden ſind, wie lang' wie lang' verfloſſen,
April und Mai und Junius ſind ferne,
Ich bin nichts mehr; ich lebe nicht mehr gerne."

ſo bilden dieſe Verſe für uns eine kahle, wehmuthsvolle Heide, auf der wir den Unglücklichen wirr und verſtörten Blickes wie den König Lear der Poeſie, den die nur zu verſtändigen, verſchmitzten Menſchen um das Königreich der Poeſie gebracht haben,

einherwanken sehen. Welch ein Anblick das! diese einst so e[illegible] Gestalt von Mißgedanken, zuletzt gar noch von Alter und Kra[illegible]heit verwittert zu erblicken! Doch — beruhigen wir uns um il[illegible]! Erzählt man doch von Sokrates, er habe Stunden gehabt, [illegible] welchen sein Geist dem Leibe so entnommen gewesen sey, daß man Sokrates bewegungslos habe dastehen sehen, und Sokrates hatte doch die Philosophie vom Himmel auf die Erde gebracht. So war denn auch Hölderlin, er, der die Philosophie mit der Poesie, die Erde mit dem Himmel zusammen zu fassen berufen war, in jenen Zuständen der Krankheit nur für längere Zeit dem Leibe entnommen als Sokrates; er war vielleicht schon in das intellektuelle Schauen dessen, was ewig ist, hinausgewendet, und sie nannten es Wahnsinn, was vielleicht der höchste Akt des Uebersinnlichen bei ihm war. Dennoch aber (wenn in Betreff des Geistes noch von Dimensionen gesprochen werden darf), wie weit uns und seinem Leibe auch der Geist entrückt war, er muß zu Zeiten wieder sehr nahe dem Bereiche seiner irdischen Existenz gekommen seyn, so daß Hölderlin auch in der Periode der Verstandeszerrüttung, seinem seligsten Ich nach, den Geist bisweilen so zu sagen wieder durchfühlte, dessen Nähe spürte und ihn in den seltensten Augenblicken sogar in sich einkehren sah. Dies bringt uns auf die Produktionen Hölderlins während seiner Geisteskrankheit.

Die „Gedichte aus der Zeit des Irrsinns" gehören unseres Erachtens zu dem Eigenthümlichsten, was je gedichtet worden ist, und üben bei aller Verschiebung des Normalen, bei allem Mitternächtigen und Uebernächtigen, welches sie darbieten, dennoch einen seltsamen Schmelz und Reiz aus, indem sie uns das Phantasiren des Naturgeistes, des Sturms oder auch nur eines Luftzugs auf einem monoton gestimmten Saiteninstrument hören lassen, wo bekanntlich auch oft die schönsten Tonzüge geistesthaft kommen und gehen, und namentlich die Uebergänge der Forte ins Piano und umgekehrt uns fesseln, die fernste Ferne und die nächste Nähe der Tonstärke lockend in unser Ohr dringen. Alle Gedichte Hölderlins aus der Periode des Irrsinns haben im Grundton etwas Monologisches — wie ja der Irre als solch

vorherrschend im Monolog spricht — in den Neben- und Hochtönen dagegen kehrt oft eine reiche, Gestalten schillernde Modulation, gleichsam der Dialog mit der Außenwelt, wieder hervor. Jenes Monologische ist daher auch der eigentliche, sich reflektirende Irrsinn, denn bekanntlich spricht ja der Irre sehr nachdrücklich mit sich, und eigentlich nur mit sich, ohne es freilich zu wissen. Dieser Monolog ist bei Hölderlin der vielsagendste Tiefsinn mitten im Irrsinn; er ist recht eigentlich die Sprache, die der Irre nur allein spricht und auch nur allein versteht, denn der Irrsinnige ist stets allein, wieder ohne etwas davon zu wissen, wenn auch noch so viele ihn umgeben.

Rührend und ergreifend für den Beobachter, bis zu unerträglichem Schmerz, ist besonders dieses, daß der Irre meint, er mache es gerade so recht, wie er es macht, ja eigentlich mache er es noch besser als die andern, die er wohl gar des Wahnsinns beschuldigen möchte; so daß auch der Irre innerhalb seiner Tiefharmonie oft nach einem Gesetz, welches freilich er selber bewußtlos sich gab, verfährt, und darin oft völlig consequent ist. So war es bei Hölderlin, als er den früher in Betracht gezogenen Brief an Bohlendorf schrieb. S. 86.

Es ist uns, so oft wir diese Gedichte Hölderlins aus der Zeit des Irrsinns lesen, als führe uns der Dichter nicht zur Verzweiflung, sondern zur Verklärung auf die Höhe eines Berges, wo wir das Irdische nur noch in einer sehr zusammengezogenen Perspektive, tief unter uns sehen. Ueber uns klare, schneidende Reinheit der Atmosphäre oder vielmehr gar keine Atmosphäre mehr, tief blauer Aether, der der Schwärze der Nacht gleich kommt. Und der Dichter erhebt sich noch über uns weg auf der Gondel der Poesie (wie einst sein Empedokles auf dem Nahne des vulkanischen Charon hinunterfuhr), und er verschwindet vor uns, und wir hören aus der stummen, kalten Tiefe oder vielmehr Höhe des Firmaments nur noch dann und wann, bald ein wirres, dann aber auch wieder ein süßes Tönen zu uns herüber kommen, unaussprechlich wehmüthig und heimwehkrank, wie vom Winde vibrirend und langsam zu uns getragen, was um so wunderbarer erscheint, als doch sonst in dieser Region kein Rapport durch den Lufthauch mehr möglich ist.

Außerordentlich ergreifend in dem Gedichte Chiron (zu ver-

gleichen mit dem blinden Sänger S. 20) ſind die Worte: „wohl iſt das Herz wach.“ Darum war Hölderlin auch immer noch ſo dankbar, und eigentlich nicht gemüthskrank. „Doch mir zürnt, mich hemmt die erſtaunende Nacht nun immer.“ Wie man auch wohl von einem mehr äußerlich Leidenden zu ſagen pflegt: ſein Herz iſt geſund. Und ſo ſehen wir überhaupt den unglücklichen Dichter in dieſen ſeltſamſten Poeſien oft den ſchärfſten Einblick und Fernblick herüber und hinüber wenden. Sein ſchwer einſt verwundetes, jetzt dunkel und tief innen lebendes Gefühl fühlt das Zühlloſe ſeines Schickſals ohne eigentliches Wiſſen davon. Er ruft nach dem Lichte des Verſtandes, aber — es hört nicht, und wenn es hört und kommt, ſo kehrt es doch ſogleich wieder um. Wie das eben das Tragiſche des Wahnſinnes iſt, daß er noch immer einen Schein von Vernunft, eine Art Conſequenz, eine Art karikirter Logik von Theſe, Urtheil und Schluß hat, ſo laufen ſolche Lichter, gleichſam die perſonificirten lichten Augenblicke, nach Licht ſchreiend, auch über die Region weg, in welche uns hier der Dichter verſetzt; es ſind dieß die ſchreienden Lichter ſeiner Weltbühne. Dieſer Schein von Vernunft, welchen ſelbſt der Wahnſinn noch nimmt, iſt das Licht des Geiſtes, das Licht eines Augenſterns, der nicht mehr da iſt (daher in Wahrheit der blinde Sänger), wie ja auch Sterne oft nicht mehr da ſind, die ſich in einem Lichtſcheine immer noch markiren, oder wie einer, dem der Fuß abgenommen iſt, doch noch ein Zucken und Brennen im Fuße wahrzunehmen glaubt. Aber wenn das Licht des Irrſinns auch kein eigentliches Licht mehr iſt, ſo ſpürt doch der Irrſinnige, daß das Licht, auch das der Vernunft, das Urſprüngliche iſt, daß die Nacht des Geiſtes nicht ſeyn ſoll, wie ja die Nacht nichts Poſitives iſt, ſondern nur Mangel an Licht; und der ſeiner poſitiven Natur ſich dunkel bewußte Menſch ſeufzt und ruft hier nach dem Poſitiven ſeiner Lichtnatur, nach Vernunft. Ach, ſo wollte auch Hölderlin, der unglückliche Dichter, deſſen Mutter ſogar das Licht und deſſen Vater der Aether war, jetzt im Dunkel und in der Verſchloſſenheit, entbehrend des reinſten Lichtes, des Geiſtes und des klarſten Aethers, des Bewußtſeyns, und ahnt es in dem Entbehren ſelbſt, daß er deſſen entbehrt. — „Ich war's wohl,“ heißt es in dem Gedicht Chiron. Wie herzzerreißend dieß: „war's,“ wenn man den Accent auf

war's legt. Ich war's wohl, aber ich bin es jetzt nicht mehr. Aber auch eben so schmerzlich, wenn man liest, ich war's wohl. Aber Ich ist ja nicht mehr für ihn, statt Ich ist immer nur ein affendes Ich, also ein Nichtich, und schon wieder ein Nichtich, und doch immer er selbst und nie ein Anderer als er selbst, aber bewußtlos.

Indem er zu den Pflanzen, den Blumen übergeht, indem er sie dennoch flieht (vierte Strophe), fällt uns Shakspeares Cybelie ein. Und wie gewaltig, wie vollendet schildert der Irre sich in der Irre, in den einfachsten Worten: „Nun sitz' ich still allein, von einer Stunde zur andern." Das ist es ja eben, daß du Aermster, trotz deines Doppel-Ichs und seines Lichts allein und im Finstern bist. Wärst du nicht allein (nur scheinbar zu Zweien), so warst du bei Verstand, und wärst du bei Verstand, so wärst du nicht allein, und wärst du nicht im Finstern, so bedürftest du keines Führers, und gürtetest dich selbst, statt daß sie dich jetzt gürten, und oft dich führen, wohin du nicht willst. Und wie wunderbar! Diese Wirklichkeit eines zerrütteten Seelenzustandes, einer so verwickelten Situation, bringt der sich bewußtlos gleichsam zum Wissen, der selbst darin ist, spürt es richtig heraus, daß er allein ist, um eben in dem Alleinsein bewußtlos zu seyn! Auch stoßen wir hier gleich wieder auf jene Wolke der Juno, über die der Dichter, wie wir wissen, früher schon unwillig wurde, „und Gestalten aus frischer Erd' und Wolken der Liebe schafft" (ihm ist ja im Grunde jetzt alles zur Wolke der Juno geworden), „weil Gift" (der Groll des Schicksals) „ist zwischen uns, mein Gedanke nun; und fern lauscht' ich hin, ob nicht ein freundlicher Retter vielleicht mir komme." So erhaben und maßvoll weiß er über seine Unvernunft zu sprechen.

Und nun die furchtbarste, ergreifendste aller Selbstschilderungen des Wahnsinns und seiner immer mehr verwirrenden Doppelgesichte in dem: „wenn einer zweigestalt ist," und ferner wie eine Ablauschung seiner selbst, seiner jedesmaligen Bewegung, als ließe er keinen Blick von sich, als hätte er sich durch und durch fixirt, und wäre ganz zur fixen Idee und Person, zur personificirten fixen Idee geworden (und er ist es ja auch), wie er ja auch in der That keinen Blick von sich läßt, da er ja allein ist mit sich, und doch nicht mit sich, sondern mit Nichtich. Und

ſo erſcheint uns dieſe Stellung des Gedichts, obwohl er, von ſich ſelbſt fixirt, doch zugleich mit der Phantaſie ſpringt, ſie erſcheint uns vollends wie die geſunde Krankenbeobachtung ſeines Schweifens und Springens, wenn er ſagt: „Irrſtern des Tags."

Gehen wir zu dem Gedicht „Thränen" über. Hier dürfte eine Erklärung nur ſehr unvollſtändig möglich ſeyn, denn Tiefſinn wechſelt in dieſem lyriſchen Ernſt in ſchneller Folge mit Irrſinn ab, und dieſer Wechſel iſt hier um ſo prägnanter, als ja das Volk den Irrſinn häufig auch Tiefſinn nennt. Es ſetzt dieſes Gedicht gleich am Anfange zur ſchönſten Bildung beſtehenden Liebreizes an, kann ſich aber, wie oft es auch immer wieder anſetzt, nicht mehr in geordneter Geſetzmäßigkeit des Lebens erhalten. Merkwürdig, daß Hölderlin auch in dieſem Gedicht wieder die Augen und deren Blindheit heranzieht, und immer wie auf ſeinen eigenen Seelenzuſtand hinſchielt, wie wenn ein leiblich Blinder ſehen wollte, daß er blind iſt. — Das Gedicht „Blödigkeit" iſt faſt ganz in unergründliche Nacht gehüllt, die wohl niemand aufhellen dürfte. — Dagegen erſchien uns „Ganymed" wie ein verſchüttetes Heiligthum der Vorwelt mit deutlich zu erkennender Künſtlerherrlichkeit; aber es erſcheint uns auch wie eine aufgefundene fragmentariſche Herme des Dichters ſelbſt, der Ausbruch eines entſetzlichen Gemüthsvulkans verſchüttete ſie, wir graben und graben, und ſiehe da, wir ſtoßen wirklich auf herrliche, neue Trümmer, auf zerſprengte, zerriſſene Theile eines Ganzen, die uns das Reinſte, Ausgearbeitetſte erwarten und in dieſen Theilen auch finden laſſen; dann aber kommt wieder ein Stück Verkruſtung, und wo es auch bald, mitten in dieſer Verkruſtung, zur ſchönſten Form ächter Antike ſich erhebt, fällt es doch gleich wieder zurück ins Unkenntliche, aus dem Seelenvollſten ins Monſtroſe. Am Anfang ſcheint den Dichter Mitleid, Wehmuth, aber auch eine Art Bitterkeit zu ergreifen. Die letzte Strophe iſt nach der einen Seite wohl ſo zu verſtehen, daß wir mit dem Dichter aufs Neue dem empfindlichſten Mitſchmerz empfinden. Nämlich ſo: „der Frühling kömmt," wie er ſo oft ſchon kam, und immer reizend, immer mit Blüthen geſchmückt, und Leben auf Leben weckend kam. „Und jedes in ſeiner Art, blüht;" auch der Menſch blüht auf und freut ſich namenlos, und unter allen Menſchen zumal der Dichter, wie einſt Hölderlin ſelbſt;

„der iſt aber ferne; nicht mehr dabei. Irr' ging er nun; denn allzu gut ſind Genien;" (nämlich etwa für ihn? auch vielleicht Bitterkeit?) „himmliſch Geſpräch iſt ſein nun." — Das Letzte deutet an, als fühlte der Dichter ſich ſelbſt, ſeinem beſten Theile nach, bereits entrückt, bereits in ſeligen Regionen. — Das nächſte Gedicht heißt: „Hälfte des Lebens." Es fröſtelt und friert uns, wenn wir uns in dieſe beiden Winterſtrophen vertiefen, ſo überaus lebhaft iſt der Seelenzuſtand des Dichters veranſchaulicht, aber nicht bloß der Zuſtand des Dichters, ſondern eine gewiſſe Seelenſtimmung des Menſchen überhaupt. Der Dichter ſcheint eben, nach einem lebhaften Durcheinander inneren Bilderdranges, über ſein eigenes Schickſal zu ſinnen. Und in Wahrheit kann der Gedanke an die lange Oede des phyſiſchen Winters ſogar den Geſunden, den Geſelligen bisweilen mitten im Vollglück des Sommers trüben und bekümmern, wie viel mehr nicht den Einſamen, den Kranken, wenn er noch gar des Lebenswinters gedenkt, wie ſie kommt, die zweite (wenigſtens bei Vielen) mattere, verlaſſenere Hälfte des Daſeyns. In einfachen, faſt nur ſkizzenhaft, faſt kinderſpielartig, aber doch maleriſch hingeworfenen Zügen veranſchaulicht uns der Dichter das Geſagte in den vorliegenden beiden Strophen. So könnte dieſes Gedicht als das Erzeugniß eines völlig geſunden wunderbar fein und ſo zu ſagen das Dinglichwie ſein eigenes Gemüthsleben empfindenden Zuſtandes betrachtet werden. Wie kann man auch wohl den wehmüthigen, geiſterhaft ſchneeloſen, herbſtlichen Winter (nicht den ſtrengen, derbhaften, in dem ohnehin die Windfahnen feſt frieren) ergreifender ſchildern, als der Dichter es thut in der zweiten Strophe, in der er die Windfahnen klirren läßt? — Im „Lebensalter" erſcheint uns Hölderlin wie ein endlich zur Ruhe, aber zur Ruhe des Uebergrams, affektloſer Verſteinerung gekommener Greis. Was ging nicht auch alles von Wogenbrandung hinweg über dieſes edle Haupt, über dieſe kühne Wölbung des Schädels, der eine sphaera armillaris für ſich war, in der ſich die größte aller denkbaren Sphären, das Univerſum, tauſend und wieder tauſendmal abbildete und drehete; was ging nicht alles über dieſen Schädel hinweg und mitten hindurch — da Gedanken impalpabel ſind —! Alle Ueberlieferungen der Natur und Geſchichte, alle Bekümmerniſſe um fremde und eigene Schickſale, alle die

Fernen der Zeiten und der Räume, um ſie im Aether und Lichte beiſammen zu haben, und ſelbſt dieſe noch zu einigen in einem Höheren als ſie ſelbſt. Auch nahm die Brandung vieles mit, und geſtaltete vieles um, was blieb. Sie nahm dem Dichter die Seinen, ſie nahm ihm ſeine Jugendſchönheit, ſie nahm ihm ſeinen Verſtand, und nahm ihm zuletzt noch das lockige aber weiße Haar; ſie runzelte und furchte ihm die von Gedanken einſt ausgeſtaltete und ſelbſt wieder Gedanken geſtaltende Stirn. Gedanken, die mit den geliebten Ruinen antiker Vorwelt um die Wette zerfielen, Gedanken, die einen Bau zum Himmel aufführten, die aber zuletzt wie jene Arbeiter am babyloniſchen Thurmbau, welche aus Sprachverwirrung nichts mehr aufbauen konnten, uneins wurden. Und doch trotzte noch eine Weile (wie jene Ruinen der Vorwelt), obwohl die Gedanken es ſchon meiſt verlaſſen hatten, das erhabene Greiſenhaupt dem fortbrauſenden Sturme der Zeit, bis dieſer doch es begrub. — Zu dieſem Begräbniß ſtimmt uns ſchon wunderbar das Gedicht: „der Winkel von Hart," indem wir es ſo recht tief empfinden, wie man ja zuletzt einen Jeden und ſelbſt den größten in einen Winkel legt, während unbeachtet ſeiner das Leben auf breiter Straße fortzieht. Das Gedicht „der Winkel von Hart" ſpricht zu uns wie ein Winkpfoß — denn auch der ſpricht, wenn oft auch nur Sehnſucht — der durch den trauernden Wald geht, und an einem Heldengrabe der Vorwelt haften bleibt. — „Der Frühling" könnte wieder bis auf einen gewiſſen Grad als geſund betrachtet werden, nur ſind es ſo ausgeſucht ſeltſame und langſam zuſammengebrachte Einzelzüge, die jedoch eine wahrhaft idealiſche Gruppirung bilden, daß wir denn wohl das Ungewöhnliche des Seelenzuſtandes nur zu entſchieden heraus wittern. — Der Dichter als ſolcher hat nun einmal zartere, erregbarere Nerven als andere Menſchen. Sie bilden das tragbarſte, unmittelbarſte Saitenſpiel, welches nur je hervorgebracht wurde, und welches die Natur dem Poeten mit auf den Lebensweg gab, ſo daß dieſe Dichternerven auch erſchütternder und gedankenvoller erklingen als die anderer Menſchenkinder, und ſogar dann oft alſo erklingen, wenn das Gewöhnliche ſie berührt. So geht es auch unſerem Poeten. Was in ihm im Sturm des Lebens von Saite noch übrig geblieben, es iſt immer noch aufgeſpannt, und es erklingt darin immer noch etwas Ungewöhn-

liches, Ergreifendes, Ueberirdiſches von Melodie, wenn irgend ein Zufall in des Dichters Seele wie in ein aufgeklapptes Clavier hineinſchreit, wo es denn wunderbar lang und geiſterhaft tönend wie aus der unendlichen Aetherhalle des Univerſums zurücktönt. Dieſen Eindruck machen faſt alle Gedichte Hölderlins aus der Zeit des Irrſinns, beſonders aber das nächſte: „der Kirchhof.“ Wir hören hier wie vom Zufall angeſchlagene Töne, aber ſie ſind in ihrer Zufälligkeit und halben Phantaſtik für unſere Thränen unwiderſtehlich, und plötzlich, ganz plötzlich und wider alle ſonſtige Erfahrung ſteht auch dieſes zufällige und doch ſo holde Getön ſtill, wie das Sprechen eines laut und zuſammenhangsvoll phantaſirenden Menſchen, der auf einmal ſtirbt, als wäre auch der ſo eben noch ſprechende oder ſingende Dichter plötzlich vor unſern Augen geſtorben. Oder das Gedicht wirkt auf uns wie eines Menſchen höchſt ergreifende Rede, die uns das Unerhörteſte erzählt, die durch ihr wiederholtes: „Wenn“ im höchſten Grade uns ſpannt, ein Wenn, dem aber kein Nachſatz folgt. Auch macht dieſes hier recht entſchieden den Eindruck, daß auf den Geiſteskranken gar kein Verlaß iſt, wenn man auch noch ſo gern mit ihm durch Gedankenaustauſch verkehren wollte. Dennoch iſt die geiſtreiche Einfalt der Verſe dieſes Gedichts, wie bemerkt, überwältigend. — Der harmloſe, auch jetzt noch in gewiſſen Stimmungen geſprächige Dichter iſt offen genug: in dem „Spaziergang“ es auszuſprechen, daß er eines Führers bedürfe, wenn er auch dieſer Führer, dieſer Behüter ſich ſelbſt ſey. Dieß iſt wieder das gräßliche Doppelich, das Du ſeines Ich, welches immer vor ihm herläuft, als ſolle er ſich ſelbſt greifen, als ſolle er ſich ſelbſt einholen, auf dem endloſen Wege einer ſich vor ihm ausſpannenden Zeit; obwohl er jetzt gerade, in dem Gedicht, von ſich ſelbſt in Ruhe gelaſſen wird, und mit ſich Arm in Arm umherſchlendert. Er erſcheint nach dem, wie er ſich hier ausſpricht, gleich einem, der ſich einbildet, er trage ſeinen eigenen Kopf in der Hand. Auch ſcheint es in vielen dieſer Poeſien, auch in der vorliegenden, als wäre unſerem Dichter in der Periode des Irrſinns oft aller Sinn für das eigentlich Körperhafte vergangen geweſen, als hätte er, wie Kinder in früheſter Lebenszeit, nur Fläche geſehen, alles Körperhafte nur als Bild; daher er hier auch von „gemalten Wäldern“ ſpricht. Welches ſtärkere,

hoch über der Gewöhnlichkeit ſtehende Beiſpiel — wenn hier auch freilich nur noch uneigentlich von dem letzten die Rede ſeyn kann — gibt ſich in den erſten acht Verſen zu erkennen, in Vergleich mit demjenigen, welches oft der dünkelvolle Geſunde kund gibt, welcher wenigſtens der Welt für verſtändig gilt, und doch keinen tieferen Verſtand zu verlieren hat. Ueberhaupt enthält das Gedicht „der Spaziergang" ein Bekenntniß, welches in manche Schmerzen der menſchlichen Bruſt und insbeſondere des edeln Sängers wie in den zerrütteten Seelenzuſtand deſſelben tiefen Einblick gewährt. — „Das fröhliche Leben" iſt eine herzerſchütternde Zeitung aus dem Lande der Ereigniſſe, wo keine Ereigniſſe der bewußten Geſchichte mehr vorkommen, da der einzige Bewohner dieſes Landes eigentlich ſelbſt nicht mehr erfährt, was in ſeiner Sphäre eigentlich vorgeht, wohl aber ſcheinen traumartige Wahrnehmungen von Naturereigniſſen in dieſem Weltraum des Irrſinns noch möglich zu ſeyn, oder höchſtens noch Ereigniſſe eines ſeelenvoll (nicht geiſtvoll), obgleich mondblaß, verdämmernden Einzellebens. Das Gedicht, welches die Ueberſchrift führt: „das fröhliche Leben," iſt eine Sieſte des Irrſinns, die Schilderung ſeiner Erholung in der Natur. Die alte, treue Bonne, Seele genannt, die ſchon ſo viele Jahre und Jahrzehnte in dem nun auch verfallenden Hauſe des Körpers geweſen, führt das ſchwache, unſicher gehende Kind, Verſtand geheißen, unter den ſchönen, blauen Himmel, unter die grüne Belaubung, auf den weichen Sammet der Wieſe, und ſiehe da, das Kind hat liebliche Einfälle, aber doch nur Kindereinfälle, und weiß ordentlich tiefſinnige Fragen zu ſtellen, und freut ſich über all das, nach Kindes Weiſe, und greift nach dem, was draußen zu ſehen iſt. Dieſes Gedicht „das fröhliche Leben" iſt das Stillleben einſamer Schwermuth, wenn ſie einmal fröhlich iſt, aber ach! was kann das für eine Fröhlichkeit ſeyn, wenn die Schwermuth fröhlich iſt! Wie poetiſch iſt die Wendung von der „Schenke" in der zweiten Strophe, wie holdſelig naiv die Stelle, wo in der letzten Strophe vom „Mond" die Rede iſt, und das „ſehr einfältig," welches ſchon nicht mehr bloße Naivetät, ſondern bereits die Naivetät der Naivetät iſt! — In dem Gedichte „Winter" iſt die zweite Strophe in ihrer ganz und gar ungenirten Lakonie wieder höchſt maleriſch und muſikaliſch. Man

ſinket dem verwandte Anklänge, jedoch viel äußerlicher gefaßt, hie und da auch bei dem alten Dichter Brockes, wo er Naturgegenſtände malt. — Endlich das Gedicht: „höhere Menſchheit“ iſt die letzte Herbſtesſtoppel dieſes langen und ſo tragiſch durchgeführten Dichterlebens eines der herrlichſten Menſchen, den die Griechen, da er in einem, nach ihrer Art zu ſprechen, barbariſchen Volke aufgeſtanden war, ohne Zweifel unter die Götter verſetzt hätten, indem er, ein ächter Hellene, die heilige Nothwendigkeit des Schickſals, mit dem auch der Cyklus ſeiner früheren Gedichte beginnt, bis zum letzten Augenblicke in treuer Ausdauer geehrt hat.

Was nun noch den „Anhang“ betrifft, ſo ſieht man ſogar aus dem Stückchen Torſo, „der homeriſche Achill,“ welches vor uns liegt, wie auch dieſen individuell ausgearbeitetſten aller griechiſchen Helden der früheren Zeit, fast Mann und Jungfrau zugleich und doch nicht Hermaphrodit, Hölderlin gefaßt hatte, und wie er ihn in aller Vollendung dichteriſch wiederzugeben wußte. — Das neidloſe Sichfreuen in dem ſtillen Glücke Anderer, wie es ſich in dem Gedicht „an Landauer“ ausſpricht, kennen wir ſchon an Hölderlin. Es erinnert dieſes Produkt an „das Ahnenbild,“ wenigſtens an einen Theil deſſelben, wo der Dichter das geſunde Dieſſeits und ächtes Lebensglück ſchildert. Ihm war es hienieden nicht ſo zu Theil geworden. Er hatte, ungeachtet ihn die Herrlichkeit der Exiſtenz, zumal wie ſie ſich von der Schönheit des Individuellen bis zur Erhabenheit des Univerſums offenbart, namenlos im Geiſt zu entzücken vermochte, er hatte die Entſtellung dieſes Geiſtes an ſich ſelbſt erfahren müſſen; aber er hatte durch heiliges Dulden den Gott, der ihm das zugeſchickt, angebetet, wie auch wir jenen Gott immerdar, aber auch nach ſeinem Geſetz handelnd, anbeten wollen, und der Gott hatte ihn auch im Wahnſinn nimmer verlaſſen. Schon daß er ihn die Natur in ihrer Schönheit immer noch ſchauen und wiederſchauen ließ, war die ſichtbare Nähe des Gottes, der dem Unglücklichen gewiß in dieſem Schauen offenbarte, daß auch ſein Leiden enden werde und ein höheres Schauen ſeiner warte.

Wie der Tiſchler es iſt, der uns Allen den Sarg einſt

zimmert — der ſeinige hieß zufällig auch Zimmer — ſo hatte ja auch ihm wirklich ein Tiſchler ein Zimmer zum Sarge eingeräumt, in dem er bei lebendigem Leibe, aber bei ſchlummerndem Geiſte ſich begrub. Und wie man von Sonderlingen erzählt, daß ſie ſich in ihrem letzten Willen einen Sarg ausbedingen, der Fenſter habe, damit ſie noch im Tode die Gegend umher beſchauen könnten, ſo hatte und bewohnte er, der größte, aber auch der liebenswürdigſte von allen Sonderlingen, ebenfalls einen Sarg, deſſen Grab ihm Dictima ſelbſt geweiſſagt hatte, einen Sarg, den Fenſter ſchmückten. Und an einem dieſer Fenſter ſaß er ſo gern, um die zärtlichſte ſeiner Geliebten, die Natur, täglich und nächtlich zu ſchauen. Hier ſah er die Heerden und die Pflüger, die Schnitterinnen und die Schnitter ausziehen und heimkehren, hier ſah er die Menſchen ſich mit Trauben und mit Weinlaub ſchmücken, um die Wehmuth des Herbſtes zu vergeſſen und nicht auch ſchwermüthig zu werden wie er; hier ſah er drüben auf dem Fluß und an ſeinem Sargfenſter das traurige Eis ſich bilden, aber auch den Winterbach ſchmelzen, wenn der warme Süd heranwehte, wenn der Frühling ſchon die luſtigen Quartiermeiſter ſeines Heeres, die Lerchen, vorbeiſchickte; hier ſah er aber vor allem den Aether und das Licht, die Allwaltenden, zu allen Zeiten des Jahres, bei Tage und bei Nacht, mit Sonne und Mond und Geſtirnen. Und ſo ſaß er und ſah er von Tag zu Tage, von Woche zu Woche, von Mond zu Mond, von Jahr zu Jahr bis ins höchſte Alter hinein. Und ſo ſaß er, bis es zum Sterben auch des Leibes kam, „und ſo ſaß er" — auf daß wir mit den Worten ſeines heißgeliebten Meiſters von ihm Abſchied nehmen — „eine Leiche eines Morgens da, nach dem Fenſter noch das bleiche, ſtille Antlitz ſah."